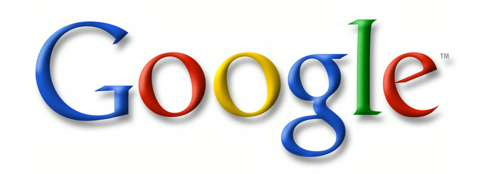
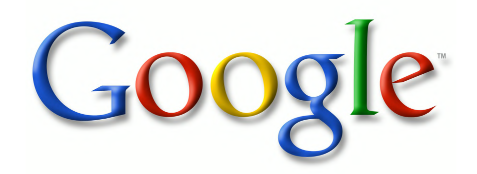


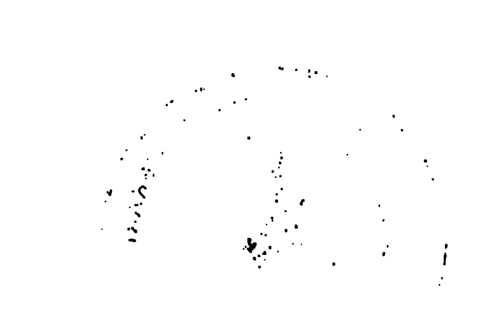





STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969









Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

Missionar P. Steiner.

1903. — Siebenundvierzigster Jahrgang. — 1903.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1903.

Inhalt.



Irene. E. V. Petrie

Konfuzius, der Heilige Chinas.

Von Miss. Ch. Piton.

I.

Was war Konfuzius? Daß er kein Philosoph war im Sinn eines Pythagoras oder eines Plato, eines Cartesius oder eines Kant, das ist aus nachfolgenden Darlegungen ersichtlich. Er kann auch kein Religionsstifter genannt werden, wie Moses oder Jesus, wie Buddha oder Mohammed es waren. Was man Konfuzianismus heißt, ist die Religion der alten Chinesen, wie sie lange vor Konfuzius bestanden hat. Sie trägt den Namen, unter dem wir sie kennen, nur darum, weil diesem Manne das Verdienst zukommt, am meisten für ihre Erhaltung bis auf unsere Zeit beigetragen zu haben.

Was war er aber? Er selbst antwortet auf diese Frage: „Ich bin kein Neuerer, sondern ein bloßer Ueberlieferer.“ Fragen wir dagegen einen Chinesen: Was war Konfuzius? so antwortet er ohne Zaudern: Er war ein sching-yin, d. h. wörtlich: „ein heiliger Mensch“, oder kurzweg: „ein Heiliger“.

Im Alten wie im Neuen Testament wird „heilig“ auch wirklich mit sching übersetzt. Für einen Chinesen ist also in der Stelle: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth“, von Gott nichts weiter ausgesagt, als was er von seinem Konfuzius zu halten gewohnt ist; oder umgekehrt, er beansprucht für letztern dieselbe Eigenschaft, die durch jenes Wort Gott zugeschrieben wird.

Was ist nun ein Heiliger nach dem Sinn der Chinesen alter und neuer Zeit? Durch Zusammenstellung mehrerer Stellen der Klassiker erhalten wir folgende Antwort: Ein Heiliger ist derjenige Mensch, der ohne Anstrengung und Hilfe von außen seine ihm

vom Himmel verliehene ethische Anlage verwirklicht hat und infolge davon im Stande ist, eine geistige umwandelnde Einwirkung auf seine Mitmenschen auszuüben. Durch diese Befähigung erweist er sich als reif für die vom Himmel verliehene Herrscherwürde.*)

Die chinesische Lehre, daß die Natur des Menschen eine vom Himmel verliehene ist, berührt sich mit der Aussage, die Paulus an die Athener richtete: „Ihr seid göttlichen Geschlechts.“ Andererseits ist für denselben Apostel die Menschheit so tief versunken in die Sünde, daß sie unfähig gewesen wäre, einen Heiligen aus sich zu erzeugen. Dazu bedurfte es einer Dazwischenkunft Gottes, der seinen Sohn ins Fleisch sandte, damit er als zweiter Adam der Stammvater eines neuen Menschengeschlechts würde. Für die Chinesen ist solches Eingreifen Gottes in die Geschicke der Menschheit unnötig. Der Mensch braucht nur die in ihn gelegten Keime der göttlichen Natur ungehindert zur Entfaltung kommen zu lassen, um als Mikrokosmos die im Kosmos waltende Ordnung in sich wiederzuspiegeln und Kräfte eines neuen Lebens zur Wiederherstellung der auf Erden eingerissenen Unordnung aus sich zu erzeugen.**) Zahlreich sind die Menschen, die hiezu geschickt sind, allerdings nicht. Es sind dies die Heiligen, die der Himmel hauptsächlich in Zeiten des sozialen und moralischen Verfalls erweckt, um die Ordnung auf Erden wieder herzustellen.***) Es hat ihrer vor Konfuzius sechs gegeben, die wir uns etwas näher ansehen wollen, um die chinesische Lehre über diesen Punkt besser zu verstehen. Es sind: Yao, Schun, Yü, König Wan, König Wu und Herzog Tschao.†)

*) Tschung-ying XX, 18 zusammen mit I, 1 und Legges Erklärung zu letzterm Passus; ferner: XVII, 2, 5 und Menzius VII, b, 25.

**) Christus sagt: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.“ Ein Konfuzianist wird in diesen Worten eine treffende Schilderung sehen der von einem Heiligen auf seine Mitmenschen ausgeübten Aktion.

***) Der Leser denkt hier unwillkürlich an die Richter, die Gott im Volke Israel erweckte, um es zu erretten aus der Hand seiner Feinde. Doch hat keiner derselben an das Ideal eines chinesischen Heiligen hingereicht. Die einem solchen zugeschriebene geistig-ethische Wirkung ging ihnen ab.

†) Der Kenner der Geschichte des alten Chinas muß sich wundern, daß Tsching-thang, auch bloß Thang genannt, der Gründer der Schang-Dynastie, nicht auch in dieser Aufzählung der vorkonfuzischen Heiligen einbegriffen ist.

Die drei ersten sind die Herrscher, womit Konfuzius im Schu-king die Geschichte Chinas beginnen läßt und die ihre Herrschaft von 2357—2198 ausgeübt haben. Sie sollen mustergültige Vorbilder für ihr Volk und ihre Regierung soll eine äußerst wohltätige gewesen sein. Die Periode, in der sie das Regiment führten, ist für den Chinesen das goldene Zeitalter. Von Yao zwar ist nicht viel bekannt, höchstens etwa, daß er seinen unwürdigen Sohn beiseite schob und den tugendhaften Schun, nachdem er diesem, um ihn zu erproben, seine zwei Töchter zu Weibern gegeben hatte, zu seinem Nachfolger bestimmte. Von diesem letztern wissen wir etwas mehr. Er war von niederer Abkunft und der einzige Sohn aus einer ersten Ehe. Wiewohl er nicht nur der Gegenstand des Hasses seiner Stiefmutter und seines Halbbruders, sondern auch seines Vaters war und alle drei zusammen ihm den Tod schwuren, erwies er sich doch allezeit äußerst pietätsvoll gegen seine unwürdigen Eltern und übte durch sein Verhalten einen solchen Einfluß auf sie aus, daß sie sich besserten. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit des Kaisers Yao*) auf sich, der ihn, wie gesagt, zu seinem Nachfolger in der Herrscherwürde ernannte. Von seiner fünfzigjährigen Regierung (2255—2206) ist nichts auf die Nachwelt gekommen. Sie muß wohl aus mehr bestanden haben, als was Konfuzius davon zu sagen weiß: „Ist nicht Schun ein schlagendes Beispiel davon, wie man regieren kann, ohne sich anzustrengen? Denn in was bestand sein Wirken? Bloß in einer würdevollen

---

Er hat vieles gemein mit König Wu, dem Gründer der Tschao-Dynastie, mit dem er oft zusammengenannt ist. Trotzdem wird er gewöhnlich nicht als ein eigentlicher Heiliger angesehen, wenigstens nicht im gleichen Maß wie die hier aufgezählten. Hier handelt es sich übrigens nicht um eine vollständige Aufzählung der Männer, die diesen Titel verdienen, sondern nur um eine Charakterisierung der Heiligen.

*) Die Bezeichnung des Yao und auch des Schun als Ti, „Gott", ist späteren, noch nicht ermittelten Datums. Die Nachwelt wollte ihnen damit ein göttliches Gepräge aufdrücken. Man könnte darum füglich Ti Yao und Ti Schun mit „göttlichem Yao" und „göttlichem Schun" übersetzen. Doch bleiben wir lieber bei dem herkömmlichen „Kaiser Yao" und „Kaiser Schun". Schi-wang-ti (221—210) war der erste, der sich die Bezeichnung Ti beilegte. Seitdem hat Ti auch die abgeleitete Bedeutung „Kaiser" erhalten und wird allgemein bis auf den heutigen Tag so gebraucht.

und majestätischen Haltung."*) Die Ehre, zu einem Heiligen erhoben zu werden, verdankt Schun hauptsächlich seiner kindlichen Liebe, wie Konfuzius ausdrücklich bezeugt: „Wie groß war doch Schuns Pietät! Dadurch wurde er in sittlicher Beziehung ein Heiliger; an Würde fiel ihm der Thron zu; an Reichtum besaß er die ganze Welt."**)

Wie Schun Yaos Minister gewesen war und um seiner Verdienste willen zu seinem Nachfolger ernannt wurde, so geschah es auch bei Yü. Dieser regulierte im Auftrag Schuns die Gewässer Chinas, das er dadurch vor Ueberschwemmungen sicher stellte. Während der neun Jahre, die diese Riesenarbeit in Anspruch nahm, kam er dreimal an seinem Hause vorüber, kehrte aber niemals ein; so sehr war er auf Erfüllung seiner Pflicht bedacht; denn wäre jemand währenddem ertrunken, so hätte er sich die Schuld davon zuschreiben müssen. In Anerkennung dieser seiner aufopfernden Tätigkeit für das Wohl des Reiches ernannte ihn Schun zuerst zu seinem Mitregenten und später zu seinem Nachfolger, obwohl er selber Söhne hatte.

Diese drei ersten Heiligen Chinas bilden zusammen eine Gruppe. Trotz der Lobeserhebungen, die ihnen in den Klassikern gespendet werden, erklärt das wenige, das von ihnen ausgesagt ist, nicht genügend, wie sie den Rang von Heiligen verdient haben. Von der wesentlichen Forderung hiezu, wonach sie eine geistige und umwandelnde Einwirkung auf ihre Untertanen hätten ausüben müssen, ist nichts Tatsächliches verzeichnet.

Die drei weitern genannten Heiligen bilden ebenfalls eine Gruppe für sich. Es sind dies König Wan und seine zwei Söhne, König Wu und Fürst Tschao. Ihnen wird das große Verdienst zugeschrieben, daß sie durch den Sturz des Tschao-sin oder Schao, des letzten Herrschers der Schang- oder Yin-Dynastie (1766—1123), und durch die Erhebung ihres eigenen Hauses auf den Thron Chinas das Reich vom Untergang errettet haben. An diesem verdienstvollen Werk haben alle drei Männer zusammengewirkt und sich dadurch als Heilige erwiesen.

---

*) Lun-yü XV, 4.

**) Tschung-yung XVII, 1.

König Wan, einer der Vasallenfürsten jener Zeit, hatte durch seine Tugenden eine hervorragende Stellung im Reich erworben, während Tschao-sin sich durch sein ausschweifendes Leben die Herzen seiner Untertanen entfremdet hatte. Der Augenblick war vorauszusehen, wo er das Gericht des Himmels über sich und sein Haus herabbeschwören und König Wan sich des Thrones bemächtigen würde. Da Wan aber dem natürlichen Lauf der Dinge nicht vorgreifen wollte, starb er, hundert Jahre alt, ehe das erwartete Ereignis eintrat. Sein Sohn, König Wu, hatte aber nicht die gleiche Geduld. Nach einigen Jahren (1124) erhob er sich, 87 Jahre alt, gegen seinen Oberlehnsherrn. Nachdem er seine Mannen um sich versammelt hatte, richtete er an sie folgende Worte: „Himmel und Erde sind Vater und Mutter des Weltalls; der Mensch aber ist des Weltalls Seele. Der aufrichtigste, der intelligenteste, der einsichtsvollste wird zum Herrscher erhoben, um Vater- und Mutterstelle am Volk zu versehen. Nun seht aber diesen Tschao-sin, den Herrscher der Schang-Dynastie! Er ehrt nicht den höchsten Himmel und bringt Elend über das Volk . . . Das Maß seiner Sünden ist voll. Des Himmels Befehl ist, daß er vernichtet werde. Wenn ich dem Himmel nicht gehorchte, so wäre meine Sünde ebenso groß . . ." *)

Getragen von diesem Bewußtsein, des Himmels Befehl auszuführen, zog König Wu in den Streit. Es bedurfte nur einer einzigen Schlacht, um den vom Himmel verworfenen Tschao-sin zu stürzen und sich und sein Haus, als vom Himmel dazu berufen, an seine Stelle zu setzen. Wu ist der Gründer der Tschao-Dynastie, die von 1122 bis 255 den Thron Chinas inne hatte, unter welcher Konfuzius lebte und seine Schule sich ausbildete. Als Konfuzius gefragt wurde, kraft welcher Eigenschaft König Wu sich dieser göttlichen Mission würdig gemacht habe, antwortete er: „Durch die Ausübung seiner Pietät, die er in der Ausführung des Vorhabens seines Vaters bekundete." **) Wir sehen hier das immer wiederkehrende Bestreben, allen ethischen Gehalt eines Menschen auf die Ausübung dieser einen Grundtugend zurückzuführen.

---

*) Schu-king V, 1.

**) Tschung-yung XIX, 1. 2.

Im Verdienst, das Vernichtungsurteil des Himmels an Tschau-sin ausgeführt zu haben, wird auch dem Bruder des Königs Wu, dem Herzog Tschau, ein so großer Anteil zugeschrieben, daß er ebenfalls in die Zahl der Heiligen Chinas eingereiht worden ist. Indem er die Tugenden der frühern Heiligen in seiner Person vereinigte,*) stand er mit Rat und Tat seinem Bruder mächtig bei, arbeitete eine neue Verfassung für das Reich aus und erhob die Sitten des Volkes aus der Versunkenheit, in die sie unter der vorhergegangenen Regierung geraten waren. Konfuzius äußerte in Bezug auf ihn, daß er es als ein Anzeichen des Rückganges bei sich ansehe, wenn einige Zeit vergehe, ohne daß er von Herzog Tschau träume,**) und Menzius trägt kein Bedenken, ihn mit Konfuzius in eine Linie zu stellen.***)

Nach unserer Definition eines Heiligen hätten aber auch König Wan und Herzog Tschau die Herrscherwürde bekleiden sollen. In Bezug auf letztern sucht Menzius dadurch die Schwierigkeit der Frage zu lösen, daß er naiv bemerkt, der Thron sei damals von seinem Bruder, König Wu, besetzt gewesen und es habe somit keinen Tyrannen zu stürzen gegeben, dessen Stelle er hätte einnehmen können.†) Dagegen kann ihm als quasi Gesetzgeber seines Volkes in einem gewissen Maß die von einem Heiligen erforderte sittliche Geistesmacht zugeschrieben werden. König Wu dagegen zeichnete sich vornehmlich durch die wuchtigen Schläge aus, womit er der Schang-Dynastie ein Ende machte und seine eigene Familie zur Herrscherwürde erhob. Trotzdem hat die Nachwelt allen drei Männern in gleichem Maß die Eigenschaft von Heiligen zuerkannt.

Den sechs genannten Heiligen hat aber die ganze chinesische Welt einstimmig den Konfuzius nicht nur als ebenbürtig beigesellt, sondern ihn sogar als ihnen überlegen vorangestellt. „Seitdem es Menschen gibt, sagt Menzius, hat es keinen gegeben, der dem Konfuzius gleichgekommen wäre.“ ††) Treten wir diesem merkwürdigen Manne etwas näher.

---

*) Menzius IV, b. XX, 5. **) Anal. VII, 5. ***) Menzius IIIa. IV, 2.

†) Menzius Va. VI, 4. 6.

††) Menzius IIa. II. 28

II.

Konfuzius wurde geboren im Jahr 551 v. Chr. als der Sohn eines Militärbeamten. Sein Familienname war Kung, dem die Nachwelt die Bezeichnung Fu-tse „der Meister, der Lehrer", anfügte, woraus die latinisierte Form Konfuzius entstand. Sein Geburtsland war das Herzogtum Lu, das den südlichen Teil der jetzigen Provinz Schantung einnahm. Als er vier Jahre alt war, wurde er vaterlos und wuchs in dürftigen Verhältnissen auf; trotzdem erhielt er eine gute Erziehung und Unterricht in den damals üblichen Schulfächern, im Ritual, in Musik, im Scheibenschießen, in der Wagenführung, im Rechnen und Schreiben.

In diesen Unterrichtsgegenständen steht das Ritual obenan. Dieses spielte schon im hohen Altertum eine bedeutende Rolle im öffentlichen Leben. Die Zeremonien, die bei den amtlichen Handlungen eingehalten wurden, waren alle in peinlichster Weise fixiert. Damit ist auch die Vorliebe zum Zeremoniellen im chinesischen Charakter gekennzeichnet, und es war dieser Zug beim jungen Konfuzius besonders stark ausgeprägt. Schon als Kind ahmte er in seinem Spiel gern allerlei Zeremonien nach; die übrigen Lehrfächer dagegen übten geringere Anziehung auf ihn aus. Als man in seinen spätern Jahren sich über sein vielseitiges Wissen verwunderte, bezeichnete er sie als unnützes Zeug. Das Studium der alten Geschichte, wovon das Ritual einen wesentlichen Bestandteil bildete, war sein Lieblingsfach. Nun fand er aber da Zustände geschildert, die in grellem Widerspruch mit denen standen, die zu seiner Zeit im Reich herrschten. Mit Bewunderung las er von einem Yao, einem Schun, einem Yü, die durch ihre weise Regierung und ein unsträfliches persönliches Verhalten ihrem Volk Ruhe und Wohlstand gesichert hatten. Tief bewegt verfolgte er die Unternehmungen der Könige Wan und Wu und des Herzogs Tschao, die auf des Himmels Befehl dem greulichen Treiben eines Tschao-sin ein Ende setzten, das Reich vom Untergang retteten und ihm den lang entbehrten Frieden verschafften. Welche Weisheit entfaltete doch der Herzog Tschao in der Umgestaltung des Reichs! Welchen Segen hatten seine weisen Anordnungen dem Volk gebracht! Welchen Aufschwung hatte das Reich genommen unter der Regierung dieser vortrefflichen Männer!

Wie traurig sah es dagegen aus zu des Konfuzius eigener Zeit! Mit welcher Unverfrorenheit maßten sich die Vasallenfürsten Titel und Privilegien an, zu denen sie kein Recht hatten! Wie unverschämt bereicherten sie sich auf Kosten des Volkes! Welch eine Nachlässigkeit zeigten sie in der Ausübung der religiösen Zeremonien! Welch moralische Verderbnis war infolge dessen im Volk eingerissen!

Wie war es aber in China zu solch trostlosen Zuständen gekommen? Sie waren im Grunde hauptsächlich dem weisen Herzog Tschao, dessen Lob in aller Munde war, zu verdanken. Von jeher hatte in China eine Art Vasallentum bestanden, indem die schwächern Häuptlinge sich irgend einem stärkern unterordneten. Auch Yao und Schun waren wohl solche Oberhäuptlinge gewesen. Als nun König Wu die Schang-Dynastie gestürzt und seine eigene Familie auf den Thron erhoben hatte, führte sein Bruder und Ratgeber, Herzog Tschao, ein bis ins einzelne geordnetes Feudalsystem ein. Er gab den Männern, Verwandten und andern, die seinem Bruder zur Erlangung der Oberherrschaft behilflich gewesen waren, erbliche Fürstentümer zu Lehen und behielt für diesen im Zentrum des Reichs*) ein Territorium, das nicht größer war als dasjenige mancher Vasallenfürsten. Diese sollten einen Wall bilden für den in der Hauptstadt thronenden Himmelssohn. In Wahrheit wurden sie aber für ihn eine immer drohendere Gefahr.

Zur Zeit des Konfuzius bestanden dreizehn bedeutendere und eine noch größere Anzahl kleinerer Vasallenstaaten. Aber weit entfernt davon, sich den Schutz ihres Oberlehensherrn angelegen sein zu lassen, suchte vielmehr jeder dieser Lehensmänner sein Gebiet auf Kosten des Nachbarn zu vergrößern. Krieg und Kriegsgeschrei waren an der Tagesordnung. Mord und Totschlag, Verrat aller Art wurden verübt. Während gewisse Fürsten sich allerlei Eingriffe in die oberherrlichen Rechte erlaubten, kamen andere unter die Vormundschaft ihrer Minister, die sich ihrerseits wieder um die Obergewalt stritten. Das Reich bot das trostlose Bild eines in Auflösung geratenen Körpers dar, um dessen Fetzen sich ein Schwarm hungriger Geier zankten. Der Wohlstand sowohl als die Sittlichkeit litt ungemein unter diesen Wirren und es wäre

*) Daher die Bezeichnung für China: „Reich der Mitte“.

sehr zu wünschen gewesen, daß ein Heiliger in der Gestalt eines Kriegshelden wie König Wu aufgestanden wäre, der mit starker Hand der abgelebten Tschao-Dynastie ein Ende gemacht und dem Land Ruhe verschafft hätte.

Von Schmerz erfüllt wegen dieser traurigen Zustände, sann Konfuzius auf Abhilfe. Er erkannte als einziges Heilmittel die Umkehr zu den Tugenden, welche die Väter auszeichneten, zu den Prinzipien, die im Altertum das öffentliche und private Leben bestimmten. Durchdrungen von dieser Ueberzeugung, beschloß er, sein Volk in diese neuen Bahnen zu leiten und dieser Aufgabe sein Leben zu widmen. Zweiundzwanzig Jahre alt, legte er das untergeordnete öffentliche Amt, das er bekleidete, nieder, um sein Lehramt anzutreten. Es war ein wahres „Tut Buße“, das von nun an aus seinem Munde, so weit seine Stimme vernehmbar war, erschallte. Die Schüler, die sich seiner Leitung anvertrauten, strömten in Menge herbei. Ihre Zahl soll sich auf 3000 belaufen haben, wovon die meisten bei ihrem Beruf blieben; nur ein kleiner Teil folgte ihm auf seinen Wanderungen.

Doch Konfuzius wollte mehr sein als ein Lehrer. Sein Streben ging dahin, seine Prinzipien auch im praktischen Leben zu verwerten zum Heil seines Volkes. Es dauerte aber lange, bis ihm die Gelegenheit dazu geboten wurde. Erst im Jahr 500, als er bereits 51 Jahre alt war, erhielt er eine öffentliche Anstellung in seinem Geburtsland, dem Herzogtum Lu, als Magistrat einer bedeutenden Stadt. Seine Verwaltung soll wahre Wunder gewirkt haben, sowohl in ökonomischer Beziehung als auch auf dem Gebiet der Sittlichkeit. Sein Fürst beeilte sich daher auch, ihm eine noch einflußreichere Stellung anzuweisen; er ernannte ihn schließlich zum Minister der Justiz. Seine bloße Ernennung hiezu soll genügt haben, um den Verbrechen im Lande ein Ende zu machen.

Es ist natürlich viel Uebertreibung in den Schilderungen der segensvollen Wirkung seiner öffentlichen Tätigkeit. Offenbar soll dadurch seine Befähigung zur Ausübung des Heiligen-Berufs erwiesen werden. Doch muß in der Tat seine Verwaltung, so kurz sie auch war, das Herzogtum Lu zu einer bedeutenden Blüte erhoben haben, sodaß der benachbarte Fürst Angst bekam. Er fürchtete, daß wenn es so fort ginge, der Herzog von Lu die Herrschaft

über das ganze Reich zu [illegible] als der mächtige Nachbar an Macht von ihm verschlungen werden würde. Er kam deshalb auf Mittel und Wege, um Konfuzius zu entfernen. Er machte dem Herzog von Lu ein Geschenk von 80 schönen Mädchen. Dieser ging in die Falle und gab drei Tage lang keine Audienz; Tiefbetrübt nahm Konfuzius seinen Abschied. Seine Amtsverwaltung hatte nur drei bis vier Jahre gedauert.

Von da an führte nun Konfuzius dreizehn Jahre lang ein Wanderleben durch die übrigen Staaten, wobei er den Fürsten und ihren Ministern seine Dienste anbot, aber ohne Gehör zu finden. Hie und da hätte man sich gern seine hohen Eigenschaften zu Nutzen gemacht, aber unter Bedingungen, die seinem Sittlichkeitsgefühl und Gerechtigkeitssinn widerstrebten.

Erst im Jahr 484 kehrte er lebensmüde und enttäuscht in seinen Heimatstaat Lu zurück. Er war jetzt 67 Jahre alt und war auf eine ausdrückliche Einladung des regierenden Herzogs zurückgekehrt. Letzterer fand es aber nicht angezeigt, ihm eine amtliche Stelle anzuweisen. Höchstens konsultierte er ihn in einzelnen Fällen, ohne sich jedoch durch seine Ratschläge irgendwie gebunden zu fühlen. Konfuzius hatte somit reichlich Muße zu seinen redaktionellen Arbeiten, zur Sichtung der vorhandenen Literatur und Veröffentlichung des Stoffs, den er den zukünftigen Generationen zu erhalten wünschte. In dieser Zeit starb auch sein einziger Sohn. Dieser scheint eine unbedeutende Persönlichkeit gewesen zu sein. Sein Enkel dagegen gab Hoffnung, daß er des Großvaters würdiger sein werde.

Dies ein kurzer Ueberblick des Lebens unseres Konfuzius. Es ist daraus nicht ersichtlich, wie er zum Heiligen und Größten unter den Koryphäen Chinas konnte gestempelt werden. Er selber war anfänglich weit entfernt davon, sich solcher Eigenschaft würdig zu achten. Wir besitzen von ihm Aussprüche, worin er sich sehr bescheiden über seine Person ausdrückt: „Als ein Ueberlieferer und nicht als ein Neuerer, als einer, der an das Altertum glaubt und es liebt, möchte ich mich nur mit dem alten Pang vergleichen." *) Da Pangs Ruhm nicht auf die Nachwelt gekommen ist, so muß er keine hervorragende Persönlichkeit gewesen sein. Daß er sich

*) Lun-yü, VII, 1.

mit ihm verglich, war also keine Anmaßung. „Ich bin nicht mit meinen jetzigen Kenntnissen geboren," sagt Konfuzius ferner. „Ich liebe bloß das Altertum und suche ernstlich, dasselbe kennen zu lernen."*) In literarischen Kenntnissen komme ich wohl andern gleich, aber zur wirklichen Eigenschaft eines Edlen**) bin ich noch nicht gelangt.***) Was die Eigenschaften ‚heilig' und ‚tugendhaft' betrifft, wie kann ich wagen, sie mir zuzuschreiben? Es kann höchstens von mir gesagt werden, daß ich unablässig darnach strebe und ohne Ermüden andere darin unterweise."†)

Später jedoch tagte im Geist des Konfuzius allmählich das Bewußtsein, daß er zum Heiligen Chinas berufen sei und die Ausrüstung dazu besitze. Es waren ohne Zweifel die merkwürdigen Erfolge, die seine kurze Amtsführung im Herzogtum Lu erzielt hatten, die ihn darauf führten. Wenn diese auch nicht so überschwänglich können gewesen sein, wie sie die Nachwelt zu schildern beliebte, so müssen sie doch immerhin außerordentlich gewesen sein. Als sein Fürst ihn fragte, ob seine im engern Kreis des Herzogtums angewandten Reformen auch im ganzen Reich bewerkstelligt werden könnten, antwortete er ohne Zaudern mit einem entschiedenen Ja.††)

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß um jene Zeit Konfuzius sich das Zeug zugeschrieben hat, die Aufgabe eines Reformators nach der Weise eines Heiligen auszurichten. Er sah in dem Erfolg seiner Amtsverwaltung im Staate Lu die Versiegelung dessen, was vorher nur als eine leise Ahnung in seinem Geist mag vorhanden gewesen sein. In diesem Gefühl legte er auch nach dem charakterlosen Gebaren seines Fürsten sein Amt nieder, um anderswo einen Mann zu suchen, der würdiger wäre, die Rolle eines Königs Wu zu versehen und an dessen Seite er selbst die eines Herzogs Tschao übernehmen könnte; denn so, muß man wohl annehmen, hoffte Konfuzius als Heiliger zu wirken.

Wir besitzen aber auch zwei Zeugnisse aus seinem eigenen Munde, daß er sich um jene Zeit mit solchen Gedanken trug.

---

*) Lun-yü VII, 19. **) Im chinesischen Kyun-tse, worüber weiter unten mehr. ***) Lun-yü XXXII, 7. †) Lun-yü VII, 33.

††) Dr. Legge, Chinese Classics I, Proleg. S. 73. Die dort wiedergegebenen Einzelheiten sind den „Schulgesprächen" entnommen.

Am Verdienst, das Verwerfungsurteil des Himmels an Tschao-sin ausgeführt zu haben, wird auch dem Bruder des Königs Wu, dem Herzog Tschao, ein so großer Anteil zugeschrieben, daß er ebenfalls in die Zahl der Heiligen Chinas eingereiht worden ist. Indem er die Tugenden der frühern Heiligen in seiner Person vereinigte,*) stand er mit Rat und Tat seinem Bruder mächtig bei, arbeitete eine neue Verfassung für das Reich aus und erhob die Sitten des Volkes aus der Versunkenheit, in die sie unter der vorhergegangenen Regierung geraten waren. Konfuzius äußerte in Bezug auf ihn, daß er es als ein Anzeichen des Rückgangs bei sich ansehe, wenn einige Zeit vergehe, ohne daß er von Herzog Tschao träume,**) und Menzius trägt kein Bedenken, ihn mit Konfuzius in eine Linie zu stellen.***)

Nach unserer Definition eines Heiligen hätten aber auch König Wan und Herzog Tschao die Herrscherwürde bekleiden sollen. In Bezug auf letztern sucht Menzius dadurch die Schwierigkeit der Frage zu lösen, daß er naiv bemerkt, der Thron sei damals von seinem Bruder, König Wu, besetzt gewesen und es habe somit keinen Tyrannen zu stürzen gegeben, dessen Stelle er hätte einnehmen können.†) Dagegen kann ihm als quasi Gesetzgeber seines Volkes in einem gewissen Maß die von einem Heiligen erforderte sittliche Geistesmacht zugeschrieben werden. König Wu dagegen zeichnete sich vornehmlich durch die wuchtigen Schläge aus, womit er der Schang-Dynastie ein Ende machte und seine eigene Familie zur Herrscherwürde erhob. Trotzdem hat die Nachwelt allen drei Männern in gleichem Maß die Eigenschaft von Heiligen zuerkannt.

Den sechs genannten Heiligen hat aber die ganze chinesische Welt einstimmig den Konfuzius nicht nur als ebenbürtig beigesellt, sondern ihn sogar als ihnen überlegen vorangestellt. „Seitdem es Menschen gibt, sagt Menzius, hat es keinen gegeben, der dem Konfuzius gleichgekommen wäre.“ ††) Treten wir diesem merkwürdigen Manne etwas näher.

---

*) Menzius IV, b. XX, 5. **) Anal. VII, 5. ***) Menzius IIIa. IV, 2.
†) Menzius V a. VI, 4. 6.
††) Menzius II a. II. 28.

II.

Konfuzius wurde geboren im Jahr 551 v. Chr. als der Sohn eines Militärbeamten. Sein Familienname war Kung, dem die Nachwelt die Bezeichnung Fu-tse „der Meister, der Lehrer“, anfügte, woraus die latinisierte Form Konfuzius entstand. Sein Geburtsland war das Herzogtum Lu, das den südlichen Teil der jetzigen Provinz Schantung einnahm. Als er vier Jahre alt war, wurde er vaterlos und wuchs in dürftigen Verhältnissen auf; trotzdem erhielt er eine gute Erziehung und Unterricht in den damals üblichen Schulfächern, im Ritual, in Musik, im Scheibenschießen, in der Wagenführung, im Rechnen und Schreiben.

In diesen Unterrichtsgegenständen steht das Ritual obenan. Dieses spielte schon im hohen Altertum eine bedeutende Rolle im öffentlichen Leben. Die Zeremonien, die bei den amtlichen Handlungen eingehalten wurden, waren alle in peinlichster Weise fixiert. Damit ist auch die Vorliebe zum Zeremoniellen im chinesischen Charakter gekennzeichnet, und es war dieser Zug beim jungen Konfuzius besonders stark ausgeprägt. Schon als Kind ahmte er in seinem Spiel gern allerlei Zeremonien nach; die übrigen Lehrfächer dagegen übten geringere Anziehung auf ihn aus. Als man in seinen spätern Jahren sich über sein vielseitiges Wissen verwunderte, bezeichnete er sie als unnützes Zeug. Das Studium der alten Geschichte, wovon das Ritual einen wesentlichen Bestandteil bildete, war sein Lieblingsfach. Nun fand er aber da Zustände geschildert, die in grellem Widerspruch mit denen standen, die zu seiner Zeit im Reich herrschten. Mit Bewunderung las er von einem Yao, einem Schun, einem Yü, die durch ihre weise Regierung und ein unsträfliches persönliches Verhalten ihrem Volk Ruhe und Wohlstand gesichert hatten. Tief bewegt verfolgte er die Unternehmungen der Könige Wan und Wu und des Herzogs Tschao, die auf des Himmels Befehl dem greulichen Treiben eines Tschao-sin ein Ende setzten, das Reich vom Untergang retteten und ihm den lang entbehrten Frieden verschafften. Welche Weisheit entfaltete doch der Herzog Tschao in der Umgestaltung des Reichs! Welchen Segen hatten seine weisen Anordnungen dem Volk gebracht! Welchen Aufschwung hatte das Reich genommen unter der Regierung dieser vortrefflichen Männer!

Wie traurig sah es dagegen aus zu des Konfuzius eigener Zeit! Mit welcher Unverfrorenheit maßten sich die Vasallenfürsten Titel und Privilegien an, zu denen sie kein Recht hatten! Wie unverschämt bereicherten sie sich auf Kosten des Volkes! Welch eine Nachlässigkeit zeigten sie in der Ausübung der religiösen Zeremonien! Welch moralische Verderbnis war infolge dessen im Volk eingerissen!

Wie war es aber in China zu solch trostlosen Zuständen gekommen? Sie waren im Grunde hauptsächlich dem weisen Herzog Tschao, dessen Lob in aller Munde war, zu verdanken. Von jeher hatte in China eine Art Vasallentum bestanden, indem die schwächern Häuptlinge sich irgend einem stärkern unterordneten. Auch Yao und Schun waren wohl solche Oberhäuptlinge gewesen. Als nun König Wu die Schang-Dynastie gestürzt und seine eigene Familie auf den Thron erhoben hatte, führte sein Bruder und Ratgeber, Herzog Tschao, ein bis ins einzelne geordnetes Feudalsystem ein. Er gab den Männern, Verwandten und andern, die seinem Bruder zur Erlangung der Oberherrschaft behilflich gewesen waren, erbliche Fürstentümer zu Lehen und behielt für diesen im Zentrum des Reichs*) ein Territorium, das nicht größer war als dasjenige mancher Vasallenfürsten. Diese sollten einen Wall bilden für den in der Hauptstadt thronenden Himmelssohn. In Wahrheit wurden sie aber für ihn eine immer drohendere Gefahr.

Zur Zeit des Konfuzius bestanden dreizehn bedeutendere und eine noch größere Anzahl kleinerer Vasallenstaaten. Aber weit entfernt davon, sich den Schutz ihres Oberlehensherrn angelegen sein zu lassen, suchte vielmehr jeder dieser Lehensmänner sein Gebiet auf Kosten des Nachbarn zu vergrößern. Krieg und Kriegsgeschrei waren an der Tagesordnung. Mord und Totschlag, Verrat aller Art wurden verübt. Während gewisse Fürsten sich allerlei Eingriffe in die oberherrlichen Rechte erlaubten, kamen andere unter die Vormundschaft ihrer Minister, die sich ihrerseits wieder um die Obergewalt stritten. Das Reich bot das trostlose Bild eines in Auflösung geratenen Körpers dar, um dessen Fetzen sich ein Schwarm hungriger Geier zankten. Der Wohlstand sowohl als die Sittlichkeit litt ungemein unter diesen Wirren und es wäre

*) Daher die Bezeichnung für China: „Reich der Mitte“.

sehr zu wünschen gewesen, daß ein Heiliger in der Gestalt eines Kriegshelden wie König Wu aufgestanden wäre, der mit starker Hand der abgelebten Tschao-Dynastie ein Ende gemacht und dem Land Ruhe verschafft hätte.

Von Schmerz erfüllt wegen dieser traurigen Zustände, sann Konfuzius auf Abhilfe. Er erkannte als einziges Heilmittel die Umkehr zu den Tugenden, welche die Väter auszeichneten, zu den Prinzipien, die im Altertum das öffentliche und private Leben bestimmten. Durchdrungen von dieser Ueberzeugung, beschloß er, sein Volk in diese neuen Bahnen zu leiten und dieser Aufgabe sein Leben zu widmen. Zweiundzwanzig Jahre alt, legte er das untergeordnete öffentliche Amt, das er bekleidete, nieder, um sein Lehramt anzutreten. Es war ein wahres „Tut Buße", das von nun an aus seinem Munde, so weit seine Stimme vernehmbar war, erschallte. Die Schüler, die sich seiner Leitung anvertrauten, strömten in Menge herbei. Ihre Zahl soll sich auf 3000 belaufen haben, wovon die meisten bei ihrem Beruf blieben; nur ein kleiner Teil folgte ihm auf seinen Wanderungen.

Doch Konfuzius wollte mehr sein als ein Lehrer. Sein Streben ging dahin, seine Prinzipien auch im praktischen Leben zu verwerten zum Heil seines Volkes. Es dauerte aber lange, bis ihm die Gelegenheit dazu geboten wurde. Erst im Jahr 500, als er bereits 51 Jahre alt war, erhielt er eine öffentliche Anstellung in seinem Geburtsland, dem Herzogtum Lu, als Magistrat einer bedeutenden Stadt. Seine Verwaltung soll wahre Wunder gewirkt haben, sowohl in ökonomischer Beziehung als auch auf dem Gebiet der Sittlichkeit. Sein Fürst beeilte sich daher auch, ihm eine noch einflußreichere Stellung anzuweisen; er ernannte ihn schließlich zum Minister der Justiz. Seine bloße Ernennung hiezu soll genügt haben, um den Verbrechen im Lande ein Ende zu machen.

Es ist natürlich viel Uebertreibung in den Schilderungen der segensvollen Wirkung seiner öffentlichen Tätigkeit. Offenbar soll dadurch seine Befähigung zur Ausübung des Heiligen-Berufs erwiesen werden. Doch muß in der Tat seine Verwaltung, so kurz sie auch war, das Herzogtum Lu zu einer bedeutenden Blüte erhoben haben, sodaß der benachbarte Fürst Angst bekam. Er fürchtete, daß wenn es so fort ginge, der Herzog von Lu die Herrschaft

über das ganze Reich an sich reißen und er als der nächste Nachbar am ersten von ihm verschlungen werden würde. Er sann deshalb auf Mittel und Wege, um Konfuzius zu entfernen. Er machte dem Herzog von Lu ein Geschenk von 80 hübschen Mädchen. Dieser ging in die Falle und gab drei Tage lang keine Audienz. Tiefbetrübt nahm Konfuzius seinen Abschied. Seine Amtsverwaltung hatte nur vier bis fünf Jahre gewährt.

Von da an finden wir Konfuzius dreizehn Jahre lang auf steter Wanderung durch die übrigen Staaten, wobei er den Fürsten und ihren Ministern seine Dienste anbot, aber ohne Gehör zu finden. Hie und da hätte man sich gern seine hohen Eigenschaften zu Nutzen gemacht, aber unter Bedingungen, die seinem Sittlichkeitsgefühl und Gerechtigkeitssinn widerstrebten.

Erst im Jahr 484 kehrte er lebensmüde und enttäuscht in seinen Heimatstaat Lu zurück. Er war jetzt 67 Jahre alt und war auf eine ausdrückliche Einladung des regierenden Herzogs zurückgekehrt. Letzterer fand es aber nicht angezeigt, ihm eine amtliche Stelle anzuweisen. Höchstens konsultierte er ihn in einzelnen Fällen, ohne sich jedoch durch seine Ratschläge irgendwie gebunden zu fühlen. Konfuzius hatte somit reichlich Muße zu seinen redaktionellen Arbeiten, zur Sichtung der vorhandenen Literatur und Veröffentlichung des Stoffs, den er den zukünftigen Generationen zu erhalten wünschte. In dieser Zeit starb auch sein einziger Sohn. Dieser scheint eine unbedeutende Persönlichkeit gewesen zu sein. Sein Enkel dagegen gab Hoffnung, daß er des Großvaters würdiger sein werde.

Dies ein kurzer Ueberblick des Lebens unseres Konfuzius. Es ist daraus nicht ersichtlich, wie er zum Heiligen und Größten unter den Koryphäen Chinas konnte gestempelt werden. Er selber war anfänglich weit entfernt davon, sich solcher Eigenschaft würdig zu achten. Wir besitzen von ihm Aussprüche, worin er sich sehr bescheiden über seine Person ausdrückt: „Als ein Ueberlieferer und nicht als ein Neuerer, als einer, der an das Altertum glaubt und es liebt, möchte ich mich nur mit dem alten Pang vergleichen.“ *) Da Pangs Ruhm nicht auf die Nachwelt gekommen ist, so muß er keine hervorragende Persönlichkeit gewesen sein. Daß er sich

*) Lun-yü, VII, 1.

mit ihm verglich, war also keine Anmaßung. „Ich bin nicht mit meinen jetzigen Kenntnissen geboren," sagt Konfuzius ferner. „Ich liebe bloß das Altertum und suche ernstlich, dasselbe kennen zu lernen."*) In literarischen Kenntnissen komme ich wohl andern gleich, aber zur wirklichen Eigenschaft eines Edlen**) bin ich noch nicht gelangt.***) Was die Eigenschaften ‚heilig' und ‚tugendhaft' betrifft, wie kann ich wagen, sie mir zuzuschreiben? Es kann höchstens von mir gesagt werden, daß ich unablässig darnach strebe und ohne Ermüden andere darin unterweise."†)

Später jedoch tagte im Geist des Konfuzius allmählich das Bewußtsein, daß er zum Heiligen Chinas berufen sei und die Ausrüstung dazu besitze. Es waren ohne Zweifel die merkwürdigen Erfolge, die seine kurze Amtsführung im Herzogtum Lu erzielt hatten, die ihn darauf führten. Wenn diese auch nicht so überschwänglich können gewesen sein, wie sie die Nachwelt zu schildern beliebte, so müssen sie doch immerhin außerordentlich gewesen sein. Als sein Fürst ihn fragte, ob seine im engern Kreis des Herzogtums angewandten Reformen auch im ganzen Reich bewerkstelligt werden könnten, antwortete er ohne Zaudern mit einem entschiedenen Ja.††)

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß um jene Zeit Konfuzius sich das Zeug zugeschrieben hat, die Aufgabe eines Reformators nach der Weise eines Heiligen auszurichten. Er sah in dem Erfolg seiner Amtsverwaltung im Staate Lu die Versiegelung dessen, was vorher nur als eine leise Ahnung in seinem Geist mag vorhanden gewesen sein. In diesem Gefühl legte er auch nach dem charakterlosen Gebaren seines Fürsten sein Amt nieder, um anderswo einen Mann zu suchen, der würdiger wäre, die Rolle eines Königs Wu zu versehen und an dessen Seite er selbst die eines Herzogs Tschao übernehmen könnte; denn so, muß man wohl annehmen, hoffte Konfuzius als Heiliger zu wirken.

Wir besitzen aber auch zwei Zeugnisse aus seinem eigenen Munde, daß er sich um jene Zeit mit solchen Gedanken trug.

---

*) Lun-yü VII, 19. **) Im chinesischen Kyun-tse, worüber weiter unten mehr. ***) Lun-yü XXXII, 7. †) Lun-yü VII, 33.

††) Dr. Legge, Chinese Classics I, Proleg. S. 73. Die dort wiedergegebenen Einzelheiten sind den „Schulgesprächen" entnommen.

Am Anfang seiner dreizehnjährigen Wanderung, als er sich auf der Suche nach einem Fürsten befand, der sich unter seine Leitung stellen würde, wurde er einmal an Stelle eines andern ihm ähnlich sehenden Mannes ergriffen und ins Gefängnis geworfen. Nach fünf Tagen gelang es ihm, zu entkommen. Seine Jünger waren in großer Sorge um ihn gewesen. Als er wieder in ihrer Mitte war, schalt er sie wegen ihrer Aengstlichkeit. „Ist nicht," sagte er, „seit des Königs Wan Tod*) die Wahrheit mir anvertraut worden? Wenn der Himmel hätte die Wahrheit wollen untergehen lassen, wie hätte er sie mir, dem spätern Sterblichen, anvertrauen können? So lange der Himmel die Wahrheit nicht untergehen lassen will, was können mir Menschen tun?" **)

Einige Monate später geriet Konfuzius in eine noch größere Gefahr. Man hatte es auf sein Leben abgesehen. Seine Jünger drängten ihn zur Flucht. Der Meister antwortete aber ruhig: „Der Himmel hat mich mit (dem zur Ausrichtung meines Berufes nötigen) Vermögen ausgestattet. Was können mir Menschen tun?" ***)

In diesen zwei Aussprüchen schreibt sich Konfuzius offenbar eine göttliche Mission zu, wie sie sonst nur den Heiligen zuerkannt wird. Er macht einen derselben, König Wan, ausdrücklich namhaft, und sieht sich an als von Gott auserséhen, in seiner Person die Reihe der Heiligen fortzusetzen.

Der sehnlichst gesuchte Fürst ließ sich aber nicht finden, und je länger er vergeblich nach ihm fahndete, desto mehr entschwand ihm auch das Bewußtsein seiner göttlichen Mission. Infolge der vielen bittern Enttäuschungen, die ihm in jener Zeit zu teil wurden, kam es sogar einmal vor, daß er sich zu bedenklichen Konzessionen geneigt zeigte, und zwar in Bezug auf die Erfordernisse, die er bisher als Bedingung zur Annahme eines Amtes aufgestellt hatte. Ein Rebell nämlich hatte einen Ruf an ihn ergehen lassen. Anstatt daß er nun wie sonst entrüstet über eine solche Zumutung gewesen wäre, zeigte er sich diesmal geneigt, der Einladung Folge zu leisten.

---

*) Man sollte eher erwarten, „des Königs Wu" oder „des Herzogs Tschao Tod" erwähnt zu hören, da jener das Rettungswerk nur anbahnte und seine zwei Söhne es später ausführten.

) Lun-yü IX, 5. *) Lun-yü VII, 22.

Einer seiner Jünger machte ihn auf das Unziemliche eines solchen Schrittes aufmerksam. „Meister," so redete er ihn an, „ich habe Euch sagen hören, daß ein Edler sich fern hält von solchen, die übel handeln. Pei-hei ist ein Rebell; wie kann der Meister daran denken, sich zu ihm zu begeben?" — „Ich habe in der Tat so gelehrt," antwortete Konfuzius, „aber kann etwas nicht hart genug sein, um nicht Gefahr zu laufen, abgenützt zu werden, oder so weiß, daß es nicht gefärbt werden kann? Bin ich denn eine ungenießbare Gurke, die man so hoch aufhängt, daß niemand versucht, davon zu kosten?" Doch er verzichtete auf sein Vorhaben.*)

Man kann sich kaum eines Gefühls des Mitleids erwehren, wenn man den sonst so tugendfesten und prinzipienstarken Mann zu der Notwendigkeit gedrängt sieht, seinen heiligsten Grundsätzen untreu zu werden, um seinen Zweck zu erreichen. Die Hoffnung, ein Heiliger für sein Volk zu werden, muß damals schon bei ihm bedeutend gesunken sein. Das geht auch aus einer Aeußerung hervor, die er um jene Zeit tat: „Der Fung (ein gewisser Vogel) macht seine Erscheinung nicht; der Fluß fördert keinen Drachen zu Tag. Es ist aus mit mir!"**) so rief er einmal in einer Stunde großer Verzagtheit. Es waren dies übernatürliche Ereignisse, die nach dem Glauben jener Zeit die Anzeichen davon waren, daß in kurzem ein Heiliger erstehen werde.

Auch schwand die Hoffnung, sein Werk gelingen zu sehen, immer mehr. Gedrückt und traurig ging er einmal unter dieser Besorgnis einher, als sein Enkel ihn seufzen hörte. „Großvater", so redete ihn dieser nach einer zweimaligen Verbeugung an, „bist Du darum traurig, weil Du fürchtest, daß Deine Nachkommen durch Vernachlässigung der Veredelung ihrer selbst Deiner unwürdig werden möchten? Oder wäre es, daß bei der Bewunderung, die Du für die Lehre des Yao und des Schun empfindest, Du Dich grämest, nicht an dieselbe hinzureichen?" „Kind", antwortete Konfuzius, „wie kommst du dazu, meine Gedanken zu erraten?" „Ich habe Dich oft sagen hören," erwiderte der Enkel, „daß wenn der Vater Brennholz gesammelt hat und der Sohn nicht imstande ist, die Last zu tragen, letzterer als entartet und unwürdig angesehen wird. Dies Wort kommt mir nicht aus dem Sinn und macht

---

*) Lun-yü XVII, 7. **) Lun-yü IX, 8.

mich sehr unruhig." Konfuzius lächelte vergnügt und sagte: „Wahrlich, ich habe keinen Grund mehr, mich zu grämen. Mein Unternehmen wird nicht scheitern. Es wird zu gedeihlichem Sieg hinausgeführt werden."*)

Der Trost, den der lebensmüde Greis aus dieser Unterredung schöpfte, hat aber nicht lange standgehalten. Ganz kurz vor seinem Tode wurde es ihm noch besonders eindrücklich zu Gemüte geführt, daß er nichts mehr zu hoffen hatte. Es bestand eine Tradition, daß das Auftreten eines Heiligen immer mit der Erscheinung eines Tieres zusammenfiel, das man Einhorn zu nennen pflegt. Die Legende erzählt nun, daß bei der Geburt des Konfuzius ein solches seiner Mutter erschienen sei und daß sie als Erkennungszeichen ein Band an sein Horn befestigt habe. Nun geschah es zwei Jahre vor dem Tode des Heiligen, daß ein außergewöhnliches Tier von Jägern getötet wurde. Konfuzius ging mit vielen andern, dasselbe anzusehen. Zu seinem Schrecken erkannte er das Tier sofort als ein Einhorn, das nach der Legende das Stückchen Band noch am Horne trug. Er war tief bewegt bei diesem Anblick; denn sollte das Erscheinen des Tieres die Geburt eines Heiligen anzeigen, so war sein Tod sicherlich als ein schlimmes Omen auszulegen. In Tränen ausbrechend, rief Konfuzius schmerzerfüllt aus: „Es ist zu Ende mit meiner Lehre!"*)

In der Tat schied Konfuzius dahin mit dem Gefühl, vergeblich gearbeitet und seine Kraft umsonst verwendet zu haben. Hier ist, nach Legge, was über seinen Tod bekannt ist: „Eines Morgens früh stand er auf; die Hände auf dem Rücken und seinen Stab nach sich schleifend ging er vor der Tür auf und ab, indem er in folgende Wehklage ausbrach:

„Der große Berg muß einstürzen,
Der starke Balken muß entzweibrechen,
Und der weise Mann verdorret gleich dem Gras."***)

Nach einer Weile trat er in das Haus ein und setzte sich der Tür gegenüber. Sein Schüler Tse-kung hatte jene Worte vernommen und sprach zu sich selbst: „Wenn der große Berg einstürzt, zu

*) Legge, Chinese Classics I, Prolegomena S. 37.
**) Dr. Legge, Chinese Classics I, Prolegomena S. 86
***) Ibidem S. 87 u. 88.

wem soll ich aufsehen? Wenn der starke Balken entzwei bricht und der weise Mann verdorrt, auf wen soll ich mich stützen? Ich fürchte, der Meister könnte krank werden." Mit diesen Worten eilte er in das Haus. Da sprach Konfuzius zu ihm: „Tse, warum so spät?" Hierauf gab er ihm einige Anweisungen über seine Bestattung. Der ängstliche Beobachter alter Sitte hatte angesichts des Todes kein höheres Anliegen, als daß er nach der unter der damaligen Dynastie üblichen Sitte begraben würde. Dann fuhr er fort: „Kein verständiger Fürst steht auf; niemand im Reich will mich zu einem Lehrer haben. Es ist Zeit für mich, zu sterben." Sieben Tage später verschied er, 71 Jahre alt, den 11. des vierten Monats des Jahres 479 vor unserer Zeitrechnung.

Es drängt sich einem unwillkürlich auf, hier an das Lebensende eines andern Heiligen, an den des Westens zu erinnern. Nach menschlichem Dafürhalten hätte letzterer sein Werk ebenfalls als ein gescheitertes ansehen können, als er seine Volksgenossen in wildem Gebrüll sein Verwerfungsurteil aussprechen hörte: „Weg, weg mit diesem! Kreuzige ihn! Wir haben keinen König als den Kaiser!" Trotzdem hielt Christus an der unerschütterlichen Ueberzeugung fest, daß seine Sache einen siegreichen Ausgang nehmen werde. „Es sei denn, daß das Weizenkorn sterbe, so bringt es keine Frucht!" Das prophetische Wort, die Verheißungen des Vaters waren der Stern, der ihn sicher durch das dunkle Todestal hindurch geleitete. Konfuzius entbehrte solchen Lichtes, und darum war sein Sterben ein trostloses Versinken in die Nacht der Verzweiflung oder doch der bittersten Enttäuschung.

Merkwürdigerweise sollte aber sein Werk ebenfalls eine gewisse Auferstehung erfahren. Die Nachwelt hat ihn ohne alles Zaudern zu einem Heiligen gemacht, und zwar zum größten aller Heiligen Chinas. Doch hievon später.

III.

Zunächst ist ein Wort zu sagen über den Einfluß, den dieser Mann auf sein Volk ausgeübt hat. Derselbe ist ein so mächtiger gewesen, eben weil er kein Neuerer, sondern nur ein Ueberlieferer war. Er hat in seiner Person die geistigen Anlagen seiner Rasse in einer Weise zum Ausdruck gebracht, daß jeder

Chinese in ihm das Urbild seines eigenen Wesens erkennt. Indem er ferner die Blicke seines Volkes zurück in die Zeiten der Gründung des chinesischen Staates richtete und ihm die Urheber desselben als mustergültige Vorbilder für alle Zeiten vor die Augen malte, hat er in ihm das mächtige Volksbewußtsein wachgerufen, das heute den Ausländern als ausgeprägter Nationalstolz entgegentritt.

Der tiefe Einfluß, den Konfuzius auf den zwei Gebieten des Geisteslebens seines Volkes, der Religion und der Moral, ausgeübt hat, läßt sich deutlich nachweisen. Er kann aber nur auf dem letzteren als ein wohltätiger bezeichnet werden. Wenn er in religiöser Beziehung seinem Volk nicht zum Segen gewesen ist, so muß dies dem Umstand zugeschrieben werden, daß er auf diesem Gebiet seinem eigenen Programm untreu wurde, indem er hierin kein treuer Ueberlieferer war.

Die literarischen Denkmäler des chinesischen Altertums, der Schu-king und der Schi-king, deren Studium die Lieblingsarbeit des Konfuzius war und deren Sammlung und Erhaltung für die Nachwelt sein unveräußerliches Verdienst ist, enthalten eine Menge religiöser Gedanken, deren Zentrum ein höchstes Wesen ist, genannt Ti „Gott", oder Schang-ti, „der höchste Gott". Der Schu-king ist so voll davon, daß Dr. Legge sich genötigt gesehen hat, ihn in seinem ganzen Umfang in die Sacred Books of the East*) aufzunehmen. Auch der Schi-king enthält viele solche religiöse Stellen, die gleichfalls in jenem Sammelwerk wiedergegeben sind.

Alles nun, was in diesen altehrwürdigen Quellen des chinesischen Altertums von Ti oder Schang-ti ausgesagt wird, ist derart, daß schon die ersten Jesuitenmissionare nicht zauderten, diese Ausdrücke, oder besser nur den zweiten als den präziseren zur Bezeichnung des biblischen Gottesnamens zu gebrauchen, und Legge, Faber und andere der ausgezeichnetsten Sinologen haben keinen Anstand genommen, ihnen hierin zu folgen.**)

---

*) Es ist dies die in Oxford von Max Müller veranstaltete wertvolle Sammlung aller zum Studium der asiatischen Religionen wichtigen Quellen.

**) Bekanntlich wurde diese Auffassung der Jesuitenmissionare von päpstlicher Seite nicht anerkannt. Die Frage wurde eben in Rom in kompromittierendem Zusammenhang vorgebracht. Jene Sendlinge glaubten aus Oppor-

Die Eigenschaften, die diesem Gott der alten Chinesen zugeschrieben werden, sind in der Tat derart, daß sie einen unwillkürlich an das apostolische Wort im Römerbrief (1, 19. 20) erinnern, wo vom natürlichen Wissen Gottes von seiten der Heiden die Rede ist, und das um so mehr, als die Helden des Altertums, die jene Aussprüche taten, oder um die es sich dabei handelte, fromme, gottesfürchtige Männer gewesen zu sein scheinen. Schang-ti war für sie ein persönliches Wesen, das seine Herrschaft im Himmel und auf Erden ausübt, das dem Menschen eine moralische Natur verliehen hat, das die Geschicke der Völker ordnet. Durch diesen Gott regieren die Könige und üben die Fürsten Gerechtigkeit; er ist ein Vergelter für die Guten und die Bösen. Andrerseits wird nichts von ihm prädiziert, das dem Begriff des Bibelgottes widerspräche. Dieser Eindruck wird auch dadurch nicht geschwächt, daß die persönliche Bezeichnung Ti und Schang-ti öfters mit dem unpersönlichen Tien „Himmel" abwechselt.

Die Verehrung dieses Schang-ti gehörte indes zu den Vorrechten des Staatsoberhauptes. Der Ursprung dieses Gebrauchs wird wohl auf die Zeit zurückzuführen sein, wo die noch wenig zahlreichen Chinesen eine große Familie bildeten und ihr Haupt in patriarchalischer Weise im Namen aller Gebet und Opfer dem höchsten Gott darbrachte. Bei der ausgesprochen konservativen Geistesrichtung dieser Rasse hat sich jener Gebrauch auch bei zunehmender Bevölkerung erhalten, ja sie besteht bis auf den heutigen

---

tunitätsrücksichten auch gegen den Ahnenkultus und die Konfuziusverehrung tolerant auftreten zu müssen. In letzterem Punkt hatten sie aber offenbar Unrecht, und da die drei Fälle zusammen in Rom behandelt wurden, so teilten sie auch das gemeinsame Los der Verwerfung.

Leider sind auch die protestantischen Missionare nicht einig in dieser Frage. Die große Mehrzahl zwar gebraucht Schang-ti zur Wiedergabe der in der Bibel für „Gott" gebrauchten Ausdrücke; eine immer noch respektable Minderheit vermeidet aber den klassischen Ausdruck. Erstere bestehen hauptsächlich aus Engländern und Deutschen, letztere aus Amerikanern, so daß man versucht ist, sich zu fragen, ob nicht vielleicht etwas wie nationaler Antagonismus zwischen den einen und andern sich auch auf dieses Gebiet verirrt haben mag. So sind auch die Bibelgesellschaften ihren Landesangehörigen gefolgt. In den in England und Schottland veranstalteten Ausgaben des Wortes Gottes ist Schang-ti zur Verwendung gekommen, während sich in den amerikanischen Uebersetzungen andere Ausdrücke für Gott finden.

Tag, indem der Kaiser Chinas als Hohepriester und Vertreter seiner 400 Millionen Untertanen dem Schang-ti zu bestimmten Zeiten auf dem Altar des Himmels seine Huldigung darbringt.

Obwohl nun das Volk, auch zu des Konfuzius Zeit schon, von einer aktiven Beteiligung am Schang-ti-Dienst ausgeschlossen war, schrieb es doch dieser Gottheit ein providentielles Eingreifen in seine Geschicke, ja eine Leitung des Einzelnen zu, gebrauchte aber zu ihrer Bezeichnung mit Vorliebe das Wort Tien „Himmel". Konfuzius hat sich diesem Usus vollständig anbequemt. Der Himmel hat ihm die Mission eines Heiligen anvertraut, haben wir ihn sagen hören. Als er in den Verdacht kam, eine Unziemlichkeit begangen zu haben, beteuerte er seine Unschuld, indem er ausrief: „Der Himmel verwerfe mich, wenn ich schuldig bin." *) Von Schmerz überwältigt wegen des Todes eines geliebten Schülers klagt er: „Der Himmel vernichtet mich." **) Als ein Rebell ihn für seine Sache gewinnen wollte, erklärte er, daß er gegen den Himmel sündigen würde, wenn er ihm Gehör schenkte, und fügte bei: „Wer gegen den Himmel sündigt, hat niemand, an den er seine Gebete richten könnte." ***) Als einer seiner Schüler von einem großen Unglück bedroht war, weist ihn sein Meister an den, welcher der Menschen Geschicke in seinen Händen hat. „Leben und Tod", sagte er, „sind zum voraus bestimmt; Reichtum und Ehre hängen vom Himmel ab." †) Trauernd wegen der geringen Anerkennung, die ihm seine Zeitgenossen zollten, tröstet er sich mit dem Bewußtsein: „Der Himmel kennt mich." ††)

Diese Worte schließen die Annahme aus, daß Konfuzius unter „Himmel" eine unbewußte Naturkraft oder gar das materielle Firmament verstanden habe. Er ist offenbar für ihn das Symbol einer persönlichen, überirdischen Macht, wie sie in der Bezeichnung Schang-ti zum Ausdruck kommt. Warum dann aber immer nur vom Himmel reden, warum so sorgfältig die eigentlichere Bezeichnung vermeiden? Auch bei der Annahme, daß dies dazumal die gebräuchliche Redensart war, sollte man nicht von einem Heiligen erwarten, daß er sich hierin über seine Volksgenossen erhoben und als Verehrer des Altertums auch die ältere Bezeichnung des höchsten Wesens wieder zu Ehren gebracht hätte?

*) Lun-yü VI, 26. **) Ibid. XI, 8. ***) Ibid. III, 13. †) Ibid. XII, 5. ††) Lun-yü XIV, 37.

Nicht mit Unrecht hat man ihm zum Vorwurf gemacht, daß er dadurch die schon vorhandene Verflachung des Gottesbegriffs unter seinen Volksgenossen noch befördert habe. Auch noch andere Aeußerungen von wirklich bedauerlicher Art haben diese begünstigt. Was soll man zum Beispiel davon halten, daß er, von seiner Bewunderung des Kaisers Yao hingerissen, ausrief: „Der Himmel nur ist groß und Yao allein kann ihm gleichgestellt werden." Ja er scheute sich nicht, sich selber mit dem Himmel zu vergleichen: „Ich würde vorziehen," sagte er einst, „gar nicht zu reden, denn der Himmel, redet er? Es genügt, seine Werke in der Natur anzusehen." Gleichermaßen genüge es, so war seine Meinung, ihn in seinem Wirken zu beobachten, um seinen wohltätigen Einfluß an sich zu erfahren.

Konfuzius litt offenbar an einem bedenklichen Mangel an religiösem Sinn. Was wäre sonst natürlicher gewesen, als daß er, der ein so treuer Ueberlieferer des Altertums sein wollte, ja der sich vom Himmel berufen glaubte, das Werk der frommen Helden der vergangenen Zeiten wieder aufzunehmen, — was wäre natürlicher gewesen, als daß er, von ihrem Geist durchdrungen, in demselben sein Werk vollführt hätte. Er hatte aber keine Ahnung von der Macht der religiösen Motive zur Ausrichtung eines Reformationswerkes, wie das von ihm unternommene.

Andererseits schreibt Legge dem Konfuzius das Verdienst zu, einer bedenklichen Entartung des Gottesbegriffs erfolgreich entgegen getreten zu sein.*) Zu Anfang der Tschao-Dynastie scheint der Gebrauch aufgekommen zu sein, die Bezeichnung Ti oder Schang-ti für das höchste Wesen nicht nur abwechslungsweise mit „Himmel" zu vertauschen, sondern auch mit dem dualistischen Begriff „Himmel und Erde". Wir haben anfangs gesehen, daß, als König Wu sein Heer musterte, ehe er seinen Kriegszug gegen den letzten Sprößling der Schang-Dynastie antrat, er in der Rede an seine Krieger wiederholt den Ausdruck „Himmel und Erde" als gleichbedeutend mit „Himmel" gebrauchte. Es wurde damals in der Tat auch dem Himmel und der Erde als zwei verschiedenen Gottheiten Opfer gebracht. Man war also auf eine Bahn geraten, die in eine Art Baal- und Astarte-Dienst hätte ausarten können. Daß es nicht

*) Dr. Legge: The Religions of China, London 1880, S. 30 ff.

geschehen ist, soll nach Legge das Verdienst des Konfuzius gewesen sein. Wir besitzen nämlich von ihm ein Wort, worin er gegen eine solche Verdoppelung der Gottheit Position nimmt. „Die dem Himmel und der Erde getrennt dargebrachten Opfer waren im Grunde dem Schang-ti zugedacht." Dies ist auch, außer den Zitaten, das einzige Mal, wo er den Ausdruck Schang-ti gebraucht.

Es soll nun dem Konfuzius sein Verdienst in dieser Sache nicht streitig gemacht werden. Aber es genügt nicht, um seine Haltung gegenüber dem Gottesbegriff im allgemeinen zu entschuldigen. Anstatt sein Volk zum Gott seiner Väter zurückzuführen, hat er es, wohl unbewußt, um das bischen Gotteserkenntnis, die etwa noch vorhanden war, vollends gebracht und dadurch dem Götzendienst, wie er in spätern Jahrhunderten vom Buddhismus und Taoismus eingeführt wurde, den Weg gebahnt. Konfuzius war eben durchaus nicht veranlagt, ein religiöser Führer seines Volkes zu sein. Er war eine hauptsächlich intellektuell gerichtete Natur, die stark zum Formalismus neigte, und in dieser Richtung hat er denn auch sein Volk beeinflußt.

Dies zeigt sich auch in seiner Stellung gegenüber der Verehrung, die den untergeordneten Geistern dargebracht wurde. Wie er sich dem „höchsten Gott" gegenüber kalt verhielt, kann man auch keinen großen Eifer von ihm erwarten in Betreff der geringeren Gottheiten. Wenn er von ihnen redet, scheint er sie mit den Seelen der Ahnen zusammenzufassen. So z. B. in dem bekannten Wort: „Die Weisheit besteht darin, die Pflichten gegen die Menschen zu erfüllen und die Geister*) zu ehren, ohne ihnen aber zu nahe zu kommen." **) Er hatte auch keinen Glauben an die Erhörung der an die Geister gerichteten Gebete. Als er einst erkrankte, schlug ihm einer seiner Jünger vor, einen Geist um seine Genesung anzurufen. Der allezeit um Einhaltung der alten Gebräuche besorgte Meister fragte zuerst, ob eine hierauf bezügliche Vorschrift bestände. Der Jünger zitierte ihm einen Passus

---

*) Der chinesische Ausdruck ist aus zwei Zeichen zusammengesetzt, wovon das erste die Seele der Abgeschiedenen, das zweite die Geister überhaupt bezeichnet.

**) Lun-yü VI, 20.

aus irgendeinem Buch. Dasselbe scheint aber in seinen Augen keine genügende Autorität besessen zu haben, denn er erwiderte: „Ich habe schon lange gebetet.“*) Es wird dies gewöhnlich als eine Abweisung des Antrags verstanden.

Trotz seines Skeptizismus in solchen Fragen, vollzog der für alles Zeremonielle stets eifrige Konfuzius doch immer andachtsvoll die ihm zukommenden religiösen Handlungen. Er opferte den Geistern, als ob sie gegenwärtig wären, und er selber äußerte: „Wenn ich ein Opfer nicht selbst verrichte, scheint es mir, als ob gar nicht geopfert worden wäre.“**) Der gewissenhafte Beobachter alter Sitte konnte es nicht über sich bringen, in dieser Amtshandlung sich vertreten zu lassen, wie dies andere wohl oft taten.

Wie es aber bei glaubenslosen Menschen, selbst bei den größten Geistern oft der Fall ist, war auch Konfuzius durchaus nicht frei von Aberglauben. Er teilte hierin vollständig die zu seiner Zeit landläufigen Anschauungen in Betreff gewisser Omen und hinsichtlich der Bedeutung von Träumen; besonders aber hatte er vollen Glauben an die Wahrsagerei. Diese wurde schon im grauesten Altertum getrieben, und zwar mittelst der Schildkrötenschale und den Stäbchen einer gewissen Schilfart, dann aber auch mit Hilfe der dem Yih-king „Kanon der Wandelungen“ zu Grunde liegenden, aus ganzen und gebrochenen Linien bestehenden graphischen Symbolen. Besonders gegen Ende seiner Laufbahn muß dieser Aberglaube eine große Macht über ihn gewonnen haben. Infolge seiner mißlungenen Reformbestrebungen irre geworden an seiner Mission, scheint er Trost und Aufschluß darüber in den enigmatischen Spekulationen gesucht zu haben, die in jenem Klassiker niedergelegt sind. Er schrieb eine weitläufige Erklärung dazu, die aber zu ihrem Verständnis auch wieder eines nicht weniger ausführlichen Kommentars bedarf. Chinesen und Europäer haben sich daran versucht; ob es dem letzten Ausleger, Dr. Legge,***) besser als seinen Vorgängern gelungen ist, Licht darüber zu verbreiten, wird die Zukunft lehren. Wegen seiner Tiefe, die schwer zu ergründen ist, eignet sich das Buch außerordentlich zur Wahrsagerei, wozu auch die ihm zu Grunde liegenden Symbole

---

*) Lun-yü VII, 34.
**) Lun-yü III, 12.
***) In The Sacred Books of the East. Vol. XVI.

von jeher verwendet worden sind. Durch seine Beteiligung an der Sache hat Konfuzius die Ausübung der Wahrsagerei auf alle Zeiten hinaus in bedauerlicher Weise sanktioniert.

Aus dem Gesagten soll indes dem Konfuzius kein Vorwurf gemacht werden, denn er konnte nicht geben, was ihm selbst mangelte. Aber zu bedauern ist es, daß er sich nicht besser qualifizierte zur Ausrichtung seines Heiligenberufs. Wie viel ersprießlicher hätte sein Wirken sein können, wenn er die religiösen Ideen, die in den von ihm so eifrig studierten alten Schriften enthalten sind, entwickelt, auf Herz und Gewissen seiner Zeitgenossen eingewirkt und somit wenigstens versucht hätte, sein Volk anzuleiten zu einer Anbetung im Geist und in der Wahrheit des Schang-ti, des Gottes seiner Väter. So aber ließ er es in dem Zustand, den Faber treffend also beschreibt:*) „Die himmlische Macht steht kalt über dem Menschen. Er ist auf sich selbst angewiesen, kann keine Gnadenerweisung von oben erwarten ... Er muß selber sehen, wie er fertig wird mit dem, was er ein für allemal vom Himmel empfangen hat und was ihm bei den Alten zu Gebote steht."

(Schluß folgt.)

Das Erwachen des Islam.†)

Während des letzten Jahrhunderts hat die mohammedanische Welt eine große Einbuße an Einfluß und Macht auf dem politischen Gebiete erlitten. Die Türkei hat Griechenland, Serbien, Bosnien und andere Provinzen verloren. In Aegypten gebietet England, Algier ist im Besitz der Franzosen und Marokko ist in beständiger Gefahr, seine Unabhängigkeit zu verlieren. Rußland hat nahezu ganz Mittelasien und dessen Khanate unter seine Herrschaft gebracht und bedroht jetzt sogar Persien; die 57 Millionen Moslims in Indien

*) Ernst Faber, Lehrbegriff des Konfuzius. Hongkong 1872, S. 9.

†) Eine sehr instruktive Darstellung der heutigen islamischen Bestrebungen, von Kanonikus D. E. Sell, dem Leiter der englisch-kirchlichen Mission in Madras. Nach: Miss. Review of the World, Okt. 1902.

werden von einem christlichen König regiert. Nur die Sultane der Türkei und von Marokko, der Schah von Persien und der Emir von Afganistan sind heutzutage noch die verhältnismäßig unabhängigen Gebieter der islamischen Welt, die von einiger Bedeutung sind. Aber auch ihr Einfluß wird immer geringer und sie verdanken ihre Existenz nur der gegenseitigen Eifersucht der Mächte. Auch in Afrika ist die Herrschaft der Mohammedaner in Gefahr; denn von allen Seiten rücken ihr die christlichen Mächte auf den Leib und einige ihrer tüchtigsten Stämme, die noch nicht für den Islam gewonnen sind, liegen jetzt mehr oder weniger bereits in der Interessensphäre der christlichen Kolonialmächte.

Dieser politische Niedergang des Islam hat seine ganz natürlichen Ursachen. Denn so sehr er sich niedrigstehenden Volksstämmen gegenüber als eine überwindende und beherrschende Macht erweist, so fehlt ihm doch jeder Halt, um seine Stellung zu wahren, sobald er mit Völkern höherer Bildung in Berührung tritt. Die Ursache hievon liegt in seiner Vorstellung von Religion und Politik. Ihm ist Mohammed der letzte der Propheten, der der Menschheit Gottes endgültige Offenbarung, die alle anderen übertrifft und von keiner mehr übertroffen werden kann, verkündigt hat. Diese Offenbarung wird den Gläubigen auf eine zweifache Weise zugänglich: Erstlich und vor allem durch den Koran, der von Ewigkeit her im Himmel existiert haben soll und von wo er stückweise, je nachdem es die Gelegenheit erforderte, vom Engel Gabriel dem Mohammed übermittelt wurde; zweitens durch die sogenannte Sunna oder die Lebensregel, die sich teils auf die täglichen Handlungen des Propheten bezieht oder auf seine Aussprüche und Meinungen, die er im täglichen Leben und in der Unterhaltung äußerte. Dabei wird an dem Glauben festgehalten, daß Mohammed in allen seinen Taten und Worten unter göttlicher Leitung und Inspiration stand und deshalb den Menschen ein unfehlbarer Führer auf allen Gebieten des geistigen und sozialen Lebens ist. Seine geoffenbarten Gesetze und Lebensregeln sind demnach der Abschluß aller Systeme und gewähren keinerlei Möglichkeit für eine weitere Entwicklung. Ein Wechsel, eine Veränderung läßt darum notwendig das Original als unvollkommen erscheinen, und der Gedanke, daß diese Vollkommenheit keine absolute sein sollte, gilt dem Mohammedaner als die allerverwerflichste Häresie.

Daher kommt es, daß in mohammedanischen Staaten Gesetzesreformen unmöglich sind, außer sie werden ihnen von einer stärkeren Macht aufgenötigt. Aber eine Initiative existiert in solchen Ländern nicht. Der Sultan oder Kalif kann auch nur so lange Treue und Gehorsam von seinem Volk erwarten, als er jenes geheiligte Gesetz zur strikten Ausführung bringt; denn alles, was nicht mit dem Koran und der Sunna übereinstimmt, muß durchaus verboten sein. Beide sind über alle Kritik erhaben. Dabei ist die in ihnen niedergelegte angebliche Offenbarung eine solche, die nur Vorschriften, aber keine Prinzipien enthält. Demgemäß besteht auch in dem Verfall aller mohammedanischen Staaten eine gewisse Familienähnlichkeit und es liegen ihm die gleichen Ursachen zugrunde.

Während aber ein politischer Niedergang eingetreten zu sein scheint, macht sich zu gleicher Zeit ein gewisses Erwachen religiösen Eifers und aggressiver Propaganda des Islam bemerklich. Es datiert dies zurück auf die sogenannte Wahabiten-Bewegung, die ihren Anfang in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts genommen hat. Der Gründer dieser Sekte war Mohammed Ibn Abdul Wahab, der nach langem Studium der islamischen Theologie und des kanonischen Rechts zu der Ueberzeugung gelangte, daß der zunehmende Aberglaube und die Traditionen die ursprüngliche Reinheit des islamischen Glaubens und die Lehren des Korans überwuchert und verdunkelt hätten. Die Bekehrung des mächtigen Araberfürsten Ibn Saud zu seinen Glaubensansichten führte zur Gründung einer Wahabiten-Dynastie, die noch heute im mittleren Arabien besteht, wenn auch mit unbedeutender Macht und sehr beschränktem Einfluß. Das Zeremonienwesen, das mit den jährlichen Wallfahrten nach Mekka verbunden ist, besonders die abgöttische Verehrung Mohammeds am Grabmal des Propheten, wurde von den Wahabiten als Greuel verabscheut. Im Jahr 1810 befanden sich die heiligen Städte Mekka und Medina in ihren Händen, bis sie ihnen nach neunjährigen Kämpfen von den Türken entrissen und die Wahabiten vertrieben wurden. Ihr damaliges Oberhaupt wurde gefangen nach Konstantinopel geführt und hier enthauptet. Damit war die politische Macht der Sekte gebrochen. Späterhin bereiteten zwar Emissäre der Wahabiten noch mancherlei Unruhen an den nordwestlichen Grenzen Indiens und es wurde auch eine Zeitlang eine

rührige Propaganda zu politischen Zwecken getrieben, aber das gehört der Vergangenheit an.

Obschon der Wahabismus seine politische Bedeutung längst eingebüßt hat, so besteht er doch noch als Lehre und religiöse Bewegung, die sich besonders dadurch bemerklich macht, daß sie ihren Fanatismus weithin in die Länder verbreitet und ganze Volksstämme unter ihren Einfluß gebracht hat. Man darf aber den Wahabismus, obschon er sich gegen die in den Islam sich eingeschlichenen abergläubischen Gebräuche richtet, nicht als eine Bewegung ansehen, die zu einem wirklichen Fortschritt führte. Im Gegenteil; indem er die ursprüngliche Reinheit des Islam herzustellen sucht, schmiedet er die Fesseln desselben nur stärker. Er hat nichts Neues hervorgebracht und er weiß nichts von einer Milderung des Systems, wonach der Koran und die Sunna das allein gültige, vollkommene Gesetz ist. Auch ihm ist die Idee einer Entwickelung fremd. Man hat ihn zwar schon den Protestantismus des Islam genannt; aber mit Unrecht. Denn obschon er gegen einige Zeremonien protestiert, fehlt ihm doch der kritische Geist. Er hält am toten Buchstabendienst fest und er steht jeder fortschrittlichen Entwicklung, allen neuen Ideen feindlich gegenüber.

Das neuere Erwachen des Islam ist demnach wo anders zu suchen. Es findet sich in der außerordentlichen Entwicklung der großen Derwisch-Orden, deren es zur Zeit nicht weniger als 88 gibt. Von diesen entfalten aber nur wenige eine rege Tätigkeit; doch sind sie zahlreich genug, um für den Fortschritt der Zivilisation z. B. in Afrika zu einer ernstlichen Gefahr zu werden. Die Einrichtung dieser Orden ist im allgemeinen die gleiche. An der Spitze eines jeden steht ein Großmeister, der den Titel Scheik führt und von jedem Mitglied absoluten Gehorsam fordert. Jedes Zawiyah oder Kloster steht unter Aufsicht und Leitung eines Mugaddim, der dem Abt eines mittelalterlichen Klosters entspricht. Diese Mugaddim sind dem Scheik, von dem sie ihre Stellung erhalten, verantwortlich. Die Ordensmitglieder, die ein gemeinsames Leben führen, heißen Ikhwan oder auch Khonan. Außer ihnen gibt es noch Laienbrüder, die ihrem gewöhnlichen Lebensberuf nachgehen, aber in Zeiten der Not die Autorität des Ordens unterstützen und dafür auch ihrerseits von ihm beschützt werden. Das Noviziat ist ein langer und ermüdender Prozeß. Der Neu-

eintretende hat eine Reihe von asketischen Uebungen durchzumachen, die nichts anderes bezwecken, als den persönlichen Willen, jede selbständige Regung zu ertöten und ihn zu einem willenlosen, gefügigen Werkzeug in der Hand seiner Vorgesetzten zu machen. Nur langsam steigt er im Orden von Stufe zu Stufe, je nachdem er sich hiefür fähig zeigt. Die höchste Stufe, auf der die Ordensmitglieder vom Scheik in die geheimen Lehren eingeweiht werden, sind nur wenigen zugänglich. Das ganze System ist derart angelegt, daß die verschiedensten Fähigkeiten und Charakteranlagen im Orden ihre Anziehung und Verwendung finden. So findet der Abergläubische seine Befriedigung in Amuletten und Zaubermitteln; ein anderer, der Geschmack und Sinn für Philosophie hat, wird ermutigt, sich in die spekulative Gedankenwelt zu versenken; der Mystiker erfreut sich der Geheimlehren, die allen Orden gemeinsam sind. In den höchsten Graden der Eingeweihten wird dem Dogma wenig Beachtung geschenkt und die Glaubensbekenntnisse werden sogar als Fesseln, die die Seele einengen, betrachtet. Die Folge davon ist, daß die Leute Pantheisten werden und noch häufiger Verächter des Gesetzes in der Praxis. Die religiöse Pflicht, die ihnen vor allem obliegt, ist die häufige mechanische Wiederholung des Namens Gottes und einzelner kurzer Sätze aus dem Koran, und zwar hat dies so oft nacheinander mit den üblichen Verbeugungen zu geschehen, daß der Betreffende schließlich ganz erschöpft davon ist. So wird jede edle Regung im Menschen ertötet, der Wille unterdrückt und ein krankhafter Zustand des Gemüts erzeugt, sodaß er sich willenlos unter die Herrschaft seines Vorgesetzten beugt.

Die weltlichen Machthaber des Islam haben bis jetzt diese einflußreichen geheimen Gesellschaften nur mit Mißtrauen betrachtet, ja die Sultane der Türkei haben sie von Zeit zu Zeit zu unterdrücken gesucht, aber ohne Erfolg. Auch die Ulema, die Doktoren des islamischen Rechts, und die Mollah oder Religionslehrer sind alle ohne Ausnahme gegen die Derwische eingenommen. Es wiederholt sich hier der Zwiespalt zwischen der Weltgeistlichkeit und der Ordensgeistlichkeit der römischen Kirche im Mittelalter. Auf beiden Seiten hält man sich für orthodox und die einen beschuldigen die andern, vom wahren Glauben abgewichen zu sein. Auch werfen die Derwische den Ulema vor, daß sie in ihren Grundsätzen und

in ihrem Verhalten allzu lax seien, besonders gegenüber der europäischen Zivilisation, indem sie dieser zu große Konzessionen machen und moderne Gebräuche annehmen. Sie halten dies umso verwerflicher, als sie den Islam als eine Theokratie ansehen, bei welcher sie die geistlichen Leiter als die einzig zulässigen Führer und Gebieter ansehen. Nur sie seien dazu berufen, das heilige und unwandelbare Gesetz zu handhaben. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß jede Konzession, zu der sich ein mohammedanischer Herrscher wie der türkische Sultan gegenüber den Forderungen einer christlichen Macht versteht, als ein Verstoß gegen das islamische Gesetz empfunden wird. So werden auch alle Neuerungen, die in Aegypten unter britischem Einfluß eingeführt werden, mit dem größten Widerwillen gesehen und man betrachtet das Verhalten des Khedive, der dies geschehen läßt, als eine strafbare Untreue und Mißachtung gegenüber dem Islam als einer Gottesherrschaft, mit deren Angelegenheiten kein Christ oder fremder Gebieter etwas zu schaffen habe.

Nicht wenig werden die Derwische von dem zunehmenden Einfluß Europas, von dessen Handel, Kunst und Wissenschaft beunruhigt. Denn sie erkennen recht wohl, daß kein mohammedanischer Staat, der mit christlichen Ländern in Berührung tritt, sich gänzlich deren Einflüssen entziehen kann. Diese Tatsache ist aber für einen konservativen Mohammedaner ein Stein des Aergernisses. Dieser Umstand vor allem hat seinen Fanatismus erregt und ihm ist es auch zuzuschreiben, daß die Derwisch-Orden seit den letzten 50 Jahren so gewaltig zugenommen haben.

Einige dieser Orden sind schon sehr alt. Der älteste unter ihnen, der Siddikiyah, führt seinen Namen nach einem Titel des ersten Kalifen Abu Baker. Die bekanntesten Orden sind die der „heulenden" und der „tanzenden" Derwische, deren Uebungen von Reisenden oft genug in Konstantinopel und Kairo beobachtet werden können. Die, welche eine rege Tätigkeit entfalten, sind alle, bis auf den einen Orden, neueren Datums. Diese Ausnahme bildet der Quadiriyah-Orden, der schon im Jahr 1165 n. Chr. von Abdul Kader Jilani in Bagdad gegründet wurde. Er ist hauptsächlich im westlichen Sudan außerordentlich tätig. Die Wahabiten-Bewegung blieb nicht ohne Einfluß auf ihn und erweckte in ihm vor etwa hundert Jahren das Verlangen, den islamischen Glauben

unter den heidnischen Völkern Afrikas zu verbreiten. Er hat seitdem die Zentren seiner Niederlassungen im Sudan stark vermehrt und man findet seine Anhänger bis nach Sierra Leone hin und in den Gebieten des oberen Niger.

Im Gegensatz zu dem friedlichen Charakter dieses missionierenden Ordens steht das Vorgehen der Tijaniyah-Derwische, deren Orden im Jahr 1871 gegründet wurde. Letzterer ist besonders in Tunis sehr mächtig und sein Einfluß erstreckt sich bis nach Timbuktu und ins Hinterland von Sierra Leone. Doch hat die französische Kolonialmacht am Senegal seiner politischen Entwicklung einen Hemmschuh angelegt. Immerhin ist sein religiöser Einfluß so bedeutend, daß man diesen Orden nicht unterschätzen darf. Einer seiner bedeutendsten Anführer, Hadji Omar, wußte seiner Genossenschaft weithin Macht und Ansehen zu verleihen, und zwar durch Kriege, die er führte. Ueberhaupt verdankt der Orden seine Verbreitung der kriegerischen Tätigkeit.

Politische Grenzen gibt es für die Derwische nicht; die ganze Welt ist ihr Gebiet, das sie für den Islam beanspruchen. Dabei leistete ihnen im 19. Jahrhundert Afrika am wenigsten Widerstand. Dahin verlegten sie denn auch den Schauplatz ihrer Tätigkeit, während sie bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht weit ins Innere dieses Erdteils vorgedrungen waren. Heutzutage stehen dagegen große Länderstrecken vom Roten Meer bis zum Atlantischen Ozean, bis zum sechsten Grad nördlicher Breite, und im Osten bis zu den portugiesischen Besitzungen mehr oder weniger unter mohammedanischem Einfluß. In Westafrika hat die islamische Bewegung die Gebiete am Senegal, Timbuktu und die Hausaländer erreicht. Letztere wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts durch die Fulbe dem Islam unterworfen. Im östlichen Afrika drang der Islam am Anfang desselben Jahrhunderts vor, indem die Quadiriyah-Derwische die Nubier unterjochten und ihre Propaganda unter den heidnischen Volksstämmen von Kordofan begannen.

Diese islamischen Bewegungen in Afrika, die teils kriegerischer, teils kommerzieller Art sind, haben während des 19. Jahrhunderts ungeheure Fortschritte gemacht. Doch ist zu erwarten, daß die Einführung europäischer Kolonialverwaltung am Senegal und in Nigeria, sowie im westlichen und östlichen Sudan der weiteren Verbreitung einigermaßen Einhalt gebieten wird; denn der Handel

wird nicht mehr ausschließlich in den Händen der Mohammedaner bleiben und der Sklavenhandel findet nach und nach sein Ende. Der Umstand, daß ein Volksstamm, sobald er mohammedanisch wurde, von den Sklavenjägern verschont blieb, führte natürlich dem Islam von selbst ganze Völkerschaften zu. Dieses Zugmittel fällt nun mit der Unterdrückung und Beseitigung des Sklavenhandels hinweg.

Die regste Tätigkeit für die Verbreitung des Mohammedanismus entfaltet neuerdings der Sanusiyah-Orden.*) Es ist dies von allen die jüngste, mächtigste und fanatischste Organisation der Derwische. Die Entstehung dieses Ordens ist bezeichnend für die neuere Geschichte des Islam, und seine zunehmende Macht und Ausbreitung ist eine drohende Gefahr für den zivilisatorischen Fortschritt in Afrika. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei seinem wachsenden Einfluß die europäischen Kolonialmächte eines Tages in den Fall kommen können, entweder die eine oder andere ihrer afrikanischen Besitzungen aufgeben zu müssen, oder aber sie mit dem Schwert festzuhalten.

Die Entstehung des Ordens ist folgende: Ein Eingeborner von Algier, Scheik Sanusi genannt, bezog ums Jahr 1821 die Universität in Fez und studierte hier die islamische Rechtswissenschaft und Glaubenslehre. Diese Studien setzte er dann auf der Hochschule Al Azhar in Kairo fort und begab sich von da als guter Moslem nach Mekka, wo er sich von 1835 bis 1843 aufhielt. Während dieser Zeit sammelte er eine Anzahl von Schülern um sich, die er nach und nach zu einer religiösen Gemeinschaft vereinigte. Dieser Vereinigung gab er den Namen Tariyah-i-Sanusi oder den Weg des Sanusi. Er verließ dann Mekka, sein Anhang wurde immer größer und er gründete den zur Zeit zu großem Ruf gelangten Sanusiyah-Orden. Nach wenig Jahren erstanden allenthalben Klöster in Arabien, Aegypten, Tripolis, Tunis, Algier und Senegambien. Heutzutage soll der Orden nicht weniger als acht Millionen Derwische und darüber zählen.

Die oppositionelle Stellung, die Scheik Sanusi zu der modernen Richtung des Islam und gegenüber dem nachgiebigen Auftreten der orthodoxen Ulema und Mollah einnahm, zog ihm na-

*) Vergl. Miss.-Mag. 1899, S. 111 ff. Ein mohammedanischer Orden.

durch viel Widerspruch und Feindschaft zu. Er beschloß daher, dem allem aus dem Weg zu gehen und sich von den großen und starkbevölkerten Städten in die Einsamkeit der Wüste zurückzuziehen. Es geschah dies, indem er ein Kloster auf der Oase Jaghbub, etwa halbwegs zwischen Aegypten und Tripolis in der Lybischen Wüste, zu seinem Sitz erkor. Dieses Kloster blieb dann jahrelang der Mittelpunkt der Verwaltung und das Heim einer großen theologischen Schule, in der Hunderte von Derwischen zu Missionaren des Islam ausgebildet wurden. In Jaghbub genoß der Orden ein friedliches Dasein und er konnte sich ungestört entwickeln, denn bei der Abgeschiedenheit des Ortes mischte sich weder ein Sultan noch ein Mollah in seine Angelegenheiten. Es war nun auch dem Scheik Sanusi möglich, sein System auszubilden und der neuen Bewegung ihre Bahnen vorzuschreiben. Dieses ist ihm auch in hohem Maß gelungen und er hat erreicht, was er mit seinem Orden anstrebte. Er starb im Jahr 1859 und wurde in Jaghbub beigesetzt. Die Achtung, die er unter seinen Anhängern genoß, war so groß, daß eine Pilgerfahrt zu seinem Grabmal einer Mekkafahrt gleichgeachtet wird.

Ohne Zweifel war Scheik Sanusi einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit. Denn ohne irgendwelche Unterstützung durch einen weltlichen Herrscher, einzig und allein durch seine Tatkraft und seine Charakterstärke, hat er es verstanden, in Nordafrika eine Macht ins Dasein zu rufen, die auf einem theokratischen System fußt und sich völlig unabhängig weiß von jeder weltlichen Macht und dabei zu jedem Unternehmen fähig ist, das der Wille des Scheik vorschreibt. Das große Ziel, das er mit seiner Reform verfolgte, war die Wiederherstellung des ursprünglichen Islam, wie er in seiner Vorstellung lebte, die Wiedereinführung der moralischen und religiösen Gesetze und Vorschriften des Propheten, die Reinheit des islamischen Glaubens ohne den befleckenden Einfluß der europäischen Zivilisation und des Christentums. Alle modernen Neuerungen in der Türkei und in Aegypten waren ihm verhaßt und er gebrauchte deshalb als arabisches Motto seines Ordens die Worte: „Die Türken und Christen gehören zur gleichen Kategorie; wir wollen sie beide zugleich vernichten."

Der zweite Scheik des Ordens war Ali bin Sanusi, von seinen Anhängern „Scheikhu'l Mahdi" genannt, womit schon gesagt

ist, daß sie in ihm eine Art von verheißenem Messias erblickten. Andern ist er unter dem Namen seines Vaters Scheik Sanusi bekannt. Auch unter ihm hat der Orden an Ausdehnung und Macht gewonnen. Im Jahr 1886 zählte derselbe 121 Klöster oder Ordenshäuser, die sämtlich dem Mutterhause auf der Oase Jaghbub unterstehen. Ihre Zahl hat seitdem jedenfalls noch sehr zugenommen. Der Orden hat einen großen Reichtum zusammengehäuft, der vornehmlich in Sklaven, Schafen und Kamelen besteht. Trotz der Abgeschiedenheit des Klosters ist der Scheik doch von allen Vorgängen aufs genaueste unterrichtet, denn es besteht nach allen Richtungen hin ein sorgfältig geregelter Verkehr. In der Umgebung des Klosters steht die Bevölkerung in einem Hörigkeitsverhältnis zu demselben und der Scheik beansprucht ihre Dienste, so oft er ihrer bedarf. In Tripolis ist die Macht des Ordens, die er über die Bevölkerung ausübt, so groß, daß die türkische Herrschaft in vielen Gegenden nur eine nominelle ist. Und selbst eine europäische Macht, sei es die französische oder die italienische, die es etwa versuchen sollte, diesen entlegenen Teil der türkischen Besitzungen zu annektieren, würde die Erfahrung machen, daß sie es nicht mit den Türken, sondern mit den Derwischen des Sanusiyah-Ordens als mit ihren erbittertsten Feinden zu tun haben würde.

Die Art und Weise, wie der Orden zu Macht und Ansehen gelangt ist und noch heute seine Verbreitung findet, geschieht durch Schulen, durch massenhaften Ankauf von Sklaven und durch Handeltreibende, die weit und breit herumkommen, ihre Waren absetzen und zugleich für ihre Religion Propaganda machen. Einen besonderen Förderer und begeisterten Anhänger fand der Orden in der Person des Sultans von Wadai, durch dessen Einfluß die ganze Bevölkerung eines benachbarten Staats, die noch im Jahr 1855 durchweg heidnisch war, bis zum Jahr 1888 zum Islam bekehrt wurde. Zur Türkei und zu Aegypten nimmt auch der jetzige Scheik Sanusi die gleiche Stellung ein wie sein Vater, der Gründer des Ordens. So erwartet er z. B. von allen guten Moslims, daß sie die herabgekommenen Länder der Türkei und Aegyptens verlassen und sich in Gebiete zurückziehen, wo sie dem Islam in seiner reinen Gestalt nachleben können. Aus diesem Grund und um sich noch mehr als bisher dem verhaßten fremden Einfluß zu entziehen, hat er vor einigen Jahren seinen Sitz von Jaghbub noch fünf

Grade weiter südlich in die Wüste verlegt, auf eine Oase, die für Fremde fast unzugänglich ist. Von dieser entlegenen Feste aus regiert nun der Scheik seinen Orden, indem seine Boten seine Befehle in alle Teile des nördlichen und mittleren Afrikas hin tragen. Auf dem gleichen Wege wird er auch aufs genaueste von alle dem unterrichtet, was in der Welt vorgeht. Die ganze Maschine des Organismus arbeitet in allen ihren Teilen so gut, daß der Scheik vollkommen ruhig sein darf und der Feinde spottet. Seine Klöster erstrecken sich bis hin nach Marokko und sein Einfluß nimmt selbst im Innern Afrikas, z. B. am Senegal und am oberen und mittleren Niger immer mehr zu. Besonders in den Gebieten des Tsadsees zeigt sich der Orden außerordentlich rührig und er hat dort bereits viele Anhänger gewonnen. Für die nächste Zeit sind die Länder am oberen Nil und gegen Nigeria hin ins Auge gefaßt, sodaß in nicht zu langer Zeit ein Zusammenstoß zwischen den Derwischen und den betreffenden Kolonialregierungen, nämlich der britischen und französischen, zu erwarten ist.*)

Als orthodoxe Sunniten, die neben dem Koran an der Sunna oder Tradition festhalten, vertreten die Sanusi eine strenge Lebensauffassung und sind überaus konservativ in der Beobachtung der alten Glaubenslehren. Sie verwerfen deshalb auch die Verehrung der Heiligen und ihrer Grabmäler. Kleiderpracht, sowie silberner und goldener Schmuck verstößt gegen das Gesetz, wie denn auch der Genuß von Kaffee und Tabak verboten ist. Der Verkehr mit Juden und Christen ist ihnen nicht gestattet, selbst eine Begrüßung der Ungläubigen soll unterbleiben. Kein Rechtsfall soll vor ein fremdes Gericht gebracht, sondern dem Scheik zur Schlichtung überwiesen werden. Er allein will auch als geistliches Oberhaupt angesehen werden. Das Ideal ihres religiösen Lebens ist das der Kontemplation. Der Orden hat dabei seine geheimen Werber überall unter den Mitgliedern der anderen Derwisch-Orden und sucht auf diese Weise unter der Hand seinen Einfluß auszudehnen. Dieses gelingt auch ohne große Mühe, da er allenthalben darauf aus ist, eine Vermischung mit andern Orden einzugehen. Jedenfalls sind die Sanusiyah-Derwische, wo sie auftreten, bald die herrschende Partei. Dazu kommt noch, daß der Orden durch die

*) Nach neueren Nachrichten soll der Scheikhu'l Mahdi im August v. J. gestorben sein.

Machtstellung seines Oberhauptes, durch seine geschlossene Organisation und den ungewöhnlichen Eifer, den er entfaltet, imponiert und eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf andere Orden ausübt. Auf diese Weise hat er sich zur mächtigsten religiösen Bewegung, die der Islam zur Zeit aufzuweisen hat, in Afrika entwickelt.

Das Emporkommen einer die ganze islamische Welt umfassenden Bewegung hat, wie wir anfangs schon angedeutet haben, ihren Hauptgrund im Verfall der politischen und religiösen Macht der mohammedanischen Staaten. Ihre Bedeutung darf auch keineswegs unterschätzt werden, denn ihre Leiter arbeiten zielbewußt und mit ausdauerndem Eifer. Mit welchem Erfolg dies geschieht, ersieht man aus der Tatsache, daß ganze Völkerschaften in Afrika, wie z. B. die Hausa, für den Islam gewonnen worden sind. Man sagt zwar, daß ein heidnischer Volksstamm durch den Uebertritt zum Islam in kultureller Hinsicht gewinnt. Aber dies ist doch nur bis auf einen gewissen Grad der Fall. Der Kannibalismus, Kindermord und manche heidnische Unsitten und Greuel werden zwar abgestellt; aber der Unterschied zwischen dem Götzendienst und dem geistlosen religiösen Formelwesen, worin der Islam für solche Völker besteht, ist doch äußerst gering. Einen Geistesaufschwung vermag er ihnen nicht zu geben. Anderseits lernen sie die Polygamie, das Konkubinat und die Sklaverei von Nichtmohammedanern als Institutionen ansehen, die von Gott selbst sanktioniert seien. Dazu kommt noch die übermäßige Verachtung, die der Mohammedaner allen Nebenmenschen, die nicht seines Glaubens sind, entgegenbringt. Zieht man überhaupt die sittliche und religiöse Stellung solcher afrikanischer Völkerschaften, die dem Islam zugefallen sind, in Betracht, so wird man finden, daß sie trotzdem auf einer niedrigen Stufe der Gesittung verblieben sind, denn der Islam schließt jeden wahren Fortschritt aus. Umso mehr ist es zu beklagen, daß man zu solchen Volksstämmen mit dem Christentum zu spät kommt; denn während sie vorher für dieses leicht zu gewinnen gewesen wären, ist die Arbeit der Mission nahezu hoffnungslos, sobald ein heidnisches Volk die Beute des Islam geworden ist.

Wie wir aus dem Gesagten ersehen haben, ist das Bestreben der Sanusiyah-Derwische ein zweifaches: Erstlich suchen sie auf

friedlichem Wege oder durch Gewalt die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren und dem Islam Konvertiten zuzuführen: sodann wollen sie durch Rückführung des Islam zu seiner ursprünglichen Gestalt einen Damm aufrichten gegen den Fortschritt und Einfluß der europäischen Zivilisation. Dabei ist Scheik Sanusi, das Oberhaupt der ganzen Bewegung, ein schlauer Mann, der sich persönlich zu decken weiß. Denn, obwohl es kaum zu bezweifeln ist, daß er seine Hand bei den verschiedenen Aufständen in Algier mit im Spiele hatte, ist ihm doch eine Anteilnahme nie zu beweisen gewesen. Jedenfalls wird der Haß gegen die französische Herrschaft von dieser Seite aus beständig geschürt und es ist sicher darauf zu rechnen, daß bei einer günstigen Gelegenheit die Derwische ihr Aeußerstes versuchen werden, um die Christen aus Nordafrika zu verdrängen und die mohammedanische Herrschaft wieder aufzurichten. Schon befinden sich alle bedeutendsten Karawanenwege und viele der wichtigsten Oasen im Besitz der Sanusi, die nur auf den Wink ihres Oberhauptes warten, um in einen Wettkampf mit den Kolonialmächten im westlichen und östlichen Sudan einzutreten.

Der Niedergang der mohammedanischen Welt als politische Macht ist so offenkundig, daß jede Aussicht auf einen selbstgewollten fortschrittlichen Aufschwung in der Türkei, in Persien oder in Marokko schon längst vollständig ausgeschlossen ist. Zwar gibt sich der Sultan der Türkei für den Kalifen des Islam aus und ist ängstlich bemüht, sich die Ergebenheit der mohammedanischen Welt zu sichern und alle Anhänger des Propheten um sich zu scharen, aber der Schah von Persien und die vielen Millionen von Schiiten, die die Sunna verwerfen, erkennen diesen Anspruch nicht an, und in Marokko wird derselbe sogar ganz bestimmt verneint. Demnach fehlt es dem Islam an einer einheitlichen politischen Macht, die dem zunehmenden Verfall Einhalt gebieten könnte. Denkende, religiös gesinnte Mohammedaner der alten Schule sind sich aber dessen bewußt, daß es eines starken, impulsiven Einflusses bedarf, der dem Islam wieder Festigkeit und Kraft verleiht. Diesem Gefühl sucht der Sanusiyah-Orden entgegen zu kommen und viele ersehen in ihm eben das, was dem Islam mangelt und wodurch dieser zu neuem Ansehen, zu erhöhter Kraftentfaltung gelangen soll. Es ist deswegen wohl zu beachten, daß es in Algier wimmelt von Agenten dieses Ordens und daß man nur auf den Augenblick

wartet, um zu handeln. Sollte es aber durch sie zu einer Erhebung der Mohammedaner kommen, dann wird es schwer halten, dem Fanatismus die Stirn zu bieten. Im Fall eine solche Erhebung von Erfolg begleitet sein sollte, so ist im voraus anzunehmen, daß sich die verschiedenen mohammedanischen Staaten in Nordafrika unter die Führung und Regierung der Sanusi stellen werden. Doch ist es auch anderseits möglich, daß einige der vielen Derwisch-Orden die Macht des Sanusiyah-Scheik aus Eifersucht nur unwillig ertragen würden und daß es schließlich wieder zu Spaltungen und Trennungen kommen könnte. Denn seit den Tagen des ersten Kalifen sind dem Islam innere Zwistigkeiten eigentümlich gewesen und es hat ihm von jeher religiöse und politische Einigkeit gefehlt, wie denn auch ein Beurteiler desselben gesagt hat: „Die Anarchie ist das Erbübel des Islam."

Im Dienst der Liebe.

Aus dem Leben von Irene Petrie.*)

Von L. Oe.

1. Das Tal von Kaschmir.

Im Nordosten Indiens, d. h. Indiens im engeren Sinn, vom Pandschab durch das 3000 bis 5000 m hohe Pir Pandschalgebirge getrennt, im Osten von den sich bis zu 6000 m erhebenden westlichen Ausläufern des Himalaya begrenzt, liegt das Tal von Kaschmir. Dies ist das eigentliche Kaschmir, zu dem aber politisch noch die Provinz Dschamu am Südabhang des Pir Pandschal und die im Gebiet des obern Indus jenseits des westlichen Himalaya gelegenen Provinzen Gilgit, Iskardo und Ladakh gehören. Diese drei Provinzen sind von Tibetern bewohnt und heißen auch Kleintibet. Alle diese Länder stehen unter einem indischen Maharadscha, der aber England tributpflichtig ist und in seiner Hauptstadt Srinagar einen englischen Residenten dulden muß.

Kaschmir hat eine alte Kultur und seine Geschichte geht zurück bis ungefähr ins Jahr 2000 v. Chr., verliert sich aber zuletzt in

*) Nach: Irene Petrie, Missionary to Kashmir, by Mrs. Ashley Carus-Wilson. London, Hodder & Stoughton.

dem Nebel des Mythus. Alexander der Große drang auf seinem Zug nach Indien bis nach Kaschmir vor und besiegte an dem zum Stromgebiet des Indus gehörigen Dschelam, dem Hydaspes des Altertums, den tapferen Poros, der verwundet und gefangen genommen wurde. Zwanzigtausend Inder deckten nach dieser Schlacht die Walstatt.

Die Bewohner Kaschmirs, ein Volk arischer Abstammung, zeichnen sich durch besondere Schönheit aus und man hat schon vermutet, daß sie dies einer Mischung mit griechischem Blut verdanken. Alexander hat ja die Vermischung der besiegten Völker mit den Griechen befördert; als er seine Hochzeit mit der persischen Fürstin Roxane feierte, vermählten sich zu gleicher Zeit 10000 Griechen und Mazedonier mit Perserinnen. In Kaschmir weisen auch alte Tempelbauten auf griechischen Einfluß hin.

Bis ins 14. Jahrhundert nach Chr. wurde Kaschmir von einheimischen Fürsten beherrscht, die aber, wie es scheint, zuletzt in Untätigkeit und Verweichlichung versanken. Im 14. Jahrhundert begann die mohammedanische Herrschaft und damit auch die Verbreitung des Islam in Kaschmir. Die älteste Religion Kaschmirs war ein Natur- und Schlangendienst. Dieser machte ums Jahr 250 v. Chr. dem Buddhismus Platz. Srinagar, die Hauptstadt Kaschmirs, liegt am Fuße von zwei aus der Ebene aufsteigenden und weithin sichtbaren Hügeln. Auf dem höheren der beiden, dem 300 m hohen Takht-i-Suleiman (d. h. Salomons Thron) wurde 200 v. Chr. der älteste Tempel Kaschmirs zu Ehren Buddhas erbaut. Im ersten Jahrhundert n. Chr. mußte dann der Buddhismus dem Hinduismus weichen; der Buddhatempel wurde ums Jahr 250 neu hergestellt und dem Siwa geweiht. Der Buddhismus verschwand vollständig; doch kann man vielleicht die Rischi oder Heiligen, die ein Büßerleben führen, noch als buddhistisches Überbleibsel ansehen. Als die Mohammedaner kamen, fanden sie, daß sich an den Tempel auf dem Takht eine Legende knüpfe, in der der König Salomo, Adam, Noah und Mohammed eine Rolle spielten, und sie bauten hier eine Moschee. Fünf Jahrhunderte mohammedanischer Herrschaft haben in Kaschmir die Wirkung gehabt, daß wenigstens drei Viertel der Bevölkerung, vielleicht noch mehr, dem Islam angehören, während im eigentlichen Indien auf 189 Millionen Hindu nur 54 Millionen Mohammedaner kommen.

Die mohammedanische Herrschaft dauerte bis 1819. Da eroberte der große Sikhherrscher, Rangit Singh, der sich zum König des Pandschab gemacht hatte, Kaschmir und es wurde dem Sikhreich einverleibt. Rangit starb 1839 und seine Nachfolger fingen mit den Engländern Krieg an. Diese eroberten 1846 das Pandschab und machten es

zu einem Teil ihres indischen Reichs. Kaschmir wurde zu einem Schutzstaat. Die Moschee auf dem Takht wurde jetzt wieder in einen Siwatempel umgewandelt, denn die Maharadschas von Kaschmir sind eifrige Hindu und Siwa ist der Lieblingsgott der Bewohner Kaschmirs. Die Hindu, obgleich in der Minderheit, sind die herrschende Klasse, aus der auch die Beamten genommen werden. Sie gehören meistens der Brahmanenkaste an, denn zur Zeit der mohammedanischen Herrschaft wurden die Angehörigen der niederen Kasten zur Annahme des Islam gezwungen oder aus dem Land getrieben. Die Mohammedaner sind in Kaschmir nicht so fanatisch wie in andern Ländern, aber eine unheilvolle Wirkung hat ihre jahrhundertelange Herrschaft wie sonst in Indien gehabt. Durch sie ist die Frau in die erniedrigende, jammervolle Stellung hinabgedrückt worden, die ihr weder die altindische Religion noch das altindische Gesetz zuwies. Hinter dem Pardah — dem Vorhang, der das Frauengemach von den übrigen Räumen des Hauses trennt — fließt ihr Leben in ödem, hoffnungslosem Einerlei dahin. Ein oder der andre aufgeklärte Kaschmirer mag ja seiner Frau etwas mehr Freiheit gönnen und auch sorgen, daß die schlummernden Geisteskräfte etwas geweckt werden. Aber das sind bis jetzt noch seltene Ausnahmen. Ein reicher Kaschmirer hat vielleicht ein prächtiges Haus mit vielen Zimmern und von schönen Gärten umgeben, aber die Frauen des Hauses sitzen in einem dumpfen, sonnenlosen, schmutzigen Raum, mit schmutzigen, wenn auch vielleicht reichen Gewändern bekleidet, mit schmutzigen Gesichtern und Händen, geistig unbeschreiblich stumpf, aber vielleicht gerade infolge dieser Stumpfheit ihre traurige Lage nicht voll empfindend. Und die Männer, die ihre Frauen und Töchter und Schwestern so schnöde behandeln, sind, wenn auch nicht ohne gute Eigenschaften, doch ihrerseits unmännlich, feig, faul, ohne eine Spur von Ritterlichkeit oder Vaterlandsliebe.

Kaschmir wird von Dichtern als ein paradiesisches Land gepriesen und Reisende, die es schnell durchziehen, besonders solche, die es während des herrlichen Frühlings besuchen, sind entzückt von seinen Reizen. Die Gegend ist wohl herrlich und an Fruchtbarkeit fehlt es auch nicht, aber die einheimischen Fürsten tun nichts für die Hebung des Landes. Es hat $2^1/_2$ Millionen Einwohner, könnte jedoch viel mehr ernähren. Bis jetzt ist nur ein Drittel des Landes angebaut. Während der Hungersnot von 1877 soll der damalige Maharadscha sich der ärmeren unter seinen Untertanen dadurch entledigt haben, daß er sie in Bootladungen auf den Fluß bringen und ertränken ließ.

Das Klima ist gemäßigt und zeigt die starken Wechsel des Binnenlandes, heiße Sommer und kalte Winter. Da das Tal von Kaschmir

mehr als 1600 m Meereshöhe hat, sollte das Klima eigentlich gesund sein. In der Umgebung sind jedoch Sümpfe und deshalb bringen die heißesten Monate Fiebergefahr. Der schlimmste Feind der Gesundheit ist aber die entsetzliche Unreinlichkeit der Bewohner, wodurch Städte und Dörfer zu Brutstätten der Seuchen werden. Was hilft die herrliche Gegend, was hilft der von Dichtern besungene wonnevolle Frühling, wenn die Sommersonne in den offenen Kloaken der Straßen, in dem durch Monate und Jahre angehäuften Unrat der Höfe die schädlichen Keime ausbrütet, daß dann im Herbst übelriechende, giftige Dünste die Luft verpesten? Der reichliche Winterschnee überdeckt wohl für eine Weile den Unrat, aber sobald Tauwetter eintritt, entsteht in den Straßen ein Schmutz, von dem man sich an andern Orten kaum eine Vorstellung machen kann. Srinagar ist vielleicht die schmutzigste Stadt der Welt.

Die Mission in Kaschmir ist bis jetzt hauptsächlich eine Saat auf Hoffnung, aber doch ist ihr Einfluß viel tiefer und weitergreifend, als man nach der Zahl der kleinen Christengemeinde denken sollte. Als in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein englischer Geistlicher namens Clark und ein Offizier Kaschmir bereisten, um zu sehen, ob der Boden für die Mission bereit sei, sagte ihnen der Maharadscha, sie sollten nur kommen, die Kaschmirer seien so schlecht, daß sie durch die Missionare nicht noch schlechter werden könnten, und er sei begierig, ob sie vielleicht etwas gebessert würden. Beamte des Pandschab stellten der englisch-kirchlichen Mission die Mittel zur Niederlassung in Kaschmir zur Verfügung. Clark besuchte das Land in den Jahren 1862 und 1863; im Jahre 1864 gründete er eine Missionsschule, und seine Frau, die gute medizinische Kenntnisse hatte, eröffnete eine ärztliche Station. Als aber nach einiger Zeit ein Mohammedaner getauft wurde, verwandelte sich die Gleichgültigkeit der Regierung in offene Feindschaft. Man legte der Mission allerlei Schwierigkeiten in den Weg: am härtesten traf sie ein Gesetz, daß alle Ausländer und alle eingeborenen Christen nur während der sechs Sommermonate in Kaschmir bleiben durften. Da es andrerseits den eingeborenen Frauen verboten war, das Land zu verlassen, wurden durch dieses Gesetz auch die Familien getrennt. Viele christliche Kaschmirer wanderten damals ganz nach Indien aus.

Es zeigte sich, daß zunächst nur eine ärztliche Mission in Kaschmir möglich war, und die englisch-kirchliche Mission gewann dafür den vortrefflichen Schotten Dr. William Elmslie, der im Jahre 1865 seine Arbeit in Srinagar begann. Fünf Sommer arbeitete er in Kaschmir und viermal reiste er im Herbst mit seinen Christen nach Amritsar im Pandschab. Der Maharadscha bot ihm das vierfache des Gehalts,

den er von seiner Gesellschaft bezog, wenn er sein Leibarzt werden und das Predigen aufgeben würde. Elmslie schrieb mit Beziehung darauf: „Es macht mich glücklich, daß ich um Christi willen einem weltlichen Vorteil entsagen kann. Unseres Vaters Verheißung ist besser als des Maharadschas Geld.“ Nun eröffnete der Maharadscha selbst ein Spital und ließ das Missionsspital mit Soldaten umstellen, um die Hilfesuchenden davon abzuhalten. Aber der Missionsarzt war freundlicher und geschickter als der Maharadscha, und die Kranken ließen sich nicht abtreiben. Mehrere wurden getauft und viele andre wurden zwar für den Glauben gewonnen, wagten aber nicht, ihn offen zu bekennen. Im Jahr 1870 mußte Elmslie seiner Gesundheit wegen nach England zurückkehren. Er benützte seine Erholungszeit, um ein Wörterbuch des Kaschmiri, das eine Tochtersprache des Sanskrit ist, auszuarbeiten. Die Eingeborenen sprechen auch vielfach das Urdu oder Hindostani, das sie für vornehmer halten als ihre eigene Sprache.

Verschiedene Missionare arbeiteten in Elmslies Abwesenheit in Kaschmir. Einer von ihnen, French, schreibt, das Predigen sei sehr schwer unter großer Feindschaft des Volks. Er spricht von fast unerträglichen Kränkungen, von heftigen Schmähungen und schnöden Angriffen aller Art. Einmal wurde er während der Predigt mit Schmutz beworfen und konnte Steinwürfen nur dadurch entgehen, daß er schnell hinter eine Säule trat. Er schrieb dem englischen Residenten, es sei doch traurig, daß in einem Staat, der sich nur durch den Schutz einer christlichen Regierung halten könne, jede Religion außer der christlichen gelehrt werden dürfe.

Im Frühling 1872 kehrte Elmslie mit seiner jungen Frau nach Srinagar zurück. Im Sommer brach eine furchtbare Choleraepidemie aus, und die Hingabe, mit der sich Elmslie des heimgesuchten Volkes annahm, überwand endlich dessen Feindschaft. Aber der Maharadscha war noch nicht andern Sinnes und trotz dringender Bitten Elmslies, der von den Anstrengungen des Sommers gänzlich erschöpft, den Strapazen einer wochenlangen Reise über die verschneiten Gebirgspässe Kaschmirs nicht gewachsen war, erlaubte er ihm nicht, den Winter in Srinagar zu bleiben. So machte sich Elmslie am 21. Oktober mit seiner Frau auf den Weg. Er ging zu Fuß, bis seine Kräfte versagten, dann trat ihm die Frau ihre Sänfte ab und ging selbst zu Fuß durch den Schnee. Elmslie kam schwer krank nach Gudscherat (im Pandschab) und starb dort nach drei Tagen am 18. November 1872.

Unter Elmslies Nachfolgern besserten sich allmählich die Verhältnisse in Kaschmir. Der Maharadscha erlaubte den Bau eines

kleinen Krankenhauses in schöner, gesunder Lage. Die Behandlung der Kranken hatte sehr oft guten Erfolg und besonders heilten — trotz der Unreinlichkeit der Kaschmirer — die Wunden von Operationen sehr gut; dies wird teilweise der gesunden Lage des Spitals zugeschrieben, aber auch dem Umstand, daß die Kaschmirer sich des Alkohols enthalten. Endlich erlaubte der Maharadscha auch den Missionaren und eingeborenen Christen während des Winters in Kaschmir zu bleiben.

Im Jahr 1886 begann die mit der englisch-kirchlichen Mission in Verbindung stehende Senanamission ihr Werk in Kaschmir. Es war eine junge Indierin, die Tochter eines eingeborenen Geistlichen, die zuerst Zutritt zu einigen Senanas in Srinagar fand und den englischen Missionarinnen den Weg bahnte. Im Jahr 1888 kam auch eine Missionsärztin, Dr. Fanny Butler, nach Srinagar. Seit sie als fünfzehnjähriges Mädchen ein Buch über afrikanische Missionare gelesen hatte, wünschte sie, in die Mission zu gehen; sie bemühte sich, die nötigen Kenntnisse zu erlangen und übte sich in der Selbstverleugnung. Ein Aufruf an die Frauen Englands, sich der ärztlichen Mission zu widmen, den Elmslie kurz vor seinem Tod ergehen ließ, erregte in ihr den Entschluß, als Ärztin nach Indien zu gehen. Sie war die erste Ärztin, die (im Jahr 1880) von der englisch-kirchlichen Gesellschaft ausgesandt wurde. Sechs Jahre arbeitete sie in Dschabalpur, Kalkutta und Bhagalpur. Dann ging sie nach England, um hier Teilnahme für Indiens Frauen zu erwecken und nach Wien, um sich in ihrem Fach weiter auszubilden. Im Frühjahr 1888 folgte sie einer Aufforderung des Missionsarztes Dr. Neve und ging nach Srinagar. Die Missionare mußten damals in dem Europäer-Viertel, eine gute Stunde vom Mittelpunkt der Stadt, wohnen. Sie mieteten in der Stadt selbst ein kleines Haus, wo sie Kranke beraten konnten und bald nachher ein etwas größeres zu einem Spital. Einmal empfingen sie den Besuch der berühmten Reisenden, Frau Bishop geb. Bird, bei der, wie sie selbst sagt, die Teilnahme für die Mission allmählich geweckt wurde, weil sie auf ihren Reisen den traurigen Zustand der Völker und besonders der Frauen, die das Christentum nicht haben, kennen lernte. Sie gab 10 000 Mark zu einem Krankenhaus für Frauen, das zur Erinnerung an ihren verstorbenen Mann gebaut werden sollte. Auf die Bitte des Höchstkommandierenden, Sir F. Roberts (jetzt Lord Roberts), gab der Maharadscha einen Bauplatz her. Fanny Butler, die gar schnell die Liebe und das Vertrauen der Kaschmirerinnen gewonnen hatte, sollte die Leiterin des Krankenhauses werden, aber wenige Tage nach der Grundsteinlegung erkrankte sie und starb nach nur viertägiger Krankheit. „Ihr Werk", schreibt

ihre Mitarbeiterin Fräulein Hull zehn Jahre später, „wird nicht untergehen. Viele Senanas, die wir noch besuchen, wurden zuerst durch sie zugänglich gemacht, manche von denen, die sie unterrichtet hat, hat sie schon im Himmel wiedergesehen, besonders die Frau eines mohammedanischen Heiligen, deren Leben sie durch eine Operation gerettet hatte und die im Herzen eine Christin war, obgleich sie nicht getauft wurde."

---

2. Irene Petries Kindheit und Jugend.

Zu denen, die in Kaschmir eine Saat auf Hoffnung gesät und dabei ein frühes Grab gefunden haben, müssen wir neben Dr. Elmslie und Fanny Butler auch Irene Petrie rechnen. Sie wurde wahrscheinlich 1865 oder 1866 geboren (das Jahr ihrer Geburt ist in ihrer Lebensbeschreibung nicht angegeben) und stammte aus einer altschottischen Familie. Ihre Eltern wohnten aber in London und hielten sich zur englischen Kirche. Irenens Vater, ein Offizier, besaß in einem der besten Teile Londons ein schönes Haus mit Garten, und hier, in der Pflege liebender Eltern, wenig berührt von dem Strudel der Großstadt, verbrachten die drei kleinen Schwestern, deren jüngste Irene war, eine glückliche Kindheit. Doch waren die sonnigen Tage auch nicht ohne Schatten. Die zweite Schwester, ein liebes frommes Kind, starb im Alter von zwölf Jahren. Etwas später erlitt die von Haus aus sehr reiche Familie große Vermögensverluste und noch größere drohten ihr, so daß Jahre lang schwere Sorgen das Herz der Eltern bedrückten und auch die junge Irene sich fragte, was sie wohl tun würde, wenn sie arm wäre. Später besserte sich die Vermögenslage und Irene verbrachte ihre Jugend in sehr angenehmen, nach deutschen Begriffen sogar glänzenden Verhältnissen. Die Schwestern wurden meist zu Haus von Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet; die Mutter führte sie in die Literatur ein, der Vater unterrichtete die Kinder im Zeichnen und in der Mathematik, las ihnen auch das wichtigste aus der Zeitung vor. Sowohl die wertvolle, mit manchem kostbaren älteren Werk ausgestattete Bücherei des Hauses, als auch die Sorgfalt der Eltern verhinderte, daß die Mädchen in eine oberflächliche Roman- und Zeitschriftenleserei gerieten.

Als Irene die eigentlichen Kinderjahre hinter sich hatte, besuchte sie zwei Jahre eine Schule. Sie lernte hier mit wahrem Feuereifer und — der englischen Sitte folgend, nach der die Schülerinnen veranlaßt werden, sich in den einzelnen Fächern öffentlichen Prüfungen zu unterziehen — machte sie 28 solche Prüfungen durch und ging immer mit

Ehren, manchmal sogar mit Auszeichnungen daraus hervor. Und doch lag ihre Hauptbegabung nicht auf dem wissenschaftlichen, sondern auf dem künstlerischen Gebiet. Sie war sowohl fürs Zeichnen und Malen als für die Musik hervorragend begabt und ihr Talent wurde von tüchtigen Lehrern ausgebildet. Die Landschaften und Blumen, die sie in Wasserfarben ausführte, waren wirkliche Kunstwerke. Ihr Klavierspiel war so ausgezeichnet, daß sie sich mit Künstlern zusammen in Konzerten hören lassen konnte. Sie konnte stundenlang auswendig Fugen von Bach, Sonaten von Beethoven und Walzer von Chopin spielen, und wenn sie müde und angegriffen war, so fand sie in Beethovens Cis-moll Sonate ein gutes Heilmittel. Noch lieber als das Klavier spielte sie aber die Orgel. Ihre schöne, kräftige Stimme wurde sieben Jahre lang von einer bedeutenden Lehrerin geschult. Und neben all diesen herrlichen Gaben besaß Irene einen eisernen Fleiß, der sie oft zu fast übermäßigen Anstrengungen trieb. Weniger als andres scheinen Sprachstudien sie angezogen zu haben. Als sie sich später mit der Grammatik des Urdu abmühte, beklagte sie wohl, daß sie an Sprachen nicht solche Freude hätte, wie an der Musik, daß ihr sprachliches Gedächtnis nicht so gut wäre wie ihr musikalisches, und sie erklärte, sie würde niemals zum Vergnügen eine orientalische Sprache lernen. Das, was den Sprachgelehrten besonders anzieht: der grammatische Bau einer Sprache und die Beziehungen der Sprachen unter einander, mag allerdings ihrer vielmehr künstlerischen als wissenschaftlichen Anlage reizlos und trocken erschienen sein, aber für das Erlernen der Umgangssprache war sie jedenfalls nicht ohne Begabung, denn sie hat während ihres kurzen Missionslebens zwei Sprachen, das Urdu und das Kaschmiri, beherrschen gelernt und in einer dritten, dem Hindi, einen guten Anfang gemacht.

Mit all den herrlichen Gaben verband Irene eine Liebenswürdigkeit und eine sonnige Heiterkeit, die wohl teilweise Naturanlage war, aber doch auch aus einer tieferen Quelle stammte. Man kann allerdings auf ihr inneres Leben während ihrer Kindheit und ersten Jugend mehr aus ihren Taten als aus ihren Worten schließen, denn sie hat über ihr Leben mit Gott stets eine keusche Zurückhaltung bewahrt und auch ihrem Tagebuch nur wenig davon anvertraut. Sie ließ nicht gerne daran rühren und sie floh einmal schleunigst vor einem Evangelisten aus dem Kreise der Plymouthbrüder, der ihr mit Gewissensfragen nahen wollte. Aber sie hat von Kind auf Gottes Wort, den Gottesdienst, das Gebet lieb gehabt, und aus dem frommen Kind ist nicht ohne Kämpfe, aber ohne heftige Krisen eine wahrhafte Christin herangewachsen. Sie hat auch ihre Fehler: die Lust sich auszuzeichnen, die Neigung, andre — allerdings zu derer Bestem — zu beherrschen,

redlich bekämpft und ist in ihren späteren Jahren wahrhaft demütig gewesen.

Mit ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer Schönheit und Anmut, ihrem köstlichen Humor und ihrem musikalischen Talent hätte Irene eine Königin der Gesellschaft werden können, aber das wars nicht, wonach sie strebte. Doch war sie sehr vergnügt in den Gesellschaften, die sie als ganz junges Mädchen mitmachte und freute sich, als sie bei Hofe vorgestellt wurde und der geliebten Königin die Hand küssen durfte. Ein Bild zeigt sie in der für jene Feierlichkeit vorgeschriebenen Tracht, dem weißen Schleppkleid und dem Kopfputz aus weißen Straußenfedern.

Im Jahr 1886 starb Irenens Mutter nach kurzer Krankheit. Unter den Ermahnungen, die die sterbende Mutter ihrem Kinde gab, waren Worte wie die: „Laß Musik und Malen nicht liegen und treibe beides zu Gottes Ehre. Denke immer an das eine große Lebensziel und suche andre für Jesum zu gewinnen. Halte jeden Tag, an dem du das nicht getan hast, für verloren."

Zunächst fand Irene Gelegenheit, in diesem Sinne in ihrer nächsten Umgebung zu wirken. Ihrem Vater zulieb lebte sie ziemlich gesellig und sie war immer bereit, durch ihre Musik und ihre glänzende Unterhaltungsgabe den Kreis zu beleben; aber sie strebte nicht nach Bewunderung; Schmeichler oder zudringliche und anmaßende Leute wußte sie kurz abzufertigen. Dagegen nahm sie sich gerne der Schüchternen, der Ungewandten, der für langweilig Geltenden an, und sie lud besonders gerne die ins Haus ein, die nicht wieder einladen konnten. Sie hatte manchmal keine Zeit, eine Einladung anzunehmen, aber sie hatte immer Zeit, eine einsam mit bescheidenen Mitteln lebende Freundin, eine harthörige Dame, die wenig Umgang pflegen konnte oder eine Kranke, die selten ein fröhliches junges Gesicht sah, zu besuchen. Dabei war ihr Einfluß auf ihre Altersgenossen sehr groß. Sie führte keine frommen Reden im Munde und es fiel ihr nicht ein, den Leuten zu predigen, aber sie verstand es, auf die zarteste und taktvollste Weise auf das eine, was not tut, hinzuweisen. Wie sehr es ihr daran lag, im geselligen Verkehr Gutes zu wirken, bezeugt ihre Äußerung: „So wenig es mir einfällt, ohne Hut Besuche zu machen, ebenso wenig tue ich es, ohne vorher zu beten."

Bald fand sie reichlich Arbeit in der inneren Mission. Schon als ganz junges Mädchen wurde sie Sonntagsschullehrerin. Der englisch-kirchliche Sonntagsschulverein hat an verschiedenen Orten in England Prüfungen in Bibelkunde und Kirchengeschichte für Sonntagsschullehrerinnen eingerichtet. Irene bestand diese Prüfung im Jahr 1887 und ging als die erste von ganz England daraus hervor, ebenso einige Jahre später aus einer Prüfung in der Kunst des Unterrichtens.

An den Kindermissionsvereinen und dem Bibellesebund für Kinder und junge Leute beteiligte sie sich mit Eifer und sammelte Mitglieder aus den Sonntagsschulen, an denen sie unterrichtete. Den entfernter wohnenden Mitgliedern des Bibelbundes schrieb sie allmonatlich einen Brief, die näher wohnenden lud sie von Zeit zu Zeit zu sich ein und betete mit ihnen, zeigte ihnen biblische Bilder und erzählte ihnen von Mitgliedern des Bundes in fernen Ländern. Auch für die Enthaltsamkeitssache wirkte sie und sie suchte besonders die reichen Mädchen an ihre Pflicht zu mahnen, eifrig an ihrer eigenen Förderung und Bildung zu arbeiten, ein Verständnis für gesunde Lebensgewohnheiten und ein gesundes Heim zu gewinnen und dann ihre geistlichen und geistigen Schätze mit ihren weniger begünstigten Schwestern zu teilen. Auch die Fabrikmädchen und andere Arbeiterinnen erfreuten sich ihrer Fürsorge. Sie hielt an die Arbeiterinnen eines großen Geschäfts und an die Wäscherinnen in einer Wäscheanstalt Ansprachen während des Mittagessens. Ihre Musik stellte sie immer in den Dienst der Nächstenliebe, sei es, daß sie ein Konzert zu einem wohltätigen Zweck zustande brachte, daß sie Chöre für Missionsfeste u. dergl. einübte oder daß sie im Dienst irgend eines Vereins Kranke, Arme, Blinde, Arbeiter oder Pfleglinge der Gefängnismission durch ihren Gesang oder ihr Spiel erfreute.

Eine eigentümliche, echt englische Einrichtung, an der sich Irene eifrig beteiligte, ist das sogenannte „College by Post" (ein schwer zu übersetzender Ausdruck, etwa „Studium durch die Post"). Diese Einrichtung — dadurch entstanden, daß Irenens Schwester veranlaßt wurde, mit einem auf dem Land lebenden Mädchen behufs geistiger Förderung in Briefwechsel zu treten — hat den Zweck, strebsamen Mädchen, die keine Gelegenheit haben, sich durch Unterricht weiterzubilden, diese Gelegenheit durch Briefe zu geben. Es entstand so nach und nach ein weitverzweigter Verein von Briefeschreibenden; darunter waren solche, die sich verbanden, die Bibel in chronologischer Ordnung zu lesen. Ihnen galten Irenens Briefe, die ganz besonders wert gehalten wurden. Als die Klasse im Jahr 1890 vom Alten Testament zum Neuen überging, schrieb Irene: „So lieb uns das Alte Testament geworden ist, so freuen wir uns doch gewiß alle, daß wir wieder von neuem das herrliche Leben dessen lesen dürfen, der uns geliebt hat und sich selbst für uns dargegeben. Man wünscht sehnlich, daß alle, die zu unsrem Bibelleseverein gehören, den Herrn noch viel vollkommener als bisher kennen lernen mögen."

Später leitete Irene in dem College by Post auch eine Klasse, die Gesundheitslehre studierte. Sie hatte selbst in diesem Fach Studien gemacht und eine Prüfung bestanden.

Auch Irenens Sonntage waren sehr ausgefüllt. Sie ging zweimal in die Kirche, hielt Sonntagsschule, unterrichtete ein jüngeres Dienstmädchen, sang der alten Haushälterin, die nicht mehr in die Kirche konnte, Choräle und verwendete den Abend zu eingehendem Bibelstudium.

Ihre liebste Erholung waren Reisen, sowohl in England und Schottland als auch im Ausland, und sie genoß mit ganzer Seele die Schönheiten der Natur und die Kunstschätze großer Städte. Besonders zog es sie in die Welt des Hochgebirges.

Es ist fast selbstverständlich, daß bald auch die äußere Mission in Irenens Gesichtskreis trat, umsomehr, als ihr Vater ein warmer und tätiger Missionsfreund war. Die ersten Anregungen kamen schon in ihrer Kindheit durch das Lesen eines Kindermissionsblattes und schon damals scheint sie ihre Augen besonders auf Indien gerichtet zu haben. Auch noch als Kind wurde sie Mitglied eines Missionsvereins, der mit der Kirche, die sie zu besuchen pflegte — St. Mary Abbots — in Verbindung stand. Später besuchte sie oft und gerne Missionsstunden, schrieb auch einen Aufsatz, in dem sie Erscheinungen aus der englischen Kirchengeschichte, die sie sehr genau kannte, mit Erscheinungen aus der neueren Missionsgeschichte verglich. Durch das College by Post kam sie in Verbindung mit verschiedenen späteren Missionarinnen. Sie gründete einen Kindermissionsverein und hielt in Sonntagsschulversammlungen u. dergl. Missionsansprachen. Im Frühjahr 1891 hörte sie eine Missionsstunde über Kaschmir und las Dr. Elmslies Leben, das sie auch andern sehr empfahl. So ausgefüllt ihr Leben war, so fühlte sie doch in sich den Ruf zu einer andern Tätigkeit. Während einer Besuchsreise bei den Freunden in Schottland im Oktober 1891 lernte sie Robert Wilder, den Begründer des Studentenmissionsbundes, kennen. Damals fühlte sie in ihrem Herzen den deutlichen Ruf, die Heimat zu verlassen und in die Mission zu gehen, aber erst im Februar des folgenden Jahres sagte sie ihrer Schwester, daß es ihres Herzens Wunsch sei, als unbesoldete Missionarin in den Dienst der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zu treten. Sie fügte hinzu: „Ich bin bereit, mich an jeden Ort schicken zu lassen, aber je mehr ich lese, umsomehr sehe ich, daß in Indien im allgemeinen und im Pandschab insbesondre der Kampf am heißesten und das Bedürfnis nach Verstärkungen am dringendsten ist.“ Allein als sie ihrem Vater von ihrem Plan sagte, erschrak er so, daß sie den schon geschriebenen Brief an das Missionskomitee nicht absandte. Der Vater hätte sich nicht geweigert, sie herzugeben, aber er war überzeugt und der Erfolg hat ihm Recht gegeben, daß Irene den Anstrengungen des Berufs und den Gefahren eines ungesunden

Klimas bald erliegen würde. Sie war zwar gesund, aber nicht eigentlich kräftig, und ihre Lebhaftigkeit und Arbeitslust verleiteten sie leicht dazu, sich über ihre Kräfte anzustrengen.

Bald nachher erkrankte der Vater und Irene fand ihren Beruf in monatelanger treuer Krankenpflege. Nach seinem Tod im November 1892 standen die beiden Schwestern, die einander alles waren, allein ohne nähere Verwandte. Sollte Irene die Schwester verlassen? Sie fühlte Gottes Ruf, aber sie wußte auch, daß er ihr die Wege ebnen werde. Inzwischen wirkte sie daheim für die Mission und sprach oft darüber in allerlei Vereinen. Im Sommer 1893 verheiratete sich Irenens Schwester und ging mit ihrem Manne nach Kanada. Nun war nichts mehr, was Irene zu Hause festhielt und schon im Oktober 1893 war sie auf dem Weg nach Indien. (Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

Nordamerika. In dem hohen Alter von 93 Jahren starb im März v. J. der eingeborne Indianergeistliche James Settee, der über ein halbes Jahrhundert seinem Volk, den Rothäuten, mit dem Evangelium gedient hat. Seine Lebensgeschichte umspannt den ganzen Zeitraum, während dem die Mission unter den Indianern im Norden Amerikas überhaupt besteht. Er gehörte einem Stamme der Kri-Indianer an und wurde ungefähr 1809 am Nelson-Fluß geboren. Im Jahr 1822 erhielt er mit einigen seiner Volksgenossen den ersten Unterricht von Kaplan West, der die ersten kirchlichen Missionare in die öden Wildnisse von Rupertsland einführte. Settee wurde dann im Jahr 1833 als Katechist in einer Indianer-Niederlassung angestellt und wurde 1846 als Pionier der Mission noch weiter nach Norden ausgesandt. Nachdem er sich in einem College am Red-Fluß weiter gebildet hatte, erhielt er 1853 die kirchliche Ordination und diente der englisch-kirchlichen Mission in verschiedenen Stellen. Im Alter von 75 Jahren wurde er emeritiert, setzte aber auch als Emeritus seine Arbeit bis zuletzt fort, soweit es seine Kräfte erlaubten. Während seiner langen Dienstzeit hat er sich stets als einen treuen und eifrigen Arbeiter bewiesen. Er hinterläßt eine Witwe von 91 Jahren. Ein Sohn von ihm steht als Pastor an einer Indianer-Gemeinde in der Saskatschewan-Diözese.

Südafrika. Nach einem Bericht des Missionsdirektors Haccius ist die Lage der Hermannsburger Mission in Südafrika eine überaus

traurige. Die Betschuanenmission, berichtet er, hat furchtbar gelitten, Stationen sind gänzlich zerstört, auf andern bedürfen die verfallenen Gebäude einer Reparatur von Grund aus. Dazu ist traurige Demoralisation eingerissen; die Zuchtlosigkeit der Heere, der Mangel einer Obrigkeit, die Verführung, die Entfernung der Missionare, das Aufhören der Ermahnung, der Kirchenzucht, der Leitung durch dieselben hat überaus verwildernd gewirkt. Missionar Behrens fand z. B. bei seiner Rückkehr in Bethanie 16 uneheliche Kinder vor. Die politischen Verhältnisse in Transvaal sind sehr gespannt. Den Schwarzen, die von den Buren unter harter Zucht gehalten wurden, ist jetzt der Kamm geschwollen, und es ist gewiß, daß schwarze Stämme gegen die Engländer zu den Waffen gegriffen haben. Die letzteren werden überhaupt noch viel zu tun haben, um dauernde Beruhigung im Lande zu schaffen. — Wie nun zuerst aus dem materiellen Schaden herauskommen? Chamberlain hat Gesellschaften, Minen und Missionen von der Entschädigung ausgeschlossen. Wieviel aber die Missionare, die zum Teil alles verloren haben, an Privatentschädigung bekommen werden, läßt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß bei jedem erhobenen Anspruch angegeben werden soll, und das unter Eid, von welchem englischen Truppenteile und an welchem Tage die betreffende Zerstörung ausgeführt worden ist. Wer hat sich aber das so genau gemerkt bei der Eile der Gefangennahme und da manche Verwüstung erst nach der Abführung der Missionare geschehen ist? Die Gewissenhaften werden den Schaden tragen, um nicht in die Gefahr eines falschen Eides zu fallen. Gegen die deutschen Missionare herrscht unter den Engländern eine besonders starke Animosität. Für Natal ist jetzt der Paßzwang aufgehoben und Direktor Harms rüstet sich zur Abreise dahin; aber Transvaal ist noch verschlossen, und wird es, so scheints, noch lange bleiben für Ausländer. So können keine jungen Missionare hineinkommen, um die meist alten zu ersetzen und die verwaisten Gemeinden zu übernehmen. Was soll werden, wenn nun wie wahrscheinlich bald englische Missionare dort in Fülle erscheinen werden? — Doch die Traurigkeit soll uns nicht übermannen. Wir haben auch für vieles Gute zu danken. Viele Schlacken sind abgeworfen, auch die Missionare haben zuviel erduldet, um nicht innerlich gereifter geworden zu sein. Manche Gemeinden haben sich bewährt, auch niedrig stehende, und sind auch manche Lehrer und Kirchenvorsteher abgefallen, so sind doch auch andere treu erfunden und haben ihren Gemeinden nach dem Maße ihrer Kräfte durch Unterricht, Zucht und Gottesdienst gedient. Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß Gott auch diese noch ausstehende Prüfung vorübergehen lassen werde. (Hannov. Missionsbl.)

Uganda. Ein Ugandamann, der im Gefolge des Katikiro an die Küste von Ostafrika kam und hier die Eisenbahn und das Dampfschiff, mit dem der Katikiro nach Europa reiste, kennen lernte, beschrieb die beiden in einem Brief an einen seiner Freunde in der Hauptstadt Mengo folgendermaßen: Lieber Freund! Ich kann Dich versichern, die Europäer haben etwas Wunderbares geschaffen, indem sie die Eisenbahn und deren Züge hergestellt haben. Denke Dir, sie koppeln zehn oder fünfzehn Häuser an einander und hängen sie an einen Feuerherd, der so groß ist wie ein Elefant. Dabei bewegt sich das Ganze auf einem Weg, der so glatt und eben ist wie der Stamm einer Banane. Alles läuft so schnell wie eine fliegende Schwalbe, und was man außen sieht, fliegt an einem vorbei wie ein Feuerfunke. Würde die Eisenbahn auf einer der Brücken in die Tiefe stürzen, es würde niemand darin mit dem Leben davonkommen, denn die Fahrt geht fürchterlich schnell vor sich. Die Berge und Hügel, die sie überschreitet, sind so hoch wie die von Koki. Auch haben sie große Täler überbrückt, die so tief sind, daß man die Talsole gar nicht sehen kann, wenn man darüber fährt. . . Und nun laß mich das Schiff und seine verschiedenen Teile beschreiben. Es ist so hoch wie ein zweistöckiges Haus und so breit wie die Königsstraße in Mengo; es ist so lang wie von des Katikiros Anwesen bis zur Pforte in des Königs Gehöft. Drei große hohe Stangen (Masten) ragen aus ihm empor und es hat einen weiten Schlund, aus dem Rauch hervorkommt. Der Schlund ist so weit wie die neue Trommel in unserer Hauptkirche. Die Zimmer im Schiff liegen in drei Stockwerken abwärts, aber das Holzwerk derselben kann ich Dir nicht beschreiben, denn so etwas hat man bis jetzt noch nicht gesehen. Es ist auch sehr viel Metallwerk daran zu sehen, aber auch das kann ich Dir nicht beschreiben, denn es ist zu schön. Auf dem Schiff befinden sich Rinder, eine ganze Herde von Schafen und allerlei Wascheinrichtungen, wovon überall, wo ein Häuptling schläft, eine solche angebracht ist. Diese sind derart, wie sie selbst unser König nie besessen hat. (Gleaner).

Heimat. Im Oktober verabschiedete die große englisch-kirchliche Mission nicht weniger als 180 Männer und Frauen, die sämtlich auf die verschiedenen Arbeitsfelder der Gesellschaft auszogen, davon 56 zum erstenmal. Die übrigen 124 kehrten auf ihre früheren Posten zurück. Unter den letzteren befanden sich 3 Bischöfe, 29 ordinierte Missionare, 8 Missionsärzte, 11 Laienmissionare, 34 Missionsfrauen und 39 unverheiratete Missionarinnen. Zu den zum erstenmal Ausziehenden gehörten 12 ordinierte Missionare, 4 Missionsärzte (darunter 2 weibliche), 9 Laienmissionare, 3 Frauen, 7 Bräute und 21 andere Fräuleins. 29 der Missionsleute gingen auf ihre eigenen Kosten, stehen

aber gleichwohl im Verband der kirchlichen Mission. Bemerkenswert ist, wie häufig mehrere Familienglieder der Mission dienen, oft in verschiedenen Heidenländern. So zählt z. B. die im chinesischen Missionsdienst stehende Familie Moule 14 Glieder.

Indien. Die letzte Volkszählung von 1901 hat aufs neue gezeigt, wie häufig noch immer Kinderheiraten, besonders bei den Mädchen in Indien vorkommen. Von je 1000 Ehefrauen sind 79,2 unter 15 Jahren (von je 1000 Ehemännern 13,4 unter 15 Jahren). Von je 1000 Frauen von 40 Jahren und darüber sind 628 Witwen, von je 1000 Mädchen unter 15 Jahren 15 Witwen. Unter allen Hindufrauen sind 19 Prozent Witwen, unter den Mohammedanerinnen 17 Prozent, unter den Christen 15 Prozent.

Statistisches. Eine von P. Paul für 1901 aufgestellte Statistik der evangelischen und katholischen Missionen in den deutschen Kolonien zeigt folgendes Verhältnis:

Missionen	Missionsgesellschaften	Hauptstation.	Missionare		Missionarinnen	Eingeb. Gehilfen		Getaufte	Anhänger	Zusammen	Schulen	Schüler
			ord.	nicht ord.		ord.	nicht ord.					
Evangelische Missionen	18	146	210	55	35	194	1044	37 317	40 000	77 317	900	30 600
Katholische Missionen	12	128	219	170	147	2	456	50 000		50 000	378	16 594

In jeder der deutschen Kolonien arbeiten evangelische und katholische Missionare nebeneinander. Hinsichtlich der Zahl der Getauften läßt sich wegen der verschiedenen Taufpraxis kein Vergleich anstellen. Unter Anhängern verstehen die englischen Missionen die als regelmäßige Kirchgänger unter christlichem Einfluß stehenden Taufbewerber und Wahrheitssucher. — Von Weißen sollen nach der letzten Zählung 9400 in den deutschen Kolonien leben.

Kamerun. Hinsichtlich der Uebernahme der vier amerikanischen Presbyterianer-Stationen in Südkamerun durch die Basler Mission sind zur Zeit die Verhandlungen zwischen den beiden betreffenden Missionsgesellschaften noch nicht abgeschlossen.

Bücheranzeigen.

Uhlhorn, Fr. **Gerhard Uhlhorn,** Abt zu Loccum. Ein Lebensbild. Mit Bildnis. 322 Seiten. Stuttgart, D. Gundert. Mk. 4.80. | geb. Mk. 6.

Wer Uhlhorns Schriften: „Kampf des Christentums“ und „Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt“ zu schätzen weiß, dem wird es eine Freude sein, den Lebensgang des bedeutenden Theologen und Abts von Loccum kennen zu lernen. Der Verfasser, sein Sohn, hat es verstanden, dieses reiche, arbeitsvolle Leben in einem knappen Rahmen darzubieten und zugleich zu zeigen, welche Bedeutung dasselbe für die lutherische Kirche Hannovers gehabt hat.

Mehrtens, C. J. **Ludwig Harms,** des Begründers der Hermannsburger Mission Leben und Wirken. Erster Band. 334 Seiten. Stade, Fr. Schaumburg. brosch. Mk. 3.20. | geb. Mk. 4.20.

Nach des Verfassers Vorwort hat das Leben des bekannten Missionsmannes Harms bis jetzt noch keine ausführliche Darstellung gefunden, obwohl er es längst verdient hätte. Dieser Aufgabe soll die vorliegende gerecht werden. Der erste Band schildert die Jugend-, Studien- und Hauslehrerzeit, sowie die erste Zeit seines Wirkens als selbständiger Pastor in Hermannsburg und die Gründung der Hermannsburger Mission (1808—1853). Die Biographie ist ziemlich breit angelegt und ihre Darstellung ist augenscheinlich auch für einen einfachen Leserkreis berechnet, wie denn auch Ludwig Harms trotz seines umfangreichen Wissens vornehmlich unter dem Landvolk der Lüneburger Heide seine tiefsten Wurzeln geschlagen hat. Die Entstehung der von ihm ins Leben gerufenen Hermannsburger Mission wird in eingehendster Weise dargelegt.

Zimmermann, G. R., Pfarrer am Fraumünster und Dekan. Ein Lebensbild aus der Zürcher Kirche. Von Th. und A. Zimmermann. Mit Federzeichnungen von Hans C. Ulrich. 158 Seiten. Zürich, Evang. Gesellschaft. geb. Fr. 3.

Ein vornehm und geschmackvoll ausgestattetes Buch, das man mit Freude in die Hand nimmt. Das Lebensbild des verdienten Pfarrers, dem auch die Mission im Kanton Zürich viel zu verdanken hat, ist mit kurzen, präzisen Strichen gezeichnet, dabei mit Objektivität und Verständnis für das, was für die Charakterzeichnung von Belang war. Bei der Bedeutung, die Zimmermann für die zürcherische Kirche während fast eines halben Jahrhunderts gehabt hat, ist die Biographie gewiß vielen Kreisen in seinem schweizerischen Vaterlande eine willkommene Gabe.

Richter, J. **Nordindische Missionsfahrten.** Erzählungen und Schilderungen von einer Missionsstudienreise durch Ostindien. 325 Seiten. Gütersloh, C. Bertelsmann. brosch. Mk. 3. | geb. Mk. 3.60.

Dem ersten Band ist der zweite Band rasch gefolgt. Auch er weist die Vorzüge des ersten auf: anschauliche Schilderung des Erlebten und Gesehenen mit instruktiven Winken über den Charakter der indischen Verhältnisse und den Betrieb der betreffenden Missionen, dabei durchweg packend in der Darstellung. Der vorliegende Band gibt zuerst Schilderungen aus der Goßner'schen Mission unter den Kols, sodann einige nordindische Missions- und Städtebilder (Kalkutta, ein Ausflug nach dem Himalaya, Benares und Delhi) und behandelt schließlich einige wichtige Missionsfragen (Indien als Missionsfeld, Hinduismus und Kaste, und das Missionsschulwesen in Indien). Beide Bände zusammen bilden eine wesentliche Bereicherung unserer Missionsliteratur über das indische Missionsgebiet.

Steiner, P. Im Heim des afrikanischen Bauern. Skizzen aus der Basler Mission im Buschland. 115 Seiten. geb. Mk. 1.20 = Fr. 1.50.

Die Skizzen sind der Geschichte der Basler Missionsstation Abokobi auf der Goldküste entnommen und führen verschiedene Persönlichkeiten und Vorkommnisse aus vergangenen Tagen vor die Augen, die zwar der Station nicht ihr Gepräge aufgedrückt haben, aber zur Charakteristik jenes Missionsgebiets dienen. Wir hoffen, das anspruchslose Büchlein werde sich besonders zum Vorlesen in Missionsvereinen eignen und auch seinen Weg in Volksbibliotheken finden.

Gareis, R. Geschichte der deutsch-evangelischen Heidenmission. 620 Seiten mit 11 Karten von D. R. Grundemann, 64 ganzseitigen Kunstdruck-Beilagen und ca. 300 Text-Illustrationen. geb. Mk. 5 = Fr. 6.50.

Ein vorzüglich ausgestattetes Werk zu ungewöhnlich billigem Preise. Was den Inhalt betrifft, so ist das Buch zunächst dem deutschen Volke zugedacht, dem es die Mission in verständlicher Sprache, mit Wärme und Begeisterung nahe zu bringen sucht. Was in der ersten Auflage zu beanstanden war, ist vom Verfasser in der vorliegenden berichtigt worden. Daß der ungeheure Stoff auch jetzt noch nicht durchaus ebenmäßig verarbeitet ist, stört vielleicht nur den Fachmann. So sollte bei Westafrika die opferreiche schottische Mission in Altkalabar nicht unerwähnt bleiben. In Süd-Kamerun dürfte bei Missionar Goods P i o n i e r arbeit darauf der Nachdruck gelegt werden, daß sich dieselbe auf d e u t s c h e m Gebiete bewegte. Hie und da hätte die Darstellung auch durch eine bessere Gruppierung gewonnen. Indes wir verkennen die Schwierigkeit einer so umfangreichen Arbeit nicht und wünschen, daß das schöne Buch recht viele Herzen für die Mission gewinne.

Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien. Herausgegeben vom Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen. Dritte, neubearbeitete Auflage. 134 Seiten. Berlin, Evangelische Missionsgesellschaft. Mk. 1.

Eine treffliche Übersicht, die bis zum Ende des Jahres 1901 fortgeführt ist und in zuverlässiger Weise orientiert.

Deutscher Kolonialkalender und statistisches Handbuch für das Jahr 1903. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben von G. Meinecke. Mit zwei Porträts und einer Karte. Berlin W, Deutscher Kolonialverlag geb. Mk. 1.50.

Ein sehr schätzenswerter Ratgeber für alle, die zuverlässige Auskunft über die deutschen Kolonialgebiete, deren Verwaltung, Beamtenpersonal, Handel u. a. wünschen. Auch die verschiedenen Missionen sind darin aufgeführt.

Gillie, R. C. Die Geschichte von Jesus, dem Kinderfreund. Aus dem Englischen übersetzt von Luise Oehler. Mit 16 Bildern in Lichtdruck. 200 Seiten. Basel, Missionsbuchhandlung. geb. Mk. 5.20 = Fr. 6.50.

Ein Prachtwerk nach Inhalt und Ausstattung. Nicht bloß der Kinderwelt, sondern auch dem reiferen Alter wird darin das Leben Jesu im geschichtlichen Zusammenhange und in lebendiger Anschaulichkeit erzählt. Besonders in der Hand von Müttern, die ihren Kindern die biblischen Szenen vorführen wollen, und Lehrerinnen von Sonntagsschulen dürfte das Buch ein wertvolles Geschenk sein. Die beigegebenen schönen Bilder dienen demselben auch nach der künstlerischen Seite hin nicht allein zum Schmuck, sondern zugleich zum Verständnis der Darstellung.

Oehninger, Fr. Das Leben Jesu. geb. Mk. 5 = Fr. 6.50.
Ein ebenfalls durch glänzende Ausstattung hervorragendes Prachtwerk von beispiellos billigem Preis. Auch inhaltlich ein vorzügliches Werk, an dem man seine Freude hat. In freier, ungezwungener Weise gibt der Verfasser auf Grund der Evangelien die Biographie unseres Herrn in ihrem historischen Zusammenhang. Zwar malt er vielleicht hie und da etwas in allzu biographischer Form, wovon die hl. Schrift nichts über die Person Christi verlauten läßt, aber seine eigenartige Darstellung hat wohl auch solche Leser im Auge, die noch nicht bibelgläubige Leser sind, aber zu der einzigartigen Gestalt des Menschen- und Gottessohnes erst herangezogen werden sollen. Den lebensvollen Schilderungen sind Kunstblätter von anerkannten Künstlern beigegeben, die dem Buche zu hohem Schmucke dienen.

Fliedner, Fr. Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen. Band II. Berlin, M. Warneck. brosch. Mk. 4. | geb. Mk. 5.
Während der erste Band, der bereits in sechster Auflage erschienen ist, aus Fritz Fliedners Hand selbst stammt, ist dieser Schlußband meist aus nachgelassenen Erinnerungen und aus Auszügen aus seinen „Blättern aus Spanien" von seinem Sohne und Nachfolger zusammengestellt und zu einem Ganzen verarbeitet. Derselbe zeigt dem Leser, mit welcher Unermüdlichkeit und Aufopferung Fliedner dem Werk der Evangelisation im katholischen Spanien diente und wie zielbewußt er bei seinen Gründungen vorging. Diesem seinem Lebenswerk ist er, menschlich gesprochen, nur zu früh entrissen worden. Wie sich alles aus kleinen Anfängen entwickelt hat, das zeigt der Schlußband seiner Erinnerungen aufs schönste.

Kinzler, A., theologischer Lehrer am Basler Missionshaus. **Maranatha! Vom Warten auf das Kommen des Herrn in alter und neuer Zeit.** Biblische und geschichtliche Skizzen. 260 Seiten. Basel, R. Reich. Fr. 5.
Dies Buch muß jedem Missionsfreund erwünscht sein; zeigt es doch, wie trefflichen Händen der theologische Unterricht der Missionszöglinge anvertraut ist. Wie nüchtern und gründlich und doch wieder wie warm und ganz mit freudiger Beugung unter das Bibelwort werden hier Fragen erörtert, die von jeher die treuesten Jünger Jesu beschäftigt und vielen seit lange große Schwierigkeiten bereitet haben. Zuerst werden die einzelnen Aussagen der Apostel über ihre Parusieerwartung vorgeführt und aus dem größeren Zusammenhang erklärt, dann an den Worten Jesu selbst gemessen, wobei wir vielfach anregende Anleitung für unser eigenes Bibelforschen erhalten. So bekommt z. B. der Inhalt, die Bilder- und Zeichensprache der Offenbarung Johannis ein eigenes Kapitel. Dann kommt eine Fülle von Zeugnissen aus der alten Kirche bis auf die Zeit Konstantins und Augustins, die unseren Laien besonders auch durch die eingehende Berücksichtigung der jeweiligen Zeitlage von Wert sein wird. Dankenswert ist auch die eingehende Schilderung von Luthers Warten auf den lieben jüngsten Tag, wobei seine Gleichsetzung von Antichrist und Papsttum ihre geschichtliche Erklärung findet. Eine allseitige Erklärung des Gleichnisses von den zehn Jungfrauen zeigt: „ein Wachender ist nicht der, der Berechnungen über den Termin der Parusie Christi anstellt und Bücher darüber schreibt, oder solche Bücher liest und glaubt und dafür wirbt." Da die Zeichen der Zeit schon oft falsch gedeutet worden sind, kommt es auf ein Dreifaches an: Verkündigung des Evangeliums unter allen Völkern, Widerchrist, Israels Bekehrung. Und zum Schluß noch die Frage: Bist du ein Wartender? Recht warten ist Wachen und Beten.



Srinagar in Kaschmir.

Die Wirkung des Sauerteigs.

Von J. Bucher.

Keschub Tschandra Sen, der begabte, redegewandte und begeisterte Förderer des Brahmo Samadsch, hat zu seinen Lebzeiten Indiens Söhne mehr als einmal aus ihrem tiefen Seelenschlaf aufwecken und durch die hinreißende, bezaubernde Macht seiner Rede zu dem ewigen Seelenfrieden, den er in Jesu Herzen, wie er sich ausdrückte, so lieblich sich wiederspiegeln sah, hinführen wollen. Die Hingabe, mit der er dieses zu erreichen suchte, war groß; die Liebe, die ihn zu den Geistlichtoten beseelte, brünstig; die Ausdauer, die zur Erreichung dieses Zieles auf manche harte Probe gestellt wurde, staunenswert. Das Ideal seiner ganzen Wirksamkeit sah er in Jesus, aber nicht in dem Jesus des dogmatisierten und dogmatisierenden Kirchenchristentums, sondern in dem schlichten, mächtig wirkenden Jesus der Bibel. Der Erfolg seines unausgesetzten Arbeitens, seiner zündenden Vorträge, seiner Geist und Seele erweckenden Ansprachen, seiner hingebenden seelsorgerischen Tätigkeit, seiner mehrfachen Reisen nach England und Amerika ist eine Brahmo-Gemeinde von etwa 40 000 Seelen, die den krassen Götzendienst abgetan, das unheilvolle Kastenwesen über Bord geworfen und eine reine monotheistische Gottesverehrung mit eklektischen Tendenzen an ihre Stelle gesetzt hat.

Muzumdar, der längere Jahre Präsident dieser Gemeinde gewesen ist, trat als würdiger und fast in jeder Beziehung ebenbürtiger Nachfolger in das Erbe Tschandra Sens ein. Wie

sein großer Vorgänger, hat auch er gegen Ende seiner öffentlichen Wirksamkeit sich mehr und mehr an Jesus gehalten und in ihm das unübertroffene Ideal zur Neubelebung des indischen Volkes gesehen, ohne allerdings andere religiöse Gedanken auszuschließen. Seine Aussprüche über Jesus, die oft für die europäische Auffassung überschwenglich sind, über das westländische Kirchenchristentum, sowie über die Missionstätigkeit der Missionsgesellschaften wurden in gewissen Kreisen außerhalb des Samadsch, die dem krassen Priester-Hinduismus innerlich entfremdet sind, wie Orakelsprüche aufgenommen, gedeutet und weiter gegeben. Nun hat auch er neuerdings seinen Rücktritt von der öffentlichen Arbeit erklärt, um seine letzten Jahre in der Zurückgezogenheit und ungestörten Kontemplation mit seinem Gott zu verbringen.*)

Auch der weltberühmt gewordene Swami Wiwekananda, der den Hinduismus der englisch sprechenden Welt als die einzige Religion der Zukunft in schillernden Farben auf dem Hintergrund der christlichen Weltanschauung gemalt und viele unsichere Gemüter bezaubert hatte, hat auf dem Himalaya, wohin er sich zurückgezogen, das Zeitliche gesegnet. Wiwekananda hat in einem mit christlichen Elementen purifizierten Hinduismus — d. h. christlichen Vedantismus — die Wiedergeburt des indischen Volkes gesehen und diesem Neo-Hinduismus die Macht zugetraut, sogar das nach seiner Ansicht morschgewordene Christentum zu überwinden. Sein College, das er zur Ausbildung seiner Prediger gründete, hat noch keine großartigen Resultate hervorgebracht.

Alle diese Bestrebungen, um dem armen geknechteten Volke aufzuhelfen, gehen von den Einwirkungen der christlichen Predigt aus, die gleich sicher gezielten Axtschlägen dem Religionsbaum Indiens versetzt, hin und wieder bis ins Mark nachzittern. Wohl steht er noch zum großen Teil in seiner alten Herrlichkeit mit dem imposanten Blätterschmuck da, aber immer lauter ertönen die Stimmen unter Indiens Söhnen: „Nieder mit ihm, er ist altersschwach geworden; er kann uns keinen Schatten mehr geben; wollen wir uns unter den Völkern behaupten, so bedarf es einer religiösen und sozialen Neugeburt."

*) Vgl. Miss.Mag. 1902, S. 423 f.

Wenn auch die alten Reformer vom Schauplatz abtreten, so werden immer neue nachkommen, die mit gestählter Kraft in die Fußstapfen ihrer Meister treten und die Riesenarbeit dieser Umgestaltung weiterführen. Es vergeht bereits kein Monat mehr, wo nicht ein Gelehrter in irgend einer Stadt Indiens die Notwendigkeit einer dringenden Umwälzung der jetzt bestehenden Verhältnisse in einem öffentlichen Vortrag dartut. Auch rein hinduistische Zeitungen, Tagesblätter und Magazine beschäftigen sich häufig mit diesen Gedanken. So erschien neulich in dem gutredigierten nordindischen Magazin »Kayastha Samadschar« ein wohldurchdachter und wohlbegründeter Aufsatz über „die Religion der Jungindier." Der Schreiber macht kein Hehl daraus, daß er ein Hindu ist, und nennt Konvertiten, wie den verstorbenen Professor L. B. Day, Apostaten vom alten Glauben. Er spricht es offen aus, daß den von den Universitäten kommenden Graduierten und Untergraduierten die europäische Bildung in den meisten Fällen den Glauben an die Religion ihrer Väter zerstört und nichts anderes an deren Stelle gesetzt habe. Was noch schlimmer sei, meint er, das ist das, daß man in den Gebildeten Jung-Indiens einen völligen Mangel, ja Verschwundensein von Pietät für religiöse Institutionen und Ideale wahrnehme; das bemerke man hauptsächlich an dem leichtfertigen Geschwätz und dem höhnischen Nasenrümpfen, selbst wenn solche Themata wie die Gottheit Christi oder die Inspiration der Veden zur Verhandlung kommen.

Den gegenwärtigen bejammernswerten Zustand hält der Referent für eine Reaktion des blinden Glaubens an „die schwarzen, kindischen und herabwürdigenden Erscheinungen des puranischen Hinduismus", welche durch den Einfluß der rationell-wissenschaftlichen Methode der europäischen Bildung entbunden wurde. Nur einige wenige, meint er, entkommen der Gefahr, dem Skeptizismus zu verfallen, indem sie sich auf die solide Grundlage des Christentums begeben haben.

„Ich," fährt er fort, „obschon ein Hindu, habe hohe Achtung vor Männern wie Dr. Banerdschi, Professor Rama Tschandra, Professor Lal Behari, Pfarrer Nilakanth Gorek und manchen andern, die in den 40er und 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts den Hinduismus preisgegeben und das Christentum angenommen haben, und trotzdem halte ich das Kirchenchristentum Europas

nicht für eine Zufluchtsstätte für alle, weil es eine ausländische Pflanze ist.

„Auch von der Brahmo Samadsch erwarte ich nicht allzuviel; im Grunde hat die Samadsch mehr Unheil angerichtet als Gutes gestiftet; man hat sie als eine angenehme Ruhebank errichtet für solche Wanderer, die auf dem dornenreichen Weg zur Wahrheit ihre Heimat verlassen, aber den Mut noch nicht gefunden haben, um in ein ganz fremdes Land einzuziehen. Alle diejenigen, welche nicht genug Mut besaßen, um einen entscheidenden Schritt zu machen, aber auch nicht, ohne ihrem Gewissen Gewalt anzutun, in den alten Pfaden verbleiben konnten, haben in beklagenswerter Weise ihre innerste Wahrheitsliebe kompromittiert, sich der Samadsch angeschlossen und so auf beiden Achseln Wasser getragen, um sich die Achtung beider Teile zu erwerben.

„Aehnlich wie die Brahmo Samadsch wurde in Nord-Indien eine andere Organisation von Pandit Dayananda mit dem Namen Arya Samadsch gegründet. Diese Samadsch ist ein angenehmer Kompromiß zwischen dem Hinduismus und dem Christentum. Die jetzt bestehende vollständige Leere in den jungen Herzen schreibe ich hauptsächlich dem Entstehen der Samadschen und andern ähnlichen Institutionen zu. Sie haben die jungen Köpfe verdreht, sie mit einem leichten Ballast angefüllt und rauschende Worte auf die Zunge gelegt von ‚unsern alten Veden‘, ‚unserer arischen Größe‘, ‚unser ehrwürdiges Indien‘, und ‚sehet doch, was Prof. Max Müller sagt‘, und ‚die Hindu-Religion ist universell‘, und dergleichen mehr. Sie haben eine uns befriedigende Religion nicht gefunden; sie haben suchende Seelen in ihrem Suchen nach Wahrheit nur aufgehalten, indem sie ihnen angenehme Ruheplätze gewährten, wo sie auf der peinlichen Wanderschaft Halt machen und sagen konnten: ‚Ich bin kein umnachteter, bigotter Hindu mehr, o nein; ich bin für Witwenverheiratung und Frauenemanzipation; ich bin gegen Götzendienst; ich habe das Joch der Priesterherrschaft abgeworfen; ich bin kein abergläubischer Mensch mehr, andere mögen es sein, aber ich nicht.‘ Die beinahe hysterisch lautenden Aussprüche des Keschub Tschander und sein augenscheinlich breit angelegtes Religionssystem, das Mohammed, Jesus, Hari und Nanak für Gott suchende Seelen in sich schließt, verrät nur seine Unfähigkeit, die große Frage nach Leben und Tod zu unserer Zufriedenheit zu

beantworten. Niemals war die Regel von der chemischen Kombination unter den Elementen von den entgegengesetzten Eigenschaften besser illustriert als im vorliegenden Falle. Zu einer gewissen Zeit unseres Lebens wird unsere Seele von Zweifeln durchbohrt, da machen sich dann die verschiedenen Glaubenssysteme der Menschen mit Urgewalt geltend."

Die Theosophie betrachtet unser Kritiker als eine rückschreitende Bewegung, weil sie den Versuch macht, Anschauungen einer längst vergangenen Zeit wieder zur Geltung zu verhelfen. Merkwürdig genug, der Aufsatz deutet nicht an, worin die wahre religiöse Hoffnung für Indien liegt, aber nichtsdestoweniger gibt er einige Ratschläge, wie die gegenwärtigen irreligiösen Tendenzen abgebrochen werden können. Eine Remedur sieht er in der Errichtung von Vereinen, die sich die Verbreitung von religiöser Literatur und religiösen Gedanken angelegen sein läßt. Die zweite und wichtigere Remedur, welche er vorschlägt, ist die Einführung der Bibel als Klassenbuch in allen Elementarschulen und Gymnasien. Er fürchtet, daß seine Ratschläge, da sie von einem Hindu kommen, von seinen Landsleuten mit Entsetzen aufgenommen werden, aber da er manche angsterfüllte Stunde über der Frage gesessen habe, sei es nun endlich Zeit, seiner innersten Ueberzeugung Ausdruck zu geben, ungeachtet dessen, was die große Masse sagt.

Ueber die Bedeutung der Bibel für den Schulunterricht äußerte sich unser Hindu folgendermaßen: „Die Bibel muß in unsern Schulen gelesen werden. Ich habe gefunden, daß die Lektüre von Manu, Smriti, dem Bhagavadyita oder den Puranen den geistigen Horizont der Studenten nicht erweitern konnte, sondern nur dazu beitrug, um das superstitiöse Element in ihrer geistigen Veranlagung zu stärken. Ich habe mit Schrecken und Indignation Graduierte und Ungraduierte den Götzendienst und das Füttern von Brahmanen mit proselytischem Eifer verteidigen sehen, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Tritt der Unterricht der Bibel an die Stelle der puranischen Theologie, so werden unsere Studenten wenigstens von den Fesseln der Bigotterie befreit und lernen wie vernünftige Menschen urteilen, generalisieren, untersuchen und Schlüsse ziehen. Ich bin kein Christ, aber ich denke, je mehr christusähnlich wir werden, um so besser wird es für uns und unser Land sein. Um dies Ziel zu

erreichen, kann kein besserer Weg eingeschlagen werden, als die Ideale der Liebe, der Selbstverleugnung und des Leidens für andere, welche uns beständig auf den Seiten des Evangeliums entgegentreten, immer und immer wieder vor die Augen zu malen.

Welche Gestalt in der alten Geschichte Indiens nötigt uns die größte Achtung ab? Ist es nicht die Erzählung des edlen Radscha Rama Tschandra? Und doch, wie ist sein Leben mit mancherlei Mängeln behaftet und seine glorreichen Taten durch viele Unbeständigkeiten verunstaltet, welche den erzieherischen Wert bedeutend heruntersetzen! Wie einfach, wie direkt und wie ungeschminkt ist doch die evangelische Erziehung; die Wahrheit trägt sie auf der Stirne; den Wahrheitsbeweis kann man in jedem Worte lesen; ein äußerer Beweis ist völlig unnötig. Das Studium der Bibel von einer halben Stunde wird mehr zur Umgestaltung eines Menschen beitragen, als tagelanges Rezitieren von puranischen Versen oder stundenlanges Herplappern von Sätzen aus dem Rigveda."

Der christliche Einfluß ist nicht allein auf die beinahe drei Millionen Christen beschränkt, sondern erstreckt sich auch noch auf Hunderte, ja Tausende von verborgenen Anhängern, die das Heil für Indien allein in der Bibel erkennen.

Vor einiger Zeit hielt wieder ein neuer Hindu-Reformapostel namens Swami Nityananda in Bombay vor einem zahlreichen Publikum religiöse Vorträge, die gewaltiges Aufsehen erregten und mit Spannung entgegengenommen wurden. Eine Wandlung scheint über die Hindu-Gesellschaft gekommen zu sein, denn sonst könnte sie die Expektorationen des neuen Swami nicht so gelassen dahinnehmen, obgleich sie meist alle gegen die populären hinduistischen, aber noch zurechtbestehenden Bräuche gerichtet sind. So sagt z. B. der Swami, daß die Veden nicht allein das Reisen nach fremden Ländern nicht sanktionieren, sondern geradezu verlangen; daß die Kaste in den Veden nicht nur nicht geboten, sondern daß gerade das Gegenteil der Fall sei; daß den Verheiratungen zwischen den verschiedenen Kasten freier Lauf gegeben werden sollte, selbst zwischen Brahmanen und Schudras; daß kein Grund vorhanden sei, weshalb die Brahmanen nicht mit den Schudras gemeinschaftlich essen oder trinken sollten.

Das alles sind gute Anzeichen von dem mächtig wirkenden Sauerteig des Evangeliums, der direkt wie indirekt die Herzen für die Aufnahme des Sohnes Gottes zubereitet. Es mag auf dem indischen Missionsfeld noch länger dauern, als wir jetzt denken, aber nichtsdestoweniger regt sich etwas auf dem großen Leichenfeld, bis der Geist Gottes einmal dreinfährt und alles zum Leben ruft. Darum bittet den Herrn!

Konfuzius, der Heilige Chinas.

Von Miss. Ch. Piton.

(Schluß)

So zurückhaltend, fast skeptisch Konfuzius sich verhielt in Bezug auf religiöse Fragen, sofern sie die Verehrung göttlicher oder geistiger Wesen betraf, so ausgiebig sind seine Aeußerungen über den Ahnenkultus, dessen Ursprung übrigens bis in die erste Zeit des chinesischen Staates hinaufreicht.

Für den Chinesen alter wie neuer Zeit leben die Verstorbenen fort in der andern Welt, und zwar in denselben sozialen Verhältnissen, wie auf dieser Erde. Die Herrscher sind auch jenseits des Grabes Herrscher, die von ihren Ministern umgeben sind. Sie üben ihre Gewalt aus über ihre Untertanen, wie sie es hienieden auf Erden getan haben. Daß unter solchen Umständen die Ahnenverehrung sehr nahe lag, ist klar. Dazu war sie noch begünstigt durch die Monopolisierung des Schang-ti-Kultus durch den Souverän. Die Verehrung der untergeordneten Gottheiten naturalistischer Art, deren Existenz noch angenommen wurde, konnte dem Volk auch keinen Ersatz bieten. Sie übten keine selbständige Aktion auf die Menschen aus, sondern waren nur dienstbare Geister des Schang-ti, durch die er die Menschen regierte. Zudem war ihre Verehrung den niederern politischen Machthabern vorbehalten. Dem Volk blieben somit nur die Ahnen der Familie, an die es sich als seine Schutzpatrone in seinen Nöten und Anliegen wenden konnte.

Wiewohl Konfuzius den Ahnenkultus bereits vorfand und demnach auch in diesem Punkt nur ein Ueberlieferer und kein Neuerer war, so bleibt ihm doch das Verdienst, auf Grund desselben die Ausübung der **kindlichen Pietät** mehr als es wohl vorher der Fall war, in den Vordergrund der sozialen Verpflichtungen gestellt zu haben. Die wichtigste seiner Vorschriften hierüber ist folgende: „So lange deine Eltern leben, diene ihnen gemäß den rituellen Vorschriften; sterben sie, so begrabe sie gemäß den rituellen Vorschriften und opfere ihnen gemäß den rituellen Vorschriften." Dieser Ausspruch hat für die Chinesen dieselbe Bedeutung, wie das vornehmste und größte Gebot für den Christen. Wie letzteres die Pflichten gegen Gott und den Nächsten umfaßt, so begreift sein konfuzianistisches Gegenstück ebenfalls eine doppelte Verpflichtung, nämlich gegen die lebenden Eltern und die verstorbenen Vorfahren.

Der Einfluß des Konfuzius ist somit nach diesen zwei Seiten hin zu beurteilen.

Was die kindliche Pietät betrifft, sofern sie an den **Lebenden** ausgeübt wird, so ist sie in der Tat für die Chinesen das gewesen und ist es noch, wofür Konfuzius sie erklärt hat: die Quelle aller Tugenden und der Grund- und Eckstein nicht nur der Familie, sondern auch des Staatsgebäudes überhaupt. Ihre Ausübung hat gewiß äußerst segensreich auf den Bestand der Familie und die Dauer des Reiches eingewirkt und man war deshalb wohl berechtigt, darin eine Erfüllung der an das 5. (resp. 4.) Gebot geknüpften Verheißung zu sehen: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden." Das Verdienst des Konfuzius, diese Haupttugend seinen Volksgenossen eingeschärft zu haben, soll ihm unbestritten bleiben.

Anders verhält es sich mit der Ausübung der Pietät gegenüber den Toten, oder mit andern Worten, dem **Totenkultus**. Derselbe hat zur Voraussetzung die Fortdauer der Seele nach dem Tode. Bei nachdenkenden Leuten, wie offenbar manche Jünger des Konfuzius es waren, mußten dabei allerlei Fragen auftauchen. Sie erhielten aber einen wenig befriedigenden Bescheid von ihrem Meister. So fragte ihn einer derselben, wie es sich mit dem Tode verhalte. „Wir kennen ja das Leben noch nicht einmal, wie können wir den Tod verstehen," war die Antwort. Derselbe Jünger

fragte weiter, wie man den abgeschiedenen Seelen dienen solle. „Wir vermögen noch nicht den lebenden Menschen zu dienen," erwiderte der Meister, „wie sollten wir imstande sein, den Seelen der Verstorbenen zu dienen."*)

Bei einer andern Gelegenheit fragte ihn einer seiner Jünger, ob die Toten Kenntnis hätten von der Verehrung, die ihnen ihre Nachkommen darbrächten, und erhielt folgende, wahrhaft klassische Antwort: „Würde ich sagen, daß die Toten davon Kenntnis haben, so fürchte ich, daß die Söhne ihre Gesundheit zu Grunde richten würden, um ihrer Pflicht nachzukommen. Würde ich das Gegenteil behaupten, so stände zu befürchten, daß die Söhne ihre Eltern nicht einmal begraben würden. Darum laß es gut sein, es wird uns schon einmal Klarheit darüber werden."**) Dabei lehrte er aber doch wieder, daß man den Verstorbenen dienen sollte, als ob sie lebten.***)

Wir treffen also hier bei Konfuzius dieselbe Haltung, wie bei der Frage hinsichtlich der Anbetung der Götter. Im Gefühl seiner Unzulänglichkeit, gewisse Probleme zu lösen, weigert er sich, auf dieselben einzugehen. Aber auch in diesem Falle wäre es wohl eines Heiligen würdiger gewesen, wenigstens einen Versuch zu ihrer Lösung zu machen, als sie so kurzweg von sich zu weisen.

Da der Meister kein Licht auf die Frage des Zustandes nach dem Tode zu werfen vermochte, so löste sie das Volk nach seinen eigenen Eingebungen, wie sie die Rücksicht auf die Nützlichkeit gebot. Es kam zu der gegenwärtig landläufigen Anschauung, daß die den Ahnen dargebrachten Opfer denselben die Seligkeit in der andern Welt zusicherten, wogegen jene als Entgeld schützend und segnend auf ihre Nachkommen einwirkten. Diese Anschauung muß schon dem Menzius vorgeschwebt haben, als er folgenden Ausspruch tat: „Es gibt dreierlei Verfehlungen gegen die Pietät; die größte davon ist, keinen Nachkommen zu hinterlassen."†) Infolge davon stirbt nämlich die Familie aus und ihre Ahnen fallen einem Zu-

*) Lun-yü XI, 11.

**) Von Dr. Legge aus den „Schulgesprächen" zitiert in Chinese Classics, I. Prolegomena S. 100.

***) Tschung-yung XIX, 5.

†) Menzius IV a, XXVI 2.

stand anheim, der für den Chinesen der Verdammung nach christlichem Begriff gleichkommt.

Eine Vergeltung nach dem Tode ist bei dieser Auffassung natürlich ausgeschlossen. Ein pietätvoller Sohn kann nicht annehmen, daß sein Vater anders als glücklich in der andern Welt fortlebt, oder daß ihm durch seine Opfer nicht eine glückliche Existenz gesichert werde. Diese Opfer können aber nur durch Söhne dargebracht werden, weshalb das Verlangen nach männlichen Nachkommen im Vordergrunde steht. Währt es zu lange, bis solche geboren werden, so läuft die Gattin Gefahr, daß ihr Mann eine zweite zu ihr hin nimmt, oder sie gar verkauft, in der Hoffnung, daß eine andere seinen Wunsch erfüllen werde. Kommen dagegen mehr Mädchen zur Welt, als den Eltern lieb ist, so riskieren sie, getötet zu werden.

Der irdische Sinn, den man den Chinesen oft vorwirft, ist ebenfalls eine Frucht des Totenkultus. Dieser kann nur dann aufrecht erhalten werden, wenn sich die Familie eines genügenden Wohlstandes erfreut, um den Söhnen Frauen zu kaufen und die damit zusammenhängenden nicht unbedeutenden Ausgaben zu bestreiten. Eine arme Familie ist darum unausbleiblich dem Erlöschen geweiht, woraus sich dann die obenerwähnten schrecklichen Folgen ergeben. Es ist somit das Streben nach Reichtum heilige Kindespflicht.

Das ist in kurzen Worten der Ahnendienst, wie er sich im Laufe der Zeit und in Ermangelung einer rationellen Behandlung dieser Lehre durch Konfuzius im Volk ausgebildet hat. Letzterer würde sich heute allerdings ernstlich dagegen verwahren, daß er irgendwelche Schuld trage an den Früchten, die dieser Kultus in China gezeitigt hat. Aber es hat Faber recht, wenn er sich hierüber folgendermaßen ausspricht: „Während das Christentum mit der Unsterblichkeitslehre, resp. Auferstehung der Toten, einen heiligen Ernst und Trost über das ganze Leben verbreitet, führt die konfuzische Lehre nur in krasse Irrtümer ohne heiligenden und beseligenden Einfluß auf die Erdenbewohner." *)

*) Dr. E. Faber, Lehrbegriff des Konfuzius. Hongkong 1872.

IV.

Während der Einfluß des Konfuzius auf sein Volk in religiöser Beziehung kein segensreicher genannt werden kann, ist er es dagegen in moralischer Hinsicht umsomehr gewesen. Doch auch hierin brauchte er nur in der von den alten Dokumenten gewiesenen Bahn fortzuschreiten. In jenen Quellen lesen wir von der Menschheit überhaupt, sie sei vom Himmel (Gott) gezeugt;*) vom Menschen wird ausgesagt, daß er die Intelligenz oder die Krone der Schöpfung sei.**) Von solchen Aussprüchen war offenbar Konfuzius inspiriert, wenn er dem Menschen eine vom Himmel verliehene ethische Anlage zuschrieb. Nur der Heilige verwirklicht dieselbe in vollkommener Weise, aber alle Menschen sollen nach Kräften demselben Ziele nachstreben und sich dadurch als Kyun-tse erweisen. „Diese Bezeichnung," sagt Faber, „ist der eigentliche Grundbegriff des ganzen (konfuzianischen) Systems und kehrt etwa 200 Mal wieder."***) Es wird darunter eine Klasse von Menschen verstanden, die um einen Grad unter dem Heiligen stehen. Wie wir gesehen haben, verwirklicht letzterer seine ethische Anlage ohne Anstrengung und ohne Hilfe von außen, während der Kyun-tse das gleiche Ziel verfolgt, aber mit mehr oder weniger Anstrengung und unter einer größern oder geringern Beihilfe von außen, etwa von seiten eines Heiligen. Dies ungefähr mag das Verhältnis vom Heiligen zum Kyun-tse sein. Etwas Bestimmtes darüber auszusagen, ist nicht leicht. Was wir von den Lehren des Konfuzius besitzen, ist zu bruchstückartig, als daß es in ein durchsichtiges System zusammengefaßt werden könnte. Faber übersetzt den Ausdruck mit „der Edle", Legge mit „the superior man," und fügt erklärend bei: with a moral and intellectual significance of varying degree,†) was wiederum einer Erklärung bedürfte.

---

*) Schu-king IV, II, 2. Schi-king III, III, 6.

**) Dieser Ausspruch ist der Rede entnommen, die der König Wu an seine Krieger richtete. Die betreffende Stelle ist dort übersetzt: Der Mensch ist des Weltalls Seele.

***) Lehrbegriff des Konfuzius. Hongkong 1872, S. 14.

†) Chinese Classics I, p. 329, 2. Reihe.

Es würde zu weit führen, alle die herrlichen Eigenschaften aufzuzählen, die Konfuzius einem Kyun-tse zuschreibt. Es genüge zu wissen, daß er seinem Volk unter diesem Bild ein erhabenes Ideal als Muster und Ziel für seine sittlichen Bestrebungen vorgehalten hat: ein Ideal, aber kein unerreichbares. Der Weg dazu steht jedem offen, wie die vielen hehren Gestalten des Altertums beweisen.*)

Hier ist auch eines merkwürdigen Erzeugnisses Konfuzius'schen Denkens Erwähnung zu tun, nämlich des Textes des Ta-hoh, dessen Autorschaft ihm zugeschrieben wird. Es wird darin der Entwicklungsgang dargelegt, den der Mensch zu durchlaufen hat, bis er fähig ist, als Friedensfürst über die Welt zu herrschen, mit andern Worten, bis er den Stand eines Heiligen erreicht hat. Dieser Entwicklungsgang beginnt mit dem denkbar Einfachsten, nämlich mit der Pflege der eigenen Person. Von da steigt er von Stufe zu Stufe aufwärts zur Besserung des Herzens, zur Läuterung des Sinnes, zur Vervollkommnung der Kenntnisse und schließlich zum Verständnis des Alls. Parallel mit diesem Aufsteigen zum Rang eines Heiligen geht die Befähigung zur Erfüllung der sozialen Aufgaben, als da sind: die Leitung der Familie, dann die Regierung des Staates und endlich die Sicherung des Friedens für die ganze Welt. Dieser ganze Stufengang mündet also aus in die Qualifizierung zum eigentlichen Heiligen, der, wie wir gesehen haben, immer auch als Souverän über die Erde gedacht ist.**) Der Ausgangspunkt dagegen ist allen Menschen gemein, sowohl für solche, die es nur zum Kyun-tse bringen, als auch für die, welche nicht einmal letztern Grad erreichen, denn: „vom Sohne des Himmels an," lesen wir, „bis zum gemeinen Mann herunter, gilt die gleiche Regel, daß alle damit beginnen müssen, ihre eigene Person zu pflegen."

Was ist nun unter dem „Pflegen der eigenen Person" zu verstehen? Faber sagt: „Der Ausdruck kann sich nur auf den

---

*) Faber führt auf sechs Seiten (53—59) seines „Lehrbegriff des Konfuzius" die hauptsächlichen hiehergehörenden Stellen auf.

**) Faber scheint in seinem „Lehrbegriff des Konfuzius" (S. 14) im Ta-hoh den Stufengang zum Stand eines Kyun-tse zu sehen. Er führt aber weiter bis zum Heiligen.

Wandel beziehen, auf die Ausgestaltung oder Herausſetzung deſſen, was im Herzen verborgen iſt durch Wort und Tat.*) Für Konfuzius ſchließt aber der Wandel ſowohl die genaue Einhaltung des damals im Privatleben üblichen Zeremoniels ein, als auch die zu ſeiner Zeit gebräuchlichen, im Eſſen und Trinken, Sitzen und Liegen, in der Zubereitung der Speiſen einzuhaltenden Anſtandsregeln. Hierin hatte er es ſelbſt zu einer wahren Meiſterſchaft gebracht, wie ein ganzes Kapitel des Lun-yü zur Genüge dartut.**) Bei der Neigung jedes Menſchen, zu „meinen, daß inwendig rein ſei, was auswendig rein iſt," iſt es nicht zu verwundern, wenn die Chineſen heutigen Tags bei der „Pflege der eigenen Perſon" ihren Meiſter vorwiegend in der ſie kennzeichnenden Beobachtung äußerer Anſtandsregeln nachzuahmen ſuchen. Doch ſoll damit dem Text des Ta-hoh keineswegs ſein ethiſcher Wert abgeſprochen werden. Es iſt eine Tatſache, daß er außer den zahlreichen Ausſprüchen über den Kyun-tſe eine Richtſchnur des Lebens bildet, die alle Edlern unter den Millionen Chinas nach Kräften beobachten.

Was aber in jenem Text beſonders hervorgehoben zu werden verdient und als die Krone der konfuziſchen Ethik bezeichnet werden kann, das iſt der ſittliche Charakter, der vom Souverän verlangt wird. In dieſer Forderung war Konfuzius allerdings auch wieder nur „ein Ueberlieferer und kein Neuerer". „Der aufrichtigſte, der intelligenteſte, der einſichtsvollſte wird zum Herrſcher erhoben," ſo haben wir König Wu ſagen hören, als er ſeinen Kriegszug gegen Tchao-ſin antrat; mit andern Worten: nur ein Heiliger kann den Forderungen genügen, die an einen Herrſcher geſtellt werden; darum ſollte jeder Herrſcher ein Heiliger ſein.

Leider fehlt den ethiſchen Forderungen des Konfuzius die unerläßliche Sanktion, die Quelle aller moraliſchen Verpflichtung: Gott. Dadurch hat er dem Totenkultus den Weg gebahnt, wie er heute gepflegt wird, indem die Ahnen wie Götter verehrt werden, und dem Götzendienſt, wie er durch den Buddhismus und Taoismus in China eingebürgert worden iſt.

Zum Schluß noch zwei oder drei Punkte zur Beurteilung der Lehre des Konfuzius. In den uns erhaltenen Ausſprüchen von ihm findet ſich wiederholt die evangeliſche Vorſchrift: „Alles,

*) Ebendaſ. S. 21. **) Das 10.

was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das tut ihr ihnen," mit dem Unterschied jedoch, daß er sie negativ faßt. In diesem Punkt war er aber ein „Neuerer". Die Regel findet sich nirgends in den vorkonfuzischen Schriften. Das Verdienst, sie seinem Volk eingeprägt zu haben, wäre ihm also voll zuzuerkennen.

Andererseits setzt er sich aber mit dem Geist des Evangeliums in direkten Widerspruch, wenn er die Lehre, Böses mit Gutem zu vergelten, verwirft, und zwar, obschon sein älterer Zeitgenosse Lao-tse sie aufgestellt hatte. Seine Vorschrift, daß ein Sohn, dessen Vater oder Mutter ermordet worden ist, nicht ruhen soll, bis er den Schuldigen erschlagen habe, mutet den Christen auch peinlich an, erklärt sich aber aus den zu seiner Zeit herrschenden anarchischen Zuständen, die auch heute noch vielfach vorwalten.

Ferner wird dem Konfuzius mehrfach Unwahrhaftigkeit vorgeworfen, und das insbesondere in der Abfassung der Annalen seines Geburtslandes Lu. Bei Vergleichung der Ereignisse mit den betreffenden Einträgen ersieht man in der Tat, daß Wahrhaftigkeit des Verfassers geringste Sorge gewesen ist. Sein Kommentator entschuldigt ihn, indem er sagt: „Der Tschun-tschin verheimlicht (die Wahrheit) aus Rücksicht für die Hohen, die Verwandten und die Verdienstvollen."*) Kein Wunder, daß heute bei hoch und nieder die Lüge zum wenigsten als eine nützliche Eigenschaft, jedenfalls nicht als eine moralische Verfehlung angesehen wird.

V.

Wir haben nun den Mann kennen gelernt, dem heute die Millionen Chinas einstimmig als ihrem Heiligen huldigen. Nach unserer anfangs gegebenen Definition eines solchen hätte er allerdings in dieser Eigenschaft die Herrscherwürde bekleiden sollen. Doch keine Regel ohne Ausnahme. Herzog Tschao hat ebenfalls keine Krone getragen und er ist doch ein Heiliger im Vollsinn des Wortes gewesen. Wir haben auch gesehen, wie dieser Mangel an ihm erklärt wurde. Jener Fall fand aber bei Konfuzius keine Anwendung. Die Herrscher seiner Zeit waren sämtlich unfähige

*) Legge, The Religions in China, London 1880, p. 144.

oder unwürdige Menschen. Warum wurde nicht Konfuzius an ihrer Stelle auf den Thron erhoben? Es ist mir nicht bekannt, ob diese Frage von Chinesen je aufgeworfen und ob ein Versuch gemacht worden ist, sie zu beantworten.

Wiewohl Konfuzius keine Krone getragen hat, so hat er doch eine Herrschaft über die Geister ausgeübt, wie kein zweites Beispiel in der außerchristlichen Welt bekannt ist. Wir haben seinen Tod bezeichnet als ein trostloses Versinken in die Nacht der bittersten Enttäuschung. Er sollte aber auch eine gewisse Auferstehung erfahren. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als ihm der Herzog von Lu einen Tempel errichten ließ, worin ihm zu den vier Jahreszeiten Opfer dargebracht wurden. Seine Jünger verfehlten auch nicht, den Vorschriften der Alten gemäß drei Jahre lang am Grab des Dahingeschiedenen um ihn zu trauern. Einer derselben, Tse-kung, der darin keinen genügenden Ausdruck seines Schmerzes fand, dehnte diese Zeit aufs doppelte aus. Sein Enkel, der Verfasser des Tschung-yung, spricht sich dagegen in dieser Schrift in folgenden überschwenglichen Lobeserhebungen über seinen Großvater aus: „Konfuzius überlieferte die Lehre von Yao und Schun, als ob sie seine eigenen Vorfahren gewesen wären. Er entwickelte in ausgezeichneter Weise die mustergültigen Anordnungen der Könige Wan und Wu. Er harmonierte mit des Himmels Zeiten in der Höhe und mit den irdischen Verhältnissen hienieden. Er gleicht dem alles tragenden und bedenkenden, dem alles beschattenden und beschützenden Himmel und der Erde; er gleicht den regelmäßig wiederkehrenden vier Jahreszeiten, der abwechselnd scheinenden Sonne und dem Monde ... Er braucht nur irgendwo seine Erscheinung zu machen, so ist niemand, der ihn nicht ehrt; spricht er, so zollt ihm jedermann Beifall; handelt er, so ist jedermann über ihn entzückt. Sein Ruhm breitet sich darum über das ganze Reich der Mitte aus und dringt selbst zu den wilden Völkern. Wohin nur immer Schiffe und Wagen vordringen, wo selbst der Mensch sich Eingang verschafft, was auch der Himmel bedeckt, was auch die Erde umfaßt, was auch Sonne und Mond bescheinen, wohin auch Reif und Tau fallen, alles was Odem hat, ehrt und liebt ihn. Darum heißt es von ihm: Er ist dem Himmel gleich ...“ *)

*) Tschung-yung XXX u. XXXI.

Der Verstand möchte einem still stehen bei solch lächerlicher Verherrlichung des Konfuzius; ja mit Bezug auf den letzten Satz des angeführten Passus könnte man sie gotteslästerlich heißen. Die Verehrung, die dem Manne sofort nach seinem Tode zuteil wurde, ist um so unfaßlicher, als er durch seine Lehre dem Verderben im Staat auch nicht im geringsten Einhalt getan hat. Das Bedürfnis nach einem Heiligen blieb nach seinem Dahinscheiden so groß als je. Als zweihundert Jahre später Menzius auftrat, fragte man sich, ob er etwa der ersehnte Retter des Reiches wäre. Er wäre auch nicht abgeneigt gewesen, diese Rolle zu übernehmen, aber er fühlte sich doch nicht befähigt hiezu. „Ich wünschte schon, der Menschen Herzen zurechtzubringen,“ erklärte er, „alle falsche Lehre zu beseitigen, schlechte Taten zu verhindern und den rebellischen Reden ein Ende zu machen, um auf diese Weise das Werk der drei Heiligen fortzusetzen.“ *)

Aber auch Menzius vermochte nicht dem immer drohender werdenden Verderben eine Schranke zu setzen. Ein Kriegsheld wie König Wu, der die rebellischen Vasallen zur Ordnung gewiesen und in seiner Person die Kaiserwürde wieder zu Ehren gebracht hätte, wäre nachher so nötig gewesen wie vorher. Das Reich ging unaufhaltsam seiner Auflösung entgegen. Das Herrscherhaus fiel aber zuletzt nicht unter den wuchtigen Schlägen eines Heiligen von der Art eines Königs Wu, sondern unter denen eines Mannes, der es auf nichts Geringeres abgesehen hatte, als das ganze Altertum zusammen mit Konfuzius, seinen Schülern und seinen Lehren, der Vergessenheit anheimzugeben, jede Erinnerung daran mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Der, welcher das Gericht über das in Verfall geratene Herrscherhaus Tschao ausführte, hieß Tscheng, regierender Fürst des Vasallenstaats Tsin. Letzterer, im Westen des Reiches gelegen, hatte sich nach und nach die hervorragendste Stellung im Reich erworben, bis Tscheng sich stark genug fühlte, das kaiserliche Haus zu stürzen und auf dessen Trümmern seine eigene Dynastie, die der Tsin aufzurichten. Er schaffte das Feudalwesen ab und ersetzte es

*) Menzius III b. IX, 13. Wir haben hier die Definition eines Heiligen von Menzius formuliert. Sie stimmt wesentlich mit der eingangs gegebenen überein. Nach Legge waren die drei Heiligen: Yü, Herzog Tschao und Konfuzius.

durch den bis heut zu Recht bestehenden autokratischen, einheitlichen Staat. Für sich selber aber nahm er den Titel Schi-hwang-ti „Erster göttlicher Selbstherrscher“ in Anspruch. Schi „Erster“ nannte er sich, weil er sich als den ersten Herrscher angesehen wissen wollte, der je auf Erden seine Macht ausgeübt hat, und mit der Bezeichnung Hwang-ti stellte er sich nicht nur den vorgeschichtlichen Herrschern Chinas gleich, welche die Nachwelt mit dem Titel Hwang „Selbstherrscher“ beehrt hat, sondern mit dem Zusatz Ti „Gott“ schrieb er sich noch göttlichen Ursprung zu. Er that das Gleiche, was drei Jahrhunderte später der römische Kaiser Domitian sich erkühnte, indem er „als erster den Befehl gab, ihn Herr und Gott zu heißen.“*)

Doch der Potentat des Ostens ging noch einen Schritt weiter. Er schaffte den Kultus des Ti „Gott“, oder Schang-ti „Höchster Gott“ ab, und setzte an dessen Stelle eine Reihe von Göttern ein, die er bloß Tschu „Herr“ betitelte. Er scheint auch nicht nur der „erste Gott-Kaiser“ haben sein zu wollen, er wünschte es auch in alle Ewigkeit zu verbleiben. Er schluckte unzählige Unsterblichkeitstränklein, die ihm die taoistischen Zauberer bereiteten, schickte Schiffe nach den Feng-hai-Inseln, um von dort ein daselbst wachsendes Unsterblichkeitskraut zu holen. Doch es half nichts. Schi-hwang-ti starb auf einer Reise, 49 Jahre alt, nach einer Regierung von nur 12 Jahren.

Wie man sich denken kann, widersetzte sich die Schule des Konfuzius mit aller Kraft den radikalen Neuerungen dieses Mannes. Als treue Ueberlieferer der Lehre ihres Meisters sahen sie in der Vergangenheit ein mustergültiges Vorbild für alle Zeiten. Davon abweichen zu wollen, war ein Verrat am Vaterland, das hieß die gesamte Weltordnung in Frage stellen. In der Opposition, die sie dem neuen Stand der Dinge entgegenstellten, mag übrigens auch ein egoistisches Motiv mit untergelaufen sein. In der Mannigfaltigkeit der Reiche des Vasallentums hatten die Literaten, welche die Vertreter des Konfuzianismus waren, viel mehr Aussicht auf Anstellung als Minister und Berater der Lehensfürsten, als in einem Staat, der nur von einem einzigen Willen geleitet wurde.

---

*) Dominum se et Deum primus appellari jussit.

Sie versäumten keine Gelegenheit, ihre Anschauung zur Geltung zu bringen. Im Jahr 213 v. Chr. war der Kaiser siegreich von einer seiner Expeditionen zurückgekehrt und hatte die Großen des Staates zu einem Freudenmahl versammelt. Einer derselben, Ts'ing-chin, erging sich dabei in überschwenglichen Ausdrücken in Betreff der Segnungen, welche die neue Regierungsreform dem Staate gesichert hatte. Der Kaiser war höchlichst erfreut über das ihm gespendete Lob, als Schun Yü-yeh, einer der hervorragendsten Gelehrten, vortrat und folgende Rede an den Kaiser richtete: „Es ist bekannt, daß die Herrscher der Tschau-Dynastie während mehr als tausend Jahren Söhne und jüngere Brüder, sowie verdiente Minister mit Ländereien als Lehen betrauten; auf ihren Schutz und Hilfe war somit zu zählen. Nun hat sich Eure Majestät in den Besitz gesetzt von allem, was zwischen den vier Meeren liegt; Ihre Söhne und jüngeren Brüder sind dagegen bloße Privatpersonen. In Folge davon werden sich Rebellen erheben, gegen die der Thron fortan ohne Schutz sein wird. Es wäre unerhört, daß ein Reich auf die Dauer bestehen könnte, das nicht auf die Erfahrung des Altertums gegründet ist. Ts'ing-chin ist ein leerer Schmeichler und nicht ein treuer Diener Eurer Majestät; er bestärkt Sie nur in Ihrem Irrtum."

Der Kaiser wünschte die Ansicht noch anderer über den fraglichen Punkt zu hören. Da ergriff der Kanzler Li Seu das Wort und sagte: „Jeder der fünf Kaiser war verschieden vom andern, und jede der drei Dynastien ging ihren eigenen Weg. Jede befolgte ihre besondern Regierungsprinzipien, nicht um sich in einen Gegensatz zu den andern zu stellen, sondern wie es eben die veränderten Zeitverhältnisse erforderten. Nun hat Eure Majestät die kaiserliche Herrschaft so fest gegründet, daß ihr Bestehen in Ewigkeit gesichert ist. Dies übersteigt aber den Verstand so eines dummen Gelehrten. Zudem spricht Yü-yeh von Dingen, welche die drei Dynastien betreffen, die aber in keiner Weise für uns nachahmenswert sind. In frühern Zeiten, als die Vasallenfürsten einander befehdeten, pflegten sie solche wandernde Gelehrte um sich zu sammeln; jetzt aber hat das Reich eine feste Grundlage, die Gesetze und Erlasse gehen von einer obersten Gewalt aus. Es gebührt nun dem Volk, seine ganze Kraft dem Landbau zu widmen, und den Gelehrten, sich mit den Gesetzen bekannt zu machen. Trotzdem

ergeben sich die Gelehrten nicht dem Studium der Gegenwart, sondern des grauen Altertums. Sie verurteilen in unverständiger Weise die Einrichtungen der Jetztzeit; sie leiten das Volk dadurch irre und verführen es zum Widerstand.

„Mit Gefahr meines Lebens erkläre ich als Kanzler, daß in frühern Zeiten, als das Reich zertrennt und ungeordnet war, niemand imstande gewesen wäre, es zu einigen. Heute, da Eure Majestät seinen Bestand gesichert hat, wagt jedermann die neuen Einrichtungen zu bekritteln. Unter steter Berufung auf ihren Konfuzius sind sie nur darauf aus, ihre eigene Meinung herauszustreichen. Damit verführen sie nur das Volk zur Unzufriedenheit und übler Nachrede. Wenn diesem Wesen nicht Einhalt geboten wird, muß Eurer Majestät Ansehen not leiden und es werden sich Parteien bilden. Diesem Treiben muß ein Ende gemacht werden. Ich bitte deshalb, daß alle Geschichts-Annalen, mit Ausnahme derer von Tſ'ing, verbrannt werden; ferner, daß jeder, der Exemplare des Schi-king, des Schu-king oder andere Bücher dieser Art besitzt, dieselben ausliefere, damit sie verbrannt werden; daß, wer es wagen sollte, über den Schi-king und Schu-king sich zu unterhalten, mit dem Tod bestraft und sein Leichnam auf dem Marktplatz zur Schau ausgestellt werde; daß wer vom Altertum in solcher Weise spricht, daß dadurch ein Tadel auf die Gegenwart fällt, ebenfalls dem Tod verfallen sei samt seiner ganzen Familie; daß Beamte, welche Kenntnis von der Uebertretung dieser Verordnungen hatten und die Schuldigen nicht zur Anzeige gebracht haben, als ebenso schuldig angesehen werden; daß wer die betreffenden Bücher nicht innerhalb von dreißig Tagen verbrannt haben wird, gebrandmarkt und zu vier Jahren Zwangsarbeit an der großen Mauer verurteilt werde. Die einzigen Bücher, die verschont werden sollen, sind die, welche von Heilkunde, Wahrsagerei und Landwirtschaft handeln. Wer die Gesetze wünscht kennen zu lernen, lasse sich von den obrigkeitlichen Personen darin unterrichten."

Diese Vorschläge des Kanzlers Li Seu erhielten den vollsten Beifall des Kaisers und sofort wurde zur Ausführung derselben geschritten. Wie sich denken läßt, stieß dieselbe auf starken Widerstand von seiten der Konfuzianisten. Selbst in den dem Kaiser nächststehenden Kreisen fanden sich Gelehrte, die das Verfahren mißbilligten. Als im folgenden Jahre der Kaiser Kunde davon

erhielt, ließ er eine strenge Untersuchung vornehmen. Sie ergab, daß über 460 Gelehrte dem kaiserlichen Befehl betreffs der Zerstörung der Bücher nicht nachgekommen waren. Sie wurden samt und sonders in den im Norden Chinas häufig vorkommenden Löß-Brunnen lebendig begraben. Der älteste Sohn des Kaisers, Fu-su, der sich Vorstellungen gegen dies unmenschliche Verfahren erlaubte, wurde in die Verbannung geschickt.

Man sieht, es sollte mit dem Konfuzianismus gründlich aufgeräumt werden und es ist kaum zu bezweifeln, daß wenn der Wüterich, welcher der Urheber dieser Maßregeln war, lange genug gelebt hätte, um dieselben auszuführen, Konfuzius und sein Werk dem Untergang geweiht gewesen wäre. Dem chinesischen Volke würde nur eine unbestimmte Kunde von dem erhalten geblieben sein, der heute sein gefeiertster Heiliger ist.

Schi-hwang-ti hinterließ einen Sohn, der ihm als „Kaiser der zweiten Generation“ auf dem Throne folgte, aber schon nach drei Jahren ermordet wurde. In ihm erlosch die Dynastie der Ts'in, die nach der Meinung ihres Gründers zehntausend Generationen d. h. ewig bestehen sollte.

VI.

Der folgenden Dynastie der Han fiel die Aufgabe zu, Konfuzius und seine Lehre wieder zu Ehren zu bringen. Doch war damit nicht gemeint, daß die alten Zustände wieder hergestellt werden sollten. Das Lehenswesen der vergangenen Jahrhunderte war und blieb abgeschafft; die von Schi-hwang-ti eingeführte Alleinherrschaft hatte zu viel Verlockendes für die Herrscher der neuen Dynastie, als daß sie aus bloß doktrinärer Verehrung des Altertums hätten auf dieselbe verzichten wollen. Die Uebel, die das Vasallentum über China gebracht hatte, waren auch noch zu sehr in Erinnerung, als daß man das Land ohne weiteres denselben wieder hätte aussetzen wollen. Die Bezeichnung Ti „Gott“ für die Kaiserwürde blieb auch im Gebrauch, wenigstens als Ehrentitel für die verstorbenen Herrscher, und bekam somit immer mehr die abgeleitete Bedeutung von „Kaiser“, die es heute noch hat.

Dagegen ließen sich die Herrscher der neuen Dynastie die Herstellung der alten Literatur angelegen sein. Es war dies keine leichte Aufgabe, und sie gelang nur teilweise, doch so weit, daß

der Konfuzianismus seinen siegreichen Lauf durch die chinesische Welt fortsetzen konnte.

Wir haben gesehen, daß der Herzog Lu dem Konfuzius sofort nach seinem Tod einen Tempel errichten ließ, worin ihm zu bestimmten Zeiten Opfer dargebracht wurden. Der Kultus, der ihm zu teil wurde, beschränkte sich jedoch auf diese Stätte. Dagegen lesen wir, daß der erste Kaiser der Han-Dynastie im Jahr 195 v. Chr., als er von einem Feldzug gegen einen Rebellen zurückkehrte und beim Grab des Konfuzius vorbeikam, daselbst ein feierliches Opfer, bestehend aus einem Schwein, Schaf und Rind, darbrachte.*) Es war dies die erste Huldigung, die dem Verstorbenen von höchster Stelle aus zu teil wurde. Es sollte ihr bald eine zweite folgen. Etwa fünfzig Jahre später ließ Kaiser King am Geburtsort desselben Mannes einen Tempel zu seinen Ehren errichten, den er „Tempel des geistlichen Lichtes" nannte. Später wurden in demselben Gebäude dem Meister noch seine 72 Jünger beigesellt. Kaiser Ping, dessen Regierung mit dem ersten Jahr der christlichen Zeitrechnung beginnt, war der erste, der dem Konfuzius einen Ehrentitel verlieh. Er lautete: „Fürst Ni**), der Vollkommene und Erhabene". Von da an scheinen die Kaiser sich förmlich überbieten zu wollen in der Verleihung solcher Ehrentitel. Doch herrschte noch lange Jahre eine gewisse Ungewißheit in Bezug auf das Maß der Verehrung, die dem Konfuzius dargebracht, und das Ritual, das dabei beobachtet werden sollte. Erst im Jahre 555 n. Chr. ordnete ein kaiserliches Dekret an, daß ihm in jeder Präfektur-Stadt ein Tempel errichtet werden sollte, wodurch ihm der Rang eines Heiligen definitiv zuerkannt wurde. Aber schon in dem folgenden Jahrhundert wurde er ihm wieder streitig gemacht, indem der Gründer der Tang-Dynastie ihn nur als zweiten an Würde dem Herzog Tchao beigesellte. Doch diese Zurücksetzung dauerte nur wenige Jahre. Bald erhielt Konfuzius wieder den ersten Rang, und von da an stieg er immer mehr an Ansehen, sein Ruhm drang immer weiter, die Kniee beugten sich immer allgemeiner vor ihm.

---

*) T. Watters, A Guide to the Tablets in a Temple of Confucius. Shanghai 1879. Der Verfasser erinnert daran, daß die Römer bei gewissen Anlässen ähnliche Opfer darbrachten.

**) Ni war der Jünglingsname des Konfuzius.

Daß es nicht schneller zu dieser allgemeinen Anerkennung des Konfuzius als dem Heiligen Chinas kam, das ist wohl der Konkurrenz zuzuschreiben, die ihm in der Person eines von außen eingedrungenen Heiligen erwachsen war, nämlich des Buddha. Sünde und Vergeltung nach dem Tode sind Dinge, worüber Konfuzius vollständig geschwiegen hat; sie scheinen auch in den vor ihm in China landläufigen religiösen Anschauungen keine Rolle gespielt zu haben. Das war eine Lücke, die das Volk bewußt oder unbewußt schwer empfinden mußte. Dies erklärt den Eingang, den der Buddhismus in China fand und der dieselbe ausfüllen zu können vorgab. Hieraus entspann sich ein Jahrhunderte dauernder Kampf zwischen Konfuzianismus und Buddhismus, woraus ersterer siegreich hervorging, doch so, daß er dem indischen Widerpart auch ein Plätzchen neben sich einräumen mußte.*)

Zu seiner vollen Anerkennung als Heiliger Chinas kam Konfuzius erst unter der gegenwärtigen Mandschu-Dynastie. Wiewohl die herrschende Familie und ihr ganzer Stamm von Haus aus Buddhisten sind, haben die verschiedenen Souveräne derselben das möglichste geleistet zu seiner Verherrlichung. Es wurden ihm in allen Städten des Reichs Tempel errichtet, in welchem die Beamten zu bestimmten Zeiten Gebet und Opfer darzubringen haben. Einige enthalten bildliche Darstellungen des Heiligen, die meisten aber nur eine Holztafel, worin der ihm zuletzt verliehene Ehrentitel eingeschnitten ist, also lautend: „Konfuzius, der allerheiligste Lehrer der Vorzeit.“ Dieselbe ist in einem Schrein aufgestellt, vor dem ein Altar steht mit einer Räucherurne, mit Blumenvasen und Lichtstöcken zur Rechten und Linken. Auf beiden Seiten, aber etwas niedriger stehend, sind die Holztafeln seiner berühmtesten Schüler aufgestellt.

VII.

Laßt uns nun noch die Grabstätte des Heiligen besuchen. Kiu-fu, wo sie sich befindet, ist der Ahnensitz seiner Familie und bildet eine förmliche Stadt von nicht ganz zwei Kilometer Länge und einem halben Kilometer Breite. Sie liegt etwas östlich von

*) Siehe hierüber des Verfassers Schrift: Der Buddhismus in China. Basel, Missionsbuchhandlung 1902.

Yen-tschu-fu, im südwestlichen Teil der Provinz Schan-tung. Ihre Bewohner sind alle Nachkommen des Heiligen, die da ein sorgenloses Leben führen dank den Einkünften, womit sie ein dankbares Volk um ihres großen Ahnen willen, in dem es seinen größten Wohltäter erblickt, reichlich bedacht hat. Das älteste Glied der Nachkommen in direkter Linie trägt den Titel Herzog und hat den Genuß von ausgedehnten Ländereien. Die übrigen Angehörigen leben alle, je nach der nähern oder fernern Verwandtschaft, von ähnlichen mehr oder weniger bedeutenden Dotationen.

Während der 24 Jahrhunderte, die seit der Bestattung des Heiligen an diesem Ort verflossen sind, ist seine Ruhe nie gestört worden, nicht einmal von dem tollen Neuerer Schi-hwang-ti, der ihm und seinem Werk den Untergang geschworen hatte. Die Scheu, die seine irdischen Ueberreste selbst etwaigen Verächtern und Gegnern einflößt, hat nicht erlaubt, daß je eine Entweihung dieser heiligen Stätte auch nur versucht worden wäre.

Das Grab des Heiligen liegt außerhalb der Stadt, während der ihm geweihte Tempel sich innerhalb ihrer Mauern befindet. Ein von üppigen Cypressen beschatteter Weg führt von dem einen zum andern. Er heißt die Schin-tao, „Geist-Straße", weil man annimmt, daß der Geist des Heiligen, je nachdem er unter Beobachtung des üblichen Rituals am Grab oder im Tempel angerufen wird, sich auf dieser Straße von dem einen an den andern Ort begibt.

Dr. Martin, der langjährige Direktor des kaiserlichen fremdsprachigen Instituts in Peking, hat diese heilige Stätte, die man sowohl das Jerusalem als das Mekka Chinas heißen kann, besucht und gibt davon eine Beschreibung, die wir abgekürzt hier wiedergeben:*)

„Am letzten Tage des Februar, als eben die Sonne am Horizont aufstieg, meldete ich mich am Haupttor des Tempels. Die Wächter hatten es eiligst geschlossen, sobald sie meiner ansichtig geworden waren. Meine rote Visitenkarte mit dem darauf verzeichneten Versprechen eines Trinkgeldes hatte aber die bekannte Wirkung. Wie es üblich ist am Tag des Neumondes und des Vollmondes — letzteres war eben der Fall — waren gerade eine

*) Dr. Martin: A Cycle of Cathay. New-York, 1897, p. 282 ff.

Anzahl seiner junger Herren beschäftigt, ihrem erhabenen Vorfahren in der Haupthalle ihre Verehrung darzubringen. Um sie nicht zu stören, besuchte ich mittlerweile verschiedene von Gebäuden eingeschlossene unbedeckte Räume, gewissermaßen Vorhöfe des eigentlichen Heiligtums. Einer derselben enthielt eine Anzahl Säulen, gestiftet von kaiserlichen Verehrern des Heiligen und mit Inschriften versehen zu seiner Verherrlichung. Die älteste, aus der Han-Dynastie stammend, ist gegen zweitausend Jahre alt. Die eingemeißelten Zeichen, wie die anderer der ältesten dieser Denkmäler sind aber im Lauf der Jahrhunderte unleserlich geworden. Eine, vom Jahr 1465 datierend, lautete also: „Das Herz des Himmels, ohne das die Menschen in ewige Nacht eingehüllt geblieben wären.“ Natürlich ist Konfuzius darunter verstanden.

„Nachdem die Handlung im Tempel ihr Ende genommen und die Herren sich entfernt hatten, konnte ich ihn ebenfalls betreten. Das Gebäude an sich wie auch die innere Einrichtung sind demjenigen von Peking ganz gleich, nur sind die Dimensionen imposanter. Die Pfeiler am Eingang bestehen auch aus Stein anstatt aus Holz. Ein anderer auffallender Unterschied besteht darin, daß hinter der Tafel des Heiligen und seiner Hauptjünger lebensgroße Standbilder der Betreffenden aus Stein aufgestellt sind.

„Die dem Meister geweihte Tafel trägt die Inschrift: ‚Sitz des Geistes des allerheiligsten Lehrers der Vorzeit, Konfuzius.‘ Zahlreiche andere, luxuriös hergestellte Holztafeln hängen an der Decke mit darauf eingeschnittenen Lobeserhebungen des Heiligen; hier sind einige davon:

‚Der Mutterlehrer aller Generationen.‘

‚Mit Himmel und Erde eine Trimurtie bildend.‘

‚Seine Tugend ist dem Himmel und der Erde gleich.‘

‚Er erschöpfte die Möglichkeiten der Natur.‘

‚In ihm ist die Vollendung aller Heiligen.‘

‚Seine heilige Seele war himmlischen Ursprungs.‘

„Zur Rechten und Linken des Hauptschreines befinden sich 72 etwas kleinere Schreine mit den Tafeln der berühmtesten Jünger des Meisters, während in Nischen rings herum an den Wänden diejenigen von hervorragenden Nachfolgern späterer Zeit aufgestellt sind. Diese alle haben Anteil an dem Weihrauch, der hier zu Ehren des Meisters angezündet wird.

„In einigen angebauten Hallen befinden sich noch weitere Tafeln, die dem Vater und der Mutter des Heiligen, sowie seinen Vorfahren bis in die fünfte Generation hinauf geweiht sind. Eine andere endlich ist der „Heiligen Dame", der Gattin des Heiligen gewidmet. Ihre Anwesenheit an diesem Ort ist verwunderlich, da Konfuzius seine Gattin in vorgerückterem Alter noch entlassen hat. Hat er es auf Grund einer Verfehlung ihrerseits getan, so hätte ihr keine Stelle in seinem Tempel eingeräumt werden sollen; tat er es aber ohne Grund, so verdiente er selber keine darin.*)

„Nachdem ich das Sehenswerteste im Tempel in Augenschein genommen hatte, begab ich mich, den mannigfachen Windungen der „Geist-Straße" folgend, nach dem Grab des Heiligen. Etwa halbwegs wird der Besucher eingeladen, abzusteigen und zu Fuß die geweihte Stätte zu betreten. Die Mauer, die sie umgibt, schließt eine Fläche von etwa zehn Morgen Landes ein, großenteils bedeckt von den Gräbern von Nachkommen des Heiligen. Zwei Morgen sind für sein eigenes reserviert. Es besteht aus einem Erdhügel, der groß genug ist, um ein kleiner Berg genannt zu werden. Die bloße Erde hat sich als ein dauerhafteres Monument erwiesen, als wenn es von Stein gewesen wäre. Ein gepflasterter Hof und eine Granitsäule sind das einzige, was menschliche Kunst versucht hat zur Verschönerung dieser heiligen Stätte. Außerdem wird ein uralter, durch Stützen aufrecht erhaltener Baum gezeigt, der von Tse-kung, einem der treusten Schüler des Meisters, soll gepflanzt worden sein; nahe dabei ist durch eine Inschrift die Stelle bezeichnet, wo er sechs Jahre lang das Grab soll gehütet haben. Selbst das Gras, das in dem eingeschlossenen Raume wächst, ist als heilig geachtet und soll besonders zur Wahrsagerei geeignet sein. Auch findet es bedeutenden Absatz zu diesem Zweck." — So weit Dr. Martin.

Gegen alles Erwarten ist das Grab des größten Heiligen Chinas kein vielbesuchter Wallfahrtsort, wie dies bei Jerusalem der Fall war und bei Mekka noch ist. Es sind fast nur seine

*) Es wird von einigen behauptet, Konfuzius habe seinem Weib einen Scheidebrief gegeben, und Dr. Martin teilt diese Ansicht. Dr. Legge dagegen bestreitet die Richtigkeit dieser Annahme. Wir haben die Sache um der Kürze willen unberührt gelassen.

eigenen Nachkommen, die in seiner nächsten Nähe wohnen und ihm an seinem Grab ihre Verehrung darbringen. Dazu scheint, daß sie es mehr ihrem Ahnen, als dem Heiligen Chinas tun. Dies erklärt sich durch die Menge von Tempeln, die ihm im ganzen Reich errichtet worden sind. Es sollen deren 1600 sein, worin ihm jeden ersten und fünfzehnten des Monats Gebet und Opfer dargebracht werden. Außerdem hat er in allen Schulen einen Sitz, erkenntlich an einem roten Papierstreifen, auf dem sein offizieller Titel verzeichnet ist und vor dem jeder Schüler eine Verbeugung zu machen und Weihrauch anzuzünden hat. Wo immer dem Heiligen nach dem vorgeschriebenen Ritual Verehrung dargebracht wird, da ist er als gegenwärtig gedacht. Es ist darum unnötig, einen weiten Weg zurückzulegen, um dieser Pflicht da nachzukommen, wo seine sterblichen Ueberreste vergraben sind. Auch ist nie versucht worden, Reliquien von ihm vorzuweisen, wie dies beim Buddhismus in so großem Maß der Fall ist.

Die dem Konfuzius dargebrachte Verehrung wird zweimal des Jahrs, Mitte des Frühlings und des Herbstes mit besonderer Feierlichkeit begangen. In Peking soll, der Regel nach, der Kaiser in Person amtieren. Hier ein kurzer Ueberblick des Hergangs: Nachdem die nötigen Vorkehrungen getroffen sind, kniet der Kaiser zwei Mal vor der Tafel des Heiligen nieder und berührt jedesmal die Erde drei Mal mit der Stirn. Dann wird der Geist des Konfuzius in folgenden Worten angerufen: „Groß bist du, o vollkommener Heiliger! Deine segensreiche Wirkung ist wunderbar; deine Lehre ist ausgezeichnet. Unter den Sterblichen kommt dir niemand gleich. Alle Könige bringen dir Ehre. Deine Satzungen und Gebote sind uns in vortrefflicher Weise überliefert worden. Du bist das Vorbild in den Lehrhallen. Nun sind die Opfergefäße in ehrerbietiger Weise aufgestellt. In heiliger Scheu lassen wir die Trommeln und Glocken ertönen."

Der Geist des Heiligen wird als anwesend angesehen und die Gaben werden in vorgeschriebener Weise dargebracht, während der Zeremonienmeister folgendes Gebet abliest: „An diesem ... Monat, dieses ... Jahrs komme ich, N. N. der Kaiser, dem allerheiligsten Lehrer der Vorwelt, Konfuzius, ein Opfer darzubringen. O Lehrer! An segensreicher Wirkung kommst du Himmel und Erde gleich; deine Lehre gereicht den vergangenen Zeiten und der

Gegenwart in gleicher Weise zum Segen. Du hast die sechs Klassiker*) geordnet und der Nachwelt überliefert, und damit allen Geschlechtern den nötigen Unterricht zugesichert. Nun komme ich in diesem zweiten Monat des Frühlings (oder des Spätjahrs) in ehrerbietiger Befolgung der alten Satzungen, dir in aufrichtiger Weise ein Opfer darzubringen, bestehend aus Tieren, Seide, Wein und Blumen. Dir sind zugesellt Meister Yen, der Fortsetzer deines Werkes; Meister Tsang, der Darleger deiner Prinzipien; Meister Tse-se, der Ueberlieferer deiner Lehre; Meister Mang (Mencius), der dir zunächstkommende Heilige. Mögest du diese Gaben genießen!"

Entsprechende Opferhandlungen werden in allen Provinzialstädten von den Zivil- und Militärbehörden am gleichen Tag vorgenommen, so daß in der Person ihrer Obrigkeiten zu der betreffenden Stunde vierhundert Millionen Menschen vor dem Heiligen Chinas im Staube liegen.

* * *

Das Werk der Mission verfolgt kein geringeres Ziel, als den Tag herbeizuführen, wo diese ungeheure Menschenmenge ihre Kniee im Namen Jesu beugen wird und bekennen, daß Er der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters. Was den Menschen unmöglich erscheint, das ist es nicht in den Augen Gottes. Ereignisse wie die, welche im Jahr 1900 das Reich bis in seine Grundfesten erschüttert haben, sind am besten dazu angetan, die Chinesen an der Solidität des darauf errichteten Staatsgebäudes zweifeln zu machen. Sie müssen lernen, ihre Blicke nicht nach dem grauen Altertum zu richten, um Heilung von den Schäden zu suchen, an denen sie leiden, wie dies der große Vizekönig Tschang Tschi-tung in einem bekannten Schriftstück neuerdings getan hat. Das Heil für sie liegt lediglich zu den Füßen dessen, der gesagt hat: „Welche der Sohn frei macht, die sind recht frei."

*) Ursprünglich bestand das, was man die chinesische Bibel nennen kann, aus sechs Schriften; unter der Tang-Dynastie wurde ihre Zahl auf 9 Bücher vermehrt; heute umfaßt der Kanon deren 13. Trotzdem wird in diesem Gebet die alte Auffassung beibehalten.

Im Dienst der Liebe.

Aus dem Leben von Irene Petrie.

Von L. Oe.

(Fortsetzung)

3. In Indien.

Wir haben schon gehört, daß Irene Petrie im Sinne hatte, sich der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft anzubieten. Sie gab auch diesen Plan nicht auf, folgte aber zunächst einem anderen Ruf, der sie zwar nach Indien führte, aber ihr ein Werk nicht unter Heiden, sondern unter Christen anwies. Es bildete gewissermaßen den Uebergang zur eigentlichen Missionstätigkeit, und da sie ihr Arbeitsfeld in Lahore im Pandschab fand, war sie auch räumlich auf dem Weg nach Kaschmir, der Stätte ihrer späteren Wirksamkeit. In Lahore hatte nämlich ein Fräulein Beynon, die Tochter eines englischen Generals, angefangen, unter den Mischlingen, den sogenannten Eurasiern, innere Mission zu treiben und sehnte sich nach einer Gehilfin.

Die Eurasier*) bilden einen bedeutenden Teil der indischen Bevölkerung. Sie stehen im allgemeinen nicht in gutem Ruf und ein Sprichwort sagt: Gott hat die Weißen und die Schwarzen, aber der Teufel die Braunen geschaffen. Viele schlimme Charaktereigenschaften, die man den Mischlingen zuschreibt, kommen aber von ihrer schwierigen äußeren Lage. Von ihren asiatischen Volksgenossen sind sie, wenn sie nicht von ganz niederen, kastenlosen Hindu abstammen, schon dadurch getrennt, daß sie die Kaste gebrochen haben. Wäre das aber auch nicht der Fall, so würden sie sich selbst von ihnen trennen, denn die geringste Beimischung von europäischem Blut gibt ihnen in ihren eigenen Augen eine viel höhere Stellung, und auch sehr dunkelfarbige Eurasier nehmen es übel, wenn man sie nicht für weiß hält. Die Engländer aber, die doch an dem Vorhandensein der Mischlinge schuld sind, suchen sich möglichst getrennt von ihnen zu halten. So nehmen die Eurasier, die sich durch Heiraten untereinander immer vermehren (Heiraten zwischen Weißen und Indiern kommen jetzt nicht mehr oft

*) Den Namen haben diese Leute, weil sie halb europäisch, halb asiatisch sind.

vor) eine Zwitterstellung ein, die es ihnen erschwert, sich emporzuarbeiten. Sie sind zwar Christen, aber oft religiös sehr verwahrlost und bedürfen jedenfalls zu ihrer Hebung noch der Hilfe der Europäer. Daß etwas aus ihnen zu machen ist, sieht man u. a. daran, daß tüchtige Missionare aus ihren Reihen hervorgegangen sind. Unter dem Beistand des Bischofs von Lahore fing Fräulein Beynon die Arbeit unter den Eurasiern der Stadt an. Es handelte sich um Sonntagsschulen für Kinder, Bibelstunden für Frauen, Hausbesuche u. dgl. Die Arbeit wuchs schnell und Fräulein Beynon war froh, als Irene für den Winter 1893 auf 1894 ihre Hilfe zusagte.

Die Wochen vor Irenens Abreise waren noch sehr ausgefüllt. Durch Uebungen in der Verbandlehre und durch das Studium der Anfangsgründe des Urdu suchte sie sich, soweit es die Zeit erlaubte, für ihren Beruf vorzubereiten, vor allem aber suchte sie durch allerlei Ansprachen der Mission neue Freunde zu gewinnen. Sie wandte sich auch an solche, die — ohne gerade feindselig zu sein — doch aus lauter Unkenntnis absprechend über die Mission urteilten oder wenigstens kein Herz für ihre Bedürfnisse hatten.

Die Familienbande waren ja schon gelöst, ehe Irene abreiste, aber es waren doch sonst sehr viele in Liebe mit ihr verbunden und die Trennung von ihnen, von Heimat und Vaterland gab einen gewaltigen Riß. Sie fühlte sich aber innerlich mächtig gestärkt und konnte unter all den Anstrengungen und körperlichen und gemütlichen Aufregungen die Heiterkeit ihres Geistes bewahren. Es waren besonders die ersten Verse des 103. Psalms, die auf der Reise die Gefühle ihres Herzens aussprachen. Am 27. Oktober 1893 reiste sie ab in Begleitung einer jungen Witwe, Frau Engelbach, die während des Winters an demselben Werk arbeiten wollte.

Es war eine große Gesellschaft von Missionaren und Missionarinnen an Bord und Irene, die immer ein Ziel im Auge hatte, veranlaßte, daß vormittags Bibelstunden gehalten wurden, denen auch viele andre Reisende anwohnten. Irene sprach, als an sie die Reihe kam, über das Wirken des Apostels Paulus in Philippi, mit Anwendungen auf die Schwierigkeiten und Erfolge der Mission in der Gegenwart. Sie studierte jetzt gerade die Apostelgeschichte und die Briefe, um daraus neue Winke für das Missionswerk zu gewinnen. Mit Begeisterung betrachtete sie die schönen und großartigen Naturschauspiele, die ihr die Reise bot, und sie suchte manches Bild durch Stift und Pinsel festzuhalten. Aber die Missionsgedanken verließen sie nicht. „Wir sind jetzt, schreibt sie einmal, auf dem 12. Grad nördlicher Breite, und es ist erschütternd, an die Länder auf beiden Seiten zu denken, in denen man den Herrn nicht liebt.“ Am 20.

[illegible] Dezember setzte sie in Bombay zum erstenmal den Fuß auf indischen Boden, inmitten einer fremden, dunklen Menschenmenge mit roten Turbanen und weißen Kleidern, in vielen Zungen schreiend. Es war wunderbar malerisch und ungeheuer aufregend, aber das erste, was mir auffiel, berührte mich: nämlich die heidnischen Zeichen auf den häßlichen, gefärbten Gesichtern. O, wann wird unser König von Indien bis nach [illegible] herrschen?"

Auf dem Weg nach Lahore hielt sich Irene mit ihrer Reisegefährtin in verschiedenen Städten auf — überall von Freunden und Bekannten freundlich empfangen — und lernte dadurch schon ein Stück indischen Lebens kennen. In Meerut machte sie die Bekanntschaft der Württembergerin Fräulein Strölin, die im Dienst der englisch-kirchlichen Zenanamission steht und „die, schreibt Irene, hier ganz allein lebt und allein ein Werk treibt, das ein paar von den guten Leuten daheim, die man hier so nötig brauchen könnte, mit Arbeit versorgen würde."

Es war ein freundliches Heim, das Irene in Lahore mit Fräulein Bennon, Frau Engelbach und später noch Frau Keith-Falconer, einer jungen Missionarswitwe, bewohnte und die Arbeit war der Art, wie sie sie schon bisher getrieben hatte. Die Kinder der vielen eurasischen Eisenbahnbeamten wurden in einer Sonntagsschule gesammelt. Irene unterrichtete hier eine Klasse, bildete auch eine Anzahl von Lehrerinnen heran. Sie fand die kleinen braunen Kinder sehr artig, ja fast zu artig und zu wenig lebhaft. Die große Schlaffheit und die Empfindlichkeit der Eurasier erschweren die Arbeit unter ihnen. „Man darf nie so tun, als merke man, daß sie nicht die Farbe der Lilie oder der Rose haben." Etwa 800 Eurasier gehörten damals in Lahore äußerlich zur Englischen Kirche, aber die wenigsten besuchten die Kirche; viele wußten nicht einmal, wenn's Sonntag war. Irene begann eine Bibelstunde für Frauen, die anfangs nur von dreien, später von zwölfen besucht wurde. Auch den jungen Mädchen hielt sie Bibelstunde und eine Anzahl Kinder sammelte sie zu einem „Hoffnungsbund". Dieser Verein wurde zuletzt von 51 Kindern besucht. Irene erzählte ihnen allerlei aus der Mission und unterwies sie nach der Stunde auch in lustigen Bewegungsspielen, denn sie fand, daß die Kleinen viel zu zahm und ruhig seien. -- Auch zahlreiche Hausbesuche machte Irene.

Sobald sie ein wenig Urdu stammeln konnte, fand sie unter den Dienstboten Gelegenheit zu etwas eigentlicher Missionsarbeit. Das Urdu oder Hindostani, das Irene so viel Mühe machte, ist eine der Hauptsache nach arische, aus einer Vermischung des Hindi und des Persischen entstandene Sprache. Sie enthält aber auch viele arabische

Bestandteile. Auch das Alphabet ist semitisch; doch verwendet man neuerdings vielfach die lateinischen Schriftzeichen. Das Buch, das Irene außer der Bibel hauptsächlich studieren mußte, war ein mohammedanisches Religionsbuch, dessen abgeschmackte Verdrehung des Alten Testaments (die Erzväter werden z. B. als Verbreiter des Islam hingestellt) für Irene, die kein wissenschaftliches Interesse an dem Buch hatte, eine wahre Qual war. Gar manchen Abend, wenn die andern Damen ausgingen, blieb sie daheim und saß über dem Urdu. Man hätte sie gerne recht viel in der englischen Gesellschaft von Lahore gesehen, und ein Mädchen von ihrem Charakter hätte ja wohl auch unter den Landsleuten, die in dem erschlaffenden indischen Klima so besonders leicht der Gefahr erliegen, das Leben in Trägheit und müßiger Zerstreuung hinzubringen, eine Mission erfüllen können, aber die nächste Pflicht mußte der ferneren vorangehen. So ging sie abends selten aus, war aber, wenn Besuch ins Haus kam, die liebenswürdigste Wirtin — freilich oft auf Kosten ihrer Nachtruhe.

Aber bei aller Freude an ihrer augenblicklichen Arbeit zog es sie doch nach dem wirklichen Missionsberuf. Die Not der Heiden erschien ihr noch viel größer als die der eurasischen Christen. „Das Heidentum, schreibt sie, macht mir einen viel traurigeren Eindruck als ich erwartet hatte. Erniedrigung und Hoffnungslosigkeit sind auf so vielen Gesichtern geschrieben.“ Sie findet, daß man die eingeborenen Christen schon an dem Gesichtsausdruck von den Heiden und Mohammedanern unterscheiden könne. Bei zwei Besuchen in Amritsar lernte sie die dortige Senanamission kennen. Sie bot sich jetzt der Kirchlichen Missionsgesellschaft als Missionarin im Pandschab an und ihr Anerbieten wurde angenommen.

Zunächst sollte sie sich nach dem anstrengenden Winter in Lahore durch eine längere Erholung für die kommende Arbeit stärken. Lahore gilt für die heißeste Stadt Indiens und wird im Sommer von Europäern möglichst gemieden. Auch Frl. Beynons Anstalt wurde geschlossen. Irene hatte zweimal von einem hohen Punkt aus die gewaltigen Bergriesen des Himalaya gesehen. Dorthin zog es sie und sie war glückselig, als sie sich einigen Missionarinnen, von denen eine schon in Kaschmir gereist war, zu einer Reise dorthin anschließen konnte. Die Reise ging von Lahore nach Norden und dann nach Osten durch die prachtvolle Gebirgswelt des Pir Pundschal, die noch großartiger ist als die Alpenwelt. Es war eine Reise alten Stils mit Trägern und Pferden und Vorräten und mit Uebernachten im Zelt oder in der Karawanenherberge. Obgleich auch Sänften und für einen Teil des Wegs kleine Wagen zur Verfügung standen, machte Irene, die manchen Alpenpaß zu Fuß überstiegen hatte, einen Teil der Reise zu Fuß.

„Die herrlichste Reise, die ich in meinem Leben gemacht habe", schreibt sie, als das Gebirge überstiegen war. Dann lebte die Gesellschaft eine Zeitlang auf einem Schiff, befuhr den Dschelum und die lieblichen Seen Kaschmirs und kam öfter nach Srinagar. Irene wurde schnell mit den dortigen Missionaren bekannt. Sie sah, wie die sehr überarbeitete Fräulein Hull dringend einer Gehilfin bedurfte und versprach, im Winter zu ihr zu kommen. Von Mitte Juni bis Mitte August wohnte sie mit ihren Reisegenossen in einem Blockhause in Gulmarg, westlich von Srinagar, in den Ausläufern des Pir Pundschal, wo sie aus einer Höhe von 2800 Meter die prachtvollste Aussicht auf das Tal von Kaschmir hatte. Aber die herrliche Gegend mochte noch so sehr zu Ausflügen, zum Malen, zum Blumensammeln locken — Irene widerstand allen Versuchungen und verwendete wenigstens sechs Stunden des Tages aufs Studium des Urdu; selbst am Sonntag las sie in der Urdubibel. Später hat sie auch ihre Kunst in den Dienst der Mission gestellt. Die Landschaftsbilder, die sie in ihren seltenen Mußestunden fertigte, erweckten das Interesse für Kaschmir und viele wurden zum Besten der Mission zu guten Preisen verkauft.

---

4. In Kaschmir.

Im September 1894 kam Irene nach Srinagar. Nur einen Sonntag gönnte sie sich Ruhe, dann fing sie die Arbeit an. Sie war so glücklich, endlich den ersehnten Beruf gefunden zu haben, daß sie manche äußere Unannehmlichkeiten nicht beachtete: daß die Ratten in der Wohnung hin- und herliefen und daß in dem folgenden ungewöhnlich strengen Winter (die Kälte erreichte 20° C.) das schlechtverwahrte Haus gar nicht zu erwärmen war. Die Eingeborenen waren freilich in der Kälte noch übler daran, denn sie haben keine Heizeinrichtung und sie wärmen sich durch ein Gefäß mit glühendem Kuhdung, das sie unter den Kleidern tragen. Natürlich kommen dabei oft Verbrennungen vor. Schwerer als die Unbilden der Witterung war für Irene, deren angeborener Schönheitssinn nichts Unschönes und Unordentliches in Kleidung und Wohnung dulden konnte, der ekelhafte Zustand, in dem sie die Frauen und ihre Umgebung fand. War es schon in den reicheren Häusern schlimm genug, so war der Zugang zu den ärmeren Häusern manchmal ein solcher Morast, daß sie sich hindurchtragen lassen mußte. Die Luft in den Wohnungen war derart, daß Irene zweimal infolge davon in Ohnmacht fiel. Schlimm war's auch, wenn man sie nötigte, eine Erfrischung anzunehmen: von

schmutzigen Fingern mit ranzigem Fett bereitete Süßigkeiten, oder durch ein schmutziges Kleid geseihten Thee. Ihre Gesundheit widerstand damals den schlimmen Einflüssen gut, aber einmal im November ließ sie sich durch einen kleinen Schüler, der eine Aufgabe aufsagen wollte, verleiten, bis nach Sonnenuntergang im Freien zu bleiben und sie hatte diese kleine Unvorsichtigkeit mit achttägigem Unwohlsein zu büßen. Irene war zu vernünftig und auch zu gewissenhaft, um absichtlich die nötige Pflege des Körpers zu versäumen, aber sie war so mit ganzer Seele bei der Arbeit, daß sie im Eifer nicht fühlte, wenn sie müde oder gar übermüdet war, und so hat sie doch wohl ihre Kraft zu sehr aufgerieben.

Ihre Hauptarbeit war das Besuchen der Senanas oder Frauengemächer, wozu sie die Mittagsstunden verwendete. Die ersten Morgen- und die späten Abendstunden galten dem Urdu und sie war glücklich, als sie es im Oktober soweit gebracht hatte, daß sie ihren Schülerinnen Joh. 3, 16 in deren eigener Sprache erklären konnte. Sie fing jetzt auch Kaschmiri an, das ihr noch schwerer vorkam als das Urdu. Und doch war das Sprachenlernen so notwendig, denn Irene kam in Srinagar mit Frauen von zwölf verschiedenen Stämmen und Sprachen oder Mundarten in Berührung.

Meistens wurde sie von den Frauen mit großer Freude bewillkommt, ja die Zahl der Senanas, wo man Unterricht begehrte, nahm so zu, daß man nicht allen Anforderungen nachkommen konnte, weshalb der Besuch auf die Senanas beschränkt werden mußte, wo die Frauen sich bereit erklärten, nicht nur Lesen und Stricken zu lernen, sondern auch biblischen Unterricht zu haben. Es ist ja nicht nur um der Frauen selbst, sondern auch um der Männer, ja um des ganzen Volks von Indien und Kaschmir willen notwendig, daß die Frauen das Evangelium kennen lernen. Sie sind so gedrückt und geistig so unentwickelt, daß sie keinen Einfluß zum Guten auf die Männer haben können, aber ganz ohne Einfluß sind sie doch nicht und besonders stark ist oft der Einfluß der Mutter auf den Sohn. Die Frau bekommt ja überhaupt in den Augen ihres Mannes und ihrer Familie erst einigen Wert, wenn sie die Mutter eines Sohnes geworden ist und so ist natürlich auch der Sohn ihr ein und alles. Welcher Art der Einfluß der Frauen ist, davon erfahren wir in Irenens Lebensbeschreibung zwei Beispiele: Ein Missionar in Srinagar verwies einem Knaben wüste Reden mit den Worten: „So etwas dürftest du doch vor deiner Mutter nicht sagen.“ „Meine Mutter hat mich diese Worte gelehrt“, antwortete der Junge. Ein junger Indier von hohem Stand sagte zu einem Geistlichen: „Kann ich nicht heimlich ein Christ sein? Meine Mutter sagt, sie vergifte sich, wenn ich mich taufen lasse.“ Ja, die

armen Frauen, nicht ahnend, was ihnen selbst Befreiung bringen kann, tun ihr möglichstes, um die Männer beim Heidentum oder beim Islam festzuhalten. Nach der Volkszählung vom Jahre 1891 kam im ganzen indischen Reich auf 244 heidnische und auf 298 mohammedanische Frauen nur eine, die irgend welchen Unterricht genoß oder genossen hatte, während bei den Christen, die doch meistens den niederen Ständen angehören, eine unter sieben etwas gelernt hatte.

Eine Frau, die wie Irene, ganz unabhängig war und ihren Beruf selbst erwählte, war den Frauen Srinagars immer von neuem ein Rätsel. Sie fragten sie immer, warum sie nicht heirate, und als sie hörten, daß sie einen Schwager habe, meinten sie, sie müsse irgendwie von ihm abhängig sein. Immer wurde sie bei ihren Besuchen lebhaft begrüßt. Manche Frauen waren nicht unbegabt, aber im ganzen war es eine große Mühe, den an gar keine geistige Arbeit Gewöhnten auch nur die Anfänge beizubringen. Schon das Alphabet mit seinen 37 Buchstaben war ein schweres Stück Arbeit. Aber mit unermüdlicher Geduld und großem Geschick erklärte und zeigte Irene wieder und wieder dasselbe und sie wurde auch nicht mutlos, wenn das, was sie in monatelanger Arbeit einer Schülerin beigebracht hatte, nach einer kurzen Ferienzeit vollständig vergessen war. Nach der Lesestunde, wenn kleine Kinder, Hühner und Hunde glücklich zur Ruhe gebracht waren, nahm Irene die Bibel und suchte den Zuhörerinnen die einfachsten christlichen Wahrheiten klar zu machen. Und welche Freude war es, zu sehen, wie nach und nach die frohe Kunde in die Herzen drang, wie die Frauen nicht nur gern von Jesus hörten, sondern auch zu ihm beteten und glaubten, er könne ihnen helfen. Irene freute sich immer mehr, daß sie gerade nach Kaschmir gekommen war.

In ihren Briefen gab sie Schilderungen von den verschiedenen Schülerinnen. Da kam sie in das Haus eines Edelmanns, dessen nette Damen Urdu, Hindi und Englisch trieben; in das Haus ihres Urdulehrers, wo es — eine seltene Ausnahme in Srinagar — rein und ordentlich aussah und wo sie mit den Frauen die Evangelien las. Die Tochter eines mohammedanischen Heiligen trug zwar ein Diadem von Edelsteinen, aber nur ein einziges Kleidungsstück aus Baumwollstoff und siechte an Gliederleiden dahin, weil sie immer auf einem feuchten Fußboden saß. Ein junges Sikhmädchen war fünfjährig mit einem ganz nichtsnutzigen Menschen verlobt worden, der, als sie elf Jahre war, sie als seine Frau beanspruchte. Das Mädchen aber erklärte, lieber gehe sie ins Gefängnis oder stürze sich ins Wasser, als daß sie diesen Menschen heirate. Seit drei Jahren war die Sache vor den Gerichten anhängig und die Mutter des Mädchens, die dem

Christentum nahe stand, hatte all ihre Habe im Kampf für das Recht ihrer Tochter verbraucht. Jetzt kam es zu einer Hauptverhandlung, der Irene und Fräulein Hull anwohnten. Obgleich der Bräutigam seine Sache so schlecht verfocht und sich solche Blößen gab, daß man ihn hätte gleich abweisen können, entschied der Richter doch zu seinen Gunsten. Dem Mädchen blieb noch die Anrufung des höchsten Gerichtshofs und der betreffende Richter, ein in England gebildeter Mann, urteilte zu ihren Gunsten. Sie heiratete bald darauf einen würdigen Freier. Die Mutter schien damals, obgleich nicht getauft, eine wirkliche Christin.

Einmal rief man Irene zu einer kranken Wöchnerin. Sie sagte zwar, sie sei kein „Doktor Miß Sahib", ging aber doch hinein zu der Kranken. Die Frau war schwach, weil man ihr nichts zu essen gab. Irene verordnete ihr warme Milch und befahl, man solle gleich ins Spital schicken. Zwei Tage nachher kam sie wieder mit Fräulein Hull. Die arme Frau hatte keine Milch bekommen und der Mann sagte, er habe bei der Kälte nicht ins Spital gehen können. Die Angehörigen taten aber jetzt doch etwas für die Frau: sie setzten ihr Blutegel. — Eine Hungerkur war überhaupt in Srinagar ein gewöhnliches Heilmittel. Niemand dachte daran, den Kranken etwas Besondres zu bereiten; konnten sie die gewöhnliche Speise nicht nehmen, so sollten sie eben hungern und dadurch die Krankheit vertreiben. Das Spital ist für die Kranken Kaschmirs eine große Wohltat. Sie kommen von der ganzen Umgegend, selbst über das Gebirge aus einer Entfernung von mehr als 200 Kilometer. Das Spital wurde von besondren Beiträgen gegründet und wird auch durch solche erhalten, sodaß die Mission gar keine Ausgaben dafür hat. Sie schickt allerdings die Aerzte und Aerztinnen, aber diese erhalten sich auch meistens aus eigenen Mitteln oder durch die Gaben von Freunden. Auch ganz abgesehen von dem christlichen Unterricht, der in dem Spital gegeben wird, hat es durch die Liebe, die hier den Kranken zuteil wird, und die Hilfe, die sie finden, einen ungeheuren und weitreichenden Einfluß. Die eigentlichen Kaschmirer in der kleinen Christengemeinde von Srinagar gehörten größtenteils einer an dem Spital bediensteten Familie an. Sie sind die Nachkommen eines eingeborenen Evangelisten (er war durch amerikanische Missionare bekehrt worden), der dreißig Jahre lang seinem Volk das Evangelium predigte. Seinen Schwiegertöchtern und einigen andern christlichen Frauen hielt Irene eine Bibelstunde. Sie vergaß aber ihre eigenen Landsleute nicht und sammelte die Kinder der anwesenden Europäer in einer Sonntagsschule.

Für den Briefwechsel mit der Heimat und mit Kanada hielt sie

sich den Samstag frei. Den Mitgliedern des College by Post sandte sie jeden Monat einen Brief mit Nachrichten von der Mission. Auch sonst dienten ihre Briefe dazu, die Teilnahme für die Mission rege zu halten und ihr neue Freunde zu gewinnen.

An Weihnachten gab's eine Woche Ferien und den Frauen wurde gesagt, daß wer die „Miß Sahib" sehen wolle, zu ihnen kommen müsse. Die Mütter durften ja keine Besuche machen, aber — und dies war ein Beweis von ungeheurem Vertrauen — einige erlaubten den Kindern hinzugehen; allerdings mußte Fräulein Hull sie abholen. Sie staunten die Herrlichkeiten des europäischen Hauses an, besonders das Klavier und Irenens Guitarre, auf der sie sich zum Gesang zu begleiten pflegte und durften dann die Bilder der Zauberlaterne sehen. Die biblischen Bilder sagten ihnen nichts ganz neues mehr. Sie machten vor dem Bild Jesu ihren ehrfurchtsvollen Salaam, und als sie den Engel neben dem leeren Grab des Auferstandenen sahen, riefen sie: „Es ist Gott, wie konnte der Tod ihn halten!" Und noch sechs Wochen nach jener Weihnachtsfeier sagte ein Mädchen zu Irene: „Ach, Miß Sahib, seit dem Tag ist Jesu Bild in mein Herz geprägt."

Im Frühjahr machte sich Irene auf den Weg nach England. Sie bedurfte einer Erholung, aber sie hatte auch noch andre Gründe, nach England zu gehen. Sie wollte sich ihrer Missionsgesellschaft vorstellen, um dann endgültig angestellt zu werden; sie wollte ferner versuchen, für die Mission in Kaschmir das Interesse rege zu machen, und sie wollte ihre Schwester, die zu Besuch von Kanada kam, und den kleinen Neffen sehen. Irene hing ja so sehr an den Ihrigen und die Liebe zu ihrem Beruf hat die Liebe zu ihnen nie aus ihrem Herzen verdrängt. Sie hat während ihres Missionslebens ihrer Schwester zweihundert Briefe geschrieben. Als der kleine Neffe geboren wurde, war sie hochbeglückt und ihre Mitarbeiterinnen meinten, sie würde nur um den Neffen zu sehen gern um die halbe Welt reisen.

Nach einer schönen aber anstrengenden Gebirgsreise, die Irene teils zu Fuß teils in der Sänfte nur mit den unter einem Aufseher stehenden Trägern machte, kam sie anfangs April nach Amritsar, wo sie die von ihrer Gesellschaft vorgeschriebene Prüfung im Urdu zu machen hatte. Ihr Fleiß war nicht vergeblich gewesen: sie bestand die Prüfung sehr gut; aber sie hatte sich zuletzt auch über Kraft angestrengt und sogar in den Ruhestunden nach den Fußmärschen Urdu studiert. Dazu kamen noch lange Eisenbahnfahrten. Irene kam mit starkem Fieber in Bombay an und war während der ganzen Seereise krank. Ihre Geschwister empfingen sie in London und brachten sie in das Haus von des Schwagers Mutter, das während ihres fünfmonatlichen Aufenthalts in England ihre Heimat war, denn das elter-

liche Haus war vermietet und sie konnte es nur flüchtig sehen. Ein paar Wochen mußte sie schon ausruhen, aber dann ließ sie sichs nicht nehmen, an verschiedenen Orten Ansprachen zu halten. In welch anmutiger, herzgewinnender Weise sie zu ihren Zuhörern zu reden wußte, das zeigt z. B. ihre Ansprache in einem Kinderheim. Sie meinte, auch Anstaltskinder brauchten nicht bloß geistliche Lieder zu hören und darum nahm sie ihre Guitarre und sang reizende spanische Weisen. Dann fing sie an, fröhlich mit den Kindern und jungen Mädchen zu plaudern, ging darauf allmählich in einen ernsten Ton über und sprach von der Not der Heiden und unsrer Pflicht, unsre Gaben Gott zu weihen. Die Wirkung ihrer Ansprache war, daß unter ihren Zuhörerinnen ein Missionsverein gegründet wurde. In Gesprächen mit einzelnen hatte Irene noch mehr Einfluß als durch ihre Vorträge.

Sie wollte es nie zugeben, daß sie, was ihre Angehörigen wohl merkten, nicht so gesund und frisch war wie früher, aber in ihrem Tagebuch heißt es doch oft, sie sei sehr müde. Endlich bewog man sie, wenigstens auf ein paar Wochen mit ihrer Schwester nach Schottland zu gehen und die Kaschmiri- und Hindibücher dahintenzulassen. Sie erholte sich da wirklich, aber nun kam wieder das viele Abschiednehmen. Sie war bei ihrer Abreise am 25. September so bleich, als hätte sie die Erholungszeit nicht hinter sich, sondern vor sich. Aber sie wußte, wie sehnlich man in Srinagar ihre Rückkehr erwartete und sie hatte sich zudem schon in Bombay durch eine Rückfahrkarte gebunden.

Auf der Heimreise gelang ihr die Erfüllung eines langgehegten Wunsches: sie konnte Rom sehen. Der Aufenthalt dauerte allerdings nur anderthalb Tage, aber sie besaß die Gabe, in kurzer Zeit das Wichtigste in sich aufzunehmen und sie schrieb nachher beglückt von den herrlichen Bildern und Statuen, deren Anschauen eine Bereicherung für das Leben sei. Noch tieferen Eindruck aber machten ihr die Katakomben und das mamertinische Gefängnis mit den Erinnerungen an die christlichen Märtyrer.

Die Reise ging ohne Unfall von statten und am 24. Oktober war Irene wieder in Srinagar. (Schluß folgt).

Durch Tatsachen widerlegt.

Vor kurzem, schreibt der amerikanische Missionar Ridgely, hatte der Postgehilfe des kaiserlich-chinesischen Postamts in Hankau ein Zwiegespräch mit seinem Vorgesetzten, das bezeichnend ist für manches Urteil, das aus Unwissenheit über die Mission selbst an Ort und Stelle gefällt wird.

Der Postmeister, ein Schotte, äußerte sich gegenüber seinem Gehilfen über die chinesischen Christen und ihr Verhalten im Berufsleben in ganz wegwerfender Weise. „Sobald ich nur höre,“ sagte er u. a., „daß der Mann ein Christ ist, so habe ich schon genug. Da will ich nichts mehr von ihm wissen; denn in diesem Fall taugt er nichts.“

Der Postgehilfe, ein Engländer, war zufällig nicht nur ein guter Christ, sondern auch mit den Tatsachen, soweit sie die eingeborenen Christen betrafen, gut bekannt. Er wußte deshalb seinem Vorgesetzten zu antworten. „Was halten Sie wohl von unserm Kassier Liu?“ fragte er den Postmeister.

„O, das ist ein prächtiger Mann,“ erwiderte dieser, „ein ganz vortrefflicher Beamter, ohne den wir gar nicht sein könnten.“ (Tatsächlich geht jeder Pfennig im Postamt durch seine Hände.) „Gut,“ sagte der Gehilfe; „der ist ein Christ, ein römischer Katholik.“

Hm! war alles, was der Postmeister darauf zu erwidern wußte.

„Wie denken Sie über Yang?“

„Thomas Yang in der Registratur-Abteilung?“ — „Ja, derselbe.“

„Nun, das ist ein tüchtiger Mensch; wir haben ihn ja eben erst in seiner Stellung befördert und ihm das ganze Departement überwiesen.“ — „Gut,“ sagte der Gehilfe, „das ist auch ein Christ.“

„Aber was halten Sie von Tsang?“

„Sie meinen John Tsang, den stämmigen Burschen, der ebenfalls in der Registratur angestellt ist.“ — „Ja, den meine ich.“ — Nun, das ist ein Arbeiter ersten Ranges und dazu höchst zuverlässig.“

„Ganz recht; das ist ebenfalls ein Christ. Er und Yang haben die Missionsschule besucht und sind beide abendmahlsberechtigte Mitglieder der amerikanischen Mission.“ — „So,“ sagte der Postmeister gedehnt.

„Sie kennen doch auch den Josef Tsai in Hanyang?“ — „Gewiß; wir haben ihm ja dort das ganze Postamt zur Besorgung anvertraut.“ — „Nun, das ist gleichfalls ein Christ, der zur amerikanisch-bischöflichen Mission gehört.“

„Wirklich!“ meinte der Postmeister.

„Und dann möchte ich Sie auf Tsen aufmerksam machen. Sie erinnern sich doch seiner?“

„O ja; Sie meinen doch Tsen Hua-Pu, den wir vor kurzem nach Hunan geschickt haben, um die dortige neue Poststelle in Hsiangtan zu versehen? Was ist mit dem?"

„Nun, der ist auch ein Missionsschüler und gehört ebenfalls der amerikanisch-bischöflichen Mission als Abendmahlsgenosse an."

„Jetzt hören Sie mir aber damit auf," sagte der Postmeister; das genügt, was Sie da zur Rechtfertigung der Leute gesagt haben."

Diese Tatsachen, die für sich selbst sprechen, erhalten noch dadurch ihre Beleuchtung, daß von den acht chinesischen Beamten, die auf dem Postamt in Hankau angestellt sind, vier Christen sind, und daß diese vier die einzigen sind, die regelmäßig befördert wurden. Sie nehmen nun die höchsten Stellungen ein und sind anerkanntermaßen die tüchtigsten Arbeiter im Postamt. Auch ist nicht zu übersehen, daß die Leute, die von da aus an andere Orte versetzt worden sind, um verantwortungsvolle Posten zu übernehmen, allesamt Christen sind. Auch auf dem Postamt in Wutschang sind von vier Briefträgern zwei Christen, wogegen die vier chinesischen Bureau-Arbeiter alle Heiden sind. Aber der erste derselben hat neulich um ein Neues Testament gebeten und liest es.

Das kleine Vorkommnis, das ich am Anfang erzählt habe, zeigt wieder einmal deutlich, mit welchem Vorurteil manche Ausländer, die in China leben, der Mission und den einheimischen Christen gegenüber stehen. Weil sie sich in den meisten Fällen den Missionskreisen fern halten, so haben sie weder eine Kenntnis davon, worin die Missionsarbeit besteht, noch wie sie getrieben wird. Ja, sie lernen nicht einmal die näheren Lebensverhältnisse ihrer eigenen Angestellten genau kennen. Viele von ihnen brüsten sich damit, kein Chinesisch zu verstehen und doch geben sie sich, wenn es darauf ankommt, für Kenner Chinas aus. Sie erlauben sich „als Leute, die in China gelebt haben", das Urteil zu fällen, „die Mission richte in China nur Schaden an, statt daß sie etwas Gutes stifte; unter den Chinesen lasse sich kein einziger wahrer Christ finden ꝛc."

Für uns Missionare ist die erzählte kleine Begebenheit eine Ermutigung. Wir wissen recht wohl, daß es sehr schwer hält, gute Christen zu gewinnen, und häufig scheint es, als ob alle Mühe vergeblich sei; ja es ist uns fast eine überraschende Tatsache, daß so viele unserer Christen sich im Leben als tüchtig und brauchbar erweisen. Aber es ist uns das um so mehr eine Genugtuung und ein Zeichen, daß Gottes Wort Lebenskräfte weckt und neue Menschen schafft. (Nach: Spirit of Missions.)

Eindrücke einer Weltreisenden
über das Heidentum und die Mission.

Während der 24 Jahre, erzählt die weltreisende Frau Isabella Bird Bischof, die ich auf Reisen zugebracht habe, bin ich erst in den letzten neun Jahren zu der Ueberzeugung gekommen, daß es der Christen Pflicht und Schuldigkeit ist, unter den heidnischen Völkern zu missionieren. Ich muß bekennen, daß es mir heute von Herzen leid tut, daß ich früher ganz anders dazu stand und auf meinen Reisen in Asien oft Umwege von mehreren Tagereisen machte, nur um die Gastfreundschaft der Missionare nicht in Anspruch nehmen zu müssen. Es hatte dies seinen Grund in einem gewissen Vorurteil, das ich gegen jedes Missionswerk hatte und wofür ich keinerlei Interesse empfand. Ich bin auch nicht durch das, was ich davon in der Heimat und draußen hörte und sah, für die Mission bekehrt worden, denn ich bin nicht in dem Fall gewesen, auf den Gebieten, die ich durchreiste, besondere in die Augen fallende Erfolge zu sehen. Ich hörte nicht das Jauchzen der Schnitter, die ihre Garben mit Freuden einführen durften. Im Gegenteil, ich sah, wie man überall mit Tränen säte und wenig Frucht erntete, der eine mehr, der andere weniger.

Aber was mich für die Mission gewann, war das: überall, vom Gestade der Sandwich-Inseln an bis zu den Gewässern Babylons, und vom Amur-Strom im Norden bis hin zum Aequator mußte ich sehen, wie die ganze Menschheit ein unbewußtes Verlangen nach dem Evangelium Jesu Christi hat, wie sie sich in ihrem tiefsten Herzensgrunde darnach sehnt und daß — so viel man auch von der Vorzüglichkeit der alten Religionssysteme Asiens geträumt hat, diese ihre ursprüngliche sittliche Reinheit total eingebüßt haben. Ich erkannte, daß jede Hoffnung auf eine Reform außerhalb ihres Bereichs liege und daß, wenn jene Völker Asiens politisch, sozial, sittlich und religiös gehoben werden sollen — und das wird geschehen — es nur durch den christlichen Glauben geschehen kann. Denn zu einer solchen Auferstehung mangelt jenen heidnischen Religionen die Lebenskraft. Wohin ich auch kam, in allen großen und kleinen Ländern Asiens fand ich das Volkstum krank und erkannte, daß es für das dasselbe ohne Christus und sein Evangelium keine Salbe in Gilead gibt.

Das ließ schon ein Blick auf die heidnische Frauenwelt zur Genüge erkennen. Wie traurig ist doch deren ganze soziale Stellung! Das Heiligtum eines wahren Familienlebens ist ihr unbekannt und ihre Lage ist eine umso bedauernswertere, wenn man bedenkt, daß nicht weniger als 500 Millionen Frauen sich in derselben befinden und nur durch christliche Mitschwestern in ihren abgeschlossenen Gemächern zu erreichen sind. Wenn man vollends in Betracht zieht, daß in jenen heidnischen Landen kein Mann dem andern glaubt, kein Mann einem Weibe traut, daß überall Mißtrauen herrscht und böser Verdacht sich regt, daß niemand gegen den andern offen zu sein wagt, es sei denn, er spricht mit ihm unter vier Augen — da versteht man, daß die heidnischen Völker durch und durch krank sind.

Den Religionen des Ostens liegt durchweg mehr oder weniger der Glaube an Dämonen, an böse Geister zu Grunde. Besonders in den Heims der Frauenwelt findet sich dieser Dämonenglaube stark vertreten und es sind vornehmlich die Mütter, die ihre Kinder schon frühzeitig dazu anleiten, den bösen Geistern Opfer darzubringen. Und dieser Geisterdienst hat seine weitgehenden Folgen im praktischen Leben. Da gibt es keine Krankheit, die nicht von Dämonen herrührte und als ein Besessensein von bösen Geistern betrachtet würde. Und als solche wird sie dann auch behandelt. Man ruft den Priester und Beschwörer, den Zauberer und Geisterbanner, sobald ein Krankheitsfall im Hause eintritt, und durch grausame Mittel und unheimliche Beschwörungen sucht man den bösen Geist aus der kranken Person zu treiben. Da hat denn in solchen Ländern die medizinische Mission eine große und wichtige Aufgabe. Ich will hier nicht die entsetzlichen Grausamkeiten aufzählen, die in solchen Krankheitsfällen zur Anwendung kommen, und wie die heidnischen Priester und Beschwörer unter dem Namen ärztlicher Behandlung das Volk betören, und das nicht allein in China, Tibet und Korea, sondern selbst im englischen Indien. Habe ich doch die schändlichsten Barbareien gerade in Nordindien mit angesehen. Es ist deshalb von außerordentlicher Wichtigkeit, daß dieser Glaube an Dämonen gerade am Krankenbett angegriffen werde, daß man dem betörten Volke zeige, wie unsere ärztliche Behandlung weit besser sei als die unter den Heiden übliche und daß die Kranken auch ohne Zauberei und Beschwörung von ihren Leiden geheilt werden können. Auf diese Weise, wie der christliche Missionsarzt die Krankheit ansieht und behandelt, läßt sich jener Dämonenglaube am ehesten erschüttern. Das habe ich oft genug mit eigenen Augen gesehen, besonders in Korea, wo die Religion des Volkes lediglich in nichts anderem besteht, als in der Verehrung von Geistern.

Ich möchte deshalb mit allem Nachdruck ein gutes Wort für die ärztliche Mission einlegen, und zwar für ihre Ausübung durch männliche und weibliche Aerzte. Denn wie ich die Sache ansehe, so folgt der Missionsarzt in seinem Tun gewissermaßen mehr als irgend ein anderer Missionsarbeiter den Fußtapfen unseres Heilandes, indem er bei seiner ärztlichen Wirksamkeit Leib und Seele des Menschen behandelt. Auch kann der Missionsarzt sofort mit seiner Arbeit einsetzen, bevor er die Landessprache spricht, denn die Sprache seiner helfenden Liebestätigkeit versteht der Heide von selbst.

Was mir beim Besuch von 143 Missionsstationen als eine besonders schwere Prüfung der Missionsarbeiter entgegen getreten ist, das ist die beständige Gefahr eines Niedergangs des geistlichen Lebens. Je ernster der Mann und je gewissenhafter die Frau über ihre Arbeit denkt, desto mehr wird diese Gefahr empfunden, desto mehr wird sie beklagt und umso ernstlicher wird dagegen gebetet. Und dazu kommt noch die weitere schmerzliche Erfahrung, die einen Missionar am meisten niederdrückt: der Rückfall von solchen, die er für bekehrt hielt, ins Heidentum. Das ist ein Vorkommnis, so schmerzlich und betrübend, daß wir uns davon keine rechte Vorstellung machen können. Da ist vielleicht ein kleines Häuflein von wenigen Christen, die der Missionar hegt und pflegt, und von ihnen geht schließlich der eine oder andere, vielleicht durch weiblichen Einfluß, wieder zurück. Ja das ist eine bittere Erfahrung.

Aber die Missionsarbeit weist auch erfreuliche und ermutigende Erfahrungen auf. So ist in gegenwärtiger Zeit im Osten ein gewisses Erwachen, eine Bewegung wahrzunehmen, die viele dem Christentum zuführt. Das ist besonders in Japan der Fall. Aber auch in dem noch vor kurzem verschlossenen Korea bin ich Zeuge davon gewesen, wie sich dort Vorgänge abspielten, die an die Tage der Pfingsten erinnerten. Es sind dort binnen kurzer Zeit nicht weniger als 7000 Personen der christlichen Kirche einverleibt worden, von denen es heute heißt: ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. Und unsere amerikanischen Freunde, die diesen Erfolg ihrer Arbeit erleben durften, sie wußten, was sie zu tun hatten. Es waren nicht weniger als 60 Missionsarbeiter in der Hauptstadt von Korea, als ich dort war, und sie sorgen dafür, daß überall die nötige Anzahl Arbeiter auf dem Platz ist und das entstehende Leben unter den Erweckten und Neubekehrten gepflegt werden kann. Davon hängt ja zum Teil der Erfolg ab und es ist leider nur zu oft der Mangel an Arbeitern schuld, daß man nicht mehr Eingang unter den Heiden findet. Ich habe es mit angesehen, wie in China Missionshäuser vom Morgen

bis zum Abend von Leuten aufgesucht wurden, die um christlichen Unterricht baten, und wie Männer von weither kamen, z. B. in der Mandschurei, und die Missionare um christliche Lehrer angingen. Aber man mußte ihnen die Antwort geben: „Wir haben weder die Leute, noch die Mittel, um unser Werk bis zu euch auszudehnen.“

Missions-Zeitung.

Amerika. Vom 21. bis 24. Oktober v. J. fand in Cleveland eine große Missionsversammlung der Methodisten statt, bei der zwar nur die Nördliche Bischöfliche Methodistenkirche vertreten war, zu der sich aber etwas über 1900 Delegierte eingefunden hatten, darunter eine große Anzahl von Laien, Gemeindeältesten, Vertretern von Missions- und Jugendvereinen u. s. w. Die Leiter der Kirche hatten die Konvention einberufen, um die allgemeine Aufmerksamkeit aller Gemeindeglieder auf die Notwendigkeit der Missionsarbeit zu lenken und besonders darauf hinzuweisen, daß jetzt, in unseren Tagen, die Gelegenheiten benutzt werden müssen, die der Herr seiner Kirche zur Ausbreitung seines Reiches gegeben hat. Die Versammlungen waren mitsamt ihrem besonderen Zweck allgemein bekannt gemacht worden. In weiten Kreisen war für den Erfolg derselben gebetet worden, und allem Anschein nach hat auch durch die Konvention die Erkenntnis der Missionsverpflichtung eine gewaltige Belebung empfangen. In einer Abendversammlung wurden während der Konvention selbst Extragaben im Betrage von 330 000 Doll. gezeichnet, und ein Rundschreiben an die Gemeinden, das nach Schluß der Sitzungen erlassen wurde, bittet, diese Summe auf eine halbe Million Dollars zu erhöhen. Wir hegen keinen Zweifel, daß der Bitte entsprochen wird, zumal Bischöfe, Prediger, Gemeindeälteste und Vereinsleiter mit erhöhtem Ernst und Eifer die Missionssache vor die Gemeinden bringen werden. Die Konvention wird sich als ein großes Hilfsmittel in der Erziehung der Methodisten zu immer völligerer Missionstätigkeit erweisen. (Deutscher Missionsfreund.)

China. Die Ansicht vieler, daß China trotz der Intervention der fremden Mächte nicht sobald zur Ruhe kommen würde, hat sich leider bewahrheitet. Den Unruhen vom Jahre 1900 sind da und dort in einigen Provinzen des großen Reiches vereinzelte Aufstände gefolgt und selbst das Auftreten verschiedener Boxerbanden hat gezeigt, daß diese unheimliche Macht noch keineswegs beseitigt ist. Zwar ist

die chinesische Regierung unter dem Druck der Verträge allenthalben mit anerkennenswertem Eifer vorgegangen, den Unruhstiftern das Handwerk zu legen, aber der Nährboden für die Ausbrüche des Fremdenhasses und für antidynastische Erhebungen ist eben doch noch vorhanden. Heidnischer Aberglaube, der in Epidemien und Hungersnöten die Rache des Himmels gegen alle fremden Einflüsse und die Nachgiebigkeit der Regierung erblickt, die von den römischen Katholiken geforderten hohen Entschädigungssummen, die Mißwirtschaft der Beamtenwelt u. a. m. rufen immer und immer wieder Zusammenrottungen des Pöbels und Ausschreitungen des Volkes gegen die bestehenden Verhältnisse und einzelne Vertreter des Auslandes hervor. So sind dem heidnischen Wahn im August v. J. die beiden Missionare Bruce und Lowis in der Stadt Tschantschau in der Provinz Hunan zum Opfer gefallen, obschon man diese Provinz, die früher für sehr fremdenfeindlich galt, neuerdings als der Mission erschlossen betrachtete. Ist es doch dem Londoner Missionar Griffith John gelungen, von seiner Station Hankau aus in der Hauptstadt Tschangscha festen Fuß zu fassen und eine Gemeinde dort zu sammeln. Und auch andere Gesellschaften, wie die China Inland Mission und die Wesleyaner haben neuerdings in der verrufenen Provinz ihre Arbeitsstätten aufgeschlagen. Doch haben die jüngsten Vorfälle gezeigt, daß der Boden daselbst noch ein sehr unsicherer ist. Aus Anlaß der vorhin erwähnten Ermordung der beiden Missionare wird deshalb von dort im North China Herald berichtet:

Die blutigen Vorgänge in Tschantschau sind für den, der den Lauf der Dinge in der Provinz Hunan in der letzten Zeit genau verfolgt hat, nicht gerade überraschend; man muß sich im Gegenteil nur wundern, daß nicht noch mehr derartige Ermordungen vorgekommen sind. Denn die ganze Provinz, vom Norden bis zum Süden, befand sich in Aufregung und allerlei Gerüchte der schlimmsten Art waren im Umlauf, sowohl auf dem Lande wie in den Städten, sodaß man den Eindruck hatte, irgendwo müsse sich diese Spannung des Fremdenhasses einmal Luft schaffen. Es war dies besonders während der Sommermonate der Fall, als die Cholera Hunderte von Opfern forderte. Und auch jetzt nach Monaten sind wir noch nicht über den Berg hinüber, sondern befinden uns angesichts ernster Schwierigkeiten, sodaß es uns oft vorkommt, als lebten wir am Fuß eines Vulkans, der jeden Augenblick seine feurigen Lavamassen über uns auswerfen könnte. Allein während es nicht in der Gewalt von Menschen liegt, der zerstörenden Macht eines Vulkans zu gebieten, steht es doch bei den Beamten von Hunan, die Fremden vor einem Angriff des Pöbels zu schützen, wenn sie nur den guten Willen dazu haben. An diesem

fehlte es aber den Beamten von Tschangtschau; denn hätten diese ihre Pflicht getan, so wäre es nicht zur Ermordung der beiden harmlosen Missionare gekommen. Anderswo waren die böswilligen Gerüchte, die gegen die Ausländer als Ursachen der Choleraepidemie in Umlauf gesetzt wurden, ebenso schlimm, aber die Beamten taten, was sie konnten, um das Volk zu beruhigen und die Ausschreitungen gegen die Fremden zu verhüten. Das ist in Hunan zum Teil versäumt worden, und so haben die Dinge eine schlimme Wendung genommen. Wie leicht aber die Volkswut entbrennt und zu Exzessen führt, zeigen verschiedene Vorkommnisse der letzten Zeit, bei denen nur das rechtzeitige energische Einschreiten der chinesischen Beamten die Missionen vor üblen Folgen bewahrte.

Es war in der Hauptstadt Tschangscha, daß eines Tages ein irrsinniger Mann auf den Dächern einer Häuserreihe an einer der belebtesten Straßen herumkletterte, ein großes Geschrei erhob und dadurch die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zog. Schließlich versuchte er, eine hohe Tempelmauer zu erklimmen, fiel dabei herunter und verletzte sich sehr schwer. Im Augenblick rottete sich eine Menge Menschen zusammen, wobei von irgend einer Seite die boshafte Bemerkung fiel, der unglückliche Mensch sei ein Patient des wesleyanischen Missionshospitals, der die ihm für drei Tage verschriebene Medizin auf einmal genommen habe und dadurch irrsinnig geworden sei. Sogleich hieß es: „Der Fremde ist an seinem Zustand schuld; er soll ihn auch wieder heilen; kommt, laßt uns ihn hinbringen! Zum Glück war gerade ein Soldat gegenwärtig, der die Sache sofort meldete, und so erschien, noch ehe die Volksmenge das Missionshaus erreichte, ein Bote des Mandarinen bei Missionar Cooper, der ihm den Sachverhalt mitteilte und ihm riet, sofort alle Zugänge zu schließen. Bald darauf traf auch der Beamte selbst mit seinen Soldaten ein und besetzte die Missionsgebäulichkeiten. Inzwischen war der Mann vor dem Anwesen seinen Verletzungen erlegen; der Beamte stellte eine Untersuchung an und sprach den Missionar von aller Schuld frei, da es nicht schwer hielt zu beweisen, daß der Mann das Missionshospital nie betreten hatte. Welch schreckliche Folgen hätte der Vorfall für das Missionspersonal haben müssen, wenn der Beamte nicht pünktlich auf dem Platz gewesen wäre und das böswillige Gerücht widerlegt hätte. Ein anderer Fall.

Im letzten Sommer begab sich Missionar Hampson von der China Inland Mission nach Tschalingtschau, um den dortigen Evangelisten in seiner Arbeit zu unterstützen. Während er dort weilte, erlebte er eine Art von Aufstand, und als er sich auf der Heimreise befand, begegnete ihm allerlei, was an das Auftreten der Boxer er-

innerte. Es entging ihm zwar nicht, daß die Leute ziemlich fremdenfeindlich gesinnt waren, aber die eigentliche Situation war ihm nicht ganz klar, bis er in den einen Distrikt kam, wo er überall Hetzplakate angeschlagen fand. Die Bewohner wurden darin vor einer gewissen Persönlichkeit gewarnt, die den Leuten die Augen ausrisse und die inneren Organe, wie Herz und Leber, mit sich nehme. Die Sache wurde natürlich für wahr gehalten und Miss. Hampson fand deshalb unterwegs alle Türen und Herzen verschlossen. Nirgends nahm man ihm seine Bücher ab; er konnte kaum die nötige Nahrung erhalten und nirgends eine Unterkunft in den Herbergen finden. Ueberall, wo er zu rasten versuchte, rottete sich der Pöbel zusammen und nahm eine sehr drohende Haltung an, so daß ihm nichts anderes übrig blieb, als so schnell als möglich weiter zu gehen, um sich nicht Unannehmlichkeiten auszusetzen. Unterwegs wurde er von seinen Kulis, die sein Gepäck trugen, getrennt und so beschloß er, obwohl übermüdet und hungrig, bis nach Liling zu gehen, wo er Schutz und Unterkunft zu finden hoffte. Aber zu seiner großen Enttäuschung verweigerte ihm hier der Gastwirt kurzweg die Aufnahme. Missionar Hampson begab sich hierauf ins Amtshaus und wandte sich hier an den Mandarin, der auch dem Gastwirt den Bescheid zukommen ließ, daß er den Fremden aufnehmen müsse. Aber dieser kehrte sich nicht daran. Schließlich brachte der Beamte einen Kompromiß zuwege, wonach der Gastwirt den Missionar so lange zu behalten versprach, bis sein Gepäck eintreffen würde. Aber der Reisende war so erschöpft, daß er beim besten Willen nicht weiter konnte. Diese unfreundliche Behandlung war umso auffallender, als Hampson das Jahr zuvor noch das freundlichste Entgegenkommen von der Bevölkerung erfahren hatte. Wenn irgendwo, so hatte er gerade in Liling, das nicht sehr weit von Tschangscha entfernt liegt, eine gute Behandlung erwartet. Aber die Stimmung war nun gerade ins Gegenteil umgeschlagen. Ueberall wurde er mit Flüchen und Verwünschungen empfangen, übel behandelt und mit dem Tode bedroht; denn es war nichts Ungewöhnliches, daß man da und dort in den Ruf ausbrach: „Tötet den fremden Teufel! Seht, da kommt der Bursche, der die Augen herausreißt; tötet ihn!“ Wo er sich niederließ, da war auch sofort ein Volkshaufe beisammen, aus dem sich Stimmen vernehmen ließen: „Nehmt eure Augen und Herzen in acht, er bringt euch drum, ohne daß ihr etwas davon merkt; er bezaubert euch; tötet ihn, schlagt ihn tot!“ An dem einen Ort erhob ein Zimmermann mit drohender Gebärde seine Axt gegen ihn und rief mit gellender Stimme: „schlagt den fremden Teufel nieder!“ Ein Knabe, der das hörte, schwang seine Sichel und stimmte mit in das Geschrei ein. Hampson tat je-

doch, wie wenn er es nicht hörte und ging ruhig weiter. Ein einziges unbedachtes Wort oder eine unzeitige Antwort würde vielleicht die schlimmsten Folgen gehabt haben. Seine Begleiter, die ihm als Eskorte mitgegeben worden waren, hielten sich aus Furcht in so respektvoller Entfernung, daß sie von keinerlei Schutz für den gefährdeten Missionar waren.

Diese Vorkommnisse wurden nachher den Behörden gemeldet und diese schafften Wandel. Als bald darauf ein anderer Missionar von Tschangscha aus den gleichen Weg zurücklegte, fand er alles ruhig und die Bevölkerung durchaus friedlich. Die Beamten hatten überall die Plakate entfernen und dafür eine Proklamation anschlagen lassen, worin das Volk zur Ruhe gemahnt wurde. Das genügte, und die Leute verhielten sich vollkommen ruhig. Aber diese Vorgänge zeigen, wie unsicher der Boden von Hunan ist. Es erfordert daher ein großes Maß von Weisheit von seiten der Missionare, daß sie sich mit den Beamten ins rechte Einvernehmen zu stellen wissen und jeden Anlaß vermeiden, das Mißtrauen und das Mißfallen des Volkes zu erregen. Es darf aber auch bezeugt werden, daß die Beamten jetzt in den meisten Fällen darauf aus sind, die Fremden soweit es in ihrer Macht steht zu schützen.

Eine heidnische Kur. Ein Chinese, der seit längerer Zeit an Verdauungsbeschwerden litt, kam eines Tages in einen Missionsspital in der Provinz Honan und bat um Hilfe. Der Missionsarzt erkundigte sich wie üblich nach seiner Krankheitsgeschichte und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß der Mann seit nahezu zwei Jahren Steine genossen hatte. Als man ihn fragte, wieviel er davon verschluckt habe, antwortete er: ungefähr einen halben Mühlstein oder 60 Pfund. Zu dieser ungewöhnlichen Kur war er von einem eingeborenen Arzt veranlaßt worden. Auf dessen Verordnung hin stieß er jeden Morgen einen Stein in einem Mörser und genoß von dem Pulver jedesmal eine halbe Theetasse voll. Als sich sein Zustand nicht besserte, sondern vielmehr verschlimmerte, wurde ihm Zimtrinde als sicheres Mittel verordnet, und er genoß davon nach und nach 40 Pfund. Man kann sich denken, schreibt der Missionsarzt, in welchem Zustand sich der Magen des Patienten befand. Der Missionsarzt nahm ihn in seine Behandlung und der Mann erholte sich nach und nach. Ehe er aber als geheilt in seine Heimat entlassen wurde, kaufte sich der Patient ein Neues Testament, mit dem er im Missionsspital bekannt geworden war. Er las fleißig darin und gewann solch reges Interesse für das Evangelium, daß ihm der Tag darüber zu kurz war. Noch des Abends kam er zum Missionsarzt, setzte sich neben ihn und stellte allerhand Fragen. Schließlich sagte er: „Doktor,

wie froh bin ich, daß ich krank geworden bin!" — „Warum denn," fragte dieser. — „Nun," erwiderte er, „wenn ich nicht krank geworden wäre, hätte ich das Evangelium nie kennen gelernt." — Nachdem er in seine Heimat zurückgekehrt war, war er ein so begeisterter Bekenner Christi, daß er beinahe seine Kunden, die in seinem Laden vorsprachen, vertrieben hätte; denn er konnte nicht umhin, Christum seinen Landsleuten zu verkünden. Er ist jetzt ein treues Mitglied der Kirche. (Miss. Record.)

Heimat. In Betreff der Kriegsschäden der deutschen Missionen hat auf Anregung eines schottischen Missionsfreundes ein englisches Parlamentsmitglied sich für die geschädigten Missionen bei dem Auswärtigen Amt in London verwendet. Darauf ließ ihm der Kolonialminister Chamberlain die Antwort erteilen, daß Ausländer, welche die Neutralität genau beobachtet oder den englischen Truppen Hilfe geleistet hätten, in Bezug auf Verluste ebenso behandelt worden seien, wie britische Untertanen. Wenn aber Fälle vorgekommen seien, in denen die Ansprüche deutscher Missionare nicht genügend berücksichtigt wurden, so sollten diese näher untersucht werden. Das „Hermannsburger Missionsblatt" bemerkt hiezu, daß die Hermannsburger Missionare als Untertanen von Transvaal die englischen Truppen nicht gegen die Buren unterstützen konnten. Sie konnten verwundete Buren (oft auch Missionarssöhne, die mit den Buren im Felde standen) nicht von der Tür weisen, aber sie haben auch englischen Soldaten viel Liebe erwiesen. In keinem Falle haben sie die Neutralität verletzt. (Ev. luth. Miss.Bl. Leipzig Nr. 1.)

— Die ostafrikanische Küstenstation Dar-es-Salaam und die beiden andern Usaramo-Stationen (Kisserawe und Maneromanga) der deutsch-ostafrikanischen Missionsgesellschaft (Berlin III) sind durch einen Beschluß vom 1. Dez. 1902 in die Hände der alten Berliner Mission (Berlin I) übergegangen. Die deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft erhält dadurch freiere Hand für ihre Arbeit im gesünderen Usambara-Gebiet und für Berlin I war namentlich die Erwägung maßgebend, daß die unvermeidliche Ausdehnung ihrer ostafrikanischen Mission, die sie vom Nyasa- und Uhehe-Gebiet aus immer weiter ostwärts vorschiebt, ganz von selbst der Küste zustrebt und im Usaramo-Gebiet ihren natürlichen Abschluß findet. Doch wird der Missionsgesellschaft diese neue Uebernahme dadurch sehr erschwert, daß der Kriegsschaden in Südafrika, die Zerstörung der Station Lukhang in China u. a. ihre finanziellen Kräfte fast über Vermögen in Anspruch nimmt.



uns heutigen Missionaren bald jene jüdische Gesinnung, bald diese griechische Stimmung entgegen und das äußert sich in nachdrücklichem, oft genug gehässigem Widerspruch gegen das Evangelium. Das war schon die schmerzliche Erfahrung des Apostels Paulus. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb suchte aber dieser erste und größte Herold des Evangeliums unter den Heiden im Geistesleben derer, denen er das Evangelium zu bringen hatte, diejenigen Momente auf, an die er seine Predigt anknüpfen konnte. Wie geflissentlich er das den Juden gegenüber getan, wie ausgiebig er sich dabei auf das Alte Testament berufen hat, ist jedem Bibelleser zur Genüge bekannt. In seiner Predigt auf dem Areopag zu Athen können wir eine ganze Reihe von Punkten finden, wo der Apostel seine Predigt von Christo an das griechische Geistesleben anknüpft. Bei näherer Prüfung ergibt sich freilich, daß der Apostel dies nur tut, um dem völligen Irrtum, oder den Bruchstücken richtiger Erkenntnis, oder endlich den dunklen Ahnungen der Wahrheit im Geistesleben der Griechen gegenüber die volle Wahrheit der göttlichen Offenbarung zur Geltung zu bringen. Er scheut sich dabei auch nicht, die Inschrift des Altars wie das Zitat aus dem griechischen Dichter in ganz anderem Sinn zu deuten als sie ursprünglich gemeint waren, oder diese Gefäße mit einem neuen, der Offenbarung Gottes entsprechenden Inhalt zu füllen.

Gewiß lag es dem Apostel fern, auf dem Areopag eine Musterpredigt zu halten oder in dieser Predigt eine Norm für alle Zeiten aufzustellen. Einem solchen Versuch gegenüber hätte gewiß der Apostel selbst der Freiheit vom Zwang des Gesetzes das Wort geredet. Aber in jener Predigt liegt ein hochbedeutsamer Grundsatz, den wir heutigen Missionare uns sehr gerne aneignen und in unsrer Arbeit zu befolgen suchen. Ja wir sehen uns geradezu genötigt, nach dem Grundsatz zu handeln, daß die Predigt des Evangeliums im Bewußtsein der Heiden nach Anknüpfungspunkten zu suchen und diese zu benützen habe. So weit ich sehen kann, ist dieser Grundsatz unter den indischen Missionsarbeitern auch allerseits anerkannt. Ueber die Art und Weise seiner praktischen Durchführung mag da und dort Meinungsverschiedenheit herrschen. Noch größere Unterschiede mögen je nach dem Maß der Kenntnisse und der Geschicklichkeit des Einzelnen in der praktischen Betätigung hervortreten. Ueber die allgemeine

Gültigkeit des Grundsatzes herrscht kein Streit und kein Zweifel. Aber selbst wenn etwa ein Neuling den allgemeinen Grundsatz in der Theorie ablehnen wollte, so würde er sich doch in der Praxis genötigt sehen, in den Bedürfnissen und Bestrebungen, im Bewußtsein und im geistigen Besitz des Volkes Anknüpfungspunkte für die Predigt aufzusuchen und sich zu nutze zu machen. Er würde ohne das vor allem kein Gehör, noch weniger aber das nötige Verständnis für das Evangelium finden und der gewünschte Erfolg müßte dann notwendig ausbleiben. Es kann sich also nur noch fragen, ob solche Anknüpfungspunkte im Bewußtsein des indischen Volkes vorhanden sind? Und diese Frage darf man getrost bejahen. Im Sprichwort, in der volkstümlichen, noch nicht eigentlich religiösen Literatur, in der religiösen Anschauung der niederen Volksklassen und endlich auch in den Urkunden des Brahmanismus finden sich Dinge genug, die als Anknüpfungspunkte für das Evangelium verwendet werden können und vielfach auch verwendet werden.

I.

Man kann wohl oft dem Urteil begegnen, das indische Volksbewußtsein leide an einem bedenklichen Mangel an *sittlichem Kapital*. Und wer Gelegenheit hatte zu beobachten, wie gerade die Gebräuche und selbst die Lehren der indischen Religion der wahren Sittlichkeit oft geradezu widersprechen, wie weit in Indien das Tun des Guten hinter der Glut des religiösen Eifers zurückbleibt, wird sogleich geneigt sein, diesem Urteil zuzustimmen. Bei genauerer Untersuchung des indischen Volksbewußtseins muß man aber doch staunen, in welcher Fülle, zum Teil auch in welcher Tiefe und Feinheit uns die Erkenntnis dessen, was gut ist, was der Mensch tun und meiden soll, entgegentritt. Es handelt sich hier offenbar um einen Ausdruck dessen, was Oetinger den sensus communis, das allgemein menschliche Bewußtsein um das Gute nannte. Daß man den Nächsten an seinem Leben, an seiner Ehre, an seinem Besitz, an seinem guten Namen und an seiner Ehre nicht schädigen, also im weitesten Sinn des Worts nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht lügen und verleumden soll, das ist auch dem indischen Volk in allen seinen Schichten als unauslöschliches Gesetz ins Herz geschrieben. Man darf immer auf Zustimmung rechnen,

wenn man dem Volk diese Gebote Gottes entgegenhält und sein Leben darnach prüft und beurteilt. Selbst das weiß man in Indien und spricht es in sehr bezeichnenden Worten aus, daß die böse Lust nach ihren verschiedenen Seiten die Wurzel ist, aus der die böse Tat hervorbricht und eben deshalb ausgerottet oder abgetötet werden soll. An dieses Bewußtsein muß die Verkündigung des Evangeliums immer wieder anknüpfen, um das Schuldbewußtsein und das Heilsverlangen zu wecken. Dabei leistet eine ganze Anzahl von Sprichwörtern willkommene Dienste.

Die Sprichwörter haben zwar nur selten einen unmittelbar und bestimmt ethischen Inhalt. Aber sie spielen an auf sittliche Pflichten und Verhältnisse und setzen ein bestimmt sittliches Bewußtsein voraus: „Wer mehr nimmt als ihm gehört, über dem bricht der Himmel zusammen und fällt ihm aufs Haupt" — d. h. der Unehrliche entgeht seiner Strafe nicht. Ebenso: „Den Ueberbegehrlichen trifft Unglück." Besonders gern beschäftigt sich das Sprichwort mit der in Indien vielfach so schlecht behandelten Wahrheit: „Wenn man die Wahrheit sagt, lacht selbst der Netzkorb an der Zimmerdecke." Die Wahrheit zu sagen, wäre also wohl Pflicht, wenn man nur nicht fürchten müßte, ausgelacht zu werden. Dennoch heißt es: „Wenn man die Wahrheit sagt, wird man schneller fertig." Das erinnert stark an die Erfahrung, die unser großer Staatsmann mit der Wahrhaftigkeit in der Diplomatie gemacht hat. Da jedoch die Wahrheit oft genug verleugnet wird, tröstet und droht zugleich das Sprichwort: „Geht lange Zeit darüber hin, so kommt die Wahrheit endlich selbst ans Licht."

An biblische Worte zur Kennzeichnung bestimmter Sünden erinnern zwei sehr brauchbare Sprichwörter: „Die Mücke beachtet man, den Elefanten läßt man schlüpfen." — „Wer einen Balken im Auge hat, soll sich um den Splitter in des andern Auge nicht kümmern." Auf die menschliche Unart und Torheit, schwere Sünden mit leichten Leistungen sühnen oder wenigstens verdecken zu wollen, spielen zwei andere Sprichwörter an: „Wird ein verschlucktes Brecheisen durch einen Schluck Ingwerwasser verdaulich werden?" Oder: „Die Sünde weicht auch einem Weihrauchopfer nicht." Auch der Hinweis auf das radikale Böse fehlt im Sprichwort nicht: „Am sprossenden Keim erkennt man die künftige Frucht." Und dann seine verderbliche Entwicklung: „Von Jahr zu Jahr

nimmt ab die Lebenszeit, und rasend schnell nimmt zu die böse Lust." Zu dieser Klage kommt die Mahnung: „So lang es sproßt, kann mans mit dem Fingernagel abzwicken; später weicht es nicht, auch wenn man es mit der Axt abhauen will." Endlich stellt das Sprichwort das Gericht in Aussicht: „Was man im Leben getan, das erfährt man im Tode." Wie das gemeint ist, sagt das folgende: „In der Hölle gibts keine Gnade und im Himmel keinen Tod." Auf die Frage: wo die Hölle sei? gibt das Sprichwort die Antwort, die zugleich einen Hinweis auf die Qualen des bösen Gewissens enthält: „Wo immer der Sünder hingeht, da ist die Hölle." Ein Entrinnen gibt es nicht; denn: „Gott kann nie etwas vergessen."

Mit diesen Beispielen mag es genug sein. Sie ließen sich leicht noch vermehren. Die angeführten Proben weisen uns auf ein verhältnismäßig gesundes sittliches Bewußtsein hin, in dem wenigstens die notwendigsten Momente des sittlichen Lebens gegeben sind, an welche wir mit der Verkündigung des Evangeliums anknüpfen können. Die Verwendung des Sprichworts braucht sich jedoch nicht auf diese Klasse zu beschränken. Noch eine ganze Reihe inhaltlich indifferenter Sprichwörter lassen sich von geschickter Hand verwenden und finden besonders auch in den Predigten und Unterredungen unsrer eingebornen Mitarbeiter reichliche Verwendung. Für den europäischen Missionar ist immerhin Vorsicht geboten, da viele Sprichwörter obszöne Anspielungen enthalten, ohne daß wir es ahnen, oder wenigstens vielfach sehr zweideutig von den Eingebornen verwendet werden.

II.

Vielleicht noch reichhaltiger fällt die Ausbeute aus, die für unsern Zweck die volkstümliche, nicht mit vollem kanonischem Ansehen ausgestattete Literatur gewährt. Hieher gehören die Sittensprüche der Fabelsammlungen und Heldengedichte, die aus dem Sanskrit in die Volkssprache übersetzt das allgemeine sittliche Bewußtsein des Volks fortwährend stark beeinflussen und demselben auch zum Ausdruck dienen. Kann der Verkündiger des Evangeliums den einen oder andern dieser Sprüche anführen, so darf er stets auf Aufmerksamkeit und Zustimmung bei den Zuhörern rechnen.

[illegible] Dingen [illegible] und zur [illegible]

„[illegible]

[illegible] —

[illegible]

[illegible]"

[illegible] brauche nach [illegible] alle, natürlich [illegible] zum gleichen [illegible] Stelle aus dem Maha-[illegible]

„Ein Teich ist besser als ein hundert Brunnen,
Ein Opfer besser als ein hundert Teiche;
Ein Sohn ist besser als ein hundert Opfer,
Die Wahrheit besser als ein hundert Söhne.

— — — — — —

Ob man den ganzen Veda stets auch murmelt,
In allen heiligen Wassern stets auch badet,
Ist höher tausendmal der Wahrheit Wirkung;
Ja, kein Gesetz ist höher als die Wahrheit."

Gegen die irdische Gesinnung, die nur nach den eitlen Gütern dieser Erde trachtet und diese zu ihrem höchsten Gut, zu ihrem Gott macht, ist eine Stelle des Gedichts „Weisheitstrunk" gerichtet:

„Die Toren trachten immer nur nach Reichtum,
Verderben ihren Stand und gehn zu Grunde.
Besitzt auch einer noch so großen Reichtum,
Das Herz läßt sich daran doch nie genügen:
Erlangt man zehn, so will man hundert haben,
Besitzt man hundert, so begehrt man tausend,
Und hat man tausend Silberling in Händen,
So wünscht man, traun, wenn's doch zehntausend wären.
Der Habgier Schlinge läßt sich nimmer lösen,
Sie schlingt sich fester stets mit dem Besitze.

— — — — —

Zur Zeit des Sterbens wirds niemand gelingen,
Auch nur ein Kleid mit sich von hier zu nehmen."

Es bedarf wenig Kunst, an diese Betrachtung die Bezeugung des einen wahren und höchsten Gutes anzuknüpfen, das ewig bleibt und allen Hunger der Seele stillt. Den Weg für dieses Zeugnis kann auch dieser Spruch ebnen:

„Wozu man hier geboren, wie so lange
Man hier schon zugebracht so ganz vergeblich;
Daß man der Lebensdauer Maß nicht kenne,
Und jetzt sich noch des Leibes Wohlsein freue,
Daß einstens sei der Hölle Qual zu fürchten,
Das sollte heute man mit Ernst bedenken."

Zur Weckung des Gewissens und des Schuldbewußtseins können Sprüche wie der folgende dienen, der, ebenfalls vielfach vorkommend, vor Ehebruch, Aneignung fremden Guts und Grausamkeit gegen Menschen und Tiere warnt:

„Ein fremdes Weib sieh an wie deine Mutter,
Des andern Gut wie eine Scholle Erde;
Betrachte alle Wesen wie dich selber! —
So handelt, wer die Weisheit ganz gefunden."

Ein andrer Spruch beleuchtet in drastischen Bildern die Erfahrungswahrheit, daß der Sünder mit menschlichen Mitteln nicht zu bessern, ihm nicht zu helfen sei, und läßt sich wenigstens auf das radikale Böse deuten, das dem Menschen zur zweiten Natur geworden ist:

„Ob man aus Kampfer ihr ein Beet bereite,
Aufs üppigste mit Moschus sie bedünge,
Mit Rosenwasser täglich sie begieße,
Mit heil'gen Schwüren täglich sie beschwöre, —
Nie wird die Zwiebel ihre Schärfe lassen,
Um Wohlgerüche freundlich dir zu spenden."

Auch das findet hier vielfach bestimmten Ausdruck, daß auf die böse Tat schwere Strafe folgen muß, die jetzt schon in seinem eignen Innern sich ankündigt in den Qualen des Gewissens:

„Dem Sterblichen, der Sünde hat begangen,
Wird Grund zur Furcht die Menge seiner Sünden.
Was Böses man getan bei Leibesleben,
Das wird alsdann mit Höllenangst uns quälen.

> Vom Menschen lassen nimmer seine Taten:
> Wer Lügen redet und betrüglich handelt,
> Gewalttat um Gewalttat andern zufügt,
> Wer mit den Guten treibt ein frevles Trugspiel,
> Wer zu den Bösen geht und ihnen anhängt,
> Boshafte Worte eins ums andere redet,
> Versäumt die Pflichten, die er andern schuldet,
> Wer an sich reißt die Habe frommer Armen,
> Und bitterbösen Sinn im Tun beweiset,
> Den wird ein jähes Unheil furchtbar treffen."

Auch das bloße Trachten nach irdischen Gütern wird als Sünde beurteilt, die der Vergeltung nicht entgehen kann:

> „Wer immer nur nach irdischen Dingen trachtet,
> Und Reichtum aller Art in Häusern anhäuft,
> Der wird, wenn einst vom Leib die Seele scheidet,
> O großer Gott, fürwahr, vor Qual verzweifeln."

Wer dieses endliche Gericht verhängen wird und warum er es kann, besagt folgender Spruch, der zugleich die indische Grundanschauung vom Gewissen enthält:

> „In aller Herzen ist Gott gegenwärtig,
> Ihm ist bewußt all unser innres Sinnen."

Gegen diesen unbestechlichen Zeugen und Richter der menschlichen Gedanken und Taten gibt es bei Menschen keine Zuflucht, keine Rettung aus den Folgen und Strafen der Sünde nach indischem Bewußtsein:

> „Es taugen nicht mit Schuld befleckte Hände,
> Von Fluch und Furcht Befreiung uns zu schaffen:
> Man kann doch Feuer nicht mit Feuer löschen,
> Mit Wasser übergossen nur verlöscht es."

Und endlich ahnt das indische Bewußtsein auch, woher die Hilfe in der größten Not, aus der sonst niemand retten kann, kommen muß:

> „Sagt man denn nicht, wem keine Zuflucht bleibe,
> Dem werde Gott zur sichern Zuflucht werden?
> Wann Unglück naht, wird, um dem Leid zu steuern,
> Uns Gottes Hilfe, wie du wohl vernommen."

Gewiß, es ist nicht die sittliche Anschauung der Schrift, die uns in diesen Sprüchen entgegentritt; dieses sittliche Bewußtsein ist nicht frei von Mängeln und Irrtümern. Aber die Aeußerungen desselben eignen sich sehr wohl, um die Verkündigung des göttlichen Gesetzes und Gerichts, aber auch die der göttlichen Gnade und des göttlichen Heils daran anzuknüpfen und damit verständlich zu machen. (Schluß folgt.)

Im Dienst der Liebe.

Aus dem Leben von Irene Petrie.

Von L. Oe.

(Schluß)

5. Die letzten Lebensjahre.

Irene kam frisch und gesund in Srinagar an, aber kaum war eine Woche vergangen, da hatte sie sich durch anstrengende Arbeit in der Stadt während der ungesunden Herbsttage ein Fieber geholt und der Arzt verbot ihr, überhaupt während des Novembers in die Stadt zu gehen. Anfangs Dezember ging sie wieder fröhlich an die Arbeit, als sie plötzlich so heftig erkrankte, daß man für ihr Leben fürchtete. Wahrscheinlich hatte sie sich in dem Haus, in dem keine Türe ordentlich schloß, erkältet. Um Weihnachten war sie wieder wohl und nach Neujahr konnte sie die Arbeit aufnehmen. Missionar Tyndale-Biscoe, der mit seiner Frau ein gut gebautes Haus in der Nähe der Stadt bewohnte, veranlaßte Irene, dahin zu ziehen und seither fühlte sie sich wirklich gesund. Sie konnte auch ihre Kräfte besser schonen, da sie nicht mehr wie bisher einen weiten Weg in die Stadt hatte. Und sie brauchte jetzt wirklich alle Kraft, denn Fräulein Hull mußte zu ihrer Erholung fortgehen und Irene hatte vier Monate lang die Arbeit fast allein. Manchmal half ihr eine Malerin, die sich damals in Srinagar aufhielt, aber diese konnte nur in Häuser gehen, wo man Englisch sprach. Bei Biscoes genoß Irene auch die Freuden des Familienlebens, die sie so sehr schätzte und sie faßte große Liebe zu den beiden kleinen Söhnchen, die ungefähr so alt waren wie ihre Neffen.

[illegible] und ungesund [illegible] Hans, [illegible] notwendigen [illegible] zu tun. [illegible]

[illegible] die Gründung [illegible] in der englischen [illegible] den Zweck, die [illegible] Kirchgang [illegible] wie es [illegible] Sie hatte eine besondere [illegible] da sie [illegible] die Kräfte dafür zu haben. [illegible] nach England ihre Sonntagsschule [illegible] und gründete dann [illegible] für die Kinder von kleinen Beamten, Engländern und [illegible] wegen zu großer Entfernung die [illegible] Fürsorge war hier besonders am Platz, [illegible] protestantisch, [illegible] Kinder, [illegible] in die katholische Erziehungsanstalt in [illegible]. [illegible] es ihre Zeit erlaubte, nahm sie an den englischen Geselligkeiten teil und diente besonders andern mit ihrer Musik. [illegible] dem abgelegenen Kaschmir [illegible] sich leicht solche Engländer, die gerne ein im schlimmen Sinne freies Leben führen. Umso wichtiger war es, daß die guten Elemente der englischen Gesellschaft zusammenhielten und mit der Mission die Fühlung bewahrten. In Srinagar war das Verhältnis zwischen der englischen Kolonie und der Mission besonders gut, was mit daherkam, daß die Missionare alle sehr gebildet und aus guter Familie waren. Und Irene war wohl von allen die, die in der englischen Gesellschaft am meisten Einfluß hatte — nicht sowohl durch Worte als durch ihr ganzes Wesen, sodaß man nach ihrem Tode sagte, wenn sie auch sonst nichts gewirkt hätte, habe sie schon um des Einflusses willen, den sie auf ihre Landsleute übte, nicht vergeblich gelebt.

Fräulein Hull brachte bei ihrer Rückkehr zwei Gehilfinnen mit, die aber bald erkrankten, sodaß die Hauptarbeit doch immer von ihr und Irene getan werden mußte. Letztere hatte jetzt fünfzig Senana-Schülerinnen und das Werk hatte schönen Fortgang. Manchmal waren die Männer ein Hindernis für die Frauen. Manche Frau wagte aus Furcht vor dem Manne gar nicht, um Unterricht zu bitten. Es konnte auch vorkommen, daß der Mann das Lesebuch seiner Frau in Fetzen riß, oder daß er, wenn Irene kam, heraustrat, die Tür zumachte

und erklärte, die Frauen hätten keine Zeit zum Lernen. Einmal kam Irene in das Haus eines Priesters, wo eine Anzahl Frauen und Mädchen sehr gerne lernen wollten. Als sie zum zweitenmal kam, war der Priester zu Hause; er war sehr unwirsch, hatte den Mädchen ihre Bücher weggenommen und erklärte, sie sollten spinnen und Reis stampfen, sie brauchten nicht zu lesen. Seine alte Mutter aber schalt ihn tüchtig aus, weil er den Besuch der Miß Sahib so gering schätzte. Er mußte die Bücher herausgeben und die Mädchen lasen nun der Reihe nach, während die andern mit möglichst in die Augen fallendem Eifer Reis stampften. Die Damen in dem Priesterhaus erwiesen sich recht zugänglich und eine verstand es ganz gut, Irenens noch etwas schwerfälliges Kaschmiri in die Umgangssprache zu übertragen. Später kam es so weit, daß der Priester selbst seine Damen zum Lernen antrieb.

Irene bemühte sich besonders, mehr und mehr den eigentlichen Kaschmirfrauen beizukommen, die, wenn das schlummernde geistige Leben einmal geweckt ist, recht gescheit sind. Unter den Kaschmirern fanden sich auch einzelne nette Männer, die Irenens Unterricht mit anhörten oder selbst in der Bibel lasen. Einmal unterrichtete sie in einem Hause eine Gruppe von zwölf Frauen, da trat ein gebildeter Mann herein, hörte zu und übertrug Irenes Worte in die Umgangssprache. Er sagte, er sei Lehrer an einer Staatsschule und forderte sie auf, in seiner Klasse eine Bibelstunde zu halten. — Eine nette, liebenswürdige Frau aus hoher Kaste sagte zu Irene, sie sei ihre Schwester im Glauben; sie bete täglich zu Jesus, aber er habe ihr Gebet nicht erhört, er habe ihr ihre vier Kinder genommen und ihr nicht wieder eins geschenkt. Irene tröstete sie damit, daß Jesu Liebe am besten wisse, was gut für sie sei, daß Gott die Gebete doch erhöre, wenn auch nicht gleich und nicht so, wie wir es wünschen, und daß die Kleinen glücklich in seiner Hut seien.

Viel schwerer und langsamer gings immer mit den Mohammedanerinnen, und Irene sagt einmal nach dreijährigem Aufenthalt in mohammedanischem Lande: „Die Bekanntschaft mit dem Islam ist eine schreckliche Erfahrung. Er ist wirklich etwas Schlechtes und Gemeines. Ich wollte, die Weltbummler, die das fromme Geschwätz bewundern, mit dem die Mohammedaner sich nach außen zeigen, wüßten ein wenig, wie abscheulich der Islam im Grunde ist."

Missionar Tyndale-Biscoe, in dessen Haus Irene wohnte, fand seinen Hauptberuf in der Erziehung der Knaben Kaschmirs, die er in fünf Schulen sammelte. Sie gehörten sehr verschiedenen Volksstämmen an, waren aber der Religion nach zum größeren Teil Hindu. Die jungen Kaschmirer sind gescheit und sie lernen gern, weil sie nach

gut bestandenen Prüfungen Aemter von der Regierung bekommen können. Aber sie sind feig und unmännlich, lügnerisch und heuchlerisch. Körperliche Anstrengung und Arbeit ist ihnen verhaßt und scheint ihnen erniedrigend. Biscoe und seine Gehilfen unternahmen die schwere Aufgabe, diese jungen Leute durch Erziehung zu männlichen Tugenden für noch Größeres empfänglich zu machen. So mußten denn die Jungen die Vergünstigung wissenschaftlicher Ausbildung durch Turnen, durch Fußball- und Cricketspiel, durch Schwimmen und Rudern erkaufen. Und merkwürdig — obgleich die Staatsschule den jungen Leuten freien Unterricht bot, während die Missionsschulen ein Schulgeld forderten, obgleich dort keine körperlichen Uebungen verlangt wurden — die Missionsschulen gediehen und bekamen immer stärkeren Zulauf. Und in den Knaben erwachte wirklich die Freude an Bewegung, an dem sich Tummeln im Freien. Die Angst vor den Berggeistern, derentwegen man nicht gern hohe Berge bestieg, verschwand und die Schulausflüge, bei denen wacker auf dem Strom gerudert werden mußte, waren so verlockend, daß man gar nicht alle Bewerber mitnehmen konnte. Es gab bei solchen Ausflügen auch Gelegenheit zur Uebung der Nächstenliebe — etwa einem armen Mann zu helfen, der von einem Felsen gestürzt war und hilflos dalag. Dergleichen war den jungen Kaschmirern etwas ganz Neues. Neu war ihnen auch, daß ein Junge, von dessen Gesicht man den Schmutz abkratzen konnte, ausgelacht wurde: neu war ihnen, daß sie sich nicht durch Schmeichelei und Angeberei bei dem Lehrer in Gunst setzen konnten. Wenn es aber vorkam, daß ein Junge seinem Lehrer sagte: „Nicht der dort hat es getan, ich bin der Schuldige," dann konnte man wohl sehen, daß nicht nur die „feine, äußere Zucht", sondern noch eine höhere Kraft an den jungen Leuten wirkte. Vieles deutete darauf hin, daß manche von ihnen wirklich gläubig geworden waren, wenn es auch damals noch nicht bis zur Taufe kam. Sie waren eben doch noch Anfänger im Christentum und von den schwierigen äußeren Verhältnissen gefangen. Oeffentlich verfolgen konnte man die Christen allerdings nicht, aber es gab andre Mittel: Man konnte durch langsam tötendes Gift oder durch Hunger einen dem Christentum Geneigten aus dem Weg schaffen. Diese Gefahr ist so groß, daß man in Missionsberichten die Namen hoffnungsvoller junger Leute gar nicht nennt, sondern sie nur mit Zahlen bezeichnet.

Irene hatte von Anfang an große Freude an dem Gedeihen dieser Schulen und bald übernahm sie zu ihren übrigen Arbeiten noch regelmäßigen Unterricht an einigen Klassen. Es gehörte auch zur Erziehung für die jungen Kaschmirer, die so hochmütig auf die Frauen herabzusehen pflegten, daß sie nun von einer Frau unterrichtet wur-

den. Und sie konnten sich jedenfalls so wenig wie andre Leute dem Zauber von Irenens Persönlichkeit entziehen.

Im Jahr 1896 machte Irene keine längere Erholungsreise, aber sie schloß sich gerne einem Ferienausflug der Schulen an, bei dem man in Zelten übernachtete und den Tag über möglichst viel im Freien war. Da fand sie auch Zeit zum Malen und natürlich trugen ihr die Jungen das Malgerät — auch wieder ein Stück Erziehung für die jungen Leute, die bisher nicht anders gewußt hatten, als daß die Mädchen sie bedienen mußten. — Irene schenkte den Missionsschulen zwei Boote.

Im Frühjahr 1897 machte Irene ihre zweite Sprachprüfung, diesmal im Kaschmiri. Nur wenige Europäer haben bis jetzt diese Sprache erlernt und es fehlt noch sehr an Hilfsmitteln. Irene war es schließlich gelungen, auch die Leichtigkeit des Sprechens zu erwerben; sie bestand die Prüfung in jeder Beziehung, aber besonders im Sprechen sehr gut.

Der Winter 1896/97 brachte der Missionsgemeinde eine besondre Freude: den Besuch des Bischofs von Lahore, der kam, um zwei Kirchen einzuweihen. Die Engländer in Srinagar hatten bis jetzt für ihre Gottesdienste nur einen Saal gehabt, denn die früheren Maharadschas erlaubten nicht, daß eine christliche Kirche gebaut wurde. Für die eingeborenen Christen wurde im Spital Gottesdienst gehalten. Jetzt aber durfte man endlich Kirchen bauen und so wurde eine für die Engländer und eine für die Eingeborenen errichtet — die letztgenannte aus lauter freien Beiträgen von Missionsfreunden. Irene stiftete für diese Kirche die Orgel. Die Mittel dazu gewann sie durch den Verkauf einiger Skizzen. Sie hat dann oft bei den Gottesdiensten in den beiden Kirchen Orgel gespielt, zuweilen viermal an einem Sonntag.

---

6. Die letzte Reise.

Der Winter ging zu Ende und Irene plante für den Sommer von 1897 eine größere Reise. Im Osten von Kaschmir, im Gebirgsland des Himalaya, in den zu Anfang erwähnten, politisch zu Kaschmir gehörigen Provinzen, lebt ein anderes Volk, häßlich für europäische Augen, mongolischen Stammes und eine mongolische Sprache, das Tibetische, redend. Unter diesen Tibetern außerhalb des eigentlichen Tibet, zu dem bis jetzt den Europäern der Zutritt verwehrt ist, arbeiten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Missionare der

Brüdergemeine. Die Tibeter — sowohl in Groß- als in Kleintibet — sind Buddhisten, und zwar hat der Buddhismus hier die Form des Lamaismus, mit einer Masse von Lamas oder Priestern, die unter dem Dalailama, einer Art von Papst, stehen, mit Mönchen, Nonnen und Klöstern. Und diese ganze selbst sehr unwissende Priesterschaft benutzt die Unwissenheit und den Aberglauben des Volks, um es gründlich auszusaugen. Die Frauen sind nicht so gedrückt wie in Indien, aber es herrscht in Tibet die greuliche Sitte der Vielmännerei, sodaß mehrere Brüder oder Vettern miteinander eine Frau haben.

Das Volk in Kleintibet hat sich bis jetzt wenig zugänglich für das Evangelium erwiesen, während der Islam stetig Fortschritte macht. Am Ende des Jahrhunderts bestand z. B. die Christengemeinde in Leh nur aus 25 Erwachsenen. Die Schule wurde von 50 Kindern besucht. Die Missionare Jäschke und Redslob haben die Bibel ins Tibetische übersetzt. Die Erfüllung der Hoffnung, daß Großtibet einst durch Christen aus Kleintibet evangelisiert werden könnte, scheint noch weit entfernt zu sein.

Irene schenkte dieser Mission ihre warme Teilnahme. Sie hatte auch nähere Beziehungen zu ihr, denn ein junger Tibeter, ein wackerer Christ, war einige Jahre zu seiner Ausbildung in Srinagar gewesen und da auch von Irene unterrichtet worden. Er kehrte in seine Heimat zurück mit dem Wunsch, seinem Volk Christus zu predigen.

Irene wünschte sehr, mit der Mission in Kleintibet näher bekannt zu werden; außerdem bot ihr die Reise nach Leh die Möglichkeit, die großartigste Gebirgswelt kennen zu lernen. Sie hatte sich vor einiger Zeit zur Erleichterung der Reisen und Ausflüge ein Pferd gekauft. Es fand sich auch eine Reisegesellschaft: zwei Schweizerinnen, die gute Bergsteigerinnen waren, und eine Engländerin, Fräulein Phillips, die in der Sänfte reiste.

Am 8. Juli 1897 reiste die Gesellschaft ab. Irene hatte damals ziemlich hohes Fieber, aber sie hoffte es in der Bergluft zu verlieren. Fräulein Hull war gerade selbst krank und konnte nicht nach Irene sehen, sonst hätte sie sie wohl nicht fortgelassen. Aber niemand ahnte, daß es bei ihr nicht die gewöhnliche Malaria war, sondern daß sie schon die Keime des Typhus in sich trug. Bis zum 27. Juli schrieb Irene noch regelmäßig ihr Reisetagebuch. Obgleich fortwährend fiebernd, machte sie die anstrengende Reise über steile Berge und hohe Gebirgspässe zu Fuß oder zu Pferd, und ihre Tagebücher sind voll von Leben und von Freude an der herrlichen Natur. Sie faßte auch die Möglichkeit ins Auge, noch weiter als Leh zu reisen und dabei sogar auf einem Jack zu reiten. Die prächtigen

Landschaften veranlaßten sie, mehrere Skizzen aufzunehmen, die, obwohl in Eile aufgenommen, doch den Charakter der Landschaft sehr gut wiedergeben. Auch an den neuen Menschen und Verhältnissen zeigte sie noch lebhaftes Interesse. Aber endlich versagte die Kraft; der allezeit frische Geist konnte des Körpers nicht mehr Herr werden. Am 27. Juli hatte sie eine sehr ermüdende Reise, teilweise auf einem gefährlichen Felsenpfad in glühender Sonnenhitze. Am 30. kam sie durch das schöne Tal von Bazgo; sie stieg schnell von ihrem Pferd und machte eine Skizze — es war ihre letzte. Sie kam recht ermüdet in Pyang, etwa vier Stunden von Leh, an und am andern Tag war sie nicht imstande, ihr Pferd zu besteigen. Sie hatte hohes Fieber und wünschte einen Ruhetag zu machen. Aber die beiden Schweizerinnen und die Diener mit den Lebensmitteln waren schon voraus; überdies wußte Fräulein Phillips, daß in Leh ärztliche Hilfe zu haben war. Sie schickte deshalb nach dem Schulzen des Dorfes und sagte ihm, er müsse Träger besorgen, die die Kranke im Bett liegend tragen könnten.

Die Schweizerinnen erzählten bei ihrer Ankunft in Leh, daß Irene fieberkrank sei und die Missionarin Fräulein Kant beschloß sogleich, sie in ihr Zimmer zu nehmen. Irene kam in ihrem Bette liegend nach Leh, konnte aber noch aufstehen und ins Haus gehen. Das war am Sonntag den 1. August. Am Sonntag war sie noch lebhaft und munter wie immer und hätte der Arzt es nicht streng verboten, so wäre sie aufgestanden und in die Kirche gegangen. Der Arzt hatte jetzt erkannt, daß die Krankheit der Typhus war, aber er hegte noch keine Besorgnis. Am Dienstag wurde Irene noch sehr erfreut durch eine Photographie ihres jüngsten Neffen. Sie hatte das Bildchen am Bett und freute sich immer wieder daran; man konnte ihr auch noch einen Teil von ihrer Schwester Brief vorlesen. Sie sagte: „Am ersten Tag habe ich mich wegen einiger Dinge sehr gesorgt, aber ich habe unsern Vater gebeten, mir alles abzunehmen und er hats getan und ich bin ganz zufrieden."

Am Mittwoch fing das Bewußtsein an zu schwinden. Die letzten Worte, die sie noch mit vollem Bewußtsein an ihre Pflegerin richtete, waren: „Ich bin so froh, daß der Herr alles sieht, was du für mich tust. Ich bin nur eins von den Geringsten, aber er hat gesagt, er will belohnen, was man der Geringsten einem tut."

Die großen Anstrengungen der Reise zu einer Zeit, wo vollkommene Ruhe nötig gewesen wäre, hatten Irenens Kraft verzehrt und ehe noch die Krankheit ihren Höhepunkt erreicht hatte, trat eine gefährliche Herzschwäche ein. Am Freitag nachts zwischen 10 und 12 Uhr ging Irene Petrie leicht und ohne Kampf in die Ewigkeit.

Am Sonntag abend, den 8. August, versammelten sich die Missionare, die eingeborenen Christen und der englische Resident in der englischen Kapelle, wo an Irenens Sarg die Liturgie der englischen Kirche gelesen wurde. Dann trug man den Sarg auf den Friedhof. Man sang da „Jesus meine Zuversicht" auf Tibetisch und Missionar Fichtner las die tibetische Begräbnisliturgie. Die Entschlafene hatte schon als Kind gewünscht, den Himalaya zu sehen. Jetzt schläft sie am Fuß seiner Bergriesen. Ein Klematisstrauch wächst auf ihrem Grab und am Osterfest versammelt sich hier nach Herrnhutischer Sitte die Christengemeinde, um Dank zu sagen für die, die seit dem letzten Auferstehungsfest im Glauben dahingeschieden sind.

Nur drei Jahre und neun Monate — vom November 1893 bis Anfang August 1897 — hat Irene Petries Missionstätigkeit gedauert; sie hat selbst immer sehr bescheiden von ihrer Wirksamkeit gedacht und stets andre höher gehalten als sich selbst. Als sie aber starb, da betrauerte man ihren Tod nicht nur in Indien und Kaschmir, nicht nur in England, sondern auch in Japan, in Neuseeland, in Nordamerika, ja man wird sagen können, fast überall, wo eine Englisch redende Missionsgemeinde ist. In wievielen Herzen sie die Liebe zu dem Missionswerk geweckt hat, das läßt sich ja nicht zählen und berechnen, aber einige Beispiele dafür mögen angeführt werden Eine Jugendfreundin Irenens, eine Violinspielerin, die oft bei ihren Konzerten mitgewirkt hatte, schlug ihren Schülerinnen vor, zur Erinnerung an Irene Petrie durch wöchentliche Beiträge ein Waisenkind in Fräulein Hulls Mädchenanstalt zu erhalten. Der kleine, auf diese Art gegründete Verein unterhält sogar drei Waisenmädchen. Andre Freunde haben Gaben zu einer Irene-Petrie-Stiftung gesammelt, aus deren Eintrag eine weitere Missionarin nach Kaschmir gesandt werden soll. Der erste Beitrag, eine Summe von mehreren Pfund Sterling in lauter Kupfermünzen, kam von Schülern einer der Sonntagsschulen, an denen Irene unterrichtet hatte. Ein Fabrikmädchen, ein fleißiges Mitglied des College by Post, brachte ein paar Mark, die sie in ihren knapp zugemessenen Mußestunden verdient hatte. Von andrer Seite kamen große Gaben. Eine Kanadierin, die Irene nur vom Hörensagen gekannt hatte, sammelte in Montreal fast 600 Mark für die Stiftung. Eine andre Kanadierin, Minnie Gomery, die mit der Absicht, in die Mission zu gehen, Medizin studierte und ihre Prüfungen glänzend bestand, hatte so viel von Irene gehört, daß sie beschloß, Kaschmir als ihr Arbeitsfeld zu wählen. Da in Srinagar ein Staatskrankenhaus für Frauen gebaut und die Frauenabteilung des Spitals der Engl. Kirchl. Mission vergrößert worden ist, hat man mit Frau Bishops Erlaubnis das von ihr gegründete Spital nach

Islamabad, der zweitgrößten Stadt Kaschmirs, verlegt und dorthin ist Minnie Gomery im Frühjahr 1900 abgereist.

Es ist schon erwähnt worden, daß sich die Erfolge der Senanamission und also auch die von Irenens Wirksamkeit zunächst ganz der Oeffentlichkeit entziehen. Aber die, die einen Blick in so manches Heim in Srinagar tun können, wissen, daß es durch Irenens Unterweisung und Beispiel in vielem besser geworden ist. Ein mohammedanischer Lehrer an einer von Missionar Biscoes Schulen erzählte, daß seine verwitwete Mutter und seine Schwestern Irene sehr vermißten. Die beiden Mädchen hatten recht gut lesen gelernt und eine lehrte den Bruder die zehn Gebote in Versen, die er dann wieder seine Schüler lehrte. Er hatte beschlossen, seine Schwestern nicht als Kinder zu verheiraten und sie gebildeten Männern zu geben, die in der Frau eine Lebensgefährtin, nicht nur ein Stück der Hauseinrichtung suchen. Die Mädchen hatten schon angefangen, andre lesen zu lehren und — etwas Unerhörtes in Kaschmir — sie erboten sich freiwillig, einer armen, sehr alten Nachbarsfrau, die ihre Sachen nicht mehr selbst nähen konnte, die Kleider zu machen.

Als Fräulein Howatson, eine Nachfolgerin Irenens in Srinagar, in die einst von ihr besuchten Senanas kam, sah sie, wie sehr Irene betrauert und vermißt wurde und wie viele über ihren Tod weinten. Eine kleine Mohammedanerin aber sagte: „Traure nicht, Miß Sahib; sie ist ganz gewiß bei Gott, denn sie hat ihn ja so sehr geliebt und ihm hier auf Erden so gedient."

Ja, Irene hat nicht umsonst gelebt, und wenn einmal in Kaschmir die Zeit der Ernte kommt, wird sich offenbaren, wie viele edle Samenkörner sie eingesenkt hat.

Auf einer Missionsreise in der arktischen Zone.

Dreihundert Kilometer im offenen Boot.

Im hohen Norden Amerikas, auf dem 65. Grad n. Br., gegenüber der Westküste Grönlands und nur durch die Davisstraße von ihr getrennt, liegt ein einsames, ödes Eiland, die **Blacklead-Insel**. Sie ist die meiste Zeit von Eis umstarrt und in die Fesseln des Frostes geschlagen. In völliger Weltabgeschiedenheit gelegen, bildet sie den äußersten Vorposten der englisch-kirchlichen Mission in den weiten, öden Gebieten von Hudsonia. Von ihr aus sucht der dort

stationierte Missionar Peck, ein früherer Seemann, den vereinzelten Häuflein Eskimos nachzugehen, die da und dort an jenen unwirtlichen Gestaden ihre Schneehütten aufrichten und dem Fischfang obliegen. Es ist ein Leben voll harter Entbehrungen, das er mit seinem einzigen Amtsbruder in jenen nordischen Einöden führt, und vollends gefahrvoll sind die Reisen, die er zu Wasser und zu Lande unter den ungünstigsten Verhältnissen seinen Eskimo zulieb unternimmt, um sie mit dem Worte Gottes zu bedienen. Begleiten wir ihn auf einer derselben, die er im letzten Juni in einem offenen Boot nach der südlich gelegenen Frobischer-Bucht zu der dortigen Walfischfänger-Station unternommen hat und wohin er wegen der Eisverhältnisse nicht weniger als volle fünf Wochen gebrauchte. Wir folgen dabei seinen kurzen Tagebuch-Aufzeichnungen.

8. Juni 1902. — Nach ernstlichem Gebet beschloß ich wieder einmal die Station der Walfischfänger an der Frobischer-Bai zu besuchen. Der Platz ist schon seit zwei Jahren von uns nicht mehr aufgesucht worden und doch ist es unsere Pflicht, das Evangelium überall und so oft als möglich zu predigen. Allein, eine solche Reise erfordert eine sorgfältige Vorbereitung. Nichts darf außer acht gelassen werden, denn es ist ein anderes Ding, in der europäischen Heimat eine Eisenbahnfahrt anzutreten, als hier in einem offenen Boot längs der eisbedeckten Küste zu reisen. Da gilt es, sich mit allem Nötigen für zwei Monate wohl zu versehen. Dabei kommt es vor allem auf folgende Dinge an: 1. auf ein seetüchtiges Boot; 2. auf eine gute Rudermannschaft; 3. auf einen soliden Eskimo-Kajak, worin einer der Leute bei günstigem Wetter der Jagd nachgehen kann, um die Reisegesellschaft mit frischem Fleisch zu versehen; 4. mit zwei Zelten und 5. auf einen genügenden Vorrat von Lebensmitteln. Schließlich dürfen auch einige Flinten mit der nötigen Munition nicht fehlen, sowie allerhand Pelzkleidung, Feuerholz, Brennspiritus und Harpunen.

18. Juni. — Endlich ist alles bereit und ich verabschiede mich von meinem Amtsbruder und den Eskimo-Christen, die an unserem Platze wohnen. Einige von ihnen begleiteten mich bis an den mit Eis bedeckten Strand, wo wir noch zusammen beteten; dann bestieg ich das Boot. Aber wir waren kaum einige hundert Meter weit gekommen, als uns ein mächtiges Eisstück am Südende der Insel einklemmte und festhielt; es kam uns aber ein Trupp unserer arktischen Freunde zu Hilfe, die das Boot samt der Ladung über das Eis hinüberschafften. Als wir dann das offene Wasser gewonnen hatten, ruderten wir frisch drauf los und kamen ziemlich schnell vorwärts, bis wir in einer zugefrorenen Bucht, die durch hohe Felsen geschützt

war, unser Nachtlager aufschlugen. Ein solches erfordert aber mancherlei Vorsicht. Vor allem gilt es festzustellen, ob auch die Eisdecke stark genug ist, um das Gewicht des Bootes und seiner Ladung zu tragen. Zu diesem Zweck untersuchen es zuvor die Eskimo mit den Harpunen. Ist dies der Fall, so wird das Boot ausgeladen und alles in Stößen aufgestapelt. Dann werden Holzrollen aufs Eis gelegt und das Boot unter großem Hallo von den Leuten an eine verhältnismäßig sichere Stelle gerollt. Hierauf wird ein geeigneter Platz gesucht, auf dem man die Zelte aufschlagen kann. Eine solche Lagerstätte muß womöglich frei sein von Schnee- und Eiswasser, da es natürlich kein Vergnügen ist, in einer Pfütze zu kampieren. Ist das Zelt aufgeschlagen, so werden seine Seitenwände an den Masten des Boots befestigt, die man in nächster Nähe auf das Eis legt. Drinnen aber in unserem Leinwandhaus werden Bretterstücke aufs Eis gelegt, um sich vor der Kälte und Nässe einigermaßen zu schützen. Außerdem benützte ich noch eine leichte Matratze, die ich auf den Brettern ausbreitete und darauf kam schließlich mein Schlafsack aus Pelzwerk zu liegen, in den ich bei Nacht hineinkroch und worin ich mich ziemlich behaglich fühlte.

19. Juni. — Um 4 Uhr morgens hörten wir draußen ein fürchterliches Getöse. Ein heftiger Wind hatte sich erhoben und meine Begleiter waren daran, das Zelt zu befestigen und nach dem Boot zu sehen; denn sollte die Eisscholle, auf der wir lagern, sich vom Ufer lösen und davontreiben, so bliebe uns keine andere Rettung übrig, als schleunigst ins Boot zu springen und nach festerem Eis auszuschauen. Doch wir befanden uns Gott sei Dank vorderhand in Sicherheit, obschon der Sturm fast den ganzen Tag über mit großer Heftigkeit wütete.

20. Juni. — Wir versuchten weiter vorzudringen und kamen eine gute Strecke vorwärts. Dann erstiegen wir einen hohen Hügel und fanden, daß sich das Eis vor uns in allen möglichen Gestalten und Höhen aufgetürmt hatte, teils zu ansehnlichen Eisbergen, teils zu wellenartigen Hügeln. Wieder nächtigten wir auf einer Eiskante.

21. Juni. — Heute ist der längste Tag. Bei unserer Weiterfahrt kamen wir langsam voran und nur solange, als das Wasser dem Ufer entlang durch die Ebbe eisfrei war. Wir zogen deshalb gegen Abend unser Boot wieder aufs Eis und trugen die Zelte und was wir sonst nötig hatten ans Ufer. Wills Gott, haben wir am morgigen Sonntag einen Tag der Ruhe und Erbauung.

22. Juni. (Sonntag). — Ich hielt mit meinen Begleitern Morgen- und Abendandacht. Am Nachmittag erhob sich in der Windrichtung eine dichte Nebelbank, die sich bald über uns lagerte und die Atmosphäre kalt und feucht machte.

23. Juni. — Nach der Morgenandacht mit meiner kleinen Schar machte ich einen Spaziergang am Ufer entlang und fand da einige Ueberreste von Eskimohütten, sowie verschiedene Knochen von Walfischen, die augenscheinlich von den Eingeborenen vor vielen Jahren getötet worden waren. Es waren Ueberreste aus vergangenen Tagen, als die Kinder des Nordens noch in verhältnismäßig größerer Anzahl hier in diesen Einöden lebten, während sie jetzt, besonders am Kumberland Sund zu wenigen Seelen zusammengeschmolzen sind. Doch sind auch diese wenigen von Jesus geliebt und von ihm wert geachtet. — Der Platz, an dem wir lagern, liegt in der Nähe einiger sehr hohen Felsenmassen, die in ihrer starren Form, mitten in einer unbelebten Umgebung den Eindruck äußerster Einsamkeit machen. Und doch bietet die Szenerie in ihrer grausigen Großartigkeit einen besondern Reiz und zieht das Herz himmelwärts, und es blickt das Auge bewundernd auf die großen Werke Gottes.

Da der Wind inzwischen umgesprungen war, begann sich der Eisgürtel, der uns bis jetzt an der Weiterfahrt gehindert hatte, zu lösen. Unsere Eskimo, die den vorbeischwimmenden Eismassen zuschauten, erblickten dabei drei Bären, die auf dem Eise an ihnen vorübertrieben. Aber zu ihrem großen Leidwesen durften sie es nicht wagen, bei dem heftigen Wind im Kajak den Kampf mit diesen gewaltigen Tieren aufzunehmen.

24. Juni. — Da der Wind am Morgen noch immer sehr stark blies, mußten wir besseres Wetter abwarten und auf unserm Lagerplatz verbleiben. Einer der Leute ging währenddem am Ufer entlang auf die Jagd und war so glücklich, einen Seehund zu erlegen. Das gab für die Eskimo ein großes Festmahl, denn sie hatten kein frisches Fleisch mehr. Zu alledem fanden wir auch noch einen alten Mast, der wahrscheinlich einem verunglückten Walfischfänger angehört hatte. Wir schnitten ein gehöriges Stück davon ab, um es als Brennholz zu benützen. Am Abend ließ der Wind endlich nach und da wir nachschiebendes Eis befürchten mußten, machten wir uns so schnell als möglich zur Weiterfahrt fertig. Obschon die Sonne die meiste Zeit sichtbar war, bedeckte sich doch die glatte See mit einer leichten Eisschicht, sodaß die Ruder knirschten, wenn sie eingetaucht wurden.

25. Juni. — Wir ruderten eine Zeitlang und gönnten uns dann auf einer Eisscholle einige Ruhe. Bei unserer Weiterfahrt blockierten uns jedoch bald so schwere Eismassen, daß wir uns genötigt sahen, auf dem Eise zu übernachten, denn das Land war nicht zu erreichen.

26. Juni. — Der Wind wehte so stark von der Seeseite her, daß die Eismassen gegen das Land zutrieben und uns vollständig fest-

legten. Doch es wird sich schon ein Weg für uns zu rechter Zeit und Stunde zeigen. Der Herr weiß uns Bahn zu machen.

27. Juni. — In einiger Entfernung sahen wir drei Bären auf einer großen Eisscholle dahintreiben. Einer von ihnen verzehrte eben die Ueberreste von einem Seehund. Diese Bestien sind ausgezeichnete Seehundjäger und legen großen Scharfsinn und Schlauheit bei der Verfolgung ihrer Beute an den Tag. Die Eskimo betrachten deshalb diese arktischen Wildmeister mit ähnlichen Gefühlen, wie sie sie gegen ihre Mitmenschen hegen. Es werden darum auch allerhand abergläubische Gebräuche beobachtet, im Fall sie einen Meister Petz erlegen. In unserem Falle hielten es die Bären für das Geratenste, sich aus dem Staube zu machen; denn als wir uns ihnen nähern wollten, liefen sie was sie konnten.

Wir versuchten mehrmals die Eisbarriere zu durchbrechen, da sich da und dort eine offene Stelle zeigte. Aber wir waren von allen Seiten von so großen Eismassen eingeschlossen, daß wir uns immer wieder schleunigst zurückziehen mußten, um nicht zermalmt zu werden. Die Bewegung der verschiedenen Eisblöcke hängt augenscheinlich von ihrer Größe und Schwere, von ihrem Tiefgang und von der Strömung ab, denn man kann es oft beobachten, wie sich die einzelnen Massen in ganz entgegengesetzten Richtungen bewegen. Gegen Abend versuchten wir aufs neue die Durchfahrt zu erzwingen und nach verschiedenen gefahrvollen und aufregenden Erlebnissen gelang es uns zu unserer großen Freude das Land zu gewinnen. Wie dankten wir Gott für seinen Beistand!

28. Juni. — Wieder wurden einige Versuche gemacht das offene Wasser zu gewinnen und es gelang uns, verschiedene Wasserrinnen zu passieren, die zu beiden Seiten von Eis begrenzt waren, das eine Höhe von 12 Fuß hatte. Als wir uns dann am Abend nach einer passenden Lagerstätte umsahen, fand sich nur ein mäßig ebenes Plätzchen hoch oben auf dem felsigen Ufer, etwa 40 Fuß über dem Meeresspiegel. Wir kletterten über das acht Fuß hohe Ufereis, in das wir mit dem Meißel Stufen hauen mußten, auf das kleine Plateau, zogen nach und nach unsere nötigsten Bedarfsartikel da hinauf und machten es uns so bequem als möglich. Als dann das Wasser mit der Flut stieg, versuchten wir auch unser Boot auf das feste Ufereis hinaufzuziehen, was uns aber erst nach mancherlei Anstrengungen und großem Geschrei der Bootsleute gelang. Da das Eis in mächtiger Stärke auf dem harten Gestein aufsaß, war ein Abbröckeln desselben nicht zu befürchten.

29. Juni. (Sonntag). — Das Wetter war feucht, neblig und kalt, aber es war doch ein stiller, friedlicher Sabbat, den ich mit

meinen Leuten und in der Gemeinschaft mit Gott zubrachte. Ueberhaupt habe ich seit meiner Abreise die Erfahrung gemacht, daß die Verheißungen Gottes und die Macht des Gebets Wirklichkeit sind.

30. Juni. — Der Platz, an dem wir am Samstag unser Lager aufgeschlagen haben, liegt an der vorspringenden Spitze einer großen Bucht. Aber da wir keine Möglichkeit sehen, diese Bucht zu kreuzen, so werden wir sehen müssen, am Ufer entlang offenes Wasser zu finden und so nach und nach den jenseitigen Küstenvorsprung zu erreichen. Nachdem wir miteinander gebetet hatten, schifften wir uns ein und suchten zwischen den Eisschollen, die uns rechts und links den Weg versperrten, hindurchzukommen. Aber schon nach kurzer Fahrt mußten wir Halt machen, da sich nirgends eine Wasserrinne zeigte. Ueberall lag starres Eis vor uns. Wir sahen uns deshalb genötigt, zwischen hohen Klippen unser Lager aufzuschlagen. Der Ort war indes nicht gerade heimelig; denn ab und zu ließ sich ein furchtbares Getöse gleich dem Dröhnen des Donners vernehmen. Es rührte von mächtigen Felsstücken her, die sich unter dem Einfluß von Frost, Sonne und Wind loslösten und mit großer Gewalt auf das Eis herabrollten. Wir hielten uns natürlich in respektvoller Entfernung von diesen gewaltigen Wurfmaschinen.

1. Juli. — Ein Fortkommen war unmöglich. Einer der Leute erlegte heute einen Seehund und so haben wir Gott sei Dank keinen Mangel an frischem Fleisch. Wir haben auch einige Eidergänse geschossen, die wir, wenn sie auch keine Delikatesse sind, doch dem konservierten Fleisch aus Blechbüchsen weit vorziehen, da es gewöhnlich unverdaulich ist und wenig Nährgehalt hat.

2. Juli. — Auch heute wurden wir an unserem Ruheplatz festgehalten, denn wir sind auf allen Seiten vom Eis eingekeilt. Aber wir wissen uns sicher in Gottes Hand. Nur die Bootsleute, besonders unser Führer, der sich für die wichtigste Persönlichkeit von der ganzen Gesellschaft hält, fangen an ungeduldig zu werden wegen der Verzögerung und Beschwerlichkeit der Reise.

3. Juli. — In der Morgenandacht sprach ich zu meinen Begleitern über die Macht und Gegenwart Christi und wies sie darauf hin, daß wir die Reise nicht zu unserem Vergnügen übernommen hätten, sondern um andern von der Liebe des Heilandes zu sagen. Es gezieme sich deshalb uns als Männern, den Schwierigkeiten die Stirn zu bieten und dabei auf den Herrn zu vertrauen. Eines festen Gottvertrauens bedarf es aber auch in der Tat in dieser Einöde.

4. Juli. — Endlich war eine große Eisspalte zu bemerken, die gegen die Mitte der Bucht hinführte. Wir versuchten auf diesem Wege vorzudringen, und nach großen Anstrengungen gelangten wir in

einen Wasserstreifen, der sich hinter dem Eise hinzog. Bei unserer Weiterfahrt verfolgten wir auch nicht mehr die Küstenlinie, sondern suchten zwischen einigen Inseln durchzukommen, wo wir das Eis aufgebrochen fanden mit verschiedenen Wasserrinnen da und dort. Nach einem solchen Tagewerk war es schließlich ein Vergnügen, das Nachtlager zu beziehen. Meine Leute sind auf einmal ganz aufgelebt. Wie gut ist es, seine Zuversicht auf den Herrn zu setzen und nicht kleinmütig zu werden!

5. Juli. — Wir setzten unsere Reise bis nachmittags fort. Da auf einmal hatten wir wieder eine weite Eisfläche vor uns. Zu gleicher Zeit erblickte einer der Leute namens Muneapik, ein wahrer Nimrod, einen großen Bären auf dem Eise, der sich eben mit aller Vorsicht einem schlafenden Seehund näherte. Muneapik begab sich sofort in Begleitung eines andern auf die Verfolgung des Bären, der so im Jagdeifer war, daß er die Annäherung der beiden Feinde gar nicht bemerkte. Es währte nicht lange und der arme Petz lag tot zu ihren Füßen. Der Pelz der gewaltigen Bestie, die über sechs Fuß lang war, und eine ausgiebige Portion Fleisch war bald im Boot geborgen und ein herrliches Mittagsmahl angerichtet. Nach dem Essen versuchten wir eine Wasserstraße in der Nähe des Landes zu gewinnen, aber die Eismassen zwangen uns wieder zum Rückzug. Wir schlugen dann auf einem Felseneiland unser Quartier auf, wo wir einen ruhigen Sonntag zu feiern hofften. Wie man mir sagt, haben wir jetzt gerade die Hälfte unseres Weges zurückgelegt. Wir haben für die zirka 30 Wegstunden nicht weniger als 18 Tage gebraucht. Das ist in der Tat eine langsame Fahrt.

6. Juli. (Sonntag). — Ein recht warmer Tag. Ich verbrachte die Zeit mit Lesen und nahm mich der geistlichen Bedürfnisse meiner Leute an.

7. Juli. — Wir brachen am Morgen auf und ruderten eine Zeitlang tüchtig drauf los, bis uns eine große Eisfläche plötzlich Halt gebot. Wir müssen nun ruhig warten, bis das Eis bricht, was vielleicht bald geschehen wird, da es an einigen Stellen schon ziemlich schwach ist.

8. Juli. — Am Morgen regnete es sehr stark; dann lagerte sich ein dichter Nebel auf uns, sodaß wir keinerlei Aussicht hatten und in recht übler Lage waren. Aber wir haben trotzdem doch viel zu danken, denn wir sind bis jetzt alle wohl und gesund geblieben und ungeachtet der mancherlei Schwierigkeiten fröhlichen Muts.

9. Juli. — Wieder starker und anhaltender Regen. Ich beschäftige mich mit Schreiben über einen Gegenstand, der wie ich hoffe, später von einigem Wert sein wird.

10. Juli. — Der Regen hat zwar ziemlich nachgelassen, aber dafür verdunkelt dichter Nebel alles ringsum. Das Eis ist an verschiedenen Stellen aufgebrochen, aber wir dürfen die Weiterfahrt noch nicht wagen, da große Eismassen und Blöcke von ungeheurem Umfang in allen Richtungen umhertreiben. Sich diesen bei der herrschenden Dunkelheit auszusetzen, wäre Torheit. Ich muß nur beständig um Geduld und Ausdauer flehen.

11. Juli. — Immer noch neblig am Morgen, aber nach und nach klärt es sich auf. Wir wagten deshalb am Nachmittag den Aufbruch. Aber wir waren noch nicht weit gekommen, als eine mächtige Eisscholle auf uns lostrieb und uns fast ans Land hinaufwarf. Wir mußten deshalb unser Boot schleunigst entladen, das Fahrzeug über das Eis schleppen und dann wieder die Ladung im Boot verstauen. Erst so konnten wir endlich weiter. Trotz allem Nebel und empfindlicher Kälte ruderten wir die ganze Nacht hindurch.

12. Juli. — Gegen Morgen erreichten wir einen Platz namens Ukuschiksakrak. Wir hofften hier offenes Wasser zwischen einigen großen Inseln anzutreffen, aber statt dessen sahen wir uns aufs neue vom Eis eingeschlossen. Doch wir hoffen, am Montag in einer andern Richtung, und zwar seewärts, vordringen zu können.

13. Juli. (Sonntag). — Ich verbrachte einen gesegneten Tag, indem ich mich meinen Begleitern widmete und für alle meine Lieben nah und fern betete. Diese Reise ist ganz dazu geeignet, mir die Uebung und die Macht des Gebets nahezulegen.

14. Juli. — Wir schlugen nun eine andere Route ein. Wieder kamen uns zwei Bären zu Gesicht, die sich auf einer Eisscholle befanden. Einige unserer Leute machten sogleich Jagd auf sie und es gelang ihnen, sie vom Eise ins Wasser zu treiben, wo wir ihnen mit dem Boot beikommen und sie erlegen konnten. Es scheint grausam, die armen Tiere zu töten, aber die Eskimo müssen frisches Fleisch haben; sie können nicht ausschließlich von unserer importierten Nahrung leben und Metzgerläden gibts nicht in diesen nordischen Breiten. Da muß ein Eingeborener immer darauf bedacht sein, seine Speisekammer zu ergänzen oder er muß fasten. Gegen Abend fing es wieder an zu regnen und der Wind setzte mit großer Heftigkeit ein. Da er uns gerade entgegenwehte, sahen wir uns genötigt, ans erste beste Ufer zu steuern und hier einen Unterschlupf zu suchen. Es war jedoch ein schrecklicher Fleck Land, nichts als überhängende Klippen mit einer schmalen Eiskante. Auf diese winzige Fläche mußten wir das Boot heraufziehen und daneben so gut es ging unser Lager aufschlagen. Mein Zelt hielt zum Glück während der Nacht stand, aber der heulende Sturm und der prasselnde Regen war fürchterlich. Dazu hatte man

das unheimliche Gefühl, daß jeden Augenblick zentnerschwere Felsblöcke von oben herunterrollen, oder daß sich die Eiskante durch den Regen und die brandende See loslösen könnten. Kurz, unsere Lage war nichts weniger als behaglich. Doch ich befahl mich und meine Begleiter der treuen Hut unseres Gottes an und kroch ohne weitere Sorge in meinen Schlafsack, der der einzige trockene Fleck war.

15. Juli. — Ein schrecklicher Tag; nichts als Regen und Sturm. Ich verblieb fast den ganzen langen Tag im Schlafsack, da er das einzige Plätzchen war, wo ich mich einigermaßen trocken und warm fühlte.

16. Juli. — Am Morgen schneite es, bis es sich gegen Mittag etwas aufklärte. Jetzt gingen wir alle mit Energie ans Werk, ließen das Boot von der Eiskante herab ins Wasser, warfen unsere Ladung hinein und legten uns in die Ruder, froh, von dieser Stätte des Schreckens hinwegzukommen. Einer der Leute sagte mir, er habe kaum einen Augenblick schlafen können, da er beständig an die mächtigen über uns hängenden Felsblöcke habe denken müssen. Die Eskimo haben überhaupt sonderbare Vorstellungen über große Felsen und Steinblöcke. Sie glauben, dieselben seien von gewissen Wesen bewohnt, obschon sie über deren Natur keinen Aufschluß zu geben wissen. Ja, sie sind sogar der Meinung, solche Felsmassen wanderten herum und verursachten dabei ein eigentümliches Getöse.

Indem wir unsere mühevolle Fahrt fortsetzten, liefen wir in eine kleine Bucht ein, deren Ufer von einem breiten Eisrand besetzt waren. Auf diesem schlugen wir unser Nachtquartier auf. Meine Begleiter erstiegen eine Anhöhe und hielten Umschau, fanden aber zu unserer großen Enttäuschung, daß ein weiteres Vordringen an der Küste entlang nicht möglich sei. Massen von Eis und Eisbergen befanden sich zu unserer Rechten und es war keine einzige Wasserstraße zu entdecken. Unter diesen Umständen beschlossen wir, unsere bisherige Route aufzugeben und wieder den Weg nach der Innenseite einzuschlagen.

17. Juli. — Wir kehrten wieder um und versuchten auf unserer neuen Route vorwärtszukommen, fanden aber, daß sich inzwischen eine große Eisfläche vom Lande losgerissen und sich uns gerade vorgelagert hatte. Wir müssen deshalb warten, bis sie der Wind abtreibt. Geduld und wieder Geduld ist vor allem nötig und ich tröste mich einzig und allein in diesen beständigen Widerwärtigkeiten, daß uns Gott dadurch zeigen will, wie er trotz alledem hilft und erhält.

19. Juli. — Während der Nacht hat sich der Wind aus Norden erhoben und das Eis gerade gegen die Insel hingetrieben, auf der

wir gestern genächtigt hatten. Wir waren dadurch vollständig eingeschlossen und konnten nach keiner Richtung hin weiter. Es galt deshalb wieder in aller Ruhe zu warten. Ich beschäftigte mich währenddem mit Schreiben und war froh, daß auf diese Weise der Geist in Anspruch genommen war.

19. Juli. — Ein recht aufregender Tag. Das Eis öffnete sich etwas am südlichen Ende der Insel und so nahmen wir die gebotene Gelegenheit wahr, einen Durchbruchsversuch zu wagen. Wir wurden aber bald derart vom Treibeis eingeschlossen, daß wir uns in größter Eile wieder auf unsern alten Standort zurückziehen mußten. Später versuchten wirs noch einmal, gegen Norden hin vorzudringen, aber es war vergeblich. Erst gegen 4 Uhr nachmittags löste sich in der südlichen Richtung das Eis mit der Ebbe und wir entdeckten eine schmale Wasserrinne. Diesmal gelang der Versuch hindurchzudringen und wir gelangten in einen langen Streifen offenen Wassers, der uns wieder der Insel näher kommen ließ. Hier erblickten wir eine weitere Wasserrinne, in die wir einbogen. Aber das Eis drohte uns zu erdrücken und so blieb uns nichts anderes übrig, als schleunigst die Ladung auf das Eis zu werfen und das Boot hinaufzuziehen. Dann warteten wir ruhig ab, bis sich die Eismassen wieder öffneten und die Weiterfahrt gestatteten. Wir passierten dabei die Stelle, die wir schon am Montag, den 14., verlassen hatten und fanden zu unserer großen Freude, daß inzwischen das Eis zwischen den Inseln nachgegeben hatte. Wir strengten deshalb alle unsere Kräfte an und kamen dabei ein gutes Stück vorwärts, bevor wir unser Nachtlager bezogen.

20. Juli. (Sonntag). — An einem recht netten, ruhigen Platz am Lande verbrachten wir den Sonntag.

21. Juli. — Wir traten unsere Fahrt wieder an und freuten uns, eine Zeitlang offenes Wasser zu finden, in dem wir so rasch als möglich vorwärts zu kommen suchten. Nach dem Mittagessen, das wir auf einem Felsen einnahmen, setzten wir unsere Fahrt fort, wurden aber bald stillgestellt: denn an einer Landspitze hatten sich große Blöcke von Treibeis zusammengeschoben und sperrten uns die Durchfahrt. Zwar war dahinter das offene Wasser zu sehen, aber wie sollten wir hingelangen? Die einzige Möglichkeit war, einen Versuch mit der Wegräumung der Eisblöcke zu machen. Besonders der eine, ein Block von etwa 20 Zentnern Gewicht, schien die ganze Masse zusammenzuhalten. Wir gingen deshalb ans Werk und meißelten etwa drei Stunden lang daran herum, bis er sich von den übrigen Eismassen trennte. Daraufhin lösten sich auch diese mehr oder weniger und gaben einige schmale Wasserrinnen frei, durch die wir mit großen Schwierigkeiten unsern Weg erzwangen. Wir dankten Gott für das

Gelingen dieses Werkes und faßten neuen Mut. Auch sind wir nicht mehr allzu weit von unserem Reiseziel entfernt.

22. Juli. — Ein ganz herrlicher Tag! Wir stießen nur auf wenig Eis und konnten uns sogar für einige Stunden des Segels bedienen. Erst spät am Abend schlugen wir unser Nachtlager auf. Wir befinden uns nur noch etwa eine Tagereise von der Station Signia entfernt. Aber leider meldet eben unser Führer, daß sich vor uns große Eismassen ausdehnen. Doch wir wollen sehen.

23. Juli. — Wieder unterwegs. Unsere Befürchtungen wegen des Eises haben sich indes nicht bestätigt, denn dasselbe war nicht dicht geschlossen, sondern vielerorten offen. So suchten wir uns denn unsern Weg zwischen den einzelnen Schollen, umfuhren sie und benützten das freie Wasser dahinter. Als dann am Nachmittag Nebel einsetzte und wir dem Lande nahe waren, warfen wir an einer sicheren Stelle Anker und nächtigten daselbst.

24. Juli. — Mutig nahmen wir unser neues Tagewerk wieder auf und ruderten drauf los. Leider trat wieder Nebel ein und wir wußten eine Zeitlang nicht, wo wir uns befanden. Erst nach und nach konnten wir uns orientieren und es glückte uns, geradewegs auf Signia loszusteuern. Wir hielten auf das Land zu und erreichten schließlich wohlbehalten unser Reiseziel, die Station der Walfischfänger. Zu unserem großen Erstaunen fanden wir hier das Schiff von Herrn Sampson vor Anker liegen, ihn selbst aber abwesend, indem derselbe auf der Walroßjagd war. Herr Jansen, der Verwalter der Station und Kapitän Davison, der Sampsons Schiff führt, nahmen uns mit größter Zuvorkommenheit auf, sodaß ich mich ganz zu Hause fühlte. Wie man mir sagte, liegt Sampsons Jagdstation noch einige Wegstunden von hier entfernt, aber sein Schiff hat sich hier einstweilen vor Anker gelegt, ehe es die Heimreise antritt.

Nach meiner Ankunft besuchte ich alsbald die Wohnstätten der Eskimo und stellte mich dem kleinen Gemeinwesen vor. Alle empfingen mich in der freundlichsten Gesinnung und hörten mir mit Interesse zu. Die Arbeit unseres seligen Bruders Parker, der im August 1896 ertrank, sowie Sampsons Besuche haben unverwischbare Spuren zurückgelassen. So ernte ich nun, was andere vor mir gesät haben.

25. Juli. — Ein sehr nasser Tag. Ich konnte deshalb die Leute nicht wohl zusammenrufen, sondern warf meinen wasserdichten Mantel um und besuchte sie von Zelt zu Zelt. Dabei schrieb ich mir alle ihre Namen auf, notierte die Anzahl der Kinder und sprach mit den Einzelnen über ihr Seelenheil. Inzwischen traf auch Sampson ein, der recht wohl aussah und mit der nächsten günstigen Gelegenheit mit seinem Schiff „Vergißmeinnicht“ die Heimreise antreten will.

26. Juli. — Besseres Wetter, weshalb ich mit den Eskimo eine Versammlung hielt. Mit der größten Aufmerksamkeit lauschten sie auf die Verkündigung des Evangeliums. So habe ich denn allen Grund, mich der Reise zu freuen, obschon die Beschwerden derselben nicht gering waren. Man darf sie nicht scheuen, ein solch lernbegieriges Völklein wie die Eskimo sind derselben wohl wert.

27. Juli. (Sonntag). — Während des Tages hielt ich zweimal Gottesdienst für die Eskimo, wobei mir Sampson treulich zur Seite stand. Es war in der Tat ein gesegneter Tag.

28. Juli. — Heute unterrichtete ich jung und alt. Die Leute bezeugen alle den größten Lerneifer und ich habe niemals eifrigere Schüler gesehen. Ihre Zahl mag freilich gering erscheinen im Vergleich mit den Bewohnern anderer Länder bei günstigeren Boden- und Bevölkerungsverhältnissen; aber was nützt es den Missionaren in China und Indien, wenn ein großer Teil derselben die Botschaft des Heils gar nicht einmal anhören mag? Hier aber, im äußersten Norden, finden wir willige und aufmerksame Zuhörer.

29. Juli. — Wieder ein Tag voll Arbeit, indem ich vom Morgen bis zum Abend mit Besuchemachen, Unterrichten und Schreiben von Briefen vollauf beschäftigt war.

2. August. — Alles ist wohl. Alle anwesenden Eskimo stellen sich zu den Versammlungen ein. So Gott will wird das Schiff nächsten Montag unter Segel gehen. Brüder, betet für uns!

(Nach dem Intelligencer, Dez. 1902).

Missions-Zeitung.

Amerika. Die schwierige Indianerfrage in den Vereinigten Staaten Nordamerikas wird nun, wie es scheint, dadurch ihre Lösung finden, daß die Indianer-Reserven, auf denen bis jetzt die 260 000 Angehörigen der fünf Stämme als Staatspfleglinge gesammelt und erhalten wurden, aufgehoben werden sollen. Die Indianer sollen das Bürgerrecht erhalten und die Ländereien des Territoriums will man den einzelnen Familien durchs Los zuteilen. Vorderhand sollen dieselben zwar noch ihre eigene Gerichtsbarkeit unter ihren Häuptlingen behalten, aber unter Beschränkungen, durch die sie über kurz oder lang von selbst dahinfallen wird.

— Wie schon so manchmal, ist auch kürzlich wieder in NewYork ein Hindugelehrter aufgetaucht, der für den Hinduismus Anhänger zu werben sucht. Baba Bharati war früher der Herausgeber eines Blattes in Lahore (Pandschab), schloß sich dann den Anhängern des Krischna an und verbrachte als solcher zwölf Jahre in der Wildnis. Schließlich beschloß er, als Missionar seiner Sekte nach Amerika zu gehen. Sein Glaubensbekenntnis gibt er nach dem NewYork Herald selbst als folgendes an: „Der Vaischnavismus, die Sekte, der ich angehöre, stellt den wahren Hinduismus dar und hat nichts mit dem Buddhismus zu tun. Er ist eine Religion der Liebe und sein Glaubensbekenntnis ist die Einfachheit selber. Es läßt sich in einer Nußschale unterbringen und fordert einzig von allen Rassen nichts weiter, als daß sie die Menschwerdung der göttlichen Liebe selbst — Sri Krischna — von ganzem Herzen lieben, sei es als Sohn oder Diener, als Freund oder Frau. Da das menschliche Herz zur Liebe angelegt ist, so ist auch die Ausübung derselben leicht; sobald sie aber Genuß bereitet und dadurch sich zu einem natürlichen Gefühl entwickelt, so ist damit auch die höchste Glückseligkeit erreicht. Diese den Völkern des Westens zu vermitteln, dazu bin ich hierher gekommen. Das ist meine Mission."

Nordafrika. In den nordafrikanischen Staaten besteht seit 20 Jahren ein Missionswerk, das sich nicht gerade sichtbarer Erfolge erfreut, aber eine verhältnismäßig große Anzahl von Arbeitern aufzuweisen hat. Diese nordafrikanische Missionsgesellschaft besetzte seiner Zeit zuerst Algerien und Marokko und späterhin auch Tunis, Tripolis und Aegypten. Ein Versuch in Arabien mißlang. Die Missionsarbeit ist in diesen Gebieten wegen des islamischen Einflusses und in Algier noch dazu wegen der mißtrauischen Haltung der französischen Behörden sehr erschwert und beschränkt sich der Hauptsache nach auf medizinische Tätigkeit, Kolportage von christlichen Schriften u. a., soweit es die Verhältnisse gestatten. Besonders in Marokko, wo sich gegenwärtig verschiedene Stämme im Aufruhr gegen den Sultan befinden und der Bürgerkrieg entbrannt ist, hat die ärztliche Mission ziemlich Eingang unter der Bevölkerung gefunden. Die nordafrikanische Mission weist zur Zeit 18 Stationen und Anstalten auf und beschäftigt eine Arbeiterschar von einigen 30 Männern, von denen 21 verheiratet sind. Außerdem gehören ihr noch nahezu 50 unverheiratete Damen an.

Vertretung der evangelischen Christen Chinas bei der chinesischen Regierung. Missionar Dr. Richard ist vor einiger Zeit von der chinesischen Regierung zu einem Amt berufen worden, das man als das eines „Beraters des Auswärtigen

Amtes in protestantischen Kirchenangelegenheiten“ bezeichnen könnte. Zu dieser Ernennung kam es in folgender Weise: Vor einigen Monaten befahl der kaiserliche Hof dem Auswärtigen Amt, mit dem römischen Bischof Favier zu unterhandeln, um ein besseres Einverständnis zwischen Christen und Nichtchristen anzubahnen. Als dann im Juni Dr. Richard in Peking war, bat ihn das chinesische Auswärtige Amt um seinen Rat bezüglich der gleichen Regelung. Er erwiderte, daß er denselben wohl als Privatperson zu geben bereit sei, aber es wäre ein Komitee von sechs protestantischen Missionaren durch die Missionskonferenz vom Jahre 1890 dazu bestimmt, die protestantische Körperschaft vor der chinesischen Regierung zu vertreten, und es würde nötig sein, dieses zu befragen. Außerdem müsse, insofern ein Edikt erlassen sei, das eine Beratung mit den Katholiken anbeföhle, auch ein solches erlassen werden zur Beratung mit den Protestanten. Die Folge davon war ein kaiserliches Edikt von nachstehendem Wortlaut:

„Wir haben von dem Ministerium der äußern Angelegenheiten eine Denkschrift erhalten, welche dartut, daß die Fremden aus dem Westen in zwei Religionen getrennt sind, — nämlich in Katholizismus und Protestantismus. Das besagte Ministerium spricht in den höchsten Ausdrücken von Dr. Timothy Richard als einem Mann von großer Gelehrsamkeit, hohen Talenten und einem strengen Gerechtigkeitssinn, Fähigkeiten, die wir aufs höchste bewundern und rühmen. Wir befehlen darum hiemit dem besagten Ministerium der äußeren Angelegenheiten, den Plan, den dasselbe vor kurzem aufgestellt hat, um Christen und Nichtchristen im ganzen Reiche zu einem harmonischen Zusammenleben zu bringen, dem Dr. Richard vorzulegen und mit ihm über die Sache zu beraten, mit der aufrichtigen Hoffnung, daß durch den wertvollen Beistand jenes Herrn der gewünschte Zweck erreicht wird und die Volksmassen im Frieden mit ihren Nachbarn, den Christen, leben können.“ (Missions- und Heidenbote.)

Niederländisch-Indien. Das große Gehilfen-Seminar in Depok auf der Insel Java kann in diesem Jahr auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken. Gegründet im Jahre 1878, steht es heute noch unter der Leitung seines ersten Direktors, des ehemaligen rheinischen Missionars Hennemann. Es will allen in Niederländisch-Indien arbeitenden Missionsgesellschaften dienen, indem es Zöglinge aus den verschiedensten Völkern der Inselwelt aufnimmt und in mehrjährigem Kursus zu Lehrern ausbildet. Die gemeinsame Unterrichtssprache ist das Malaiische. Auf diese Weise haben bis jetzt 185 Zöglinge das Seminar durchlaufen, die zum größten Teil

heute noch in gesegneter Arbeit stehen. Unter diesen 185 sind allein 65 Bataker aus Sumatra, 26 Dajaken aus Borneo, 25 Sangiresen (Celebes), 17 Javanen, 14 Sundanesen (Java), 13 aus der Minahassa (Celebes) und 11 Niasser (Nias). Gegenwärtig zählt das Seminar 42 Zöglinge, darunter 9 Bataker, 7 Javanen, 9 Sangiresen, 3 Dajaken. (Barmer Missionsbl. 1.)

Westafrika. Am 4. Dezember v. J. starb in Creektown, einer Station der schottischen Presbyterianer in Altkalabar (etwas westlich von Kamerun) der Negergeistliche Esien Ukpabio, der nahezu 50 Jahre seinem Volk mit dem Evangelium gedient hat und für die dortige Mission von Bedeutung gewesen ist. Er war der Erstling des am unteren Kalabarfluß wohnenden Efik-Volkes, der von den schottischen Missionaren nach einer opferreichen, mühevollen Arbeit von sieben Jahren am 16. Oktober 1853 in Creektown von Miss. Goldie getauft werden konnte. Vierzehn Tage später, am 30. Oktober, folgte dieser Erstlingstaufe die des Königssohnes Eyo, der später als König Eyo VII bis an seinen Tod (am 24. März 1892) der Mission große Dienste geleistet und durch seinen christlichen, vorbildlichen Lebenswandel einen gesegneten Einfluß auf die Christengemeinde ausgeübt hat. Ebenso hat der Erstling Ukpabio als Missionsarbeiter in großem Segen gewirkt, zunächst als einfacher Lehrer und dann — von 1872 ab — als der erste eingeborene ordinierte Geistliche der schottischen Kalabar-Mission. Im Jahr 1897 wurde ihm die Freude zu teil, als Vertreter der Mission nach Schottland zum Jubiläum der unierten Presbyterianer reisen zu dürfen, wo er sich durch sein Auftreten viele Herzen gewann und tiefe Eindrücke von dem in Schottland pulsierenden geistlichen Leben erhielt. Ende 1900 trat er wegen eintretender Blindheit, die ihn nur noch Licht und Finsternis unterscheiden ließ, in den Ruhestand, beteiligte sich aber noch so viel als möglich an der Abhaltung von Gottesdiensten. Noch am 23. November predigte er mit gewohnter Kraft über 1 Kor. 10, 31—33, erkrankte dann am folgenden Tag am Fieber und erlag einer rasch verlaufenden Lungenentzündung. Es wird ihm das Zeugnis ausgestellt, daß er ein treuer Diener des Worts gewesen sei, von dem in Wahrheit gesagt werden könne, daß er zu denen gehöre, die da ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach. (Näheres über die schottische Mission in Altkalabar siehe im Miss.Mag. 1896, S. 385 ff.)

Römisch-kathol. Mission in Ostasien. Ein in Japan erscheinendes römisch-katholisches Kirchenblatt macht in Bezug auf die Ausdehnung und den Stand der römischen Mission in Ostasien folgende Angaben: Ihre Missionsfelder weisen 31 kirchliche Distrikte auf:

4 in Japan, 1 in Korea, 2 in der Mandschurei, 1 in Tibet, 7 in Süd-China, 3 in Tonkin (Annam), 3 in Kochin-China, 4 in Indien, 6 zwischen Malakka und Indien. Alle diese Kirchenprovinzen stehen unter der Aufsicht von 35 Bischöfen mit einem Arbeiterpersonal von 1117 ausländischen Missionaren und 2428 eingeborenen Gehilfen. Die Zahl der Kirchenglieder wird auf 1254068 angegeben. Im Jahr 1900 seien 219275 Personen getauft worden, darunter 30812 Erwachsene. Ferner werden aufgeführt: 4783 kirchliche Gebäude, 41 theologische Schulanstalten, 2133 Theologie Studierende, 2910 Elementarschulen und Waisenhäuser.

Korea erweist sich immer mehr als ein sehr fruchtbares Missionsfeld. Im Jahr 1884 wurde daselbst der erste schüchterne Missionsversuch unternommen, indem der amerikanische, presbyterianische Missionsarzt Dr. Allen die Arbeit in der Hauptstadt von Korea begann. Im folgenden Jahr rückten die bischöflichen Methodisten nach und begannen ebenfalls mit ärztlicher Mission, wozu dann später noch eine ausgedehnte Preßtätigkeit kam. Nach und nach bildete sich eine kleine Gemeinde von 20 Kirchengliedern. Heutzutage zählt man in ganz Korea bereits 20000 Christen. Das Christentum hat somit rasche Fortschritte im Lande gemacht; das Erfreulichste und Ermutigendste aber ist, daß die Christen einen großen Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums unter ihrem Volk an den Tag legen und große Opfer dafür bringen. Sie bauen ihre Kirchen und Kapellen selbst und bestreiten alle Kirchen- und Schulausgaben. Die Missionare haben nur die Aufgabe der Leitung und der Heranziehung eingeborener Arbeiter. Kein einziger Missionar in Korea versieht zur Zeit eine einzelne Gemeinde, sondern hat einen ganzen Sprengel oder Bezirk unter sich. Manche von ihnen haben 15 bis 30 größere und kleinere Gemeinden in Pflege. Dieser Aufgabe genügt aber die gegenwärtige Anzahl der Missionare bei weitem nicht und der presbyterianische Dr. Brown legt in seinem letzten Jahresbericht dar, daß die Zahl derselben vervierfacht werden sollte. Dies würde eine Aussendung von 125 Missionaren erfordern; aber er meint, man würde schon für 25 weitere Arbeiter dankbar sein. So heißt es auch hier wie an manchen anderen Orten: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende."



Lesestunde der Indianer in der Silbenschrift.

Vergleichung der Berliner Transvaal- und der Goßnerschen Kols-Mission.*)

Von Julius Richter.

Eine Schar bewährter Freunde von Berlin I hat sich heute hier zusammengefunden, um von neuem die Hände zur Missionsarbeit zu stärken und an den besonderen Aufgaben sich zu orientieren, welche die gegenwärtige Lage unserer Mission auf ihren verschiedenen Feldern darbietet. Aber mit den Freunden von Berlin I zusammen feiern und arbeiten Hand in Hand nicht wenige Freunde von Berlin II in dieser Stadt und Provinz; es ist billig, daß wir mit Rücksicht auf sie ein Thema erwählen, an welchem auch sie ihren besondern Anteil haben. Eine Vergleichung der beiderseitigen Hauptarbeitsfelder in Südafrika und in Tschota-Nagpur bietet sich ungezwungen zum Gegenstande dar; sie liegt mir, dem Referenten, nahe, weil ich durch langjährige enge Beziehungen mit Berlin I zusammengewachsen bin und auf der andern Seite die Freude hatte, das Goßnersche Arbeitsfeld in Indien mit eigenen Augen zu sehen und vier Wochen lang zu bereisen.

Wir vergleichen zuerst die Missionsfelder und Missionsvölker und dann zweitens die Missionsarbeit beider Gesellschaften.

*) Referat auf dem schlesischen Provinzial-Missionsfest in Schweidnitz am 3. Febr. 1903, auf Wunsch und Beschluß der Versammlung in Druck gegeben.

I.

Vergleichungen haben nur da Zweck, sind nur da lehrreich und ergiebig, wo bis zu einem gewissen Grade wenigstens ähnliche Verhältnisse vorliegen, die zu einem Vergleiche auffordern; es würde wenig Zweck haben, z. B. die Goßnersche Ganges-Mission mit der Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika zu vergleichen; die beiderseitigen Verhältnisse wären zu verschiedenartig, sodaß unmotivierte Vergleiche nur zu irrigen Schlüssen führen könnten. Es könnte scheinen, als sei auch die ins Auge gefaßte Nebeneinanderstellung der Hauptgebiete beider Gesellschaften in Südafrika und Tschota Nagpur zweck- und aussichtslos, eben aus dem einfachen Grunde, weil das erstere sich unter kulturarmen afrikanischen Völkern, das letztere in Indien mit seiner uralten und bedeutsamen Kultur befindet. Allein diese Ungleichmäßigkeit ist nur scheinbar; man braucht noch nicht lange in Tschota Nagpur gereist zu haben, um sich davon zu überzeugen, daß die Kols, das Hauptmissionsvolk der Goßnerschen, kein Kultur-, sondern ein ziemlich kulturarmes Volk sind. Wohl gibt es in ihrem Gebiete einzelne Städte und große Ortschaften mit echt indischem Gepräge, mit Tempeln, Moscheen, Palästen und stattlichen Häusern, volksbelebten Bazaren und reich ausgestatteten Läden. Allein da wohnen nicht die Kols, sondern Hindu und Mohammedaner, die von Osten und von Norden her in das Land eingedrungen sind. Die Kols wohnen weithin über das Land zerstreut in zahllosen größeren und kleineren Dörfern; ihre Häuser sind fast ausnahmslos äußerst bescheidene, kleine, fensterlose Lehmhäuser mit niedrigen Strohdächern; ihre Beschäftigung ist das Roden der Urwälder, die Anlegung der terrassenartigen Reisfelder an den Talhängen, die Gewinnung der Reisernten, die Jagd auf die Tiger und Bären in den dichten, pfadlosen Urwäldern um ihre Dörfer her. Ein einfacher Platz bei dem Dorfe mit einer zartblättrigen, schotenreichen Tamarinde in der Mitte ist der Tanzplatz, die Akrâ; ein zweiter Platz unter zwei oder drei hohen Bäumen mit einem einfachen Altar aus wenigen, unbehauenen Steinen ist die Sarna, der Opferplatz. Da sind weder Tempel noch Götzenbilder, weder Brahmanen noch heilige Bettler, weder Sanskrit-Literatur noch historische Ueberlieferungen. Die Kols waren bis zur Ankunft der Missionare ein einfaches, nicht gerade

faules, aber geistig wenig regsames Kleinbauernvolk, zu Spiel und Tanz, Jagd und Zechgelagen stets bereit, ohne Anteil an der Kulturgeschichte Indiens, fremde Sprachen sprechend, die noch nie in Schrift gefaßt waren und keinerlei Literatur besaßen. Obwohl seit uralter Zeit in Indien seßhaft und längst vor den die Kultur tragenden und erzeugenden Ariern in diese urwaldbedeckten Berglande eingewandert, waren sie von dem arisch-mohammedanischen Kulturstrome, der Indien von den südlichen Abhängen des Himalaya bis zu den heißen Ebenen des Tamulen-Landes überflutet hatte, fast völlig unberührt geblieben. Sie sind ein kulturarmes Volk, gerade wie die Hottentotten und Kaffern, die Bassuto und Betschuanen Südafrikas; und darum eignen sie sich zu einer Vergleichung mit diesen. Ich möchte sagen, daß sie den Bassuto und Betschuanen in ihrem geistigen Habitus am nächsten stehen; sie sind keine fahrenden Nomaden wie die Hottentotten; sie haben nicht das leicht bewegliche, unberechenbare, bald himmelhoch jauchzende, bald zum Tode betrübte Wesen dieser innerlich haltlosen und darum dem Untergange geweihten Stämme. Sie sind auch nicht vorwiegend Viehzüchter wie die stolzen Kaffernstämme; sie haben nichts von dem hochmütigen, kriegslustigen, beutelüsternen Wesen dieser hartnackigen Völker, die durch ihre kriegerische Ueberlegenheit und ihre unersättliche Beutegier die Gefahr Afrikas gewesen sind. Die Kols sind vielmehr wie die Bassuto und die Betschuanen fleißige, seßhafte, ordnungsliebende Ackerbauern, die unermüdlich dem kärglichen Boden mäßige Ernten abringen und nebenbei ihr Vieh mit zärtlicher Sorgfalt pflegen. Solche friedlichen Ackerbauer-Stämme sind in allen Erdteilen trotz ihrer relativ niedrigen Kulturstufe die wertvollsten, aussichtsreichsten Völker; auf ihnen ruht ebenso das Auge besonnener und einsichtiger Staatsmänner wie das der Missionsfreunde mit besonderer Liebe und Hoffnung. Die Berliner I Mission, die bekanntlich zuerst die Hottentotten-Stämme zu ihrem Hauptarbeitsfelde erkoren hatte, dankt ebenso wie die Goßnersche Mission dem großen Herrn der Ernte, daß er ihnen solche zukunftsreichen Völkerschaften zum Missionsobjekte zugewiesen hat.

Die Aehnlichkeit beider Missionsvölker tritt noch heller ins Licht, wenn wir unser Augenmerk auf drei Punkte richten, welche derselben überall einen dunklen Hintergrund geben. Erstens sind

diese harmlosen, fleißigen Ackerbauer-Stämme der rücksichtslosen Willkür und Unterdrückung durch Stämme oder Völker ausgesetzt, die an kriegerischem Geist, an Gewalttätigkeit und Pfiffigkeit ihnen überlegen sind. Bei den Bassuto und Betschuanen sind diese Unterdrücker die gewalttätigen Sulu- und Swasihorden, besonders die mit Feuer und Schwert das Land verwüstenden Heere des Sulufürsten Mosilikazzi gewesen, der fast das ganze spätere Transvaal in eine heulende Wüste verwandelte. Es ist das tragische Los fast aller ähnlichen friedlichen Ackerbauer-Stämme in Afrika gewesen, daß sie von solchen Raubstämmen zertreten, vernichtet wurden. Wo bleibt da das friedliche Glück der afrikanischen Bauern? Bei den Kols in Tschota Nagpur vollzog sich ein ähnlicher Prozeß der Beraubung und Enterbung auf anderem, friedlichen, aber darum nicht weniger verhängnisvollen Wege: an Kriegen und Aufständen hat es zwar auch in Tschota Nagpur seit der Unterwerfung der Provinz durch den Großmogul Akbar nicht gefehlt; aber nicht darin bestand das Unglück des Landes. Sondern die zuerst von den Kols selbst ins Land gerufenen Hindu setzten sich wie die Blutegel an den armen Ureinwohnern fest, nahmen ihnen mit List und Gewalt das mühsam dem Urwald abgerungene Ackerland ab, legten den Bauern immer drückendere Lasten und Abgaben auf und bereicherten sich von dem Fett ihrer Untertanen, während diese mehr und mehr verarmten. In der Völkergeschichte gilt leider überall das Recht des Stärkeren; der Schwächere wird unterdrückt, ausgesaugt, zertreten; — und gerade die unserm Herzen am nächsten stehenden Missionsvölker, die Bassuto und die Kols sind von diesem furchtbaren Schicksal betroffen. Haben sie da nicht berechtigten Anspruch auf unsere Teilnahme und Hilfe?

Man darf sich zweitens nicht durch den Anschein eines fröhlichen Wesens über die tiefe Wehmut, den Zug der Traurigkeit und des Schmerzes hinwegtäuschen lassen, der z. B. den afrikanischen Völkern so tief aufgeprägt ist. D. Merensky, dieser gründliche Kenner der Afrikaner, hat wiederholt nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht; besonders die bei allen afrikanischen Stämmen zahlreichen Selbstmorde sind ein auffallender Beweis dafür. Und wir brauchen nicht weit zu suchen, um den Grund dieser auf den ersten Blick auffallenden Erscheinung zu finden. Wo weder Kunst noch Philosophie, weder die Versenkung in eine reichhaltige Literatur noch

in eine große Geschichte dem verzagten und verzweifelnden Menschenkinde Trost und Halt zu gewähren vermag, da bleibt als letzter Rettungsanker nur die Religion übrig. Und diese letzte Zuflucht versagt bei dem Afrikaner fast völlig; gerade seine trostlose Religion ist die Ursache seiner bodenlosesten Furcht, seiner hoffnungslosesten Verzweiflung. Zwar ist auch bei den Bassuto wie bei den meisten Bantu-Völkern eine dunkle Kunde von einem großen Gott übrig geblieben, der zu der Weltschöpfung in Beziehung gesetzt wird und den Menschenkindern wohl gesinnt ist. Aber dieser Muungu oder Unkulunkulu sitzt längst auf dem Altenteile und hat weder Zeit noch Lust, sich um die Sorgen und Nöte der Menschen zu kümmern. Seine Stelle hat ein zahlloses Heer mehr oder weniger mächtiger Geister eingenommen, unter denen die Geister der Verstorbenen, zumal die Ahnen der Häuptlinge eine hervorragende Stellung einnehmen. Diese Geister aber sind zum weit überwiegenden Teil schlechte, habgierige, rachsüchtige, stets auf Schaden und Schabernack bedachte Wesen, welche die Menschen ängsten und quälen und immer von neuem durch Opfer bei guter Laune erhalten werden müssen. Sie verursachen die Krankheiten und den Tod; sie senden Dürre und Hunger. Die Zauberer, welche den Verkehr mit dieser charakterlosen, boshaften Geisterwelt vermitteln, haben die Macht in ihren Händen; auf ihrer Stellung als Oberpriester und Regenmacher beruht das Ansehen der Häuptlinge: ein maßloser Aberglaube und Hexenwahn trägt noch mehr dazu bei, die armen Neger in ihrer Religion statt Trost Entmutigung, statt Aufrichtung Verzweiflung finden zu lassen. So gutmütig der Neger sonst sein mag, so ist er zu den gräßlichsten Grausamkeiten, zu den sinnlosesten Ausschweifungen fähig, sobald sein blinder Aberglaube ins Spiel kommt; und so pfiffig und verständig er in seinem häuslichen Leben, in Handel und Wandel sein mag, so unglaublich läßt er sich betören und übertölpeln, sobald der Zauberer mit höheren Mächten in Verbindung zu sein vorgibt. Man darf bis zu einem gewissen Grade behaupten, seine heidnische Religion ist das Unglück des Negers. — Es wird uns nicht überraschen, wenn wir bei den Kols in Tschota Nagpur ähnlich bedauerliche religiöse Verhältnisse vorfinden. Es wird vielen unter Ihnen bekannt sein, daß die Stämme, die wir unter dem Namen der Kols zusammenfassen, zwei Völkerfamilien angehören, die fast so verschieden von

einander sind wie die Germanen und Chinesen; die Munda-Kols gehören zu der Kolarischen, die Uraons dagegen zu der Drawidischen Völkerfamilie. So tiefgreifend indessen auch die Unterschiede z. B. auf sprachlichem Gebiete sein mögen, so gering sind sie auf dem uns hier beschäftigenden religiösen. Da gehören die Stämme beider Familien zu den Vertretern der sogenannten animistischen Religionen, gerade so wie die Bantuvölker Südafrikas. Auch die Kols kennen einen großen, guten Gott, den Singhbonga, den sie in der Sonne wohnend oder mit ihr identisch glauben. Beim Erntefest opfern sie ihm ein weißes Huhn; wenn sie säen, schütten sie ihm mit hochgehobener Hand die ersten Körner aus. Aber im übrigen kümmern sie sich nicht um ihn, sondern haben es nur zu tun mit dem zahllosen, perfiden Geschlecht der Geister, der Bhuten oder Bongas, deren Hauptvergnügen darin besteht, die armen Menschenkinder zu quälen. Ist es nicht begreiflich, daß Religionen, die so blitzwenig geistigen Gehalt haben, die so wenig Trost und Erhebung zu geben imstande sind, denn doch nur einen losen Halt in den Herzen ihrer Anhänger haben und relativ leicht durch höhere Religionsformen verdrängt werden?

Zudem sind drittens weder die Völker Südafrikas noch die Tschota Nagpurs überhaupt in der Lage, sich in dem wirtschaftlichen und religiösen Zustande zu behaupten, in welchem sie sich befunden haben mögen, so lange sie sich selbst überlassen waren. Der Hinduismus, jener eigentümlich verwickelte, religiös geartete und durchsetzte Kulturstrom, der ganz Indien durchflutet, brandet unwillig an den isolierten Inseln vorarisch-kulturloser Völker, die sich als Reste einer längst verschollenen Vergangenheit bis auf unsere Zeit erhalten haben. Er bröckelt einen Landstrich, einen Stamm nach dem andern ab und läßt ihn als niedere Kaste in seinem trüben Strome untergehen. Die Völker-Insel der Kols- und Santhal-Stämme im westlichen Bengalen ist einer der größten Reste des alten Paganismus; aber der Hinduismus ist von allen Seiten her an der Arbeit, auch diesen Rest zu absorbieren; die dargelegte wirtschaftliche und religiöse Schwäche der Kols läßt seine Bemühungen auf fruchtbaren Boden fallen; die Machtstellung der Zamindare in allen größeren Ortschaften, ihr einflußreiches Gefolge von Priestern und Kaufleuten bieten für den Hinduisierungs-Prozeß die besten Handhaben; und die von der englischen Kolonialverwal-

tung herbeigeführte Erschließung auch der entlegensten Landstriche durch Eisenbahnen und Landstraßen beschleunigt diesen in früheren Jahrhunderten langsamer vorwärts gegangenen Prozeß in bedrohlichem Maße. Würden die Kols sich selbst überlassen, streckte sich keine christliche Hand nach ihnen aus, so würden sie vielleicht schon in einem Menschenalter hinduisiert sein, d. h. sie hätten als Völker aufgehört zu existieren! — Wenden wir uns nach Südafrika, so wird es uns nicht zweifelhaft sein, daß dort ein ähnlicher Prozeß im Gang ist; nur handelt es sich hier nicht um eine vordringende heidnische Kulturmacht, sondern um das unaufhaltsam fortschreitende burisch-englische Element. Südafrika gehört bekanntlich zu den Kolonien, welche den germanischen Völkern nicht nur einen vorübergehenden Aufenthalt gestatten, sondern ihnen erlauben, sich gänzlich zu akklimatisieren und mit einem körperlich und geistig gesunden Nachwuchs das Land einzunehmen. Südafrika nimmt zudem bereits seit Jahrhunderten in der europäischen Kolonialpolitik einen hervorragenden Platz ein, bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts als die Hauptstation auf der Welthandelsstraße nach Indien und Ostasien, und nachdem es in dieser Richtung seine Bedeutung verloren hat, durch die unermeßlichen Schätze seiner Diamanten- und Goldfelder. Südafrika ist außerdem durch die Verschiebung der kolonialen Besitztitel schon seit einem Jahrhundert die Heimat einer von der europäischen Heimat ziemlich losgelösten Bevölkerungsschicht geworden, welche in dieser Isolierung schnell den Typus einer eigenartigen, kräftigen, lebensfähigen Nation, des Burenvolkes, entwickelte. Alle diese Umstände brachten es mit sich, daß das germanische Element in Südafrika kolonisierend, Staaten gründend auftrat. Und das war natürlich in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht für die eingeborenen Rassen nicht günstig; sie konnten sich gegenüber den mächtigen weißen Eindringlingen nicht behaupten. Wo sie bewaffneten Widerstand leisteten, wie die Kaffern und Sulu, wurden sie in blutigen Kriegen niedergeschlagen. Soweit das Land für die weißen Ansiedler begehrenswert erschien und diese stark genug waren, es einzunehmen, wurden die Farbigen verdrängt und kamen für die Weißen im Grunde nur als billige Arbeitskräfte in Betracht. Es versteht sich von selbst, daß mit dieser Niederwerfung und Enterbung eine Zerschlagung und Zerreibung der nationalen Verbände, eine allmähliche Auflösung der heidnischen Völker Hand in

Hand ging. Und zwar läßt es sich ziemlich genau beobachten, daß dieser Auflösungsprozeß in dem Maße und Umfang fortgeschrittener ist, als in den einzelnen Landstrichen das weiße Element machtvoller auftritt. In Kaffraria, wo die stolzen, hartnackigen Xosa-Kaffern am längsten Widerstand leisteten, ist die Proletarisierung in vollem Gange; in Nord-Transvaal, wo weite Gebiete durch Malariafieber für die Weißen gefährlich und durch die Armut des Bodens minder begehrenswert erscheinen, haben sich die farbigen Rassen noch relativ am zahlreichsten und innerlich widerstandsfähigsten behauptet. Dagegen in dem ganzen Westen der Kapkolonie, in West-Griqua-Land, im Oranje-Staat und im südlichen Transvaal haben die Eingeborenen als selbständige Völker mehr oder weniger aufgehört zu existieren. Es gibt in europäischen Gemeinwesen zum Glück keine Kaste, sonst würde man sagen können, die Farbigen dieser Gebiete seien zu einer niedern Kaste oder zu einer neuen Gruppe von Kastenlosen heruntergedrückt.

II.

Sie sehen, bei einer aufmerksamen Vergleichung der Hauptmissionsfelder von Berlin I und II bietet sich eine Reihe von überraschenden und lehrreichen Parallelen; der innere Habitus der Missionsvölker ist ähnlich; ihr beiderseitiges Heidentum zeigt eine auffallende Verwandtschaft; auch darin sind beide ähnlich, daß sie gleichsehr von einer Absorbtion und Atomisierung durch eine andersartige, überlegene Kulturmacht bedroht sind. Wir haben uns mit den bisherigen Ausführungen den Weg gebahnt zu unserm zweiten Teile. Es gilt nun, die beiderseitigen Missionen selbst zu vergleichen; und zwar beschränken wir uns auch hier darauf, einige Hauptpunkte hervorzuheben; wir vergleichen 1) die Lebensbedingungen, 2) den Missionsbetrieb, 3) die Aussichten beider Missionsfelder.

1. Die Lebensbedingungen. Bekanntlich sind die beiden uns beschäftigenden Missionsfelder in einem äußerst hoffnungsvollen Stadium. Durch die Kolsmission geht seit zwei oder drei Jahrzehnten eine mächtige Bewegung, welche an Schnelligkeit und Kraft von Jahr zu Jahr wächst und der Mission in jedem Jahr an 10000 neue Katechumenen und 4—5000 Getaufte zuführt. Auch die beiden

großen deutschen Missionen in Transvaal, die Berliner und die hier zum Vergleich mit heranzuziehende Hermannsburger Betschuanen-Mission befinden sich — oder befanden sich wenigstens bis zum Ausbruch des südafrikanischen Krieges in einem äußerst hoffnungsvollen Wachstum. Handelte es sich auch nicht um so große Zahlen wie in der Goßnerschen Kolsmission, so war doch offenbar auch hier eine mächtige, zukunftsreiche Bewegung im Gang. Wir fragen uns, indem wir diese beiden Bewegungen vergleichen, haben sie beide dieselben Lebensbedingungen? Bis zu einem gewissen Grade müssen wir natürlich sagen: Ja! In beiden Fällen handelt es sich um Aufnahme in die christliche Kirche, Unterweisung in demselben Evangelium, Anteilnahme an denselben Gnadengütern, Eingliederung in gleichlutherische Gemeindeordnungen u. s. w.; in beiden Fällen übt die geduldige Treue der deutschen Missionare eine Anziehung aus, deren sich die neben diesen arbeitenden englischen Missionare nicht zu erfreuen haben. Missionsfreunde, welche nur auf die geistlichen Faktoren zu achten gewohnt sind, werden sagen: da liegen offenkundig gleichartige Bewegungen vor; Transvaal ist ein zweites Tschota Nagpur oder umgekehrt. Und doch würde ich das für eine oberflächliche Betrachtung halten; jede Missionsbewegung hat neben ihrer geistlichen auch eine weltliche Seite, und ehe die Heiden wirklich Christen geworden sind, ehe sie die Geistesgaben der Kirche schmecken und schätzen gelernt haben, überwiegt naturgemäß die weltliche Seite. Man wird sich von jeder Bewegung der Heiden zur christlichen Kirche hin verkehrte Vorstellungen machen, wenn man sie ohne weiteres aus einem Wehen des heiligen Geistes glaubt erklären zu können. Nicht die Heiden, sondern die Christen werden vom Geiste Gottes getrieben; bei den Heiden wirkt die vorlaufende, vorbereitende Gnade, und zwar sehr oft in Formen und Gebieten, die uns auf den ersten Blick ziemlich überraschend anmuten. Fragen wir nun mit gebührender Rücksicht auf die weltliche Seite: was treibt die Heiden in Südafrika und in Tschota Nagpur zum Anschluß an die christliche Kirche? so wird die Antwort doch ziemlich verschieden ausfallen. Wir wenden uns zuerst nach Südafrika und legen uns dort in Bezug auf unsere Berliner Mission diese Frage vor; wir knüpfen mit der Antwort an unsere vorigen Ausführungen über das Vordringen des germanischen Elementes an; wir ziehen dabei noch einige nicht belang-

lose Punkte in Rechnung: Die Buren sowohl wie die Engländer sind in ihrer Art ernste Christen; beide halten an den christlichen Formen des Sonntags, des Bibellesens u. s. w. meist streng fest und repräsentieren mithin vor den Heiden einen zwar einseitigen, aber doch scharf ausgeprägten Typus des Christentums. Ferner sind die Weißen in manchen Gebieten in hervorragendem Maße als die Wohltäter der Farbigen aufgetreten; in Transvaal haben die Buren die Farbigen von der Gewaltherrschaft Mosilikatzis und seiner Matebele-Horden befreit; in Natal haben die Engländer für die Flüchtlinge aus dem tyrannisch regierten Sulu-Lande eine Zufluchtsstätte eingerichtet. Ferner haben denn doch trotz aller Rücksichtslosigkeit die Engländer gegenüber den Farbigen Südafrikas stets den Schein liberaler Gesinnung zu wahren gewußt und haben durch ihre vielleicht allzu doktrinäre Gesetzgebung ihnen politische Rechte eingeräumt, welche sie mit dem Verlust ihrer früheren Herrlichkeit wenigstens teilweise aussöhnen konnten. Und wenn auch die Buren in ihrer Eingeborenen-Gesetzgebung fast stets einen sehr viel schärferen Ton anschlugen, so hatten sie dafür im persönlichen Verkehr, zumal mit ihren Dienstkaffern meist soviel patriarchalische Gesinnung, daß es doch selten zu einer Todfeindschaft zwischen den beiden Rassen gekommen ist. Da mithin die siegende, kulturüberlegene Rasse den besiegten, kulturarmen Farbigen denn doch in der Hauptsache nicht feindlich gegenüberstand, vollzog sich nach dem auch auf dem geistigen Gebiete gültigen Gesetz der Schwere ein Prozeß der Anziehung der Farbigen an die überlegene Kultur der Weißen, eine Assimilation der letzteren an die christliche Kirche der ersteren, der in gewisser Weise an der Aufsaugung der heidnischen Neger in die christlichen Kirchen der Südstaaten Nordamerikas eine Parallele hat. Es ist von Interesse, zu beobachten, wie die Assimilationskraft der christlichen Kirche und Mission in dem Grade stärker ist, als das weiße Element in den einzelnen Landstrichen machtvoller auftritt: in Kapland kann man von einem afrikanischen Heidentum kaum noch reden; im südlichen Transvaal kann sich das letztere gegen das Christentum innerlich nicht mehr behaupten; in Nord-Transvaal waren Stämme wie die Bawenda im äußersten Norden oder derjenige Motjatjes in Bolubedu für die Mission fast verschlossen; man stand vor verschlossenen Toren, bis die Buren den hochmütigen Stolz dieser Völker brachen und die verriegelten

Türen mit Gewalt aufschlossen; alsbald vollzog sich auch ein erfreulicher Umschwung zu Gunsten der Mission.

Anders liegt die Sache in Tschota Nagpur. Das assimilierende, machtvoll fortschreitende Element ist dort der Hinduismus; und ohne Zweifel, wenn er weniger rücksichtslos aufträte, wenn er weniger habgierig seine Hände nach den Aeckern und dem Besitz der Kols ausstreckte, so hätte er längst gewonnen Spiel gehabt. Nun hat sich aber in den Herzen der Kols ein tiefer Widerwille, eine Abneigung gegen ihre Hindu-Gewaltherrscher und Blutsauger festgesetzt, der sie auch in religiöser Hinsicht gegen die Ansprüche der Brahmanen widerstandsfähiger machte, als ihre dürftige Geisterwelt ohnedies war. Nun wurde die angloindische Kaiserherrschaft aufgerichtet, und die Unterdrückten waren feinhörig für den Geist der Humanität oder für die klug berechnende Politik der Engländer, welche die Aboriginer nicht der Aussaugung der Hindu opfern wollte. Nun kamen die weißen Missionare mit ihrer wunderbaren Predigt von der göttlichen Barmherzigkeit, mit ihrer unermüdlichen Liebesübung und Hilfsbereitschaft und luden sie ein, sich unter ihre Obhut zu begeben; sie errichteten Schulen für ihre Kinder, erzogen die begabtesten in ihren Kostschulen, halfen den Uebervorteilten bei ihren Prozessen, kurz erwiesen sich in allen Stücken als die Wohltäter des Volkes. Wenn nun in den Kols die Erkenntnis dämmerte, daß ihre alten Bhuten die Macht verloren hätten, — daß es mit ihrem alten Heidentum vorbei sei, ist es verwunderlich, daß sie sich den weißen Missionaren in die Arme werfen und in Scharen bereit sind, in die christliche Kirche überzutreten?

2. Sind mithin die Motive der Heiden zum Uebertritt und die sich daraus ergebenden Lebensbedingungen beider Missionen ziemlich verschieden, so ist doch wieder die eigentliche Missionsaufgabe in beiden Fällen überraschend ähnlich; und zwar nicht nur insofern die Missionsaufgabe eben überhaupt unter allen Heidenvölkern im Prinzip dieselbe ist, sondern auch mit Bezug auf die eigenartige Gestaltung derselben auf beiden Gebieten. In Tschota Nagpur wie in Südafrika handelt es sich in der Hauptsache darum, Scharen, die gern Christen werden wollen, zu möglichst guten Christen zu machen. Natürlich ist das cum grano salis zu verstehen; es gibt hier wie dort unfruchtbare Stationen, wo schwere Anfangsarbeit zu leisten ist; hier wie dort Gebiete, wo das Heidentum noch im

wesentlichen ungebrochen ist. Aber es gilt nicht, eine tiefgewurzelte Abneigung gegen alles Abendländische und Ausländische durch geduldige Predigt und Liebesdienst zu überwinden, wie in China; es gilt nicht, gegen Jahrtausende alte Vorurteile und Hindernisse, wie Vedantismus und Kaste einen langandauernden, schwierigen Kampf aufzunehmen, wie im hinduistischen Indien. Sondern es gilt, durch die Fügungen und Führungen Gottes im wesentlichen vorbereitete Völker in die christliche Kirche einzuführen und sie in die Lebensordnungen derselben einzugewöhnen. Die unter solchen Bedingungen arbeitenden Gesellschaften leisten nicht Pionierdienst, nicht vorbereitende Arbeit; sie sind Lehrer und Erzieher ihrer Völker; und daß uns Deutschen, denen alle Völker eine besondere Begabung zum Lehr- und Erzieherberufe einräumen, auf dem Missionsfelde gerade solche Erzieheraufgaben zugewiesen sind, das ist ein Gegenstand der Bewunderung und Dankbarkeit für Gottes wunderbares Leiten.

Trotz dieser wesentlich gleichen Aufgabe gestaltet sich der Missionsbetrieb in beiden Ländern ziemlich verschieden: in Südafrika ist er außerordentlich einfach; viele kleine Stationen nur mit der einfachen Ausrüstung einer Kirche, eines Missionshauses, einer Schule und einer Lehrerwohnung nebst den erforderlichen Nebengelassen; jeder Missionar zugleich Lehrer in der Stationsschule, bisweilen sogar der einzige; der Schwerpunkt der geistlichen Arbeit die sonntägliche Predigt, die treue Sakramentsverwaltung, die sorgfältige Vorbereitung zur Taufe, die umsichtig geübte Kirchenzucht. Selbst eine Hauptstation wie Botschabelo hat nur noch dazu das Gehilfeninstitut oder Lehrerseminar. Was sonst zeitweilig den Missionsbetrieb belastete, Missionswerkstätten, Mühlenanlagen, Kaufläden u. s. w. ist alles im Laufe der Zeit wieder aufgegeben, um den Betrieb so einfach wie möglich zu gestalten. Im Vergleich zu diesem Betriebe nehmen sich allerdings die immerhin für indische Verhältnisse noch außerordentlich einfachen Stationen der Goßnerschen ziemlich verwickelt aus; da hat jede Station neben der Kirche wenigstens zwei Schulhäuser, eins für Knaben, das andere für Mädchen; bisweilen dazu noch einen Kindergarten als Vorschule; auf jeder Station befindet sich eine Knaben- und meist auch eine Mädchen-Kostschule und in Verbindung damit fast auf allen eine Mittelschule; zwei Stationen haben außerdem ein Aus-

sätzigen-Asyl; die Hauptstation Rantschi aber ist ein großes, kompliziertes Missionszentrum im wesentlichen mit der ganzen schweren Waffenrüstung der indischen Mission. Umgekehrt nun wieder gehören zu einer Goßnerschen Station meist nur einige Hektar Grundbesitz, und eine Station wie Rantschi mit ca. 13 Hektar nimmt schon eine Ausnahmestellung ein. Dagegen von den 34 Berliner Transvaal-Stationen haben sieben bedeutenden Grundbesitz, Botschabelo 55000 Morgen, Waterberg 44700 Morgen, Wallmannstal 17000 Morgen, abgesehen von kleineren Stationen und Außenplätzen, deren Grundbesitz auch noch in die Hunderte, wenn nicht in die Tausende von Morgen geht. Sie fragen, woher diese Verschiedenheit des Betriebes bei wesentlich gleicher Aufgabe? Zum Teil kommt darin die Eigenart der Gesellschaften zum Ausdruck, die zur Erreichung desselben Zieles verschiedene Wege einschlagen; es ist im Missionsbetriebe vielfach nicht so, daß eine Praxis die allein richtige sei; wie die Engländer und Amerikaner anders missionieren als wir Deutsche, so richten auch wieder die Basler ihren Missionsbetrieb anders ein als die Leipziger, die Goßnerschen anders als die Berliner. Allein dieses Gebiet der Freiheit ist doch nur ein ziemlich eng umgrenztes; zum überwiegenden Teil liegen doch in Tschota Nagpur gebieterisch andere Faktoren vor, als in Transvaal, welche den Missionsbetrieb bedingen: Transvaal ist ein sehr großes, aber relativ dünn bevölkertes Land; die farbige Bevölkerung verteilt sich nicht gleichmäßig über das Land, sondern sitzt in kleineren oder größeren Gruppen über weite Gebiete zerstreut. Das bedingt, wenn sie in weiterem Umfang erreicht werden soll, entweder eine sehr ausgedehnte Arbeit mit eingeborenen Helfern nach englischem Muster, oder da wir Deutschen uns auf dieses unzuverlässige Material ungern verlassen, die Anlegung einer großen Zahl von kleinen Stationen, wie die Berliner und Hermannsburger tun. Das Land ist im großen und ganzen so gesund, daß die Isolierung der einzelnen Familien zu Bedenken keinen Anlaß gibt. Umgekehrt ist Tschota Nagpur ganz überwiegend ein dicht bevölkertes Land; die Dörfer liegen wie gesäet über der Ebene; man verläßt selten ein Dorf, ohne sogleich das nächste in Sicht zu bekommen. Da ist es recht gut möglich, von einer Station aus eine große Anzahl von Dörfern zu erreichen; es hat deshalb keine Schwierigkeit, an einem Orte zwei oder selbst drei Missionare

zu stationieren; es ist für alle Raum und Arbeit genug. Und da weite Gebiete des Landes fieberig, infolge dessen die Missionare oft und viel krank sind, empfiehlt es sich dringend, sie nicht zu sehr zu isolieren. Ferner, die Bassuto Transvaals sind allerdings ebenso kulturarm als die Kols von Tschota Nagpur; aber bei den letzteren übt doch die ganze geistige Atmosphäre Indiens und das englisch-indische Schulwesen einen Druck dahin aus, die Ansprüche an Bildung zu wecken. Sind auch die Dorfschulen der Goßnerschen Mission gewiß nicht besser, als die Außenschulen der Berliner, so muß doch auf allen Stationen und vor allem auf der Zentralstation Rantschi Gelegenheit zu einer viel weiter gehenden Bildung gegeben werden. In Transvaal fehlt der Antrieb einer das Schulwesen hebenden Schulverwaltung; die bisherigen Herren des Landes waren vielmehr demselben eher ungünstig gesinnt; und die Berliner Mission hätte allerdings meiner unmaßgeblichen Meinung nach etwas mehr Sorgfalt auf die Pflege einiger gehobener Schulen verwenden können. Ferner, die Kols sind Kleinbauern, die auf ihrer Scholle sitzen; ein gut Teil Druck und Vergewaltigung ertragen sie murrend; wird es ihnen zu bunt, so wandern sie aus, um sich anderswo auf freier Scholle ein neues Heim zu gründen. Da hat die Goßnersche Mission nie Veranlassung gehabt, sich mit einem Ballast von Großgrundbesitz zu beschweren; und solche verzweifelt schwierigen Fragen wie die der Seßhaftmachung der besitzlosen Paria im Tamulenlande oder der Gründung einer neuen Existenz für Christen, die durch ihren Uebertritt alles verloren hatten, traten an sie nur selten heran. Ganz anders liegt die Sache in Transvaal; dort lautete ein Paragraph im Staatsgrundgesetz der Buren, daß Farbige überhaupt keinen Grundbesitz haben dürfen; und wenn auch dies Gesetz ebenso wie die meisten harten Eingeborenen-Gesetze der Buren zum Glück nie ganz durchgeführt wurde, so wurden doch die Farbigen mehr und mehr auf Reservationen beschränkt oder durch die Plakkerwet zerstreut und ihr Grundbesitz fortgehend beschnitten. Da war es in der Tat für die Mission vom allergrößten Werte, daß einsichtige und weitblickende Missionare wie D. Merensky ihr zu einer Zeit, als Grund und Boden noch sehr billig war, einen ziemlich großen Grundbesitz erwarben. Derselbe ist vielfach die Basis der Berliner Missionsarbeit geworden.

3. Fragen wir schließlich nach den Aussichten beider Missionsfelder, so wollen wir uns auch nicht auf Prophezeiungen über die mögliche oder wahrscheinliche Weiterentwicklung der beiden Missionen einlassen; nur einige Fragen möchte ich aufwerfen, welche die Vergleichung des jetzigen Standes beider Missionen an die Hand gibt. Ist eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sich auch der Bassuto im Bereich der Berliner Mission eine solche starke Bewegung zum Christentum bemächtigen werde wie zur Zeit unter den Kols? Daß es auch in Afrika solche Missionsbewegungen geben kann, dafür erinnere ich an die ältere Missionsgeschichte von Madagaskar und die neuere von Uganda; auch die Bakuena-Mission der Hermannsburger ist ähnlicher Art. Im Bereiche der Berliner Mission erscheint mir etwas ähnliches unwahrscheinlich. Die Bassuto Süd-Transvaals sind bereits zu sehr in ihrem Volkstum gebrochen, stehen schon zu sehr unter dem geistigen und wirtschaftlichen Einfluß der Weißen, als daß sie eine kräftige christliche Bewegung hervorbringen könnten. Und die Bassuto Nord-Transvaals sind zu sehr in kleine Stämme zerspalten, die mit einander keine Fühlung haben; da können wohl viele kleine Feuerchen, aber kein großes Feuer entstehen. Ferner: ist Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Berliner Bassuto-Mission auch bald einen so ansehnlichen Stamm von eingeborenen Geistlichen erhalten werde, wie der die Kols-Mission ziert? Ich verweise wieder auf Madagaskar, auf Uganda, auf die schottischen Missionen im Kaffernlande, auf die Basler Goldküsten-Mission zum Beweise, daß ähnliches auch in Afrika möglich ist. Trotzdem glaube ich, daß es in unserer Berliner Mission damit noch gute Weile haben wird. Zum Teil mag die Schuld an uns selbst liegen, weil wir auf die höhere Ausbildung der begabten Eingeborenen nicht den Fleiß verwandt haben, der zur Erziehung eines eingeborenen Pastorenstandes erforderlich ist; denn daß es unter den Bassuto Leute von der erforderlichen Begabung genug gibt, daran ist kein Zweifel. Hauptsächlich aber sind die Verhältnisse Transvaals in dieser Richtung bisher ungünstig gewesen; liebten die Buren schon an sich gebildete Eingeborene nicht, so waren ihnen schwarze Reverends erst recht ein Dorn im Auge; und bei Völkerschaften, die von überlegenen Weißen in einem Zustand der Knechtschaft gehalten werden, hat naturgemäß ein Stand der Gebildeten besondere Schwierigkeit, sich zu behaupten,

und zwar ebensowohl nach oben wie nach unten. Nach unten sind sie wegen des allzugroßen Bildungsabstandes in Gefahr, hochmütig, und nach oben in Gefahr, widerspenstig und selbstherrlich zu werden; wie sich beides ja in der leider noch immer wachsenden „äthiopischen“ Bewegung in bedauerlicher Weise zeigt.

Ich eile zum Schluß. Der Geschichtsschreiber der Goßnerschen Mission, Pastor Ludwig Nottrott, hat vor einigen Jahren in einer großen Geschichte der Wenden-Mission den Nachweis geführt, eine wie auffällige Verwandtschaft die Missionsgeschichte scheinbar weit auseinander liegender Völker zeigt. Ein ähnliches Ergebnis haben unsere Ausführungen gehabt; obwohl die eine Mission in Afrika, die andere in Indien arbeitet; obwohl die eine Mission ein Bantuvolk, die andere drawidische und kolarische Ureinwohnerstämme zum Gegenstande hat; obwohl die eine gerade deshalb gestiftet wurde, weil ihr Gründer mit der Missionsmethode der andern nicht einverstanden war, hat sich nach Verlauf eines $^3/_4$ Jahrhunderts eine Gleichartigkeit, eine Fülle verwandter Züge herausgebildet, die uns um so deutlicher entgegentreten, je mehr wir in die Tiefe dringen. Fassen wir alle Aehnlichkeit schließlich zusammen: beides sind Missionen auf einem durch die vorlaufende Gnade Gottes zubereiteten Acker, beide in fröhlichem Aufblühen und in hoffnungsvoller Entwicklung begriffen; beide gleichen einem Garten Gottes, darinnen edle Pflanzen von sorgsamer, umsichtiger Hand gepflegt werden. Beide Missionen sind Kleinodien unserer deutschen evangelischen Kirche, auf denen das Auge der Missionsfreunde mit besonderem Wohlgefallen ruht. Ihnen diese Schätze unserer Kirche von neuem wert und teuer zu machen, indem ich Sie auf manche verborgene Schönheiten derselben hinwies, das war der Zweck meiner Ausführungen.



Anknüpfungspunkte
für die Predigt des Evangeliums
im indischen Volksbewußtsein.

Von Miss. W. Dilger.

(Schluß)

III.

Unsere bisherigen Darlegungen haben uns schon wiederholt auch auf das im engern Sinn religiöse Gebiet hinübergeführt. Denn für das von der pantheistischen Philosophie unverdorbene Bewußtsein auch des indischen Volkes steht Sittlichkeit und Religion, das Tun des Guten und die fromme Ehrfurcht vor dem Göttlichen in der innigsten Beziehung zu einander. Selbst die pantheistische Verneinung des Guten wie des Bösen hat nicht vermocht, jene innige Verbindung aufzulösen. Und ebenso wenig ist es dieser Philosophie gelungen, das Bewußtsein eines persönlichen Gottes im Volk zu verdrängen. In der Form eines starken Sehnens nach einem persönlichen Gott ist es selbst da immer wieder erwacht, wo es durch pantheistische und polytheistische Einflüsse verwüstet und verfälscht worden war.

Befragen wir vor allem die Bevölkerung der niederen nichtarischen Kasten um ihr Gottesbewußtsein. Diese sind in ihrem Gottesglauben von der pantheistischen Philosophie nur sehr wenig beeinflußt. Ihre Anschauungen von Gott und göttlichen Dingen sind denen der sogenannten Fetischanbeter sehr nahe verwandt. Sie glauben zunächst an ein Heer von bösen, tückischen Geistern, die in abenteuerlichen Schreckgestalten die Urwälder und Schluchten der Berge bewohnen, von dorther aber besonders bei der Nacht die menschlichen Wohnstätten heimsuchen, den Menschen allerlei tolle Streiche spielen und allerhand Schaden zufügen. Was nach dem Volksglauben in Malabar z. B. der Dämon Kuttikâttan zu

Zeiten in den Wohnungen der Menschen verübt, ist so ekelhaft, daß es sich der näheren Mitteilung entzieht. Um diese und ähnliche Uebel abzuwenden, sucht man durch zahlreiche, oft genug auch blutige Opfer und durch nicht immer leicht einzulösende Gelübde die Gunst dieser Dämonen zu erkaufen. Diese Anschauungen eignen sich nur zu ablehnender Anknüpfung, die leicht genug ist, da sich diese Leute meist schämen, die von ihnen verehrten Götter auch nur zu nennen und, falls sie von uns genannt werden, den Blick verschämt zu Boden schlagen. Selbst die Jahrhunderte alte Uebung dieses Dämonenkultus hat es nicht vermocht, die Empfindung zu ertöten, daß derselbe des Menschen, auch des niedrig stehenden, unwissenden Menschen, der zu sein man sich bewußt ist, durchaus unwürdig sei.

Aber im Hintergrund dieses überwuchernden Aberglaubens ist das Bewußtsein lebendig, daß im Himmel der eine wahre Gott lebe, dem der Mensch alles Gute, insbesondere auch sein Dasein zu verdanken habe. In Malabar heißt dieses göttliche Wesen „der Herr, der uns erschaffen hat". Von ihm allein erbittet man den in Indien so unentbehrlichen Regen; an ihn wendet man sich in allerlei Not um Hilfe. Ohne weiteres bekennt man selbst, oder man stimmt wenigstens dem Zeugnis zu, daß wir Menschen Geschöpfe dieses Gottes seien. Auch das gestehen diese einfachen Naturkinder willig zu, daß sie, wie alle Menschen, sich vielfach gegen diesen Schöpfergott verfehlen, vor ihm mit Schuld beladen und seinem Gericht verfallen seien. Dieses Gottesbewußtsein ist natürlich vorzüglich geeignet, der Predigt von dem allein wahren Gott, dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, zur Anknüpfung zu dienen, um von hier aus den Glauben an die bösen Geister zu entwurzeln.

Viel schwieriger gestaltet sich das Problem dieser Anknüpfung auf dem Boden des eigentlichen Brahmanismus. Hier tritt uns ein teils polytheistisch, teils pantheistisch bestimmter Gottesglaube entgegen, der sich seines feindlichen Gegensatzes gegen das Christentum alsbald bewußt wird. Der Veda, der bis heute als maßgebende Urkunde des Brahmanismus gilt, bietet uns in seinen Liedersammlungen zweifellos den Glauben an viele Götter dar, so daß eine Anknüpfung des christlichen Gottesglaubens an diese Anschauung ausgeschlossen erscheint. Diese müßte nur in der ab-

lehnenden Form der Bekämpfung geschehen, was hier besonders widerwillig aufgenommen wird.

Zwar hat man neuerdings gemeint, mit Hilfe des von Max Müller entdeckten und mit vornehmer Benennung ausgestatteten Kathenotheismus der vedischen Lieder, besonders mit Verwertung des in den Liedern vorkommenden Gottesnamens „Vater Himmel“ eine Brücke vom brahmanistischen zum christlichen Gottesglauben schlagen zu können. Und zwar ist dieser Versuch sowohl von christlicher, als auch, freilich in anderer Absicht, von hinduistischer Seite gemacht worden. Gelingen dürfte er schwerlich. Denn einmal ist der Kathenotheismus der vedischen Lieder nach Max Müllers eigener Erklärung nichts anderes als die aufeinanderfolgende Anrufung verschiedener bestimmt zu unterscheidender Götter, von denen jeder einzelne gelegentlich als höchster, mächtigster, ja allmächtiger und einziger Gott angerufen wird, wobei die andern Götter zunächst aus dem geistigen Gesichtskreis der Sänger verschwinden. Aber da sie alle der Reihe nach, oft sogar im selben Liede, wieder erscheinen und da gelegentlich die ganze Schar gleichzeitig auftritt, so kann dieser Kathenotheismus nicht einmal als der Glaube an einen Stammesgott, neben dem etwa auch die Götter anderer Stämme als solche anerkannt würden (Henotheismus), sondern er muß einfach als eine Erscheinungsform gewöhnlicher Vielgötterei beurteilt werden. Man kann höchstens sagen, es komme darin die dunkle Ahnung zum Ausdruck, daß im Grunde das göttliche Wesen nur eines sein könne. Was sodann den „Vater Himmel“ betrifft, so tritt derselbe schon in den vedischen Liedern stark hinter andere Göttergestalten zurück und heute ist im Bewußtsein des Volkes kaum mehr eine Erinnerung an ihn übrig geblieben. Ueberdies heißt es die ursprüngliche Vorstellung verkennen oder auch umdeuten, wenn man in dem naturalistisch aufgefaßten „Vater Himmel“ den unbedingt persönlich und geistig aufgefaßten „Unser Vater in dem Himmel“ finden will. Der christliche Gottesglaube kann dabei von seinem ethischen Gehalt nur einbüßen. In Vorträgen für die Gebildeten kann ja immerhin an diese verlorenen Strahlen eines absterbenden henotheistischen Gottesbewußtseins angeknüpft und zugleich darauf hingewiesen werden, daß in den vedischen Liedern ein Suchen und Forschen nach der Einheit des göttlichen Wesens mitten in der verwirrenden Vielheit der überlieferten Göttergestalten

zu bemerken ist. Aber auch wo diese Einheit erfaßt ist, kann das nicht Monotheismus, sondern nur Monismus genannt werden, wie aus dem berühmten Vers Rigv. I, 164, 46 deutlich erhellt:

„Indra, Mitra, Varuna, Agni heißt man's,
Dann ist's der schönbeschwingte Himmelsvogel:
Vielfältig nennen Weise das, was eins ist;
Sie heißen's Agni, Yama, Mâtariçvan."

Auf den ersten Blick scheint die Alleinslehre, die sich hier bereits deutlich ankündigt, die in den theosophischen Bestandteilen der vedischen Literatur den breitesten Raum einnimmt, und die nachher in der Vedantaschule ihre konsequenteste Ausbildung erfahren hat, mit dem christlichen Glauben an einen Gott sehr nahe verwandt zu sein. In der Tat fehlt es nicht an Versuchen auf seiten indischer Missionare, die Predigt des Evangeliums an diese Anschauungen anzuknüpfen. Besonders gerne verwendet man das berühmte Losungswort dieser mystischen Lehre zu diesem Zweck: „Ekam evadvitiyam = Eines nur, ohne ein Zweites." Allein die Gottheit ist hier nicht als persönlicher Geist, sondern nur als unpersönliche Sache aufgefaßt und zugleich mit der Welt in eins gesetzt, so daß der Unterschied zwischen Gott und Welt, Schöpfer und Geschöpf verschwindet. Das wird vollends zweifellos, wenn man das andere, ebenso berühmte Losungswort hinzunimmt: Tattwamasi = das bist du", d. h. jeder einzelne Mensch soll sich als die Gottheit selbst erkennen. Das sei der Höhepunkt aller Weisheit und Erkenntnis. An diese Gotteslehre kann die evangelische Predigt von dem lebendigen Gott nur anknüpfen, um sie entschieden abzuweisen. Denn selbst der Vielgötterei gegenüber verliert sie ihren Wert, da sie die einzelnen Götter doch wieder als Erscheinungsformen der einen unpersönlichen Gottheit gelten läßt. Und das, was im christlichen Glauben so überaus wertvoll und trostreich ist, die Betonung der heiligen, rettenden Liebe Gottes, wird hier ausdrücklich und aufs nachdrücklichste verneint. Alle Quellen dieser Lehre betonen einstimmig, jenes eine göttliche Wesen sei ohne alle ethischen Eigenschaften zu denken und werde am zutreffendsten beschrieben durch die Formel: „Neti, neti = nicht so, nicht so"; mit andern Worten, es habe gar keine Eigenschaften. Nur das Suchen und Sehnen nach Gott und seiner Erkenntnis, das auch diese Alleinslehre nicht zu ersticken vermochte, kann als Anknüpfungs-

punkt dienen. Dasselbe findet einen ergreifenden Ausdruck in jenem Vers, der die Alleinslehre wie in einem Brennpunkt zusammenfaßt:

„Um meines Sehnens Stillung zu erlangen,
Vertrau' ich mich der Grundlag' aller Dinge,
Dem ungeteilten Selbst: Sein-Denken-Wonne,
Das nicht dem Wort, nicht dem Verstand erreichbar."

Ganz besonders bedenklich ist der in neuerer Zeit gemachte Versuch, mit Hilfe dieser Alleinslehre die christliche Lehre von der Dreieinigkeit dem indischen Bewußtsein annehmbar zu machen. Derselbe ging aus von keinem geringeren als Max Müller. Dieser sagt in einer seiner letzten literarischen Aeußerungen, er sei mit dem Symbolum Quicunque immer der Ueberzeugung gewesen, daß, wer immer selig werden, d. h. wohl bei ihm: ein philosophisch erleuchteter Christ sein wolle, an die Dreiheit in der Einheit glauben müsse. Die Einheit will er dabei im Sinne des indischen Vedantismus von dem unpersönlichen göttlichen Wesen verstehen, das den Hintergrund der drei göttlichen Personen bilde. Und auch diese will er im Sinn der indischen Alleinslehre als bloße Erscheinungsformen des Göttlichen, nüchtern und klar ausgedrückt, als bloße Personifikationen der unpersönlichen Gottheit verstanden wissen, wie auch der Vedantismus das eine göttliche Wesen (Brahman) in Içvara = Herr, Hiranyagarbha = goldener Keim, Jiva = Einzelmensch personifiziert. Ihm nach wiederholen nun manche modern gebildete Hindu den Versuch, die Lehre von der Dreieinigkeit auf diese Weise zu erläutern, ihnen selbst und auch uns erst recht verständlich zu machen. Dabei ist es unwesentlich, ob man der Sache mit Max Müller die oben erwähnte Deutung gibt, oder den Vater mit der unpersönlichen Gottheit der indischen Lehre, den Sohn mit Içvara und den Geist mit Hiranyagarbha, der auch Sûtrâtman = Perlenschnurselbst oder -Geist heißt, mit dem hl. Geist in eins setzt. In keinem Fall ist die gedeutete Lehre der Ausdruck des christlichen Glaubens an den dreieinigen Gott, sondern ein Modalismus, den die christliche Kirche längst als Irrtum erkannt und abgetan hat. Nach der indischen Lehre selbst sind die Personifikationen, um die es sich hier handelt, Gebilde des Nichtwissens (avidya), können also auch vor dem Richterstuhl des Philosophen nicht bestehen und dem philosophischen Christen nicht zu

seiner Seligkeit verhelfen. In Indien dürfen diese Gedanken weder in der volkstümlichen Predigt, noch in der wissenschaftlichen Darstellung des christlichen Glaubens zur Erläuterung der göttlichen Wahrheit des Evangeliums herbeigezogen werden, selbst nicht um den ohnehin sehr unsichern Preis, daß dadurch der eine oder andere gebildete Hindu zur Annahme des Christentums bewogen werden könnte.

Ebenso unbrauchbar erweist sich die ganz anders geartete Lehre von der indischen Trimûrti, die dem mythologischen Brahmanismus angehört und in die volkstümliche religiöse Anschauung übergegangen ist. Man darf sich hier nicht dadurch täuschen lassen, daß Brahma der Schöpfer, Wischnu der Erhalter oder Erretter der Welt heißt. Schiwa, das dritte Glied, heißt ja der Zerstörer, und den wird niemand mit dem hl. Geist zusammenstellen wollen. Ueberdies bilden diese drei Gottheiten nur eine zusammengestellte Dreiheit ohne innere Einheit. Wischnu und Schiwa treten bei den zahlreichen Sekten ihrer Verehrer oft genug in feindlichen Gegensatz zu einander. Und wenn der philosophische Hinduismus die Einheit mit seinen Mitteln herzustellen sucht, so erhalten wir wieder drei personifizierte Erscheinungsformen der einen unpersönlichen Gottheit, die den oben geltend gemachten schweren Bedenken unterliegen. Uebrig bliebe nur die bei manchen englischen Missionaren beliebte Wendung: „Ihr habt die falsche, wir haben die wahre Dreieinigkeit,“ mit der nicht viel ausgerichtet ist.

Aehnlich verhält es sich mit der Verwendung des indischen Inkarnationsgedankens, der an das zweite Glied der Trimurti, an Wischnu, sich heftet. Es kann auch hier nicht genügen, den Hindu gegenüber zu behaupten: „Ihr habt die falsche, wir haben die wahre Inkarnation.“ Auch ist es ungenügend, wenn diese Behauptung durch den Nachweis gestützt wird, daß in der Geburt und dem Leben Jesu die im voraus gegebenen Verheißungen Gottes erfüllt und er überdies durch Wunder als die wahre Inkarnation beglaubigt sei, eine Beweisführung, die namentlich bei englischen und amerikanischen Missionaren sehr beliebt ist. Allein mit Berichten von angeblichen Wundern können uns auch die Hindu dienen. Und dieses ganze Verfahren ruht auf der Voraussetzung, daß die Hörer nicht nur mit dem alten und neuen Testament bekannt, sondern auch von der Echtheit und Glaubwürdigkeit der biblischen

Urkunden überzeugt seien, was weder bei den ungebildeten noch bei den gebildeten Hindu zutrifft. Schon besser ist es, wenn man auf die sittliche Hoheit, die dienende Liebe, das geduldige Leiden Jesu Christi hinweist und seine Auferstehung bezeugt, weil mit Ausnahme der letzteren dies alles allgemein anerkannt wird. Am zutreffendsten dürfte es aber sein, zu betonen, was in der Sache selbst liegt, daß Jesus Christus mit den indischen Inkarnationen nichts gemeinsam hat. Denn der Brahmanismus hat zehn Inkarnationen erdichtet, worunter sich mehrere Tiergestalten befinden; das Kommen Jesu Christi im Fleisch und sein gottmenschliches Personenleben sind aber unwiederholbar. In ihm, dem wahren Heiland, ist die Erlösung und das Heil persönlich verkörpert, während die indischen Inkarnationen zu der Erlösung in gar keiner Beziehung stehen, vielmehr, soweit sie überhaupt einen allgemein sittlichen Zweck haben, nur der Erhaltung und Wiederherstellung der sittlichen Weltordnung dienen, welche ihrerseits mit der sittlich völlig indifferenten Idee der Erlösung nicht das geringste zu tun hat, wie aus folgender klassischen Stelle erhellt, Bhagvdg. IV, 7. 8:

„Denn jedesmal, wenn sich Erschlaffung einstellt,
O Bharata, des Guten hier auf Erden,
Und wenn die Uebermacht gewinnt das Böse,
Bring ich mich selbst hervor, ein sichtbar Wesen.
Ich komme, um die Guten zu erretten,
Die zu verderben, die das Böse üben;
Um fromme Ordnung wiederherzustellen,
Werd' ich in jeder Weltzeit hier geboren."

Die ganze Vorstellung von den Inkarnationen ruht auf der pantheistischen Alleinslehre, welche die Erscheinung der Gottheit auch in Tiergestalten zuläßt. Auch aus diesem Grunde eignet sie sich nicht zur Anknüpfung und Erläuterung der Predigt von Jesu Christo, dem Sohne Gottes. Ueberhaupt handelt es sich hier wie beim Glauben an den dreieinigen Gott um die letzten Geheimnisse des christlichen Glaubens, die in der Heidenpredigt notwendig hinter die der praktischen Erfahrung sich darbietende Heilsverkündigung zurücktreten und erst im Taufunterricht, in der Unterweisung der Christenkinder und in der Gemeindepredigt berücksichtigt werden können.

An das zweite und dritte Glied der indischen Trimurti, an Wischnu und Schiwa, heftet sich das Suchen und Sehnen nach dem einen persönlichen Gott, dem der Mensch sein Herz allein geben kann und will. Schon in alter Zeit hat dieses Sehnen seine Ausprägung erhalten in der Bhagavadgita, wo der Dichter unter anderem dem persönlichen Gott Krischna diese Worte in den Mund legt:

„Ich bin der Ursprungsort von allen Wesen,
Das ganze Weltall hat aus mir sein Dasein:
In diesem Sinne zollen mir die Weisen,
Die mir in Lieb' ergeben sind, Verehrung.“ X, 8.

Im Lauf der Zeit haben große Lehrer wie Ramanuja, Caitanya u. a. diesem Sehnen Ausdruck gegeben und Befriedigung verkündigt, sind aber selbst so wenig, wie später die von ihnen gestifteten Sekten aus der Vielgötterei und dem Götzendienst herausgekommen. In unsern Tagen hat die Arbeit der Mission bei den Hindu aufs neue das Bestreben geweckt, den Glauben an einen persönlichen Gott in den Urkunden des Brahmanismus zu finden oder auch hineinzutragen. Wir können in all diesem nur ein tastendes Suchen nach dem einen lebendigen Gott sehen, das sich wohl eignet zur Anknüpfung der Predigt von dem Gott der Liebe, der sich uns in Christo Jesu geoffenbart hat.

IV.

Das Sehnen und Suchen nach Gott ist bei den Indiern immer auch zugleich ein Sehnen nach Erlösung. Im Zusammenhang mit dem Erlösungsgedanken tritt auch im Brahmanismus das Schuldgefühl auf, freilich in eigentümlicher Ueberspannung und eben darum in ganz abgeblaßter Fassung, als die Vorstellung der Vergeltung in der Seelenwanderungslehre. Aus den Qualen und Aengsten der Seelenwanderung sehnt sich der Hindu nach Erlösung. Und zwar beherrscht diese Vorstellung alle Schichten der indischen Bevölkerung, von den stolzen Erdengöttern hinab bis zu den von ihnen niedergetretenen, unwissenden Paria. Das Gesetz der Vergeltung, nach dem die Seelenwanderung verläuft, lautet in ihrem schroffsten, klassischen Ausdruck:

„Es muß die Frucht der Tat genossen werden,
Die wir vollbracht, ob gut sie sei, ob böse:
Nicht unvergolten kommt die Tat zur Ruhe,
Selbst nicht in ungezählten Weltäonen.“

So sehr die Sache hier überspannt erscheint, so unzweifelhaft liegt dieser ganzen Anschauung das Gefühl der Schuld zu Grunde, das noch in den vedischen Liedern so ergreifenden Ausdruck gefunden, freilich später unter dem Druck des Uebels der Seelenwanderung erstickt ist. In dieser Entstehung der Vergeltungslehre liegt auch ihre Wahrheit, die der Apostel mit den Worten ausspricht: „Irret euch nicht! Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten.“ Mit der Betonung des gerechten Gerichtes Gottes ist dann zugleich auch die Ueberspannung des Vergeltungsgedankens abgewiesen, die ganze Vorstellung von der Seelenwanderung, die zur Ungerechtigkeit wird und zur Verzweiflung führt, weil der Mensch für Taten früherer Geburten büßen muß, von denen er keinerlei Bewußtsein hat und auch für das Tun des Guten, neuen Geburten und damit neuen Qualen und Aengsten anheimfällt. Von der brahmanistischen Literatur wird die Seelenwanderung so beschrieben:

„Durch frühern Lebens Werke wird die Seele
Stets wiederum mit neuem Leib geboren,
Und wieder stets durch neuen Lebens Werke:
So ist der Leib das stete Los der Seele.
Gleichwie man alte, abgetrag'ne Kleider
Ablegt, um neue Kleider anzuziehen,
So legt den alten Leib die Seele nieder,
Um einen neuen Leib sich anzulegen.“ Ram. II, 7, 113 ff.

Diese Vorstellung von der Seelenwanderung muß natürlich bei der Anknüpfung an die Vergeltungslehre und das ihr zu Grunde liegende Schuldgefühl abgewiesen werden. Es ist um so leichter, sie als ungültigen Irrtum abzutun, als der Hauptvertreter der Vedantaschule vom Standpunkt der höchsten Weisheit die Seelenwanderung als einen dem Gebiet des bloßen Scheins angehörigen Wahn unbedingt über Bord wirft. Freilich wird damit auch der Ruhm der Vedantaweisheit hinfällig, als ob man durch bloße Erkenntnis die Erlösung gewinnen könnte. Auch wenn man die Richtigkeit

der Vorstellung von der Seelenwanderung erkannt hat, bleibt selbst für den Weisen, wie vielmehr für das unwissende Volk noch genug Sünde und reales Uebel übrig, um das Sehnen nach Erlösung dennoch lebendig zu erhalten.

Für die Verkündigung des Evangeliums von Jesu Christo bildet gerade das Sehnen nach Erlösung und die Vorstellung des Brahmanismus von der Erlösung den brauchbarsten und wirkungsvollsten Anknüpfungspunkt. Daß die Erlösung nur in der Vereinigung mit Gott zu suchen ist, das ist ein Grundgedanke, der dem Hinduismus und dem Christentum gemeinsam angehört:

„Wenn alle Wünsche nun zu Ende gehen,
Die hier im Herzen ihm verborgen wohnen,
Dann wird der Mensch, der sterbliche, unsterblich
Und mit der Gottheit selbst wird er vereinigt." Kath. Up. II, 6, 14.

Als Befreiung von irdischen Wünschen, Lüsten und Leidenschaften, als Rettung aus der Sterblichkeit der Seelenwanderung und Vereinigung mit Gott ist hier die Erlösung besungen. Aber freilich ist sie nicht wie im christlichen Glauben Vereinigung von menschlichen Personen mit dem lebendigen, persönlichen Gott, sondern Auflösung des menschlichen Selbstbewußtseins und Aufgehen in der unpersönlich gedachten Gottheit:

„Wie Flüsse strömend untergehn im Meere
Und dabei Namen und Gestalt verlieren,
Geht, los von Namen und Gestalt, der Weise
Ein in den göttlichen, den höchsten Allgeist." Mund. Up. IV, 2, 8.

Das selbstbewußte Sonderdasein im Leibe, hier durch „Namen und Gestalt" bezeichnet, muß also aufgelöst werden, damit der menschliche Geist im unbewußten, höchsten Allgeist die Erlösung finde, nach der sich die Weisen und Frommen sehnen. Dort ist dann natürlich vollkommene Ruhe und vollkommenes Wohlsein, da mit dem persönlichen Selbstbewußtsein auch alle Schmerzempfindung und alle weiteren Wanderungen der Seele aufhören:

„Nachdem ich in die Gottheit eingegangen,
Gleich ich dem kühlen See im heißen Sommer:
Ich bin im Frieden nun, bin im Erlöschen,
Einsam genieße ich vollkomm'nes Wohlsein." Mahabh. X, 177, 48.

Hier muß dann freilich nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß Auflösung in die unpersönliche Gottheit in Wahrheit keine Erlösung, sondern Vernichtung, kein wertvolles Gut, sondern der Verlust dessen ist, was uns als das Wertvollste im Wesen des Menschen tatsächlich gilt und gelten muß. Aber es darf in diesem Zusammenhang auch kräftig bezeugt werden, daß die Erlösung in Jesu Christo eben das ist, was auch der indische Geist seit alters und bis heute so vergeblich sucht: das ewige Leben in der Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott.

Wenn wir von der Erlösung reden, so erhebt sich in Indien immer von selbst die Frage nach dem Weg zur Erlösung, oder den Mitteln derselben. Der Ausdruck (mârga) bedeutet geradezu Religion; denn diese ist dem indischen Bewußtsein nichts anderes als der Weg zu Gott, das Mittel zur Erlösung. Der Brahmanismus nennt im allgemeinen drei Wege: den der Opfer, den der Weisheit und den der Frömmigkeit. Der Weg der Opferwerke kann als Anknüpfungspunkt nur insofern in Betracht kommen, als er einen Hinweis enthält auf das vollkommene Opfer, das Jesus in seinem Leben voll selbstverleugnender, dienender Liebe und in seinem gehorsamen, geduldigen Todesleiden gebracht, um uns die Erlösung zu erwerben. Der Weg der Frömmigkeit würde einen sehr willkommenen Anknüpfungspunkt bilden, wenn man diese Frömmigkeit (bhakti), die übrigens auch Gelübde und Pilgerfahrten in sich begreift, als Glauben deuten dürfte, wie manche europäische Gelehrte wollen. Aber ein berühmtes Werk, das der Beschreibung dieses Wegs gewidmet ist, erklärt: „In ihrer höchsten Form ist sie (die bhakti) persönliche Liebe zu Gott". (Çând Sutra 2.) Sie berührt sich daher mit dem biblischen Begriff der Liebe zu Gott viel eher als mit dem Glauben, welcher das Geschenk der Erlösung vertrauensvoll annimmt und sich aneignet. Die Anknüpfung muß daher jedenfalls mit der Berichtigung verbunden sein, daß erst auf Grund der im Glauben empfangenen Erlösung diese fromme, liebevolle Hingabe an Gott möglich sei. Was endlich den Weg der Weisheit oder der Erkenntnis betrifft, so wird er hinfällig mit dem Nachweis, daß die Erlösung nach dem Begriff des Brahmanismus den Bedürfnissen des Menschen nicht gerecht wird und im Grunde die Vernichtung bedeutet. Aber auch abgesehen davon heißt es eben von dieser Weisheit im Mahabharata:

„Nur wer Weisheit besitzt, kann sich dran laben,
Jedoch von Hunderten hat sie kaum Einer:
Nie wähne, daß sie vielen sich enthülle,
Kaum mag sich einzelnen ihr Sinn erschließen.“

Ein Weg zur Erlösung, der nur für ganz wenige Auserwählte gangbar, eine Erlösung, die nicht allen zugänglich ist, kann nicht von Gott, dem Schöpfer und Erbarmer aller, verordnet sein.

Wir sind am Schlusse. Wo immer wir das sittliche und religiöse Bewußtsein des indischen Volkes anfassen, überall bietet sich uns eine Fülle von Anknüpfungspunkten teils positiver, teils negativer Art. Aber freilich auch die positiven sind eben nur Anknüpfungspunkte für die Predigt des Evangeliums, nicht Beweise, auch nicht unmittelbar Bestätigungen der göttlichen Wahrheit. Diese muß sich vielmehr durch sich selbst den Herzen und Gewissen auch der Hindu empfehlen. Sie muß und kann auch die bedenklichen Irrtümer beseitigen und die bedenklichen Mängel mit göttlichem Reichtum ausfüllen, welche gerade die Untersuchung der Anknüpfungspunkte um so deutlicher hervortreten ließ.

Aus dem Leben eines Indianermissionars.

Es gibt Männer, die Außerordentliches leisten und für ihre Zeit von geschichtlicher Bedeutung sind, aber eben darum entweder keine Zeit oder keine Neigung haben, über ihr Wirken und Leben irgendwelche Aufzeichnungen zu machen. Dieses war auch bei Missionar Jakob Evans der Fall, über dessen Leben und Arbeit unter den Rothäuten wir im Nachfolgenden einige Mitteilungen machen möchten.

Obschon das Leben dieses Mannes voll der interessantesten Züge ist und eine Fülle von außergewöhnlichen Erlebnissen darbietet, hat er leider nur sehr wenige Berichte darüber hinterlassen; und doch hat er unstreitig zu den größten und erfolgreichsten Missionaren gehört, die je unter den Indianern des britischen Nordamerikas gewirkt haben. Wohl keiner ist so viel gereist in jenen weiten, öden Gebieten, wie er; keiner ist ihm gleichgekommen an brennendem Eifer für sein

rotes Volk, an Takt und Entschlossenheit in den gefahrvollsten Lagen, an Ausdauer bei den niederdrückendsten Verhältnissen, an Hoffnung und Glauben, der niemals wankte, und an Unermüdlichkeit in der Ausbreitung des Evangeliums unter den Indianern. Wollte man alle seine Erlebnisse auf den langen Missionsfahrten in den Wildnissen jener nordischen Gegenden ausführlich beschreiben, sie würden zu den interessantesten Partien der Missionsgeschichte gehören. Sein Arbeitsfeld kam an Größe fast einem halben Kontinente gleich, und über dieses ungeheure Gebiet hin reiste er während des Sommers im Birkenkahn, des Winters im Hundeschlitten. Vom Nordufer des Superior-Sees bis in die entlegenen Wildnisse hinter den Gewässern von Athabaska und den Sklaven-Seen, wo das Nordlicht strahlt, von den blumigen Prärien des Saskatschewan bis zu den unwirtlichen Gestaden der Hudson-Bai, von den schönen, fruchtbaren Gefilden des Red-Flusses bis zu den Abhängen des Felsengebirges — da überall hat dieser Missionar unverwischbare Spuren seines Wirkens hinterlassen. An so manchem Lagerfeuer und im einsamen Wigwam sitzen heute noch alte Indianer, deren Augen hell aufleuchten und die trotz aller angeborenen Schweigsamkeit beredt werden, sobald die Rede auf jenen seltenen Mann kommt, dessen Taten in der Nachwelt fortleben und der eine große Anzahl von jenen Kindern der Wildnis aus dem rohen Heidentum zum Glauben an Christum geführt hat.

Jakob Evans wurde im Jahr 1801 unfern der Seestadt Hull in England geboren. Sein Vater war ein Seemann und so lag es nahe, daß auch sein Sohn anfangs diesen Beruf im Auge hatte und ein Verlangen nach der See trug. Allein verschiedene herbe Erfahrungen brachten ihn wieder davon ab und er verstand sich dazu, statt dessen eine Knabenschule zu besuchen. Nach seiner Schulzeit trat er als Lehrling in ein Ladengeschäft ein und hatte während dieser Zeit Gelegenheit, einen weithin bekannten Erweckungsprediger aus Irland zu hören, dessen Worte einen solchen Eindruck auf ihn machten, daß er von da an sein Herz Gott ergab und ihm sein Leben weihte. Er wanderte hierauf nach Kanada aus und ließ sich hier unter den weißen Ansiedlern als Lehrer nieder. Einige Zeit darauf, währenddem er sich verheiratet zu haben scheint, nahm er einen Lehrerposten an der Indianerschule in Rice-Lake (am Nordufer des Ontario-Sees) an. Mit seinem wackern Weib lag er hier mit ganzer Seele seiner Arbeit an den armen vernachlässigten Indianern ob und betrachtete sie als seine Lebensaufgabe. Da er ein ausgezeichnetes Gedächtnis besaß, bemeisterte er die eigentümlichen Schwierigkeiten der Indianeridiome und sprach mehrere fließend. Er übersetzte Kirchenlieder und einzelne Teile der hl. Schrift in verschiedene Indianer-Dialekte und

aus Eisenblech, das die Indianer die „Lichtinsel" nannten wegen des blinkenden Widerscheins, den die Sonnenstrahlen an ihm hervorriefen, wenn es über die Gewässer dahinglitt. Auch war er ein unerschrockener Zeuge und ein feuriger Anwalt für die Beobachtung des Sonntags.

Letzteres brachte ihn bald in Konflikt mit der großen despotischen Pelzhandel-Kompagnie, die in jenen Gebieten mit unumschränkter Gewalt herrschte. Im Dienste dieser Handelsgesellschaft standen damals Tausende von Indianern, die die Waren, sowohl die Ballen mit dem Pelzwerk, als auch die Tauschwaren, hin und her beförderten. Die einzelnen Handelsposten lagen oft Hunderte von Meilen von einander entfernt und es war ein fortwährender Transport unter den schwierigsten Verhältnissen, meist auf Kanoes, die aber vielerorten wegen der Stromschnellen oder dazwischen liegender Landstrecken umgeladen und auf dem Rücken weitergeschleppt werden mußten. Mancher stämmige und wetterharte Mann erlag dabei den Strapazen und der Unbill der nordischen Stürme, oder er kam in den tückischen Stromschnellen um. Von einem Ruhetag wußte man nichts, bis die Missionare einen solchen den Indianern, die von ihren Arbeitgebern als Lasttiere behandelt wurden, zur heiligen Pflicht machten. Auch Evans bestand bei seinen christlichen Indianern darauf; aber als seine Christen damit Ernst machten, stießen sie bei den Beamten der Handelskompagnie auf den größten Widerstand. Vergeblich wies Evans nach, daß dem Handel daraus kein Schade erwachse, im Gegenteil, daß die christlichen Indianer, die den Sonntag heiligten und als Ruhetag benützten, weit besser und schneller arbeiteten, als die heidnischen Angestellten. Aber seine Vorstellungen wurden nur mit Haß und Verfolgung erwidert, und als Evans nicht nachgab, griff man zu dem gemeinen Mittel der Verleumdung. Die Anschuldigungen, die die Beamten der Kompagnie schließlich in der Heimat bei seinen Vorgesetzten erhoben, veranlaßten ihn, seinen Arbeitsposten für eine Zeitlang zu verlassen und seine Verleumder an Ort und Stelle zu widerlegen. Es gelang ihm dies in einer solchen Weise, daß nicht nur er selbst gerechtfertigt und seine Feinde beschämt dastanden, auch für die christlichen Indianer erstritt er das Recht, daß sie fortan in der Ausübung der Sonntagsheiligung unbehelligt blieben. Die Kompagnie hat es auch später selbst einsehen gelernt, daß die christlichen Bootsleute, die am Sonntag zu ruhen pflegen, zuverlässiger und besser arbeiten, als die heidnischen, die sich nicht daran kehren. Ueberhaupt verdankt man es dem damaligen festen, unerschrockenen Auftreten des Missionars, daß heute überall in den weiten Länderstrichen Nordkanadas der Sonntag so streng beobachtet wird.

Das größte Verdienst um die Indianer aber hat sich Evans durch die Erfindung einer Silbenschrift erworben, die ihnen das Lesenlernen und damit auch den Gebrauch der Bibel außerordentlich erleichtert. In seiner Arbeit unter den Kri-Indianern fand Evans je länger je mehr, daß es fast eine Unmöglichkeit war, dem roten Volk das Lesen beizubringen; denn erstlich zogen die Leute beständig von einem Jagdgebiet ins andere, sodaß das Gelernte bis zum nächsten Unterricht jedesmal vergessen war, und zweitens eignete sich die lateinische Buchstabenschrift in keiner Weise für die ungewöhnlich langen Worte der Indianersprache. So sann Evans Jahre lang darüber nach, wie sich dem Uebelstand abhelfen ließe. Er verfiel zuletzt auf den Gedanken, sich einer Silbenschrift zu bedienen und dadurch das Wortbild um ein Bedeutendes kürzer darzustellen. Durch Zusammenstellung von Kreisen, Dreiecken und Häkchen bildete er 36 verschiedene Schriftzeichen, von denen jedes eine ganze Silbe darstellt. Vermittelst dieser Silbenzeichen ließ sich die Kri-Sprache schriftlich bestimmen und bei einiger Uebung ohne alle Mühe lesen. Als er diese Erfindung zum Abschluß gebracht hatte, schrieb er einzelne Teile der heiligen Schrift in Kri in dieser Silbenschrift nieder und versuchte sie durch den Druck zu vervielfältigen. Der erste Versuch kostete ihm außerordentlich viel Mühe; denn bei der Entlegenheit seiner Station und mitten in der Einöde des Nordens fehlte es ihm an den nötigsten Hilfsmitteln. Doch er wußte sich zu helfen. Sorgfältig sammelte er das Staniol, womit die Theebüchsen der Pelzhändler ausgelegt waren, und schmolz es zu kleinen Bleiplatten. Dann schnitt er mit seinem Taschenmesser die Typen in diese Platten. Aus dem Ruß seines Kamins stellte er Druckerschwärze her und die dünnen Lagen der zähen Birkenrinde dienten ihm als Papier. Eine rohe Handpresse, die er sich mit unendlicher Mühe herzustellen wußte, bildete seinen Druckerapparat. Der Versuch gelang und mit nicht geringer Freude hielt Evans seinen ersten Druckbogen in den Händen. Nicht minder groß war aber auch das Erstaunen der Eingeborenen, die es gar nicht begreifen konnten, daß jetzt die Birkenrinde zu ihnen sprechen konnte. Als er darüber nach England an seine Gesellschaft berichtete, schickte ihm diese eine regelrechte Druckerpresse mit dem nötigen Bedarf von Typen und Papier.

Später hat dann die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft die Sache in die Hand genommen und die heilige Schrift in der Silbenschrift gedruckt. Jetzt bedienen sich alle Missionen, selbst die Katholiken, dieser Schrift als einer Erfindung von unschätzbarem Wert. Wie sehr sie die Erlernung des Lesens für jung und alt erleichtert, davon nur ein Beispiel. Missionar Young, dem wir auch vorstehende

Mitteilungen verdanken, erzählt, wie er auf seinen Missionsreisen je und je Indianerfamilien angetroffen und die Leute in wenigen Stunden bis zu einem gewissen Grad lesen gelehrt habe. Und zwar ging die Sache sehr einfach vor sich. Er nahm einen Stock vom Herdfeuer, dessen Ende angekohlt war, und malte damit die Silbenzeichen auf die nahen Felsenwände. Dann erklärte er sie den Anwesenden und erteilte ihnen den ersten Unterricht im Lesen. Nachdem sie einige Sicherheit darin erlangt hatten, reichte er ihnen einige Bibelteile, schlug das erste Kapitel von 1. Mose auf, und siehe da — sie konnten, wenn auch langsam und etwas unsicher, die Schöpfungsgeschichte lesen. Als Lord Dufferin im Jahr 1878 mit der Erfindung der Silbenschrift bekannt wurde, tat er den bezeichnenden Ausspruch: „Manchem ausgezeichneten Manne ist die große Ehre widerfahren, in der Westminster-Abtei beigesetzt zu werden, dessen Verdienste bei weitem nicht an die des Erfinders der Silbenschrift reichen."

Das Leben dieses hervorragenden Indianermissionars verlief aber auch nicht ohne schwere Prüfungen. Die äußeren Mühsale seines entbehrungreichen Berufs kamen bei ihm zwar nicht in Betracht. Er wußte, in wessen Dienst er stand, aber sein Kampf gegen die Trunksucht und Laster der heidnischen Indianer, die Widerwärtigkeiten mit den weißen Händlern, die ihn verfolgten, haßten und verleumdeten, und die zudem einen demoralisierenden Einfluß auf die Rothäute ausübten, das alles bereitete ihm viel Not und Anfechtung. Der schwerste Schlag aber, der ihn traf und wohl auch seine Lebenstage kürzte, war ein überaus trauriger Unfall, der ihm begegnete. Dadurch, daß ihm sein Gewehr aus Versehen losging, hatte er das Unglück, seinen treuen eingeborenen Gehilfen zu erschießen. Dieser Unglücksfall beugte ihn tief. Er konnte ihn bis an sein Ende nicht verwinden. In seinem Schmerz über den verunglückten Gefährten begab er sich zu dessen Familie und stellte sich ihr zur Verfügung, gleichviel ob sie sein Blut fordern würde oder nicht. Die Eltern waren Heiden und sie waren anfangs willens, Blutrache an ihm zu nehmen, aber nach einer Ratssitzung von drei Tagen beschlossen sie, den Missionar an Stelle des gefallenen Sohnes in ihre Familie aufzunehmen. Und Evans hat sich von Stund an als ein fürsorglicher Sohn erwiesen. So viel es in seinen Kräften stand, hat er für die alten Eltern seines verunglückten Gehilfen gesorgt, so lange er lebte. Aber er hat jenen Unfall, der an seinem wunden Herzen zehrte, nicht lange überlebt. Eines Nachts, nachdem er noch in erschütternder Weise an einer großen Missionsversammlung geredet hatte, stand sein Herz still. Er war erst 46 Jahre alt, als er seine gesegnete Laufbahn beschloß.

Die aufständische Bewegung in Marokko.

Ueber den Anfang und die Ursachen der Unruhen in Marokko, die noch immer nicht ihr Ende gefunden haben, schreibt Missionar Georg Reed aus Mequinez in der Missionary Review:

Die gegenwärtigen Unruhen in Marokko haben nicht nur ein Interesse für den Politiker unserer Tage, sondern auch für jeden Freund von persönlicher Freiheit und Volkswohlfahrt, besonders aber auch für jeden, dem das Reich Gottes am Herzen liegt. Denn die Bewegung, die zur Zeit verschiedene Berberstämme ergriffen hat und sich fast durch das ganze Land geltend macht, ist hervorgerufen durch die Maßregeln des jungen, fortschrittlich gesinnten Herrschers, der bis zu einem gewissen Grade zeitgemäße Neuerungen einführen möchte, und zwar unter einem Volk, das noch ganz unter dem Banne einer tausendjährigen Vergangenheit lebt und darin verharren möchte.

Noch ehe der letzte Sultan Mulai El Hassan im Jahre 1894 starb, hatte er seinen damals erst sechzehnjährigen Lieblingssohn Mulai' Abd el-' Aziz als seinen Nachfolger auf dem Thron bezeichnet. Der Jüngling war der Sohn der Lieblingsfrau des Sultans, einer schönen und gebildeten Tscherkessin, auf dessen Erziehung der Vater die größte Sorgfalt verwendet hatte. Aber daß sich der Sohn eines ausschweifenden Lebens enthielt und vom Fanatismus seiner Brüder und der maurischen Jugend frei blieb, das ist hauptsächlich auf den Einfluß seiner Mutter zurückzuführen, die bis an ihren Tod, der im Jahr 1902 erfolgte, höchst günstig auf ihren Sohn eingewirkt hat.

Fünf Jahre lang lag die Regierung zunächst in den Händen des Groß-Veziers, der das Land mit kräftigem Arm regierte. Als derselbe vor ca. drei Jahren starb, fiel die ganze Verantwortlichkeit der Regierung auf die Schultern des unerfahrenen jungen Mannes. Die Aufgabe, die ihm gestellt war, war keine leichte. Denn auf der einen Seite war etwa die Hälfte der acht Millionen Bevölkerung seit Menschengedenken noch gar nicht unterworfen und befand sich im Zustande der Anarchie, sodaß die unter ihnen herrschenden rechtlosen Verhältnisse die Regierung beständig in ernstliche Verwicklungen mit europäischen Mächten zu bringen drohten; die übrige Hälfte der Bevölkerung aber wurde nur durch Furcht in Unterwürfigkeit darniedergehalten. Alle aber waren von tiefem Widerwillen erfüllt gegen jede Neuerung, jeden Fortschritt. Anderseits standen dem Staat verschiedene auswärtige „Mächte“ gegenüber mit einem großen Budget

von unerledigten Forderungen. Gestützt auf dieses trachteten sie alle, sich in die Angelegenheiten Marokkos zu mischen und ihm die Segnungen europäischer Zivilisation zu übermitteln.

Zu alledem schwebte noch die dunkle Wolke der algerischen Grenzfrage über der Regierung und drohte zum politischen Sturm, wenn nicht zum vernichtenden Orkan zu werden. Die Grenze zwischen Marokko und dem französischen Algerien harrte seit Jahren ihrer Regulierung und jeder Versuch, die Sache endgültig zu ordnen, führte zu keinem befriedigenden Ergebnis. Schließlich taten die Franzosen einen kühnen Schritt vorwärts und nahmen die Oase Tuat ohne weiteres in Besitz, obschon sie im Jahr 1845 die Oberhoheit Marokkos über dieselbe anerkannt hatten. Aber was die Franzosen damals für einen wertlosen, entlegenen Wüstenfleck gehalten hatten, das erkannten sie jetzt als einen wertvollen Besitz, da die Oase einen wichtigen Stützpunkt für ihre Eisenbahnlinie zwischen Algier und dem Senegal abgab. Die fanatischen Stämme der Sahara waren darüber höchst aufgebracht. Nur mit der größten Schwierigkeit konnte sie der Sultan davon abhalten, die Franzosen anzugreifen; wußte er doch zu gut, daß ihm ein feindliches Vorgehen der Stämme verhängnisvoll werden könnte. Alles, was er tun konnte, war, daß er gegen die Handlungsweise Frankreichs protestierte und zugleich an die übrigen Mächte appellierte; aber beides war vergeblich.

Etwa um dieselbe Zeit schickte der Sultan zwei seiner Veziere nach England, um König Eduard zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen. Der eigentliche Grund war wohl aber ohne Zweifel der, Englands Rat und Beistand in den schwebenden Fragen zu erbitten. Wußte man doch, daß es England wegen seiner Stellung im mittelländischen Meer nicht gleichgültig sein kann, welchen Lauf die Dinge in Marokko nehmen. Die marokkanische Gesandtschaft wurde deshalb in London aufs freundlichste aufgenommen und man nimmt allgemein an, daß der Sultan die bestimmte Zusicherung erhielt, es liege Großbritannien alles daran, daß die Unabhängigkeit und der Territorialbesitz Marokkos auch in Zukunft gewahrt bleibe. Doch gab man dem Sultan auch zu verstehen, daß die bisherige Mißwirtschaft und das Unterdrückungssystem der Regierung, sowie die fanatische Fernhaltung aller zivilisierten Verhältnisse und Ideen auf die Länge nicht fortdauern könne.

Das scheint auch der Sultan eingesehen zu haben, denn er legte eine gewisse Vorliebe für ausländische Verhältnisse an den Tag und ein Missionar der südlichen Marokko-Mission war monatelang fast sein täglicher Umgang. Er übernahm auch sofort die Rolle eines Reformators und führte verschiedene nennenswerte Neuerungen ein,

so z. B. eine bessere Besoldung der Truppen, ihre gründlichere Ausrüstung und Ausbildung. Ebenso ließ er ein gerechteres Steuersystem an die Stelle der früheren Bedrückung und Aussaugung treten und führte insofern eine bessere Rechtspflege ein, als die Richterstellen nicht mehr dem Meistbietenden übertragen wurden. Ingenieure wurden angestellt, die die bisherigen Maultierpfade im Lande zu regelrechten Straßen umwandeln sollten; elektrisches Licht wurde im Palaste eingerichtet, und als der Sultan im Januar 1902 in Fez einzog, hatte er ein ansehnliches Gefolge von Ausländern, hauptsächlich Engländern, um sich vereinigt. Täglich verkehrte er mit einzelnen derselben in höchst intimer und freier Weise, unterhielt sich mit ihnen über europäische Einrichtungen, Erfindungen und Gebräuche. Das meiste Vergnügen aber bereitete ihm ein Automobil. Zu gleicher Zeit erhielt er das Material zu einer Eisenbahn, das mit großen Kosten von der Küste nach Fez transportiert wurde.

So wurden allerhand Neuerungen eingeführt und es schien sich ein großer Umschwung im Lande anzubahnen. Aber während die Mauren im allgemeinen alle diese Vorgänge mit schlecht verhaltenem Mißfallen betrachteten, gaben die wilden Berberstämme in der Nähe von Mequinez ihren Unwillen in ganz offener Weise kund. Seit mehreren Menschenaltern hatten sie sich entschieden geweigert, irgendwelche Steuern zu entrichten, und sie fanden natürlich jetzt keinen Geschmack daran, daß dieses neue, fremde System bei ihnen mit Gewalt eingeführt werde, das sich, wie sie meinten, nirgends im Koran finde. Auch die Eisenbahn war ihnen gleicherweise zuwider und zugleich ein Gegenstand des Schreckens. Als eine Straße ausgesteckt wurde, die sie für eine Eisenbahnlinie hielten, und die roten und weißen Signalflaggen der Ingenieure erblickten, betrachteten sie dieselben für Fähnchen der Fremden, die damit die Oberhoheit über ihr Gebiet beanspruchten. Sofort brachen Unruhen aus, Marktplätze wurden geplündert und Reisende ausgeraubt, gegenseitige Raubzüge fanden statt und Dörfer wurden niedergebrannt. Doch kam es zu keinem gemeinsamen Zusammenschluß der benachbarten Stämme, noch konnten sie ihre Absicht ausführen, den fanatischen und fremdenfeindlichen Bruder des Sultans Mulai Mohammed, der in Mequinez gewissermaßen als Gefangener festgehalten wurde, als Gegenherrscher auszurufen. Ueberhaupt ist es fraglich, ob derselbe gesonnen war, sich an die Spitze der Revolte zu stellen. Demzufolge kam es bei diesen Unruhen zu nichts weiter als zu einem allgemeinen Zustand der Anarchie in jener Gegend.

Aber während der Sultan mit großer Truppenmacht gegen diese Stämme losmarschierte, erhoben sich die starken Bergstämme im Osten

von Fez und scharten sich um einen Verwandten des Sultans, der als Prätendent auftrat und zum heiligen Kriege aufrief. Das kleine Truppenkontingent, das der Sultan gegen sie ausschickte, wurde geschlagen und zersprengt. Die Bekämpfung der Rebellen war um so schwieriger, als der Distrikt, wo der Aufstand seinen Herd hat, ein ganz unfruchtbares und gebirgiges Gebiet ist. Die Rebellen können sich daher leicht in die schwer zugänglichen Schluchten des Atlasgebirges zurückziehen.

In Verbindung mit diesen Wirren steht die Ermordung des Missionars Cooper, der am 17. Oktober 1902 dem Fanatismus eines sogenannten Scherifs zum Opfer fiel. Dieser war nach Fez gekommen mit der bestimmten Absicht, den ersten besten Ausländer, der ihm in den Weg kommen würde, zu ermorden. Der Unglückliche war der genannte Missionar, der ihm in einer der Hauptstraßen der Stadt begegnete und von dem Fanatiker ohne weiteres niedergeschossen wurde. Der Mörder floh darauf in das Heiligtum einer Moschee und hielt sich hier nach dem Herkommen für sicher. Aber der Sultan ließ den Mann ergreifen und ohne alle Umstände erschießen. Die Bedeutung einer solchen, gegen das Gefühl der Mohammedaner verstoßenden Handlung läßt sich nur ermessen, wenn man weiß, wie unantastbar die Heiligkeit eines solchen Zufluchtsortes von den Mohammedanern angesehen wird und in wie hohem Ansehen ein Scherif als direkter Nachkomme Mohammeds in den Augen der Menge steht.

Der Aufstand beschränkte sich anfangs auf vier oder fünf größere Bergstämme, die der Regierung überhaupt nie Gehorsam geleistet haben. Die übrigen Berberstämme des Gebirges verhielten sich noch ruhig. Die Stämme in der Ebene aber blieben vorderhand loyal aus Furcht. Wie aber inzwischen aus den Zeitungen bekannt geworden ist, breitete sich später der Aufstand noch weiter aus und der Prätendent konnte es sogar wagen, gegen Fez zu marschieren, in dessen Nähe es zwischen den beiden Heeren zum Entscheidungskampf kam. Ob der Prätendent dabei umgekommen, oder ob er durch die Flucht entkommen ist, darüber lauten die Nachrichten verschieden. Wie dem auch sei, zu wünschen ist nur, daß der Sultan wieder Herr der Lage wird und die aufrührerischen Stämme zum Gehorsam gezwungen werden. Aber freilich ihre Loyalität wird sich auch in Zukunft nach der Stellung richten, die der Sultan dem Islam gegenüber einnimmt. Seine geplanten Reformen aber, seine Vorliebe für die verhaßten Ausländer und seine Absichten, ihre bezaubernden Erfindungen einzuführen, sind so dem Geist des Islam zuwider, daß sie selbst die Stämme, die bis jetzt loyal gewesen sind, gegen ihn einnehmen. So sieht sich der Sultan in seinem Bestreben, seinem

Land und Volk zu besseren Verhältnissen zu verhelfen, allein gestellt und er findet selbst bei seinen Vezieren kein Verständnis und kein Entgegenkommen für seine gutgemeinten Maßregeln.

Wie wird sich nun wohl die Zukunft für dieses, den christlichen Ländern Europas so nahe gelegene Marokko gestalten? Es ist schwer, dieselbe vorauszusagen. Sehr wahrscheinlich wird es schließlich doch dazu kommen, daß eine fremde Macht die Kontrolle über Marokko ausüben wird. Denn es ist sehr fraglich, ob es dem Sultan bei seiner Jugend und dem Widerstand seines Volkes gelingen wird, die nötigen Reformen im Lande durchzuführen, und ob dies nun geschieht oder nicht, in jedem Fall wird er sich auf eine auswärtige Macht stützen müssen oder aber wird eine der Mächte, wenn alles beim alten bleibt und die verrotteten Zustände des Landes Handel und Wandel unterbinden, über kurz oder lang einschreiten und den gesetzeslosen Verhältnissen ein Ende machen.

Von der politischen Zukunft Marokkos wird aber auch das Schicksal der dortigen evangelischen Mission abhängen. Von deren Bestand und Betrieb berichtet derselbe Missionar Reed in einer anderen Nummer der Missionary Review. Der moralische Stand der Dinge, schreibt er, ist in Marokko ebenso schlimm und verrottet, wie der politische, denn der Islam fördert jegliche schlechte Neigung. Vielweiberei, Konkubinat und beliebige Verstoßung der Frau sind ja durch den Koran sanktioniert und Prostitution ist die natürliche Folge. Die Sodomiterei ist ganz allgemein und wird für keine Schande angesehen. Die Verehrung von Heiligen hat zum eigentlichen Götzendienst geführt, der Ton der Unterhaltung ist in allen Klassen der Gesellschaft äußerst schmutzig und gemein, Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe geradezu unbekannt.

Die Stellung der maurischen Bevölkerung zum Evangelium ist dieselbe wie überall bei den Mohammedanern. Ihnen gilt nur der Koran als absolute Wahrheit und sie schreiben sich die alleinige Gotteserkenntnis zu. Auf die Christen sehen sie als auf „Ungläubige" mit der größten Verachtung herab und es ist deshalb für den Ausländer nicht leicht, Zutritt zu den Teilen des Landes zu erhalten, die nicht unter der Herrschaft der Regierung stehen. Wo dagegen die Behörden ihr Ansehen geltend machen, da reist man auch verhältnismäßig sicher. Der Mission und ihrer Tätigkeit legen die Behörden nichts in den Weg, einesteils aus Furcht vor den auswärtigen Mächten, andernteils wohl auch deswegen, weil sie dieselbe nicht der Beachtung wert halten. Dagegen würde die Bekehrung und das offene Bekenntnis einer größeren Anzahl von Uebergetretenen ohne Zweifel Missionaren und Konvertiten bittere Verfolgung zuziehen.

Im Jahr 1900 standen daselbst folgende Gesellschaften in der Arbeit: die Londoner Juden-Missionsgesellschaft (seit 1875) mit einem verheirateten Missionar und einem eingeborenen Gehilfen; die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft mit einem verheirateten Arbeiter und drei Gehilfen; die Nordafrikanische Missionsgesellschaft (seit 1883) mit 9 Missionaren, 7 Missionarsfrauen, 21 unverheirateten Missionarinnen und 13 Gehilfen; die Zahl ihrer Stationen betrug 6. Ferner: die Zentral-Marokkomission (seit 1886) mit 2 verheirateten Arbeitern auf einer Station; die südliche Marokkomission (seit 1888) mit 8 Missionaren, 6 Missionarsfrauen, 5 unverheirateten Missionarinnen auf 4 Stationen; die Mildmay-Judenmission (seit 1889) mit 2 Missionaren und 1 unverheirateten Missionarin auf einer Station; die amerikanische Gospel Union (seit 1894) mit 8 Missionaren, 4 Missionarsfrauen und 1 unverheirateten Missionarin auf 4 Stationen. Schließlich ist noch ein Freimissionar zu nennen. Zusammen: 32 Missionare, 21 Missionarsfrauen, 28 Missionarinnen und 17 Nationalgehilfen; 18 Stationen.

Was die Mission und ihren Betrieb im allgemeinen betrifft, so unterhält dieselbe in Marokko zwei gut ausgestattete Hospitäler für Männer und eins für Frauen. In jedem derselben werden jährlich einige hundert Patienten aufgenommen und verpflegt. Außerdem werden auf den meisten Stationen Medizinen an Hilfesuchende verabreicht. In einigen Städten sind Unterrichtsklassen für Knaben und Mädchen eröffnet worden und in Tanger existiert ein Industrieheim für Waisenknaben; aber das letztere hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Auf zwei Stationen versucht man, maurischen Reisenden, denen man freies Nachtquartier gewährt, des Abends das Evangelium zu verkündigen. Solcher Gäste sind es an manchen Abenden gegen 40, oft aus ganz entlegenen Distrikten und von unerreichbaren Stämmen. Sonst werden keine öffentlichen Gottesdienste gehalten, doch werden da und dort mit aller Vorsicht Unterredungen auf den Straßen und Märkten angeknüpft. Aber meist sammelt sich bei solcher Gelegenheit sogleich ein Haufe Volks, es entsteht Unruhe und der Missionar muß entweder weitergehen oder die Leute werden von irgendeinem Uebelwollenden auseinander gescheucht. Hie und da hat der Missionar die Freude, zu einer still lauschenden Gruppe ungestört reden zu dürfen, aber im ganzen geht es meist stürmisch zu. Dagegen haben die Missionarinnen mancherorten ohne Schwierigkeit, meist mit Hilfe ihrer medizinischen Kenntnisse, Zugang zu den maurischen Frauengemächern gefunden. Auch die Reisepredigt unter den Beduinen kann bis zu einem gewissen Grade ausgeführt werden. Am nachdrücklichsten wird

die Verbreitung von christlichen Schriften durch europäische und einheimische Kolporteure betrieben. Aber der Schriftenverkauf geht nicht sehr stark; nur die Juden, deren man etwa 300 000 in Marokko zählt und die von den Mohammedanern mit großer Verachtung behandelt werden, kaufen häufig die Schriften des Alten Testaments.

Was bis jetzt von der Mission für Marokko geschieht, ist im ganzen wenig. Selbst von den zugänglichen Gebieten des Landes ist der dritte Teil von ihr noch ganz unberührt. Das weite Bergland des Innern aber, das von den Berberstämmen bewohnt wird und die man für Nachkommen der Philister oder Kanaaniter hält, ist bis jetzt der Mission noch gänzlich verschlossen. Im Jahr 1897 versuchten es zwar zwei Missionare, von Fez aus nach Oujda (im Osten) vorzudringen, aber sie waren kaum zehn bis zwölf Wegstunden weit gekommen, als sie ausgeplündert und gefangen genommen wurden. Vier Tage hielt man sie fest und beriet, was man mit ihnen anfangen sollte, bis sie durch einen freundlichgesinnten Eingeborenen wieder nach Fez zurückgebracht wurden. In vereinzelten Fällen haben Berber den einen oder andern Missionsarzt ein kurzes Stück weit mit in ihre Berge hineingenommen, damit er ihre Kranken oder Verwundeten behandelte. Von den Missionaren versteht keiner ihre Sprache, noch die der Sheluh, die ihre Sitze im mittleren Marokko haben und zu den unabhängigsten Stämmen gehören. Auch unter den Sus-Stämmen, die die südwestlichen Ebenen bewohnen, arbeitet noch kein Missionar, obschon man angefangen hat, einzelne Teile der hl. Schrift in ihre Sprache zu übersetzen. Also das ganze Berbervolk, das man in Marokko auf ca. 3 bis 4 Millionen schätzt, steht noch ganz außerhalb des christlichen Einflusses und ist auch äußerlich nicht einmal zu erreichen, nicht wegen der Beschaffenheit seines Landes, sondern nur infolge seiner Wildheit und seines Fanatismus.

Ein großes Hindernis für die Missionsarbeit unter der arabischsprechenden Bevölkerung Marokkos ist der Umstand, daß verhältnismäßig wenige das Arabisch der Bibel verstehen. Zwar ist das klassische Arabisch, in das die Bibel übersetzt ist, Religionssprache, aber es ist nicht Umgangssprache. Die meisten Männer und die Frauen fast durchgängig können weder lesen, noch verstehen sie jenes Arabisch, da sie sich im täglichen Umgang eines leichteren arabischen Dialekts bedienen. Man hat deswegen einen kleinen Anfang mit der Uebertragung der hl. Schrift in diese arabische Verkehrssprache gemacht. Aber bis jetzt ist erst eins der vier Evangelien druckfertig; andere Teile der hl. Schrift sind noch in der Arbeit.

Und nun noch ein kurzes Wort über die Ergebnisse der Missionsarbeit in Marokko. Vor allem — und das ist nicht zu unter-

schätzen — hat das Dasein und die Tätigkeit der Missionare im Verkehr mit der Bevölkerung manches Vorurteil beseitigt. Aber direkte Erfolge, wie sie eine Mission anstrebt und die sich durch Bekehrung und Uebertritte von Eingeborenen kundgeben, sind wenig zu verzeichnen. Zwar sind einige wenige Uebertritte zum Christentum erfolgt, aber sie sind zum Teil auf äußere Gründe zurückzuführen. Andere haben um ihres Glaubens willen manches erleiden müssen, aber ein offenes Bekenntnis für Christum zieht unfehlbar Verfolgung und Tod nach sich. Auch hält es überaus schwer, die Aufrichtigen von den Unlautern zu unterscheiden, da die Mohammedaner sehr fromm zu schwätzen verstehen und sehr wohl wissen, welch äußerer Vorteil ihnen aus der Verbindung mit den Ausländern erwächst. Dessenungeachtet ist nicht daran zu zweifeln, daß es unter den Uebergetretenen einige wirklich Bekehrte gibt und es ist zu hoffen, daß sich auch unter den gegenwärtigen Wahrheitssuchern aufrichtige Seelen befinden.

Abgesehen von der Arbeit unter den Mohammedanern ist das Augenmerk der Mission auch auf die jüdische Bevölkerung gerichtet, und es haben sich zu dem Zwecke zwei Missionarinnen in Tanger niedergelassen. Auch haben zwei Missionare im letzten Jahr eine Rundreise in alle marokkanischen Städte gemacht. Die Arbeit in dieser Richtung ist nicht ohne Erfolg, besonders unter den spanischen Juden in Tanger und Tetuan, und hat weit mehr Aussicht als unter der mohammedanischen Bevölkerung.

Die Zukunft Marokkos mit seiner fanatischen Bevölkerung und seinen ungeordneten Verhältnissen liegt sehr im Dunkel und von einer erfolgreichen Missionstätigkeit kann zur Zeit nicht die Rede sein. Wenn sich trotzdem eine kleine Schar Missionsarbeiter unter so ungünstigen Verhältnissen für ihren Herrn abmüht, so verdient sie unsere Hochachtung und Teilnahme; aber Gottes Stunde muß auch hier abgewartet werden. Und diese wird schlagen, wann es ihm gefällt.

Ein Blick auf die chinesische Provinz Yünnan.

Die Provinz Yünnan bildet den südwestlichsten Teil des großen chinesischen Reichs, zu dem sie etwa seit dem Jahre 1259 gehört. Vor diesem Zeitpunkt stand sie Jahrhunderte lang unter der Herrschaft eingeborner Fürsten, die nach den ältesten Nachrichten von Hindus abstammten und durch den ersten Kaiser der mongolischen Dynastie ihren Thron verloren. Zwar versuchten sie

in einem Aufstand im Jahr 1373 ihre Herrschaft wieder aufzurichten, aber die Rebellion wurde unterdrückt.

Aus der neueren Zeit war es eine Erhebung der Mohammedaner, die vor etwa 30 Jahren das Land verheerte und ein furchtbares Blutvergießen in demselben anrichtete. Die Ruinen, die man noch heute allenthalben fast in jeder Gegend der Provinz antrifft, lassen darauf schließen, daß es ein furchtbarer und anhaltender Kampf war, der daselbst wütete. Viele Tausende und Abertausende von Menschen gingen dabei zu Grunde und noch jetzt hat die Provinz außer der Hauptstadt Yünnan Fu ihre ehemalige Wohlhabenheit nicht mehr wiedererlangt.

Das Land ist sehr gebirgig, besonders im Westen und Norden. In den tief eingeschnittenen Tälern fließen im Norden die Quellengewässer des Yangtsekiang, im Westen und Süden die des Mekong und Salwen. An Mineralien finden sich reiche Lager von Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Zinn, aber der Bergbau wird von den Chinesen, denen es an den richtigen Maschinen fehlt, nicht rationell betrieben. In der Mitte der Provinz ziehen sich weite Hochebenen hin, auf denen die wichtigsten Städte in einer Höhe von 6000 bis 7000 Fuß über dem Meeresspiegel liegen. Das Klima ist infolge dessen hier ziemlich gleichmäßig. Weder erreicht die Hitze einen bedeutenden Grad, noch ist die Kälte besonders stark. Selten fällt Schnee auf den Ebenen und von Oktober bis Juni ist das Wetter meist sonnig und trocken. Die zahlreichen Flußläufe werden dazu benützt, um das Land zu bewässern, und Kanäle führen aus den Seen dem größten Teile der Hochebene das nötige Wasser zu. Gewöhnlich tritt im Juni die Regenzeit ein und hält dann an bis in den September hinein. In derselben Zeit wird der Reis in den Feldern gepflanzt und im Oktober geerntet. Tritt dann die trockene Zeit, der sogenannte Winter ein, so werden Mohn, Weizen und verschiedene Arten von Bohnen kultiviert.

Obschon das Klima im ganzen sehr angenehm ist, so kommt doch überall das Malaria- und Wechselfieber vor, besonders während der Regenzeit. Auch ist in Yünnan die Pest heimisch, die jedes Jahr regelmäßig im Süden des Landes auftritt. Sie sucht dabei eine Stadt nach der andern heim und rafft Hunderte von Eingeborenen hinweg. Doch scheinen Europäer von ihr verschont zu bleiben. Die Malariafieber treten besonders während der Regenzeit in den Flußniederungen in höchst gefährlicher Form auf und raffen viele Eingeborene hinweg.

Der größte Fluch der Provinz aber ist das Opium, wovon bedeutende Quantitäten nach Kanton ausgeführt werden. Aber auch

in der Provinz selber findet ein bedeutender Umsatz für den eigenen Gebrauch statt. Zu Zeiten kann man Handelskarawanen von 300 Personen antreffen, deren Packtiere mit Opium beladen sind und die auf den verschiedenen Heerstraßen nach Kuangsi und Kanton dahinziehen. Im Jahr 1897 wurden allein im westlichen Yünnan ca. 10 Millionen Unzen Opium gewonnen. Allenthalben kann man dieses verderbliche Gift erhalten und es wird oft bei den geringsten Anlässen dazu benützt, um Selbstmord zu begehen. So wurden die Missionare während der ersten fünfzehn Monate, die sie in der Hauptstadt zubrachten, in nicht weniger als 243 Fällen, bei denen es sich um Selbstmordversuche handelte, zu Hilfe gerufen. 173 kamen hievon auf Weiber und Mädchen. Davon wurden 109 Leben gerettet, bei 59 blieb der Erfolg zweifelhaft, die übrigen 46 waren nicht mehr zu retten, da die Hilfe zu spät kam. Etwa 90 Prozent der Männer sind dem Opiumgenuß ergeben und selbst von den Frauen sind viele dem Laster verfallen.

Die Bewohner des Landes liegen meist dem Landbau ob, sind aber von weniger lebhaftem Temperament als die der Provinz Sez-tschuen. Außer der chinesischen Bevölkerung leben aber auch noch ungefähr 50 verschiedene Urstämme in der Provinz. Jeder dieser Volksstämme hat seine eigene Sprache und Mundart und mancher sogar seine besondere Schrift. Auch in der Kleidung unterscheiden sie sich von den Chinesen, besonders im Süden und Westen. In Tali Fu trifft man auch in gewissen Jahreszeiten Tibeter, denen man hier mit dem Evangelium nahe kommen kann.

Die Provinz wurde zuerst von dem China Inland Missionar J. MacCarthy bereist, als sich derselbe im Jahr 1877 auf dem Wege nach Barma befand.

Zwar hatten die Missionare Stevenson und Dr. Soltau schon das Jahr zuvor von Barma aus die Grenze zu überschreiten gesucht, aber es wurde ihnen damals von den Behörden untersagt. Allein ein zweiter Versuch hatte mehr Erfolg. Es wurde dann im Jahr 1881 von Miss. Clark die erste Station in Tali Fu gegründet und im Jahr darauf eine solche in der Hauptstadt. Diese beiden Stationen sind seitdem von der China Inland Mission besetzt geblieben, während die Missionare eines Zweigvereins, der Bible Christian Mission, die Distrikte von Tschao-tong Fu und Tong-tschuan Fu seit 1887 und 1891 bearbeiten.

Die Provinz Yünnan hat sich bis jetzt wie der Nordwesten von Kansu als ein sehr harter, unfruchtbarer Boden erwiesen, auf dem die Missionsarbeit von mehr als 20 Jahren sehr wenig Frucht gezeitigt hat. Doch hat die Bewegung, die sich in der Provinz Sez-

tschuen neuerdings zu Gunsten des Christentums bemerklich macht, auch weiterhin fortgepflanzt und die Kreise des östlichen Yünnan berührt, sodaß die Missionare der „Bibelchristen“ eine große Anzahl von Wahrheitssuchern in ihrem Bezirk haben. Besonders ist dies der Fall auf der Station Kuhtsing, wo eine Anzahl von Leuten ihre Götzen verbrannt haben und in christlichem Unterricht stehen. Doch sind das alles erst schwache Anfänge von dem, was die Missionare noch in größerem und umfangreicherem Maße von Gott erbitten.

Missions-Zeitung.

Ein entthrontes Götzenbild. Im Missionshaus zu Leipzig befindet sich seit kurzem ein großes, aus einem Granitblock gemeißeltes Götzenbild aus Indien, über dessen Schicksale Missionar Kabis schreibt:

In dem zur Station Triwallur gehörenden Dorfe Kanachawallipuram, dessen ganze Flur jetzt der Leipziger Mission gehört, wurde mir am 20. November 1900 ein Götzenbild ausgeliefert, das den vierhändigen Gott Wischnu darstellt mit seiner Gattin Latschmi, der Göttin des Glücks und der Schönheit, auf dem Schoße. Die in hoher Verehrung stehende Latschmi war die Schutzgöttin des Dorfes gewesen. Bei seinem Transporte nach Madras mußte ich aber recht sehen, wie der Götzendienst den Hindus in Fleisch und Blut übergegangen ist. Unsere Christen hatten das Götzenbild ohne alle Scheu schnell in meinen Ochsenwagen gehoben und es diente mir hier als bequeme Bank. Als ich aber auf dem Bahnhof angekommen war und die heidnischen Packträger es umladen sollten, wollten sie aus abergläubischer Furcht nicht Hand anlegen, und erst eine Extrabelohnung vermochte sie, den Götzen in den Bahnhofraum zur Wage zu schleppen. Der Beamte erschrak, als er plötzlich den Wischnu auf der Wage erblickte und grüßte ihn ehrerbietig in anbetender Stellung, ebenso der Unterbeamte, der wohl oder übel den Götzen wiegen mußte und mir die Bescheinigung einhändigte, daß er gerade 200 Pfund schwer sei. Viele Neugierige umringten mich und den Götzen und bestürmten mich mit Fragen, wie ich zu dem schönen Götzenbilde gekommen wäre. Als ich ihnen erzählte, daß der Götze in Kanachawallipuram gestanden, aber keine Anbeter mehr gefunden habe, da die Bewohner dort alle Christen geworden seien, schüttelte mancher

voll Bedauern und Mitleid den Kopf, und der eine und andere grüßte ihn anbetend zum Abschied. Ein reicher Kaufmann trat heran und bat mich, ihm den schönen Gott für 50 Rupien abzutreten. Mir würde sein Transport nur Unglück bringen, ihm aber Glück, wenn er ihm wieder zu einem Tempel verhülfe. Je mehr Reisende sich auf dem Bahnhofssteig versammelten, desto mehr Neugierige drängten sich um mich. Ich unterließ es nicht, angesichts des Götzen, von Menschenhänden gemacht, die Leute auf Gott im Himmel hinzuweisen. Die Aufregung der Heiden wurde aber immer größer, sodaß ich schließlich froh war, als der Zug mich und den Götzen nach Madras entführte.

In Madras freilich warteten meiner wieder ähnliche Schwierigkeiten, aber schließlich brachte ich doch das Götzenbild glücklich heim. In meiner Studierstube fand es seine Aufstellung, bis mich einige Monate später ein deutscher Kapitän aus Hamburg besuchte, der sich bereit erklärte, es auf seinem Frachtdampfer mit nach Deutschland zu nehmen, falls ich es auf sein Schiff brächte. Tags darauf brachten es meine Leute auf einem Handkarren zum Hafen, aber die abergläubischen heidnischen Bootsleute machten nun wieder Schwierigkeiten, es auf den Armen ins Boot zu tragen. Einige Groschen mußten auch hier die Scheu überwinden helfen, bis ich mit dem Götzen glücklich vom Lande abstoßen konnte. Damit war die letzte Transportschwierigkeit überwunden. Die deutschen Matrosen machten mit Wischnu und seiner Gemahlin nicht viel Federlesens. Sie ließen vom Schiffskrane ein Tau herab, das dem Wischnu als Schlinge um den Hals gelegt wurde, und mit Dampf war er im Nu an Bord gezogen. Als er aber auch hier die Aufmerksamkeit und Verehrung eingeborener heidnischer Arbeiter auf sich zog, ließ der Kapitän vom Schiffszimmermann für den Götzen einen Kasten zimmern, worin er dann seine Reise nach Hamburg und von da auf der Bahn nach Leipzig machte. Hier hat er nun im Missionshause seine Aufstellung gefunden.

Indien. Die Tagesblätter haben seiner Zeit in Wort und Bild auf den großen Empfang aufmerksam gemacht, den der Vicekönig von Indien in der Stadt Delhi mit großem Pomp abhielt, um die Thronbesteigung Eduards VII zu proklamieren und die Huldigung der indischen Fürsten entgegen zu nehmen. Die Pracht, die dabei entfaltet wurde, soll alles bis dahin Dagewesene in den Schatten gestellt haben. Diese prunkhafte Schaustellung, die doch nur wenige Tage währte, soll im ganzen ca. 40 Millionen Mark gekostet haben, und dabei erliegen Tausende von Hindus dem Hunger. Mit dem Gelde, das bei dieser Gelegenheit verschleudert wurde, hätte der

größten Hungersnot gesteuert werden können. Dabei darf auch nicht vergessen werden, daß diese Unsummen größtenteils dem Lande und seinen Bewohnern, von denen Millionen am Hungertuche nagen, zur Last fallen.

— Ueber die große Konferenz indischer Missionare, die im Dezember v. J. in Madras getagt hat, schreibt die Madras Mail: „Die Unterschiede, die eine Kirche von der andern trennen, waren hier verschlungen von der Gemeinsamkeit der Arbeit und Erfahrung. Die Konferenz könnte als Anschauungsunterricht dienen dafür, daß Mission auch Union ist. Ebenso charakteristisch für die Konferenz war ihre praktische Tendenz. Alles war zugespitzt auf die Erreichung praktischer Ziele. Die ruhige Gewißheit aller Teilnehmer, daß das Evangelium schließlich siegen werde, war bemerkenswert. Daran sind wir ja zwar schon gewöhnt, aber es war diesmal noch etwas mehr als bloße Hoffnungsfreudigkeit, es war die volle Gewißheit des Glaubens, der nicht zweifelt.“

Goldküste. Nach dem Mission Field soll die von der englischen Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) geplante Mission auf der Goldküste an dem Küstenplatz Sekondi ihren Ausgangspunkt nehmen. Sekondi liegt etwas westlich von der Pra-Mündung und bildet die Anfangsstation der über Tarkwa und den Goldminen-Distrikt Wasau nach Kumase führenden Eisenbahnlinie, die zur Zeit im Bau ist. Die S. P. G. will zunächst mit ihrer Arbeit an der weißen Bevölkerung einsetzen und dann dieselbe auch auf die farbige und schwarze ausdehnen. Für letztere soll eine Industrieschule gegründet werden. Man hofft bei dem Unternehmen besonders auf die finanzielle Unterstützung der europäischen Kaufleute und Beamten.

Vom **japanischen Kaiserhofe** entwirft ein französisches Blatt folgende Schilderung: Man spricht nicht viel von diesem entlegenen, geheimnisvollen Hofe, der doch in mehr als einer Hinsicht durch die Poesie seiner Traditionen und durch den modernen Geist, der dort von Tag zu Tag mehr eindringt, interessant ist. Der Kaiser Mutsuhito kann zu den bescheidensten und klügsten Mikados gezählt werden, die die Geschichte kennt. Er hätte, wie so viele andere, nach der Restauration von 1868 der Versuchung nachgeben können, sich autoritativ zu zeigen; er zog jedoch dem Despotismus die Milde vor und gewann dadurch nicht nur die Bewunderung, sondern auch die Sympathie seines Volkes. Von verhältnismäßig großer Figur, macht er einen sehr würdevollen Eindruck, der durch die Generalsuniform, die er gewöhnlich trägt, erhöht wird. Auf seinen Spazierfahrten kommt er niemals über die Grenzen der kaiserlichen Gärten hinaus,

außer bei der Eröffnung des Parlaments und bei militärischen und bürgerlichen Feiern. Im Gegensatz zu seinen Vorfahren ist der Mikado durch die Fensterscheiben seines Wagens stets sichtbar. Wenn der Kaiser vorüberfährt, sind die Japaner nicht mehr, wie früher, gezwungen, von den Straßen zu verschwinden oder ihm den Rücken zuzukehren, was als ein Zeichen höchsten Respekts galt. Jetzt wird man von dem Erscheinen des Herrschers nur durch die von den Polizeibeamten ausgestoßenen Rufe: „Mikado! Mikado! Hüte! Hüte!" in Kenntnis gesetzt. Da die Bevölkerung aber noch nicht an die neuen Sitten gewöhnt ist, kann man oft pikante Kontraste zwischen geheiligter Tradition und modernem Wesen beobachten. Infolge dieses Kampfes zwischen alten und neuen Anschauungen hätte der Kaiser eines Tages beinahe sein Leben eingebüßt. Der kaiserliche Wagen kam an einem Bahnübergange an, als gerade ein Zug heranbrauste. Der Streckenwärter wagte nicht, vor dem Kaiser die Barriere zu schließen, und der Lokomotivführer konnte den Zug nicht mehr zum Stehen bringen; der Kaiser entging nur durch ein wahres Wunder dem Tode. Zu Hause arbeitet der Kaiser sehr viel. Er ist von allem unterrichtet, was in seinem Reiche und im Auslande vorgeht, und ist seinen Untertanen gegenüber sehr zugänglich, besonders im Verkehr mit solchen Leuten, die er mit Missionen im Auslande betraut hat. Den europäischen Diplomaten kann er nur sehr kurze Audienzen bewilligen. Er spricht nur Japanisch und muß sich infolge dessen von Dolmetschern alles übersetzen lassen, was notwendigerweise die Unterhaltungen sehr erschwert und abkürzt. Die Kaiserin, die aus einer der vornehmsten Familien Japans stammt, wird wegen ihrer Güte und wegen ihrer unerschöpflichen Wohltätigkeit sehr verehrt. Obwohl sie keine fremde Sprache spricht, entzückt sie doch durch ihr ausdrucksvolles Minenspiel jeden Ausländer, der Gelegenheit hat, sich ihr zu nähern. Obwohl sie bereits 57 Jahre alt ist, zeigt sie noch heute, daß sie ihren Namen Haruko, der Frühling, wohl verdient. Sie gehört zu den Frauen, die sozusagen nie altern und die noch im Herbst des Lebens die lächelnde Anmut des Lenzes zeigen. Eine begeisterte Freundin der Literatur, ist sie ganz glücklich, wenn sie im Kreise der Dichter ihres Hofes die drei großen Feste des Jahres feiern kann: das Neujahrsfest, das Kirschblütenfest und das Chrysanthemenfest. Sie dichtet selbst und hat einen Dichterwettbewerb eingeführt, für welchen sie das Thema liefert. Die Kaiserin steht an der Spitze aller nationalen Wohltätigkeitswerke, vor allem des Roten Kreuzes, und hat während des Krieges mit China gar oft persönlich die Verwundeten gepflegt.



Negertypen aus den Bali-Ländern.

Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung Fr. Vieweg & Sohn entnommen aus Hutter, Wanderungen im Nord-Hinterland von Kamerun,

Die ältesten Lieder der Parsi.

Von P. Wurm.

In Bombay, in Surat und auf der Halbinsel Gudscharat wohnen etwa 85 000 Menschen, die Reste einer alten Religionsgesellschaft, deren Stifter vielleicht ein Zeitgenosse des Mose war: es sind die Parsi. Man nennt sie häufig Feueranbeter. Sie wollen sich aber diesen Namen nicht gefallen lassen, denn sie sagen, das Feuer sei ihnen bloß der Abglanz der Gottheit, an welchem sich ihre religiösen Gefühle entzünden. Auch wollen sie nicht zugeben, daß sie Dualisten seien, d. h. daß sie ein gutes und ein böses Wesen fürchten; sie wollen nur an einen Gott glauben, an Ahura Mazda (Ormuzd); das böse Wesen, Angro Mainju (Ahriman) sei ihm nicht gleichzusetzen. Sie halten streng an den Geboten, die in ihren heiligen Schriften stehen: allerlei Reinigungen, Sprüchen und Gebeten, welche vor bösen Geistern schützen oder Sünden austilgen sollen. In ihrem in neuerer Zeit verfaßten Katechismus heißt es: „Es gibt keinen Erlöser. In jener andern Welt wird euch vergolten werden nach euren Handlungen. Eure Handlungen und Gott selbst sind eure Erlöser. Er gibt und vergibt.“ So sind sie ein sittlich strenges, aber sehr selbstgerechtes Völklein, das sich gegen das Christentum sehr ablehnend verhält. Immerhin sind durch den trefflichen schottischen Missionar Dr. John Wilson, welcher von 1829 bis 1875 in Bombay wirkte und auch die heiligen Schriften der Parsi gründlich studierte, mehrere Parsi getauft worden, und seitdem wieder einzelne, aber große Fortschritte hat das Christentum unter ihnen nicht gemacht. Je höher die Religionsstufe, desto schwieriger die Mission, — dieser Grundsatz hat sich auch hier bewährt. Die Parsi sind zum Teil angesehene, wohl-

habende Kaufleute geworden. Wie die Juden hängen sie an ihrem Gesetz und halten in ihren heiligen Schriften und ihren religiösen Sitten das Band fest, welches sie auch als Nation noch zusammenhält, seitdem die Mohammedaner sie aus ihrem Vaterland Persien vertrieben haben.

Sie glauben an eine Auferstehung der Toten und an ein gerechtes Gericht am jüngsten Tage. Sie verbrennen ihre Toten nicht, damit nicht das Feuer durch den Leichnam verunreinigt werde, aber sie begraben sie auch nicht, damit die Erde nicht befleckt werde, sondern legen sie auf den Dakhmas, den Türmen des Schweigens, den Aasvögeln zum Raube hin und werfen dann die abgenagten und ausgedörrten Gebeine in die in der Mitte des Turms befindliche Brunnenhöhlung.

Schon die alten Griechen haben von den merkwürdigen religiösen Sitten der Perser berichtet, von ihrem Religionsstifter Zoroaster, von ihren heiligen Schriften, von dem guten und dem bösen Wesen, Ormuzd und Ahriman, welche nach dieser Religion einander feindlich gegenüberstehen. Von diesen heiligen Schriften besitzen die jetzigen Parsi wenigstens noch einen Teil in einer längst ausgestorbenen Sprache, in welcher noch Gebete von ihren Priestern geplappert werden ohne Verständnis, aber in dem Glauben, daß sie eine zauberische Wirkung tun gegenüber den bösen Geistern. Diese heiligen Schriften werden genannt der Zendawesta. Man hat eine Zeitlang gemeint, das Wort „Zend" bezeichne die Sprache, in welcher diese Schriften geschrieben sind, welche mit dem Sanskrit, der ältesten Sprache in Indien, verwandt ist. So hat man von einer Zend-Sprache und einem Zend-Volk, den Vorfahren der Meder und Perser gesprochen. Aber neuerdings hat man gefunden, daß das Wort „Zend" die Erklärung, den Kommentar bezeichnet, also Zend-Awesta = das erklärte Gesetz, die erklärte Offenbarung, und die Erklärung, die heiligen Schriften der Perser aus späterer Zeit, sind großenteils wieder in einer andern Sprache geschrieben, im Pehlewi oder Mittelpersischen, das etwa von der Zeit der Geburt Christi bis zur Eroberung des Landes durch die Mohammedaner die Volkssprache oder wenigstens die Schriftsprache der Perser war. In diese Pehlewisprache wurden dann auch die ältesten heiligen Schriften übersetzt, aber zu einer Zeit, da man schon die alte Awesta-Sprache nicht mehr ganz ver-

stand, so daß die Uebersetzung nicht immer zuverlässig und verständlich ist. Aus dem Pehlewi haben sie dann die indischen Parsi in die Gudscharatisprache übersetzt. Eine Uebersetzung in das Sanskrit ist ebenfalls nicht ganz zuverlässig.

Im Jahr 1723 bekam ein Engländer von einem Parsi eine Abschrift von einem Teil des Awesta und schenkte dieselbe der Bodleianischen Bibliothek in Oxford. Aber niemand konnte das Buch lesen. Man hängte es an einer Kette auf, um es als Merkwürdigkeit den Besuchern der Bibliothek zu zeigen. Ein Facsimile von vier Blättern dieser Handschrift kam an einen Orientalisten in Paris, und dort sah dasselbe im Jahr 1754 ein zwanzigjähriger Zögling der Schule für orientalische Sprachen, Anquetil du Perron. Er faßte den Entschluß, seinem Vaterland Frankreich die Bücher des Zoroaster und die erste Uebersetzung derselben zu verschaffen. Als auf eine Bitte an die Regierung um Unterstützung zu diesem Zweck lange Zeit keine Antwort kam, ließ der feurige Jüngling sich anwerben als gemeiner Soldat im Dienst der französisch-ostindischen Kompagnie, schiffte sich 1755 ein und diente nun drei Jahre lang als französischer Soldat im Krieg mit England in Indien. Er bestand mancherlei Abenteuer, bis er nach Surat kam. Dort blieb er wieder drei Jahre unter den Parsi, um ihre Sprache zu erlernen und ihre Bücher in die Hände zu bekommen. Obgleich er mit vielem Mißtrauen zu kämpfen hatte, erreichte er doch seinen Zweck und brachte 1764 den ganzen Zend-Awesta und einige spätere Schriften der Königl. Bibliothek in Paris. Nach fleißigem Studium veröffentlichte er 1771 die erste europäische Uebersetzung des Zend-Awesta. Aber ein Engländer, William Jones, ein Anhänger Voltaire's, behauptete, diese Schriften seien gefälscht; solch dummes Zeug, wie hier über die Macht des Bösen stehe, solche einfältige Erzählungen, diese absurden Gesetze und Verordnungen können nicht das Werk des weisen Zoroaster sein. Es dauerte einige Zeit, bis namentlich Professor Kleuker in Riga und de Sacy in Paris die Echtheit der von Anquetil du Perron herausgegebenen Schriften und die Stellung der Pehlewi-Sprache, aus welcher er übersetzt, nachgewiesen hatten. Aber nun galt es, auch fortzuschreiten zum Verständnis der ältesten Sprache, der sogenannten Zendsprache. Nachdem das Sanskrit der Weda-Lieder, das altertümlicher ist als das gewöhnliche Sanskrit, erforscht war,

konnte man im Awesta manches nach der Sprachverwandtschaft mit dem Sanskrit anders erklären, als die Pehlewi-Uebersetzung es erklärt hatte, und da handelte es sich namentlich um 17 Lieder in fünf Abteilungen, welche in der Liedersammlung Jasna enthalten sind unter dem Namen Gatha. Diese Gathas werden in den späteren Teilen des Awesta geradezu angerufen wie Götter oder Heilige. Sie sind in einem Dialekt verfaßt, der vom übrigen Awesta ziemlich abweicht und dem Sanskrit näher steht, aber schwerer zu verstehen ist, weil man sonst keine Schriften in demselben hat. Deshalb weichen die Uebersetzungen der Gathas sehr von einander ab. Spiegel (Awesta, übersetzt, 2. Band, Leipzig 1859), der von der Tradition, von der Pehlewi-Uebersetzung ausging, kommt oft zu einer ganz andern Uebersetzung als Haug (Die fünf Gathas, herausgegeben, übersetzt und erklärt in den Abhandlungen für die Kunde des Morgenlands, Bd. 1 u. 2), der vom Sanskrit ausging und die Tradition weniger berücksichtigte. Mills, welcher in der von Max Müller veranstalteten Sammlung der heiligen Bücher des Morgenlandes (Sacred Books of the East, vol. XXXI) die Gathas ins Englische übersetzte, gibt eine möglichst wörtliche, sprachlich nicht sehr fließende Uebersetzung mit erklärenden Anmerkungen und stimmt im ganzen mehr mit Spiegel als mit Haug überein, weicht aber zuweilen von beiden ab. So ist die Uebersetzung der Gathas ein schwieriges Werk, wie die Entzifferung der Hieroglyphen und der Keilschriften.

Aber es ist der Mühe wert, denn es sind anerkanntermaßen sehr alte Lieder und zeugen von einer sittlich reinen Religionsform, wie man sie nicht bei allen Heidenvölkern findet, man mag einer Uebersetzung folgen, welcher man will. Zwar hat Prof. Darmesteter in Paris entgegen seinen eigenen früheren Untersuchungen neuerdings behauptet, die Gathas seien erst im zweiten Jahrhundert n. Chr. entstanden und enthalten jüdische, christliche und neuplatonische Ideen (Annales du Musée Guimet T. XXIV). Früher hat man oft behauptet, die Juden haben ihre Lehre vom Satan und seinen Engeln in der Zeit der babylonischen Gefangenschaft von den Persern entlehnt. Jetzt wird der Stiel umgedreht. Aber Darmesteter findet doch mit seiner Behauptung bei deutschen Gelehrten wenig Zustimmung, und gewiß mit Recht. Denn wie sollen die Parsipriester im zweiten Jahrhundert n. Chr. eine Sprache

fabriziert haben, die mit dem wedischen Sanskrit verwandt ist! Wie kommt aber Darmesteter zu solchen abenteuerlichen Ideen? — Die Gathas sind für unsere modernen Kritiker ein sehr unbequemes Schriftstück. Die moderne Theologie huldigt bekanntlich in der Religionsgeschichte der sogenannten Entwicklungslehre. Die Anschauung der Bibel, daß der Glaube an einen Gott die ursprüngliche Religion der Menschheit gewesen und das Heidentum ein Abfall sei, wird als ganz unwissenschaftlich verworfen. Die Religionen sind vielmehr alle, auch die israelitische, von den niedrigsten Anfängen, vom rohesten Geisterdienst, im Lauf der Jahrtausende allmählich zu reineren Formen herangewachsen. Wenn nun in den Gathas die älteste Gestalt der persischen Religion enthalten ist, so widerspricht das ganz und gar der Entwicklungslehre. Der Gegensatz von Licht und Finsternis ist in denselben durchaus sittlich gefaßt. Ahuramazda (Ormuzd) ist der allwissende, heilige Gott, der Schöpfer und Erhalter der Welt, der Schöpfer und Geber alles Guten. Ihm steht allerdings von Anfang an Angromainju (Ahriman), der Fürst der Finsternis, entgegen. Derselbe ist nicht von Ahuramazda geschaffen, und wie Ahuramazda die guten Geister geschaffen hat, so Angromainju die bösen. In der von Ahuramazda geschaffenen Körperwelt wogt ein beständiger Kampf zwischen Gutem und Bösem, zwischen der guten und der bösen Geisterwelt, zwischen den reinen, wahrhaftigen und den unreinen, lügnerischen Menschen. Durch beständige Reinigungen und Bußen, durch Opfer und das heilige Feuer müssen die bösen Geister abgewehrt werden. Aber das Ziel der Weltentwicklung ist der völlige Sieg des Guten, das Gericht und die Vernichtung des Bösen. Die Gehilfen des Ahuramazda, die Ameschaspentas (Amschaspands) haben nicht das Gepräge mythologischer Götter, sondern ihre Namen: Vohumano (gute Gesinnung), Ascha vahista (beste Gerechtigkeit), Kschathra vairya (vollkommene Herrschaft), Armâiti (Frömmigkeit) u. s. w. sind Personifikationen von göttlichen Eigenschaften, ungefähr wie die Weisheit in den Sprüchen Salomos. Der im späteren Parsismus so hoch verehrte Gott Mithra und andere in der indischen Religion ebenfalls vorkommende Götter werden in den Gathas gar nicht genannt. Lehmann (der in Chantepie de la Saussayes Religionsgeschichte den Parsismus bearbeitet hat), v. Orelli u. a. kommen daher zu dem Ergebnis, daß hier ein persönlicher Religions-

stifter, eine prophetische Gestalt eingewirkt habe, daß Zoroaster oder Zarathustra eine historische Person gewesen sei und so nachhaltig auf sein Volk eingewirkt habe, daß durch seinen Einfluß die Religion der iranischen Arier einen wesentlich andern Charakter bekommen habe, als die der stammverwandten indischen. Haug und Mills halten ihn für den Verfasser der Gathas oder wenigstens eines Teiles derselben, während Darmesteter, Ed. Meyer u. a. einen Gott aus ihm konstruieren.

Die Schöpferherrlichkeit Ahuramazdas wird in den Gathas in einer Weise besungen, die uns an das Buch Hiob erinnern kann, z. B. Jasna 44, 3—5:

3. Das frage ich dich, sage mir das Richtige, o Ahura!
Wer war der Vater der reinen Geschöpfe vom Anfange?
Wer hat der Sonne, den Sternen den Weg geschaffen?
Wer (anders als) du (macht), daß der Mond wächst und abnimmt?
Das, Mazda, und anderes wünschte ich zu wissen.

4. Das will ich dich fragen, sage mir das Richtige, o Ahura!
Wer hält die Erde und die Stützenlosen (Sonne oder Wolken?),
So daß sie nicht fallen, wer die Gewässer und Bäume?
Wer hat mit dem Winde und den Wolken die Schnelligkeit geeinigt?
Wer, o Mazda, ist der Schöpfer des Wohumano?

5. Das will ich dich fragen, sage mir das Richtige, o Ahura!
Wer hat gut wirkend gemacht das Licht wie die Finsternis?
Wer gut wirkend den Schlaf und das Wachen?
Wer die Morgenröte, die Mittage, die Nächte?
(Wer) den, welcher bedenkt die Maße des Gesetzes?
(Spiegel, Avesta II, S. 146 f.)

Es klingt nicht heidnisch, wenn es Jasna 31, 7. 8 heißt:

7. Er kam als erster Bildner, (als) mit den Lichtern Glanz sich mischte,
Er (bildete) die reine Schöpfung, er erhält den besten Geist mit seinem Verstande.
Du läßest beides auf himmlische Weise wachsen, o Mazda-Ahura, der du auch jetzt der Herr bist.

8. Dich habe ich gedacht, o Mazda, als den zuerst zu Preisenden mit dem Geiste,
Als den Vater des Wohumano, da ich dich mit Augen erblickte,
Den wirklichen Schöpfer der Reinheit, den Herrn der Welt in Taten.
(Spiegel, a. a. O. S. 122.)

Dieselben Verse heißen nach Haugs Uebersetzung:

7. Der, welcher durch sein eigenes Licht der Himmelslichter Menge uranfänglich erfand,
Der schafft durch seine Einsicht das Wahre, wodurch besteht der gute Sinn.
Dies lässest du gedeihen, weiser Geist, der du derselbe bleibst zu aller Zeit.

8. Dich dacht' ich als den Urersten, Weisen! als den Hohen in der Natur wie im Geiste,
Als den Vater des guten Sinnes, da ich dich mit Augen schaute als der Wahrheit Wesenheit,
Als des Lebens Schöpfer, als den Lebendigen in deinen Handlungen.
(Abhandlungen für die Kunde des Morgenlands, Bd. I, 3, S. 28 f.)

Nach Mills Uebersetzung ist der Sinn:

7. Er, der diese (Wahrheiten) zuerst (eingegeben), kleidete sie in die Sterne. Er ist durch seinen Verstand der Schöpfer der rechten Ordnung, und ebenso erhält er seine gute Gesinnung (in seinen Heiligen). Und diese (heiligen Geschöpfe) mögest gedeihen lassen durch deinen Geist, o Ahura Mazda! Du, der du bist ewiglich derselbe!

8. Darum dachte ich dich als den ersten, o Ahura Mazda! als den einen, der anzubeten ist im Geist in der Schöpfung, als den Vater der guten Gesinnung in uns, da ich dich mit meinen Augen schaute als den wahren Schöpfer unserer Gerechtigkeit, als den Herrn der Taten des Lebens. (Sacr. Books of the East, vol. XXXI, p. 44.)

So verschieden die Uebersetzungen im einzelnen lauten, so sehen wir doch in der religiösen Grundanschauung keine Differenz. Bei dieser erhabenen Stellung Gottes sollte man nicht erwarten, daß es noch ein Wesen gebe, das nicht von Gott geschaffen wäre. Allein es läßt sich nicht leugnen, daß schon in den Gathas Angromainju von Anfang an neben Ahuramazda steht, namentlich in Jasna 30, 3—6:

3. Diese beiden himmlischen Wesen, die Zwillinge, ließen zuerst von selbst vernehmen
Beides, das Gute und das Schlechte, in Gedanken, Worten und Werken.
Richtig entschieden von ihnen die Weisen, nicht also die Unklugen.

4. Als zusammenkamen diese beiden himmlischen Wesen, um zuerst zu schaffen
Leben und Vergänglichkeit und wie zuletzt die Welt sein solle:
Der Schlechte für die Bösen, für den Reinen der beste Geist.

5. Von diesen beiden Himmlischen wählte das Schlechte der Böse (darnach) handelnd,
Das Reine der heiligste Geist, der die sehr festen Himmel fertigte,
Und die, welche den Ahura zufrieden stellen mit offenbaren Handlungen, gläubig an Mazda.

6. Von jenen beiden wählten nicht das Richtige die Daêvas noch ihre Betrogenen.
Mit Fragen kam, als er gewählt hatte, der schlechteste Geist.
Mit Aëschma vereinigten sich die Menschen, welche die Welt verunreinigen wollen.
(Spiegel, a. a. O. S. 139.)

Auch nach Haugs und Mills Uebersetzung sind Ahuramazda und Angromainju ein Paar, aber jeder von eigener Tätigkeit. Nach Haug enthält V. 5 und 6 eine Aufforderung an die Menschen, die richtige Wahl zu treffen. Von Angromainju sind also die Daêvas und Drudschas, die bösen Geister, geschaffen. Aëschma ist einer der Daêvas und tritt besonders als Dämon des Zornes hervor.

Unter den Geschöpfen Ahuramazdas auf Erden wird besonders die Kuh schon in den Gathas so hervorgehoben, daß wir sehen: die Volksreligion, welche in Persien wie in Indien die Kühe verehrte, macht sich auch hier geltend. In Jasna 29 seufzt die Seele der Kühe über die Verwüstung des Landes durch die Feinde und bekommt den Zarathustra zum Beschützer und einen Manthra des Wachstums von Ahura Mazda, d. h. er verspricht ihnen Gedeihen, wenn die von Zarathustra mitgeteilten Gebete an Ahura Mazda gerichtet und ihm gedient werde:

7. Diesen Manthra des Wachstums schuf Ahura Mazda im Einverständnisse mit Ascha
Für die Kuh, und Milch für die Genießenden nach heiligen Befehlen.
Wer ist es, der mit guter Gesinnung dies den Sterblichen verkünden könnte? (Spiegel, a. a. O. S. 117.)

Wir sehen hier, wie doch trotz den schönen Aussprüchen über das göttliche Wesen des Schöpfers noch ein Unterschied ist zwischen der geoffenbarten Religion im alten Testament und den edelsten Weisen des heidnischen Altertums. Nicht nur daß der Ursprung des Bösen nicht in Einklang gebracht wird mit der Einheit und Heiligkeit Gottes: auch die Gottebenbildlichkeit des Menschen tritt nicht rein hervor; die Kühe, das wertvollste Besitztum des Menschen, sind so heilig wie der Mensch selbst. In den Gathas kommt es nicht vor, aber im späteren Awesta wird, wie in Indien, selbst das Unreinste, das von der Kuh kommt, als Reinigungsmittel für die Menschen verordnet. Ueberhaupt das Zauberische ist auch in Zarathustras Religion nicht ganz abgestreift: den Gebetsformeln, den Manthras, wird eine zauberische Wirkung zugeschrieben. Auch darin, daß das Feuer an sich heilig ist und die bösen Geister vertreiben soll, wird zwischen Natur und Geist nicht gehörig geschieden. Selbst Zarathustras Religion ist naturbefangener als die alttestamentliche, obgleich sie mit ihrem reineren Gottesbegriff sich erhebt über viele heidnische Religionen.

Eine Religion des *Gesetzes* ist auch die der Gathas. Gebete und gute Taten haben ihren Lohn in Ahura Mazdas Reich: die Bösen werden bestraft, z. B. Jasna 43, 5 f.:

5. Für den Heiligen hielt ich dich, Mazda-Ahura,
Als ich dich zuerst gesehen habe bei dem Entstehen der Welt,
Als du es bewirktest, daß die Taten und Gebete ihren Lohn finden:
Schlechtes für den Schlechten, guten Segen für den Guten,
Bei der letzten Auflösung der Schöpfung durch deine Tugend.

6. Bei der Auflösung wird kommen zu deinem Reiche,
O heiliger, himmlischer Mazda, durch gute Gesinnung,
Der, durch dessen Taten die Welt an Reinheit zunimmt.
Armaiti lehrt ihnen die Führer
Deines Geistes, den niemand betrügt. (Spiegel, a. a. O. S. 144.)

Das Gericht Ahuramazdas ergeht über die bösen Geister und über die bösen Menschen, Jasna 32, 3—6:

3. Ihr Daêvas seid alle Abkömmlinge des Ako-mano,
Wer euch viele Opfer bringt, gehört den Drudschas und der schlechten Gesinnung.
Ihr kommt zu mir nach euren Betrügereien, ihr, die ihr Unglauben verbreitet auf der siebenfältigen Erde.

4. Was immer Gutes ist, das verkehren die schlechten Menschen.
Sie heißen Freunde der Daëvas, abgefallen von Wohumano,
Sich entfernend vom Verstande Ahura-Mazdas und der Reinheit.

5. Um beides betrügt den Menschen: um Fülle und Unsterblichkeit,
Wenn euch, die Daëvas, durch schlechte Gesinnung Akamainju
Schlechte Taten und Worte lehrt — die Herrschaft für den Schlechten.

6. Viele Strafe erlangt der Mensch, wenn so, wie er es verkündiget hat,
Offenbar abrechnen wird Ahura, er, der kundig ist durch den besten Geist.
In deinem Reich, o Mazda, wird die Lehre des Ascha vernommen.

Die Tschinwat-Brücke, über welche die Frommen in den Himmel gehen und von der die Gottlosen in die Hölle zu den Drudschas hinabstürzen, kommt schon in einer Gathastelle (Jasna 46, 10 f.) vor.

Gesetz und Gericht tritt also schon in den ältesten Liedern der Parsi hervor. Daß der Mensch nicht imstande ist, das Gesetz zu erfüllen und deswegen einen Erlöser braucht, hören wir auch im späteren Parsismus nicht. Allerdings muß namentlich der Sterbende ein Sündenbekenntnis ablegen, das sogenannte Patet, aber mit äußeren Werken und Reinigungen kann doch alles wieder in Ordnung gebracht werden. So begreifen wir, daß auch die heutigen Parsi ein solides, aber selbstgerechtes Volk sind. Der sogenannte Erlöser in der späteren persischen Religion, der Saoschjant oder Soschjosch, der am Ende der Tage geboren werden soll, um den Sieg des Guten, die Welterneuerung und die Auferstehung der Toten herbeizuführen, hat keine Beziehung zu dem einzelnen sündigen Menschen.

Die Priester der zoroastrischen Religion haben bekanntlich den Namen Magier, und wir gebrauchen das Wort „magisch“ gleichbedeutend mit zauberisch. Wenn wir die heidnischen Religionen überblicken, so werden wir finden, daß anderswo, namentlich bei den unkultivierten Völkern die Zauberei eine noch größere Rolle spielt als bei den Magiern; aber ganz freizusprechen sind sie doch nicht von dem Vorwurf der Zauberei, da schon in ihren ältesten Schriften die Wirkung der Gebetsformeln und des Feuers als eine natürliche, eine zu hohe Bedeutung hat, z. B. Jasna 34, 4:

4. Wir wünschen herbei dein starkes Feuer, o Ahura, samt Ascha,
Das sehr schnelle, kraftvolle, offenbar Schutz gewährende für den, den es erfreut,
Das dem Peiniger aber, o Mazda, durch mächtige Waffen Strafe bereitet. (Spiegel, a. a. O. S. 132.)

Das Feuer wird also wohl entschieden abhängig gedacht von Ahura Mazda, aber die Wirkung scheint doch gar sehr an das natürliche Feuer gebunden zu sein.

Im Lande der Bali.

Eine Kundschaftsreise Basler Missionare ins Hinterland von Nordkamerun.

Es ist noch nicht lange her, kaum 14 Jahre, daß durch den deutschen Forschungsreisenden Dr. Eugen Zintgraff die bisher unbekannten Gebiete des Hinterlandes von Nordkamerun erkundet und dem Handelsverkehr erschlossen wurden. Bei seinem Vordringen von der Barombi-Station am Elefantensee durchquerte er das große Waldgebiet und erreichte als erster Weißer im Januar 1889 nach steilem Aufstieg die Hochebene, die den Südrand von West-Adamaua bildet. Ein weites, fruchtbares Grasland, mit Blumen geschmückt und von wohlgepflegten Pflanzungen durchzogen, lag vor ihm. Nach einem weiteren Tagemarsch gelangte er zu einem der mächtigsten der diese Grenzdistrikte bevölkernden Stämme, den Bali und wurde von ihrem Häuptling Gárega freundlich aufgenommen. In der Folgezeit entspann sich zwischen ihm und Dr. Zintgraff ein derartiges Freundschaftsverhältnis, daß letzterer beschloß, unter dem Volk der Bali eine Station anzulegen, der er den stolzen Namen „Baliburg" beilegte und die als Stützpunkt für die deutschen Interessen im nördlichen Hinterland von Kamerun dienen sollte. Diesen Zweck hat dieselbe auch bis zu ihrer Aufhebung erfüllt. Dem freundlichen Entgegenkommen Gáregas lag aber auch ein wohlberechnender Zweck zu grunde. Als weitschauender Politiker hatte dieser Bali-Fürst schon

längst die Wichtigkeit und Vorteile einer größeren Staatenbildung erkannt und es war das Ziel seines Ehrgeizes, die verschiedenen Völker des Graslandes unter seiner und seines Stammes Führung zusammenzuschließen. Hiezu sollte ihm der Weiße mit seinen Waffen, Schätzen und Ratschlägen behilflich sein. Zugleich glaubte er am ehesten diese Vorherrschaft dadurch zu erlangen, daß er durch den Einfluß der Fremden die Nachbarstämme veranlassen könnte, ihre Streitigkeiten vor ihn als ihren Schiedsrichter zu bringen.

Gárega ist bis an seinen Tod ein treuer Freund und Bundesgenosse der Deutschen geblieben; und auch unter seinem Nachfolger sind dieselben freundschaftlichen Beziehungen aufrecht erhalten worden, obschon die Station Baliburg im Jahre 1893 aufgehoben wurde. Die Untertanen Gáregas, die Bewohner von Bali N'Yong, traten nach der Sicherung des Verkehrweges durch die deutsche Regierung in Verbindung mit der Küste, tauschten hier ihre Produkte gegen europäische Waren aus und ließen sich selbst als Arbeiter für die Pflanzungen am Kamerungebirge anwerben. Auch als Schutztruppe stellten die Bali, nachdem eine größere Anzahl dieser reckenhaften Mannen durch Hauptmann Hutter gedrillt worden waren, ihr Kontingent. Durch all das ist das sonst so entlegene Bali in den Verkehr mit dem deutschen Küstengebiet von Kamerun getreten und es scheint, daß auch der jetzige Häuptling den Vorteil hievon wohl zu schätzen weiß. Daß dabei dieser Volksstamm all den Völkerschaften im Waldland physisch und intellektuell weit überlegen ist, davon legen Zintgraff und Hutter, die sich längere Zeit unter den Bali aufgehalten haben, einstimmig Zeugnis ab.

Die Bali haben indes nicht immer ihre gegenwärtigen Wohnsitze innegehabt, sondern sind in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus dem Norden auf das jetzt von ihnen besetzte Hochland eingewandert, weshalb sie auch den gegenwärtigen Stammesnamen Bá (= Volk) und li (= müde sein) = Volk der Wegemüden (in Anspielung auf ihre lange Wanderung) führen. Ueber diese ihre Völkerwanderung im kleinen, die noch frisch im Gedächtnis des Volkes sitzt, berichtet Hauptmann Hutter in seinem lesenswerten Buche: „Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun" (Fr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig. Mk. 15):

„Vor etwa 60 Jahren (so lange mochte es sein; denn der

mir die Geschichte berichtende Balihäuptling Gárega zählte wohl sicher seine 60 bis 70 Jahre und war bei diesem Exodus ein ganz kleiner Knabe) sind sie, die Bali, in ihren damals innegehabten Wohnsitzen in N'Yong-Puri in der Nähe von Balimudi (Sultanat Takum), wo ihre Väter und Großväter schon gesessen — dabei deutete Gárega nach Norden — von den Hausa auf Pferden bekriegt, viele von ihnen gefangen und der ganze Stamm vertrieben worden. Dann sind sie der Gegend zugezogen, wo die Sonne aufgeht, hatten aber viel zu kämpfen gehabt; waren endlich wieder umgekehrt und hatten sich nach Südwesten gewandt. Dabei überschritten sie einen großen Fluß, den Bamum (Mbam? einen rechtsseitigen Nebenfluß des Sanaga), und kamen nach vier Monden in die Gegend, wo sie jetzt seßhaft sind. Da wollten sie sich niederlassen und hatten mit dem daselbst angesessenen Stamm, den Batanka, gekriegt, wurden aber besiegt und wichen nun nach Süden aus bis an den Rand der Hochebene. Dort trafen sie einen Stamm, der in alten Zeiten in ihren früheren Wohnsitzen ihr Nachbar gewesen, die Bamesson, und mit diesen vereint streiften sie hinunter ins Waldland. Dort unten kam aber bald ein großes Sterben über sie und nun stiegen sie wieder ins Grasland hinauf, kämpften aufs neue mit den Batanka und besiegten sie. Dann trat eine Trennung des Stammes ein infolge des Todes des Häuptlings (Páregas Vater). Der Teil, bei dem später Baliburg erbaut wurde, blieb unter einem der drei Söhne, eben unter Gárega, dem sein Vater auch die Fahne des Stammes übergeben hatte. (Die Graslandstämme führen Fahnen: große viereckige Stücke weißen, einheimischen Gewebes an langem Lanzenschaft.) Er nennt sich Bali-N'Yong. Die beiden andern Teile, Bali-Bagam und Bali-N'Kunbat, unter den beiden andern Söhnen des gemeinsamen Häuptlings, zogen wieder ostwärts und eroberten sich Wohnsitze. — Offenbar ging die Trennung nicht friedlich vor sich, denn vor einigen 20 Jahren seien sie, die Bali N'Yong, ganz plötzlich von den Bali-N'Kunbat überfallen worden. Die letzteren schienen bereits Sieger zu werden, da ließ Gárega sich einen Stuhl mitten auf das Blachfeld, wo der Kampf wütete, stellen, setzte sich darauf und erklärte, hier fallen zu wollen. Das habe seine Leute so ergriffen, daß sie aufs neue, mit seinem ältesten Sohn Tita N'Yi an der Spitze, vordrangen und ihre einstigen Stammesbrüder zurückschlugen."

Die Bevölkerungszahl der Bali gibt Hauptmann Hutter auf einige 70000 an, die sich auf 14 Hauptortschaften und ihre Vasallendörfer verteilen. Bali-N'Yong, der Stammesteil, wo jetzt die Basler Mission mit ihrer Arbeit beginnen will, wird von ihm auf 12000 geschätzt. Doch entstammen diese Angaben einer Zeit, da das Gebiet noch nicht durchweg erkundet war. Neuere und genauere Untersuchungen werden wahrscheinlich eine größere Bevölkerungsziffer ergeben, insofern manche dazugehörige Ortschaften damals noch nicht bekannt waren. Jedenfalls steht fest, daß das Grasland weit dichter bevölkert ist als das Waldgebiet, denn je weiter man ins Innere von Nord-Kamerun vordringt, desto stärker wird die Bevölkerung, die auch auf einer höheren Kulturstufe steht. Dieses Gesetz der Steigerung in den beiden Richtungen — der Bevölkerungsdichtigkeit und der Kultur — besteht bis zum Tsad-See; dort scheint es zu enden.

Was nun die Sprache der Bali anlangt, so schildert sie Hutter als eine einsilbige, die im allgemeinen wenig Wohlklang verrät. Ihre Härte wird zwar einigermaßen gemildert durch Vorschläge, angehängte Silben und Verdoppelungen, aber sie klingt eintönig, da ihr Deklination und Konjugation im strengen Sinne fehlt, desgleichen jeglicher Artikel, die Ausdrucksfähigkeit für Ein- und Mehrzahl, sowie fast jegliches Fürwort. Auch ist sie ziemlich arm zu nennen und weist für mehrere Begriffe nicht selten nur je ein Wort auf, das manchmal gänzlich gleichlautet, manchmal nur durch eine kaum merkliche Betonungsänderung unterschieden ist, ein Umstand, der sich wohl in den meisten nigritischen Sprachen findet und deshalb eine große Aufmerksamkeit in der Betonung der einzelnen Laute erfordert.

Unter diesem Bali-Volk gedenkt nun die Basler Mission demnächst mit ihrer Arbeit einzusetzen. Es bedeutet das nicht nur eine nach Norden geplante Ausdehnung ihres bisherigen Werks im Küstengebiet von Kamerun, sondern es darf wohl als ein ganz neues Missionsunternehmen angesehen werden, insofern nicht nur die Entfernung von ca. 80 Wegstunden oder 14 Tagereisen eine sehr beträchtliche ist, sodaß von einem unmittelbaren Anschluß an die schon bestehenden südlichen Stationen nicht die Rede sein kann, sondern es ist auch ein Unternehmen unter ganz andern Landes- und Volksverhältnissen. Basel hat sich das Bali-Gebiet auch nicht

im Drange der Vorwärtsbewegung gesucht, sondern es ist in unerwarteter Weise auf dieses neue Missionsfeld geführt worden. Nicht nur hat das kräftige, intelligente Bali-Volk schon seit Jahren die Aufmerksamkeit der Europäer in Kamerun auf sich gezogen, es sind auch wiederholt Aufforderungen an die Basler Mission ergangen, ihre Wirksamkeit auf Bali auszudehnen. So gelangte schon vor sechs Jahren eine dringende Einladung des dortigen Häuptlings an die Basler Missionare und es wurde von diesen seit längerer Zeit eine Untersuchungsreise dahin geplant. Erst im November v. J. ist dieselbe von den drei Missionaren Schuler, Keller und Spellenberg ausgeführt worden. Sie haben dabei so günstige Eindrücke gewonnen, daß die heimatliche Missionsleitung am 11. Februar d. J. beschlossen hat, im Namen Gottes das Bali-Gebiet zu besetzen, und zwar noch vor Anbruch der nächsten Regenzeit. Doch ist sie sich dabei wohl bewußt, daß auch diesem Missionswerk das Kreuz nicht erspart sein wird. Immerhin erscheinen, menschlich gesprochen, die Verhältnisse für die künftige Missionsarbeit so günstig als möglich. Die Gegend ist, wie schon gesagt, viel dichter bevölkert als im Süden, und das Land ist, wenn auch nicht ganz fieberfrei, bei seiner Höhenlage von 1300 m verhältnismäßig gesund; die Missionare können dort voraussichtlich längere Zeiträume hindurch arbeiten als im übrigen Kamerun. Bei der Fruchtbarkeit und dem guten Anbau des Landes ist auch die Verköstigung nicht schwer zu beschaffen. Die Hauptsache aber ist, daß Fürst und Volk der Bali ein ernstliches Verlangen nach der Mission tragen und wenn es auch noch kein wahres Heilsverlangen genannt werden kann, so ist es doch ein Sehnen nach den offenbaren Segnungen der christlichen Kultur. Daß aber diese durch die Tätigkeit evangelischer Missionare jenen Völkern übermittelt werden und nicht von anderer Seite, daran muß jedem evangelischen Christen von Herzen gelegen sein; denn diese Früchte ergeben sich von selbst auf dem Boden eines Volkes, unter dem die Heilsgüter Gottes in Jesu Christo zur Entfaltung kommen.

Wir haben diese kurzen Notizen über Bali und die neugeplante Mission daselbst vorausgeschickt, um nun den Bericht der zur Erkundung der Verhältnisse dahin gesandten drei Missionare folgen zu lassen. Wir tun dies, indem wir den Angaben von Missionar E. Schuler, dem Leiter der kleinen Expedition, folgen.

Auf der Reise nach Bali.

Es war am 27. Oktober v. J., daß ich in Gemeinschaft mit Br. Spellenberg von Buea aufbrach, um nach Bali zu reisen. Unser nächstes Ziel war Bombe, unsere am Mungo liegende Missionsstation. Auf Anraten verschiedener Herren, die schon in Bali gewesen waren, nahm ich unsere Maultiere mit, was ich aber später bereute: denn nicht nur waren die Wege derart, daß an reiten nicht zu denken war, es war auch mitunter für die Tiere gefahrvoll, die vielen Flüsse zu durchschwimmen und die steilen Bergabhänge zu passieren. Erst auf der Rückreise konnte ich die Tiere ab und zu einige Tage benützen.

In Bombe, wo wir am 28. Oktober anlangten, verursachten uns noch mancherlei Zurüstungen für die weite Reise einen zweitägigen Aufenthalt. Dann brachen wir am Morgen des 31. Oktober auf. Zu unserer Reisekarawane gehörte jetzt auch Br. Keller als dritter im Bunde.

Auf die Reiseerlebnisse von Bombe nach Bali will ich nicht näher eingehen. Es ist ein Weg von etwa 80 Stunden, den wir in dreizehn Tagemärschen zurücklegten. Die Wege waren infolge der täglichen Regengüsse unbeschreiblich schlecht, zum Teil nichts als Sumpf und Morast. Dabei waren zahllose Bäche und Flüsse zu kreuzen. Ueber die größeren Flüsse führten zwar Hängebrücken, aber die Maultiere mußten natürlich unten durch. Längs der sogenannten Balistraße findet sich wenig Bevölkerung und was davon vorhanden ist, verzieht sich auch immer mehr. Ueberall trifft man verlassene Weiler und Dörfer, weil die Leute von den durchziehenden Karawanen und besonders durch die Expeditionen vielfach belästigt werden. Außer Konye-Ndo, auch kurzweg „Bakundu" genannt, das vier Tagereisen von Bombe entfernt liegt, trifft man keine größere Stadt an. Die etwaige Gründung einer Etappenstation an der Balistraße wäre somit ausgeschlossen.

Seinem Charakter nach ist das ganze Gebiet bis anderthalb Tagereisen vor Bali Tiefland. Nur in Kiliwindi (einer Außenstation von Bombe) und den umliegenden Städten erhebt es sich bis zu 300 m, fällt aber später wieder, bis man drei Stunden hinter Sawe an den Bali-Aufstieg kommt. Dieser erhebt sich ziemlich steil und über 1000 m hoch, eine Steigung, die wir in zwei Stunden bewältigten. Es geschah dies am 13. November und wir wurden für unsere Mühe durch die herrlichste Aussicht auf die vorgelagerten Berge und das Tiefland zu unsern Füßen belohnt. Der Wald hatte ein Ende und wir befanden uns mit einem Schlage in einer ganz neuen Welt.

So weit das Auge schweifte, erblickte man nichts als Grasland, dessen hohe Stengel, vom Winde bewegt, wie reifende Aehrenfelder auf und nieder wogten. Wie leicht atmeten wir da auf! Wie erfreuten wir uns an dem lieblichen Schmucke der Blumen, in dem das Grasland gerade prangte. Stellenweise, besonders auf Plätzen, wo sich ehedem Pflanzungen befanden, zeigten sich die prächtigsten Wiesen. Das Gelände war hügelig und nur selten mit etwas Baumwuchs bestanden. Im Osten und Norden ragten mächtige, mit Gras bewachsene Berge vor uns auf. Doch ist das Grasland keineswegs ein wasserarmes, dürres Gebiet; denn überall in den Tälern rauschen klare Bäche und Flüßchen, die von Raphiapalmen und Bananen umsäumt sind. An diese schließen sich dann ausgedehnte Pflanzungen der Eingeborenen. Es ist ein äußerst lieblicher Anblick, den man von den Hügeln aus in die Niederung hat, wo sich die Bäche durch das dunkle Grün der Galeriewaldung schlängeln. Vielfach sind auch die Abhänge der Hügel mit ausgedehnten Mais- und Hirsepflanzungen bedeckt und heben sich durch ihre dunklere Färbung vom übrigen Grasland ab.

Vom Aufstieg hatten wir noch zwei Stunden im Grasland zu wandern, bis wir die erste Bali-Ortschaft Baminyi erreichten. Sie gehört schon zum Herrschaftsgebiet des Bali-Häuptlings. Die Stadt selbst war verlassen und ihre Bewohner hausten in ihren Plantagendörfern. Doch haben sie in der Stadt einige schöne Hütten für die Durchreisenden erbaut und versorgen diese auch mit den nötigen Lebensmitteln. Von Baminyi nach Bali ist es noch sechs starke Stunden weit, die wir am 14. November zurücklegten. Aber schon nach zweistündigem Marsche sahen wir in der Ferne die Stadt Bali gleich einem mächtigen Sattel auf einem Bergrücken liegen. Das saftige Grün der Bananen und Palmen, aus denen die spitzen Grasdächer wie große Heukoppen hervorschauten, hob sich auch hier deutlich vom Graslande ab. Die letzten zwei bis drei Stunden Wegs führten fast beständig durch Mais- und Hirsefelder. In diesen Pflanzungen liegen allenthalben zerstreut einzelne Hütten, die den Bali vorübergehend als Wohnstätten dienen. Ueberall stößt man auf kleine und große Rinnsale mit klarem, frischem Wasser.

Gegen 3 Uhr nachmittags zogen wir am 14. November in Bali ein. Die Kaufleute der Nord-West-Gesellschaft in Tinto hatten uns bei unserer Durchreise darauf aufmerksam gemacht, daß sie in Bali einige Häuser besäßen, die vorübergehend als Faktorei dienten. Diese stellten sie uns zur Verfügung. Auch fügten sie hinzu, daß uns der Häuptling voraussichtlich erst am andern Morgen begrüßen würde, da dies so Brauch sei; wir sollten uns deshalb gleich in ihre Faktorei begeben. Als wir uns jedoch der Stadt näherten, hieß es, wir sollten

zuerst zum Häuptling gehen. So richteten wir denn unsere Schritte dahin. Ein etwas tiefer vom Regen ausgewaschener Weg, der zu beiden Seiten von einem lebendigen Zaun eingefaßt war, führte uns von der breiten Hauptstraße hinauf in die Stadt. Wir durchschritten Hecken [illegible] dieselbe. Der schmale Pfad führte uns in weiten Windungen durch die Gehöfte nach dem Marktplatz. Hier bot sich uns ein ganz merkwürdiger Anblick dar. Vor uns lag ein großer, sanft ansteigender freier Platz. Derselbe ließ sich nicht ganz übersehen, denn zur Rechten erhob sich ein mächtiges, teilweise offenes Gebäude, das sogenannte Palaver- oder Versammlungshaus, das zugleich den durchziehenden Karawanen und Handelskarawanen als Lagerstätte dient und nach der in der Mitte stehenden Bäumen erbaut ist. Wir gingen denselben entlang, bogen um die Ecke und standen nun vor dem Gehöft des Häuptlings, das von einem Mattenzaun umgeben war, durch den ein mit einer Schnitzerei verziertes Tor führte, das aber offen stand.

In der Nähe des Tores erblickten wir einige Gestalten, die in tiefem Schweigen dasaßen und ihre Pfeifen schmauchten. Sogleich kamen etliche auf uns zu und grüßten uns, darunter [illegible], ein Sprecher des Häuptlings, von dem wir schon gehört hatten. Er war einäugig, weshalb wir ihn nach dem einäugigen Hüttenführer „Zisla“ nannten. Mit dem Bedeuten, daß der „König“ gleich kommen werde, ließ man uns vorerst ruhig stehen. Da wir jedoch von unserm Marsche ermüdet, hungrig und durstig waren, baten wir um Stühle, die uns sogleich gebracht wurden. Nach einer Weile wurde aus dem Gehöft auch noch eine getrocknete Ochsenhaut samt einem Stuhl herbeigeschafft, wobei die erstere neben mir ausgebreitet und der Stuhl darauf gestellt wurde. Hier sollte sich offenbar die schwarze Majestät niederlassen. Ein weiterer Stuhl, der mit einem Stück Stoff bedeckt war, wurde vor dem königlichen Sitze aufgestellt. Die darauf befindlichen Becher ließen uns erkennen, daß er die Stelle eines Trinktisches vertreten sollte.

Empfang durch den Häuptling.

Inzwischen hatte sich eine ansehnliche Zahl von Männern auf dem Marktplatze versammelt, Volkshäupter der Stadt, die auf dem etwas abfälligen Terrain auf dem Boden hockten und dabei bequem über ihre Vordermänner hinwegsehen konnten. Eingehüllt in ihre langen, burnusartigen Hausagewänder erschienen die stattlichen Gestalten noch größer, als sie es ohnedies waren. Ein jeder trug am Arm eine Art von Beutel, der aus dem Fell eines kleinen Leoparden

oder einer Wildkatze hergestellt war. Das Fell war derart abgezogen, daß sich Füße und Schwanz noch am Balge befanden und der Balg am Halse eine Oeffnung hatte. Einen solchen Fellsack pflegt jeder vornehme Bali bei sich zu tragen, so oft er auf dem Marktplatz und in einer Volksversammlung erscheint. In ihm befindet sich die unentbehrliche Tabakspfeife, das Tabakskraut, ein Trinkhorn und etliche Kolanüsse, die zum Palmwein gekaut werden.

Wir mochten etwa eine Viertelstunde dagesessen sein, als plötzlich Bewegung in die anwesenden Volkshäupter kam. Aus dem Hofe heraus ertönte ein vielstimmiges „jao", „jawe", und durch das Tor schritt eine große stattliche Gestalt in wallendem Hausagewand und einer bunten, gestrickten Mütze auf dem Kopfe. Es war der Balihäuptling Fo Nyonga (d. h. Herr der Geschlechter). Wie aus einem Munde ertönte, einem Widerhalle gleich, von den versammelten Stadthäuptern der gleiche Ruf jao, jawe. — Ich erhob mich von meinem Sitz und reichte dem Häuptling die Hand. Er begrüßte uns freundlich mit den Worten: „you well?" und setzte sich dann auf den für ihn bereit gestellten Stuhl nieder, wobei er zugleich den Roßhaarschweif, den er als königliches Abzeichen in der Linken trug, auf den Boden warf. Wie auf Kommando erscholl ein Händeklatschen der Anwesenden, das genau im Takte ausgeführt wurde und wieder ebenso verstummte. Tiefes Schweigen lagerte für einige Minuten auf der ganzen Versammlung, währenddem einige Leute aus dem Gehöft kamen und mit ehrfurchtsvoller Verbeugung an ihrem Gebieter vorübertänzelten, sich in einiger Entfernung niederließen und den Gruß mit Händeklatschen wiederholten. So ein Balikönig ist ein großer Herr, mußte ich denken, denn niemand nahte sich ihm oder ging an ihm vorüber, selbst in weiter Entfernung, ohne sich tief zu verbeugen und mit der einen Hand das Kleid hinten zusammen zu fassen. Die Sprecher des Häuptlings, drei an der Zahl, saßen dienstbeflissen zu seinen Füßen, um jeden seiner Aussprüche mit einem „jao, jawe Fo!" oder „mbe" zu bekräftigen.

So saßen wir einige Minuten da und ließen unsere Augen bald auf der Menge, bald auf dem ungefähr 50jährigen Fo Nyonga ruhen. Dann unterbrach ich das Schweigen und wollte ihm sagen, wer wir wären und woher wir gekommen seien. Aber er fiel mir alsbald in die Rede mit den Worten: „Ich kenne euch schon; ich habe von euch gehört. Ihr seid die Leute, die drunten das Buschvolk unterrichten. Ich liebe euch." Zugleich fügte er noch die von ihm gutgemeinte, aber für mich etwas zweifelhafte Schmeichelei hinzu: „Du bist dick; das ist gut. Ich liebe Dich." — Zunächst sollten wir, meinte er, einmal fünf Monate dableiben.

Inzwischen erschien seine Lieblingsfrau, die tief gebückt einen Krug Palmwein auftrug und in derselben devoten Haltung wieder verschwand. Es war eine schöne, schlanke Gestalt, von weit stattlicherer Figur als sie die Frauenwelt an der Küste aufweist. Nur ihre Kleidung ließ sehr an Vollständigkeit fehlen und ihr Gesicht war durch eine klaffende Zahnlücke entstellt, die von dem landesüblichen Ausbrechen der beiden oberen Schneidezähne herrührte. Ein Sprecher des Königs neigte den Krug und füllte sorgfältig die Becher. Dann trank uns der Häuptling zu. Wir unterhielten uns noch über den Zweck unseres Kommens und tranken dabei etliche Becher Palmwein, die uns eine rechte Erquickung waren.

Die Sonne fing an, allmählich zu Rüste zu gehen, und so bat ich denn, uns nach der Herberge geleiten zu lassen. Das geschah. Der Weg führte uns durch einen großen Teil der Stadt nach der etwas abseits gelegenen Faktorei. Man darf sich kein großartiges Anwesen darunter vorstellen. Es besteht zunächst aus drei gewöhnlichen Bali-Häuschen, die fast oben auf einer Anhöhe liegen und mit Gras bedacht sind. Sie dienen als Küche, Arbeiterwohnungen u. a. Von einer inneren Einrichtung war nichts zu sehen, außer drei Steinen, die sich als Herdstelle auswiesen. In diesen Hütten schlugen unsere eingeborenen Begleiter mit den beiden Maultieren ihre Wohnstätte auf. Etwas weiter unten am Hügel liegt ein bedeutend größeres Gebäude mit drei Zimmern in einer Reihe. Es ist im Balistil erbaut und ebenfalls mit Gras gedeckt. Die beiden Eckzimmer sind eigentlich zwei Balihäuser mit spitz zulaufendem Dach, die durch einen Mittelbau mit einem niedrigeren, schrägen Dach verbunden sind. Dadurch erscheint das Gebäude durch zwei Ecktürme flankiert, was ihm ein stattliches Aussehen verleiht. Die Wände des mittleren Zimmers sind nur aus Palmrippen erstellt, während die der beiden Eckzimmer mit Lehm beworfen sind. Zwei große Oeffnungen im Mittelbau, die mit Schiebetüren aus Palmrippen versehen sind, bilden die Zugänge. Die Türschwellen sind etwa einen halben Meter hoch, um dem frei herumlaufenden Vieh den Eingang zu erschweren. Von einer Zimmereinrichtung war nicht viel zu sehen. Ein alter, schwacher Tisch von einfachster Art lag in der Ecke eines Nebenzimmers. In einer andern befand sich ein Gegenstand, der an einen Schaft erinnerte, und ein Eckständer. Vier Pfosten, die in dem einen Zimmer in den Boden gerammt waren und auf denen sich noch einige alte Kistenbretter befanden, ließen darauf schließen, daß das Gestell vormals einem Händler als Bettstelle gedient hatte. Außerdem fanden sich auch noch zwei Schemel, die aus Palmrippen hergestellt und mit Holzstiften zusammengefügt waren. Ein dritter, der aus den Fugen gegangen war, lag in Stücken vor dem Hause.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als wir unsere Behausung bezogen. Da das mittlere Zimmer augenscheinlich das freundlichste war, wählten wir es zur Lagerstätte. Nach einem kleinen Imbiß und der gemeinsamen Abendandacht legten wir uns zur Ruhe nieder. Leider erfreute sich nur Br. Keller seines Feldbetts; die andern waren mit den Trägern noch zurück und trafen erst am folgenden Morgen ein. Zum Glück waren meine wollenen Teppiche und eine kleine Reisematratze zur Hand. Der Boden war kalt und feucht. Br. Spellenberg und ich nahmen deshalb die Schiebetüren, die in die anstoßenden Eckzimmer führten, heraus, legten sie auf den Boden und schlugen auf ihnen unser Nachtlager auf. Wir lagen nicht gerade weich, aber das wäre das geringste gewesen, wenn wir nur nicht so ungemütlich gefroren hätten. Denn bei einer Temperatur von nur 13 Grad R. war es uns Küstenleuten, die an die tropische Hitze gewöhnt sind, doch zu kalt. Dazu kam, daß wir am Abend übersehen hatten, daß die Wände unseres Zimmers keine Lehmverkleidung hatten, sodaß der Wind die ganze Nacht unbehindert durch die Palmrippen pfiff. Doch auch diese ungemütliche Nacht ging vorüber.

Nach dem Frühstück sahen wir unsere Behausung etwas näher an und richteten sie so viel als möglich wohnlich ein. Einstimmig wurde eins der Eckzimmer, weil es einen dichten Lehmanwurf hatte, zum Schlafzimmer bestimmt. Zwar mangelte es ihm an Licht und frischer Luft, aber dafür war es wärmer. Der mittlere Raum wurde zum Wohnzimmer eingerichtet. Der alte wackelige Tisch wurde behutsam in die eine Ecke gelehnt und erhielt dadurch einigen Halt. Seine unsaubere Außenfläche wurde sorgfältig mit einem Stück Stoff bedeckt. Auch die Schemel wurden hervorgeholt und als Stühle benützt. An dem dritten, der in Stücken vor dem Hause lag, war leider unsere Kunst vergeblich. So mußten wir uns denn zu dreien in die beiden teilen. Da sie ziemlich groß waren, ging es leidlich. Auch boten die hohen Türschwellen prächtige Sitzplätze. So saßen wir oft unter unserer Hütte Tür und genossen die herrliche Aussicht ins Tal und auf einen Teil der Stadt. Wir hatten somit ein ganz freundliches Heim, in dem wir uns recht wohl fühlten und worin uns der Herr allesamt gesund erhalten hat und wo, vielleicht zum erstenmal seines Bestehens, Bitte, Gebet und Fürbitte zum Herrn emporstieg, sonderlich die Bitte: „Sende dein Licht und deine Wahrheit recht bald, um auch diese Völker zu erleuchten."

Ziemlich früh am 15. November sandte der Häuptling seinen Sprecher, unsern „Ziska" mit einigen Knaben, die uns europäische Kartoffeln, Jams und eine Kürbisflasche voll Palmwein brachten. Zugleich ließ er uns sagen, daß wir ihn heute noch einmal begrüßen möchten.

Es sollte dies offenbar der offizielle Empfang sein. Wir ließen daher das Mittagessen, die übliche Pfeffersuppe, etwas früher herstellen und begaben uns dann auf den Marktplatz. Einige alte Stadthäupter vertrieben sich hier die Zeit mit einem dort allerorts üblichen Spiel, wobei kastanienähnliche Früchte benützt werden. Natürlich qualmten sie wacker Tabak dazu. Allmählich wurde die Versammlung zahlreicher und nach einiger Zeit erschien auch der Landesherr. Die Begrüßung durch die Versammlung war dieselbe wie am Tage zuvor. Der Häuptling erschien heute in einem europäischen, braunen Drillichanzug, wie ihn die deutschen Kolonialbeamten zu tragen pflegen. Den Rock schmückten Offiziers-Schulterstücke, die aber mehr auf den Aermeln saßen als auf den Achseln. Auf dem glattrasierten Schädel saß ein grauer Filzhut mit rotem Band und roter Einfassung, wie ihn die Unteroffiziere der deutschen Schutztruppe tragen. Die Füße steckten in europäischen Socken, auf die einheimische Sandalen geschnürt waren. Das königliche Abzeichen, den Roßhaarschweif, trug er auch heute in der Hand. Es war nicht mehr die imposante Gestalt von gestern, denn der europäische Anzug paßte nicht recht zu der gewohnten Erscheinung und benahm ihr das würdevolle Aussehen.

Wie üblich wurde auch heute wieder Palmwein aufgewartet und dabei über unser Kommen, die zu errichtende Schule und den Bauplatz der Station verhandelt. Er meinte, wir sollten uns einen passenden Platz suchen, wie und wo wir ihn wünschten. Für die Schule bot er einen Teil des oberen Marktplatzes an. Es ist dies der höchste Punkt der Stadt, von wo aus man das ganze Stadtanwesen übersehen kann. Hier, sagte er, bauen wir das Schulhaus, damit man es von überall her sieht und die Schüler von überall her zur Schule kommen. Als Bauplatz für die Station bot er den Platz an, auf dem früher das Stationsanwesen unter Zintgraff stand. Es ist dies ein schön gelegener, flacher Hügel am jenseitigen Ende der Stadt, der von zwei Flüßchen umflossen wird. Der Punkt würde sich zur Anlage der Missionsstation sehr gut eignen; nur schade, daß er nicht näher bei der Stadt liegt.

Umschau in Bali.

Wir verabschiedeten uns und machten noch einen Gang durch die Stadt. Diese ist ziemlich dicht zusammengebaut und mag ohne die Vororte gegen 7000 Einwohner zählen. Meist führen nur schmale, unregelmäßige Gassen zwischen den nahe beieinander liegenden Gehöften hindurch. Nur wenige Häuser stehen einzeln und frei da.

Gewöhnlich sind kleine Häusergruppen durch eine Hecke oder einen Mattenzaun zu einem Gehöfte vereinigt. In der Regel ist eins der Gebäude, das des Hausherrn, etwas größer. Rings um dasselbe liegen eine Anzahl kleinerer Häuschen, die hauptsächlich von den Frauen und Kindern bewohnt werden. Zwischen und hinter den einzelnen Häusern sind gewöhnlich kleine Gärten angelegt, in denen Bananen, Raphiapalmen und Tabak angepflanzt sind. Besonders letzterer fehlt fast bei keinem Gehöft. Die größeren Pflanzungen befinden sich ziemlich entfernt von der Stadt, um sie vor dem Vieh zu schützen. Die Häuser sind viereckig, fast im Quadrat erbaut und ziemlich klein. Die Wände sind aus Palmrippen zusammengefügt und mit rötlicher Erde sauber beworfen. Der steil und spitz zulaufende Dachstuhl ist mit Gras bedeckt. In das Innere des Hauses führt nur eine kleine, mit einer Schiebetüre versehene Oeffnung, und es gehört schon einiges Geschick dazu, um durch dieselbe ins Haus zu schlüpfen. Eine aus Palmrippen sorgfältig hergestellte Decke schließt den inneren Raum nach oben ab. Die ganze Bauart ist für die empfindlich kühlen Nächte berechnet, in denen man sogar ein Feuer zu unterhalten pflegt. Von einer Ausstattung des Innern ist kaum die Rede; denn außer einer Pritsche aus Palmrippen ist fast nichts vorhanden. In den Häusern und Gehöften herrscht anerkennenswerte Sauberkeit.

Die Bali sind fast durchweg große, kräftige Gestalten und zwar nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen, wie ich sie sonst nirgends in Afrika gesehen habe. Es mag vielleicht damit zusammenhängen, daß das weibliche Geschlecht in Bali nicht so früh verheiratet wird, wie bei andern Stämmen. Beide Geschlechter rasieren sich das Haupthaar entweder ganz ab, oder doch bis auf einen kleinen Schopf. Die Männer tragen diesen hinten auf dem Wirbel. Vielfach ist derselbe in kleine Zöpfchen oder zu einem Haarkegel geflochten, woran sich kleine Perlen und andere Zieraten befinden. Die meisten Frauen rasieren den Kopf ganz glatt, manche lassen dagegen einen schmalen Haarstreifen wie die Raupe eines ehemaligen bayerischen Helmes oben in der Mitte des Scheitels stehen. Diese Haartracht ist besonders bei jungen Frauen und Mädchen üblich, während ältere Weiber fast ausschließlich glattrasierte Schädel tragen. Auch das Feilen und Ausbrechen der Zähne ist Sitte. Die Männer feilen die vorderen Schneidezähne oben und unten spitz zu. Dem weiblichen Geschlechte werden im Mädchenalter die beiden oberen Schneidezähne ausgebrochen und die unteren zugefeilt. Diese Unsitte entstellt die Frauen sehr, zumal wenn sie, was häufig der Fall ist, in der Unterlippe eine lange, dünne Glasperle, ein kleines Holzstäbchen oder auch Messing-

ringe tragen, wodurch die Unterlippe nach unten gezogen und die Zahnlücke um so mehr sichtbar wird. Um den nichts weniger als verschönernden Schmuck an der Unterlippe anzubringen, wird diese mit einem glühenden Eisendraht durchbohrt.

Die Hautfarbe der Bali ist kaum von der der Küstenneger verschieden. Sehr beliebt ist bei ihnen, besonders beim weiblichen Geschlecht, die Einreibung des Körpers mit einem Rotholzbrei. Als Bekleidung tragen die Männer einen Lendenschurz und darüber ein hemdartiges Gewand ohne Aermel, oder ein bis auf die Knöchel reichendes Hausakleid. Nie fehlt der Lederriemen mit einem oder mehreren Dolchen daran, und ebenso trägt der gewöhnliche Bali stets eine Basttasche an der Seite. Beim Vornehmen tritt an die Stelle der Basttasche der schon erwähnte Fellbeutel. Auf dem Haarschopfe sitzt eine kleine Bastmütze oder eine buntfarbige, aus einheimischer Baumwolle gestrickte Kopfbekleidung. Nicht selten ist diese mit langen Hahnenfedern geschmückt. Die Fußbekleidung besteht gewöhnlich aus Sandalen, die aus einheimischem Leder, d. h. aus getrocknetem Fellwerk verfertigt sind. Sehr beliebt sind bei beiden Geschlechtern buntfarbige Glasperlen, die als Halsschmuck getragen werden. In besonders hohem Ansehen stehen blanke Militärknöpfe, für die man alles kaufen kann. Sie bilden die wichtigsten Schmuckstücke der Frauenwelt. Zu Dutzenden werden sie auf einem schmalen, um die Hüften geschlungenen Streifen Zeug getragen und es bildet ein solcher oft einen mit blanken Knöpfen besetzten Gürtel. Der reiche Schmuck muß beim weiblichen Geschlecht den Mangel einer ordentlichen Kleidung ersetzen, denn diese ist in der Tat äußerst dürftig; häufig fehlt sie ganz.

Die Beschäftigung der Bali ist Handel und Landbau. Letzteren besorgen hauptsächlich die Frauen. Der Sklavenhandel spielte noch bis vor kurzem bei den Bali eine große Rolle, und das energische Verbot desselben durch die deutsche Kolonialregierung hat sie, wie sie uns selbst klagten, recht empfindlich getroffen. Ja, der Häuptling meinte sogar, wir sollten den Gouverneur bitten, das Verbot zurückzunehmen. Er war daher erstaunt, als ich ihm erklärte, daß dies völlig aussichtslos sein würde und wir in dieser Sache die Ansicht der Regierung teilten. Jetzt beschränkt sich der Handel hauptsächlich auf Elfenbein, Speere, Dolche, Pfeifen, Taschen u. dgl. m. In neuester Zeit kommen auch Schafe und Ziegen in den Handel. Einzeln und in größeren Karawanen ziehen die Bali mit diesen Artikeln, die sie meist in der Nachbarschaft Bamota ankaufen, nach der Küste, wo sie dieselben als Kuriositäten bei den Europäern absetzen und für den Erlös namentlich Perlen, Baumwollstoffe, Flinten und Buschmesser

einhandeln. Letztere werden dann wieder an die Bamota-Leute verkauft und von diesen in Speere und Dolche verarbeitet.

Außer dem Handel ist der Landbau die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. Ihre Hirse-, Mais- und Pisangpflanzungen nehmen oft große Flächen ein. Auch der Kultur der Raphiapalme wird viel Aufmerksamkeit geschenkt, da sie das beliebte Getränk und die mancherlei Materialien für den Häuserbau liefert. Für den Privatgebrauch pflanzt sich auch jeder Bali seinen Rauchtabak und etwas Baumwolle. Letztere wird mit einer Art Spindel gesponnen und teils weiß, teils gefärbt, als Faden oder Strickgarn verwendet. Im Stricken und Sticken, namentlich im Besticken der langen Hausagewänder, leisten sie mitunter recht Hervorragendes. Auch die Schmiedekunst und die Korb- und Bastflechterei ist ziemlich ausgebildet. Seit Jahren ziehen auch Hunderte von Bali als Arbeiter an die Küste, wo sie in den Kakaopflanzungen Beschäftigung finden. Zur Zeit befinden sich mindestens 1200 bis 1500 solcher Bali-Arbeiter auf den Plantagen am Kamerungebirge. Sie lassen sich jedoch stets nur für sechs Monate anwerben und kehren dann jedesmal wieder in ihre ferne Heimat zurück.

Der Bali ist seinem Charakter nach ziemlich selbstbewußt und stolz. Er redet von den Küstenstämmen nur als von Buschleuten oder Hinterwäldlern. Dabei ist er frech und rauflustig. Furcht scheint er im Gegensatz zu den Küstenleuten nicht zu kennen. Er macht sich nichts daraus, allein nach der Küste zu wandern und dabei unterwegs in den Wäldern zu übernachten. Ueber seine religiösen Ideen konnten wir während der kurzen Zeit unseres dortigen Aufenthalts nicht viel erfahren. Sie scheinen, wie überall unter den afrikanischen Volksstämmen der Hauptsache nach im Geisterglauben zu wurzeln.

Von dem Eindringen europäischer Kultur ist in Bali noch nicht viel zu verspüren, obwohl schon seit 14 Jahren Europäer da verkehrt und sich Zintgraff und manche andere Europäer jahrelang dort aufgehalten haben. Das Einzige, was wir von Zintgraff noch vorfanden, waren europäische Kartoffeln, die aber jetzt ziemlich degeneriert sind. Einen europäischen Einfluß konnte man etwa auch darin ersehen, daß mich der Häuptling gelegentlich fragte, ob ich beabsichtigte, seine Leute mit Schnaps zu bewirten. Er hatte zwar schon gehört, daß wir keinen Schnaps mit uns führten, sondern gegen denselben seien, aber die Sache schien ihm doch zu unglaublich. Indes er gab sich ohne weiteres zufrieden, als ich ihm den Sachverhalt darlegte. Auf den Einfluß der Europäer ist auch das weit verbreitete Kru-Englisch zurückzuführen, ein verdorbenes Negerenglisch, das die als Arbeiter in den Faktoreien der Westküste angeworbenen Kruneger von der Liberia-

küste mehr oder weniger reden. Auch in Bali wird dieses Kauderwelsch von vielen Männern gesprochen und sie tun sich darauf den Europäern gegenüber nicht wenig zu gute. Sie bekundeten jedoch ein großes Verlangen, deutsch zu lernen und freuten sich, daß wir uns einige Worte und Sätzchen ihrer Sprache angeeignet hatten, wie sie es denn auch rühmend hervorhoben, daß Zintgraff ihr Bali gesprochen habe. Aber abgesehen von diesen wenigen Anzeichen europäischen Einflusses war von einer europäischen Kultur nichts zu bemerken. Nirgends war ein von der Küste her eingeführter Fruchtbaum oder Zierstrauch zu finden, keinerlei Bodengewächs oder sonst etwas. Auch in Bezug auf Handwerke oder sonstige Fertigkeiten war nichts zu bemerken.

Nirgends ist mir der kulturelle Wert der Mission und ihre Einwirkung zur Hebung eines Volkes so zum Bewußtsein gekommen, wie bei dieser Gelegenheit. Was wären unsere Kolonien ohne die Mission? Diese Frage drängte sich mir immer wieder auf. Ich unterlasse es, hierauf eine Antwort zu geben. Aber das ist gewiß, daß schon nach kurzer Arbeit unserer Mission unter den Bali ein bemerkenswerter Umschwung in den jetzigen kulturlosen Verhältnissen sichtbar sein würde. Dafür sind die rohen Bakoko und Mulimba, unter denen die Basler Mission seit elf Jahren arbeitet, ein sprechender Beweis. Welch kultureller Segen, der doch nur eine Nebenwirkung der Mission ist, ist während dieser Zeit auf diese Volksstämme ausgegangen! Wie ganz anders liegen die Verhältnisse heute als damals, ehe die Mission mit ihrer Arbeit und ihrem Einfluß in diesem Gebiet einsetzte! Wenn man das in Betracht zieht, so kann man nicht verstehen, wie es noch immer solche gibt, denen zwar das Heil und die Wohlfahrt unserer Kolonien am Herzen gelegen sein will, die aber für die Mission und ihre Bemühungen nur ein verächtliches Achselzucken haben. Und empörend ist es, wenn Reisende und andere Vertreter der Kultur, deren Einfluß auf die Eingeborenen oft mehr als zweifelhaft ist, sich das Recht herausnehmen, in abfälliger Weise über die Mission zu reden und zu schreiben. Daß dies in vielen Fällen in den ganz gleichen Ausdrücken geschieht, zeigt nur, daß solchen oberflächlichen Beurteilern jedes selbständige, auf Erfahrung und Sachkenntnis beruhende Urteil abgeht und daß sie meist ihre Gedanken von einander entlehnen. Wie viel darauf zu geben ist, liegt auf der Hand.

Bei unseren Gängen durch die Stadt zog besonders ein Gehöft unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es war das, worin die Mutter des jetzigen Häuptlings, sowie eine Anzahl von dessen Frauen und Kindern wohnt. Durch die Umzäunung führt eine weite Pforte in den geräumigen Hof. Etwa in der Mitte desselben steht ein stattliches

Balihaus von zirka zehn Meter oder mehr Länge. Es ist dies das Gebäude, worin der frühere Häuptling Garega, der seinerzeit zuerst mit den Deutschen in Berührung trat, zeitweilig gewohnt hat. Rings um das Haus her, das schon von weitem durch seine Größe von der Häusermasse absticht, stehen wohl ein Dutzend kleinerer Anwesen. Im Hofe herrscht peinliche Sauberkeit. Eine ausnahmsweise große Tür, die mit allerhand Schnitzereien verziert ist und über der drei Menschenschädel hängen, führt in das große Hauptgebäude. Hier gelangt man durch einen dunkeln Gang ins Innere des Hauses bis zur hinteren Querwand. Der Gang läuft an der einen Wand entlang, während auf der andern Seite einige Gemächer liegen, in die kleine, mit Schiebetüren versehene Löcher führen. Es sind dies die königlichen Schlafräume. Hier stört kein Lichtstrahl die Schläfer, selbst beim grellsten Sonnenschein. Am Ende des Ganges führt eine kleine Tür in einen Hof, der auf der gegenüberliegenden Seite durch ein großes Haus abgegrenzt und rechts und links durch einen dichten Mattenzaun abgeschlossen ist. In dieses Gehöft vermag kein neugieriges Auge zu dringen. Das weit vorspringende Dach des gegenüberliegenden Hauses bildet eine schöne Veranda. Hier lag bei unserem Eintritt auf einem großen Reibsteine eine Partie Rotholzmehl, das noch nicht fertig gemahlen war. Eine Frau schien eben an dieser Arbeit gewesen zu sein, als wir hereingeführt wurden. Sie verschwand in einem der finsteren Räume, die an die Veranda stoßen. Mitten im Hofraum hatte der Hofschneider seine Werkstatt aufgeschlagen; er war eben damit beschäftigt, ein Hausagewand mit den üblichen Stickereien zu versehen. Mir war es unheimlich in diesem dunkeln Hause und engen Gehöft.

Der folgende Tag war ein Sonntag und ein prächtiger Morgen. Es war uns ganz sonntäglich zu mut, wiewohl wir uns im finstern Heidenlande befanden. In aller Frühe sandte uns der Häuptling zwei Schafe und Lebensmittel für unsere Leute. Zunächst hielten wir mit diesen einen Gottesdienst und hätten dies auch gern in der Stadt für die Bali getan; aber es hieß, wir sollten warten bis am Montag, dem Bali-Ruhetag, da die Leute erst am Sonntag Abend von ihren Pflanzungen heimkämen. Der Montag ist nämlich der Todestag des großen Garega, und darum heilig. Wir machten deshalb einen Spaziergang nach der einen Seite der Stadt hin, um uns gleichzeitig nach einem Bauplatz umzusehen. Während wir so dahin schlenderten, kam ein Sprecher* des Häuptlings auf uns zu und lud uns zu seinem Herrn ein. Wir begaben uns auf den Marktplatz, aber der war heute leer. Wir fanden den Gebieter in seinem Gehöft, das in eine Reihe kleiner Höfe abgeteilt ist, die durch Türen mit einander ver-

bunden sind. Im zweiten Hof wurden uns unter einem Dachvorsprung Sitze angeboten. Der Häuptling begrüßte uns freundlich und nahm neben uns auf einem Felsblock Platz. Vor demselben war der Fußboden mit einer Menge kleiner Elefantenfüße ausgelegt.

Außer einigen Sprechern, die die üblichen Beifallslaute ausstießen, war niemand zugegen. Der Häuptling war in bester Laune und fühlte sich offenbar besser aufgelegt, als beim offiziellen Empfang. Er bat uns im Lauf der Unterhaltung dringend, entweder gleich dazubleiben oder doch dafür zu sorgen, daß bald jemand komme. Schon vier Jahre, sagte er, schreien wir nach der Mission. Wir haben jeden Europäer, der hierher kam, gebeten, uns Missionare zu senden; allein es war vergeblich. Immer hieß es, das sei nicht ihre Sache, er solle sich an den Gouverneur wenden. Nun freue er sich sehr, daß wir gekommen seien. Wenn wir nicht dableiben könnten, sollten wir ihm wenigstens ganz bestimmt die Zusage geben, bis wann Missionare eintreffen würden. Wir sagten ihm, daß man zunächst nach Hause schreiben müßte, und bis von da die Antwort einliefe, würde es wohl drei Monate währen, und bis dann die Missionare marschfertig seien, werde die Regenzeit vor der Tür sein. Somit könne etwa ein Jahr vergehen, bis die Missionare bei ihm eintreffen würden. Das war ihm aber ein zu großer Zeitraum. Die Regenzeit, meinte er, biete kein Hindernis, denn er werde Leute an die Küste schicken und die Missionare holen lassen u. dgl. m. Auch wünschte er, daß die Missionare gleich Frauen mitbringen möchten, damit die Bali-Weiber in Handarbeiten unterrichtet würden und sich kleiden lernten. Damit die Sache schneller vorwärts gehe, wolle er inzwischen zu bauen anfangen. Ich entgegnete ihm, es sei geratener, damit noch zu warten, bis die Missionare eingetroffen seien, schon wegen der Anlage der Station; er habe ja Leute genug und könne recht wohl in zwei Wochen ein Haus errichten lassen. — Nein, in zwei Tagen, meinte er, nicht erst in zwei Wochen. Gelegentlich fragte ich auch, ob er denn auch dafür sorgen werde, daß die Kinder die Schule regelmäßig besuchen würden. Hierüber war er sichtlich verletzt, wandte sich zu seinen Sprechern und blieb mir die Antwort schuldig. Sein ganzer Gesichtsausdruck sagte mir: wie magst du nur so etwas fragen? Aus allem ging hervor, wie sehr ihm daran gelegen sei, daß die Mission unter seinem Volk ihre Arbeit aufnehme.

Die erste Predigt in Bali.

Tags darauf sollte der erste Gottesdienst stattfinden. Scharen von Menschen, besonders Weiber, strömten von den Pflanzungen in die Stadt herein. Wir erhoben uns am andern Morgen in aller Frühe, um bei Zeiten zum angesagten Gottesdienst zu erscheinen. Immerhin wurde es beinahe 9 Uhr, bis wir auf dem Marktplatze ankamen. Hier hatten sich erst einige Dutzend Männer versammelt. An dem üblichen Platze vor des Häuptlings Gehöft wurden Stühle für uns hingestellt; aber der Platz, der nachmittags so schön schattig ist, bot in der Morgenstunde keinerlei Schatten und die brennende Sonne verursachte uns manchen Schweißtropfen. Der Häuptling ließ nicht lange auf sich warten, aber die Versammlung kam nur sehr langsam zusammen. Als einige hundert Menschen beisammen waren, fragten wir, ob wir nun beginnen könnten. Doch es hieß, wir sollten noch etwas warten. Inzwischen stimmten wir zu aller Freude ein Lied an mit Trompetenbegleitung. Als wir geendet, bat der Häuptling, noch mehr zu singen. Wir sangen noch einige Lieder und machten dann eine Pause. Jetzt wollten wir mit dem Gottesdienst beginnen. Aber da hieß es wieder: Es sind noch nicht genug Leute da. Zugleich schalt der Häuptling über die Saumseligen, und sofort tänzelten einige Alte tiefgebückt hinweg, um das Volk herbeizurufen. Dieses erschien nun in großen Scharen.

Währenddem sangen wir noch ein Lied. Als wir geendet hatten, wollte der Häuptling auch einmal die Trompete blasen, aber er brachte zur großen Belustigung der Anwesenden keinen einzigen Ton heraus. Nun hatten sich inzwischen etwa 1500 bis 2000 Menschen versammelt und wir durften jetzt beginnen. Ehe ich jedoch zu reden anfing, gab es noch eine kleine Verhandlung in Betreff des Dolmetschers. Wir hatten zwar einen Mann bei uns, der unser Duala sprach und etwas Bali verstand, aber letzteres nicht genügend sprechen konnte. Der Häuptling meinte, ich solle englisch reden, womit er das Kauderwelsch des sogenannten Kruenglisch meinte. Doch hiezu konnte ich mich nicht verstehen; denn erstlich hätten die Weiber und Kinder kein Wort davon verstanden und wohl auch viele Männer nicht, und zweitens fehlen diesem sogenannten Englisch viele Ausdrücke für religiöse Dinge. Setzt man dafür die eigentlichen englischen Ausdrücke ein, so werden diese natürlich von niemandem verstanden, weil sie ihnen unbekannt sind. Zudem ist das in Bali gebräuchliche Kruenglisch ohnedies noch ärmer an Worten, als es sonst schon ist. Wir kamen deshalb zu dem Endergebnis, daß ich in Duala reden wollte; unser Dolmetscher, ein Baso, sollte es in sein Baso übersetzen und

ein Sprecher des Häuptlings, der letzteres verstand, sollte es schließlich in Bali wiedergeben.

Die Sache schien somit bereinigt, aber sie hatte noch einen Haken. Der Sprecher war ein Mann von ungefähr 40 Jahren. Dessenungeachtet erklärte der Häuptling, zum Volke dürfe dieser nicht reden, denn er sei noch ein „kleiner Knabe". Es mußte also ein anderer gesucht werden, der ehrwürdig genug war, um öffentlich zum Volke zu reden. Ein solcher fand sich auch, aber er verstand nicht Bafo. Dadurch gestaltete sich die Sache noch komplizierter, und zwar so: ich redete Duala, unser Dolmetscher übertrug es in Bafo, der Sprecher gab es in Bali an den Alten weiter, und erst dieser rief es der Menge zu. Der Alte, der zu diesem Heroldsamt erwählt wurde, war eine große, würdige Erscheinung. Er besaß auch das Organ, um die ungeheure Versammlung zu beherrschen. Ich redete im Anschluß an Apostelgesch. 17, 30. 31 davon, daß Gott auch für die Bali die Zeit der Unwissenheit übersehen habe; nun aber gebiete er, Buße zu tun und das Evangelium anzunehmen, weil Gott auch für Bali einen Tag des Gerichts und der Rechenschaft angesetzt habe. Ich teilte meine Ansprache in fünf oder sechs Abschnitte ein. Jeder einzelne Teil meiner Duala-Ansprache wurde dann in der schon angegebenen Weise von Mund zu Mund weiter gegeben bis an den Bali-Alten, der in gebückter Stellung und mit vor dem Mund gehaltener Hand — zum Zeichen, daß er die Sache erfaßt habe — von Zeit zu Zeit ein kräftiges „mbe"! ausstieß. Sieben andere ehrwürdige Gestalten saßen gleichsam als Zeugen in ebenfalls gebückter Haltung um ihn her. Hatte er seine Botschaft empfangen, so erhob er sich in seiner ganzen Größe und Würde und mit ihm die sieben Alten. Wie ein Herold schritt er dann mit ihnen durch die freigelassenen Gassen der riesigen Versammlung und verkündigte der stillauschenden Menge mit mächtiger Stimme die Botschaft.

Es war ein eigenartiges imposantes Bild, jene erste christliche Predigt vor den heidnischen Bali. Vor uns rechts und links, nur durch eine offene Gasse von einander getrennt, saß auf dem abschüssigen Marktplatz wie in einem Amphitheater die gesamte männliche Bali-Aristokratie in ihren buntfarbigen Gewändern und wunderlichen Mützen, den unzertrennlichen Fellbeutel zu den Füßen und die Tabakpfeife in der Hand. Dahinter saßen, durch einen größeren Zwischenraum von den Vorderen getrennt, auf der einen Seite des Marktplatzes die Weiber mit ihren Kleinen, auf der andern das gewöhnliche Mannsvolk mit der Jugend. Als ich geendet hatte, ließ der Häuptling den Herold, namens Bananyi, noch einiges ausrufen in Betreff des Baues eines Schulhauses und daß die Leute uns Lebens-

mittel zu annehmbaren Preisen verkaufen sollten. Unsere Träger litten nämlich etwas Mangel an solchen.

Als die Versammlung beendet war, wartete uns der Häuptling mit einheimischem Bier auf, das er extra für uns hatte brauen lassen. Auch an die Versammlung, wenigstens an die Stadthäupter wurden ebenfalls einige Kürbisflaschen voll verabreicht. Schon am Morgen, als der Häuptling erschien, wurde wie üblich Palmwein gebracht und eingeschenkt; aber ich bedeutete ihm, daß wir erst nach dem Gottesdienst davon genießen würden. Infolge dessen ließ er auch seinen bereits gefüllten Becher unberührt vor sich stehen bis nach der gottesdienstlichen Feier. Die Zeit mag ihm freilich etwas lang geworden sein, besonders bei der Sonnenhitze, in der wir saßen, denn mehrmals fragte er in den Gesangspausen, ob ich denn jetzt nicht trinken wollte. Meine Verneinung war auch für ihn wohl oder übel das Zeichen zur Abstinenz.

Bei der Verabschiedung stellte er uns seinen Gegenbesuch für den Nachmittag in Aussicht. Dabei fragte er mich, was wir von Getränken mit uns führten. Dabei nannte er Cognak, Sekt, Wein Bier, Sauerbrunnen u. a., sodaß ich mich nur wundern mußte über seine Kenntnisse der verschiedenen europäischen Getränke. Ich konnte mit keinem derselben dienen, da wir uns das herrliche Baliwasser schmecken ließen, und stellte ihm Thee in Aussicht. Er schien indes nicht viel Vertrauen in dieses Getränk zu setzen, denn bei seinem nachherigen Besuche brachte er zur Vorsicht eine große Flasche Palmwein mit. Gegen 3 Uhr nachmittags kam er daher. Vor ihm wurde sein Stuhl und die Ochsenhaut getragen, dann folgte ein Sprecher, der ein Bündel Speere aufrecht vor sich trug, deren Spitzen mit einer Fellkappe bedeckt waren. Hinter ihm drein ging ein zweiter Sprecher, ebenfalls mit einem solchen Speerbündel. Dann folgten seine Lieblingsfrau mit Palmwein und einige Knaben mit Hühnern und Lebensmitteln für uns. Wir ließen ihm einen Thee brauen und machten denselben reichlich süß. Da wir weder Theekanne noch Seiher besaßen, fehlte demselben auch nicht der Satz. Das Getränk fand aber nicht viel Gnade vor seinen Augen und war auch nicht nach dem Geschmack seiner Begleiter. Der Häuptling ging deshalb alsbald zu seinem mitgebrachten Palmwein über und schmauchte eine Cigarre dazu, die ich ihm anbot. Wir unterhielten uns etwa zwei Stunden, dann zog er wieder mit seinem Gefolge ab.

Am folgenden Tage, dem 18. November, wurden wir mit Lebensmitteln förmlich überschüttet. So hatte des Häuptlings Wort gewirkt. Wir machten an diesem Tage einen weiteren Spaziergang, bewunderten die prächtigen Pflanzungen und genossen die herrliche Bergluft

mit vollen Zügen. Auf einen Besuch beim Häuptling verzichteten wir diesmal, da er eben Siesta hielt, als wir sein Gehöft passierten. Tags darauf sandte er mir am Morgen durch seinen Sprecher ein Hausakleid mit den königlichen Abzeichen und ließ mich bitten, heute in demselben bei ihm zu erscheinen. Da er die Bitte noch ein- oder zweimal wiederholen ließ, beschloß ich, seinem Wunsche zu entsprechen. Ich zog das Gewand über meine Kleider und ging mit den Brüdern nach dem Marktplatz. Bald erschien auch der Häuptling und war hoch erfreut, daß ich mich in die Balitracht geworfen hatte. Mit dem königlichen Gewande wollte er mir eine Ehre erweisen und war darauf stolz, daß er mich auch den Anwesenden in diesem Aufzug präsentieren konnte. Wiederholt flüsterte er mir in seinem Kauderwelsch von Englisch zu: „you be good so, you be king“! d. h. so bist du schön, du bist nun auch ein König! Er war überhaupt sehr guter Dinge, bewirtete uns mit Bier und übersandte uns noch eine große Flasche für die Heimreise. Zugleich zeigte er uns eine Menge Baumaterial, das er am Vormittag von einem seiner Dörfer hatte herbeischaffen lassen. Etwa 200 Mann waren an jenem Vormittag unter fröhlichem Gesang mit Palmrippen und Bambusrohr beladen an unserer Wohnung vorbei nach dem Marktplatz gezogen. Schließlich baten wir ihn um 13 Träger für die Heimreise und verabschiedeten uns von ihm, da wir am andern Morgen früh aufbrechen wollten. Er bat uns nochmals, ihm doch recht bald Missionare zu senden.

Abschied von Bali.

Wir hatten am andern Morgen in aller Frühe eben unsere Sachen gepackt und standen zum Abmarsch bereit, als zwei Sprecher des Häuptlings mit drei Elfenbeinzähnen, einem großen und zwei kleineren, daherkamen und sie uns als königliches Abschiedsgeschenk überreichten. Es überwog an Wert die Geschenke, die wir dem Häuptling gemacht hatten, bei weitem. Hatte er uns doch außerdem während unseres Aufenthaltes acht Ziegen und Schafe, etliche Hühner, sowie Lebensmittel für uns und unsere Leute gespendet. Dem Geschenk war noch der Wunsch beigefügt, daß wir dem Häuptling noch einmal Lebewohl sagen sollten. Wir leisteten dem Folge. Er saß im zweiten Hofraum auf seinem Felsblock und entlockte seiner schön verzierten, langen Messingpfeife mächtige Rauchwolken. Indem er sich zum Gruß erhob, mahnte er nochmals, ihn doch ja nicht lange warten zu lassen, zumal er gehört habe, daß Missionare keine Lügner seien. Dann rief er einen etwa sechsjährigen Knaben herbei, der gebückt herankroch. Er

faßte ihn am Arm und sagte: „Das ist mein eigener Sohn; den schenke ich dir." Der Knabe schlüpfte an mir vorüber und setzte sich neben mir auf den Boden. Sodann schenkte der Häuptling noch jedem von uns eine kunstvoll verzierte Balipfeife; wir dankten und reichten ihm die Hand zum Abschied. Der Knabe folgte uns vergnügt und hat den langen Weg bis Buea zu Fuß zurückgelegt. Den Häuptling aber hatten wir wirklich lieb gewonnen. Er ist ein gutmütiger, billigdenkender und einsichtsvoller Mann, der nicht bloß unbedingten Gehorsam von seinen Untertanen fordert, sondern auch ein Herz für sie hat. So ist es ihm auch ein Herzensanliegen, daß sein Volk Missionare erhält, die die Jugend unterrichten und die Alten lehren, wie er denn gelegentlich einmal bemerkte, er wolle selbst noch auf die Schulbank sitzen.

Nun ging es durch die engen Gassen der Heimat zu. Auf der Straße trafen wir unsere Träger. Dem Aufseher derselben hatte der Häuptling einen Roßhaarschweif mitgegeben als Zeichen, daß wir unter seinem Schutze reisten. Nach zweistündiger Wanderung winkten wir von einem Hügelrücken aus Bali noch einmal Lebewohl zu; dann verschwand es aus unserem Gesichtskreis. Unser Nachtlager, den letzten Baliort, erreichten wir schon gegen 2 Uhr nachmittags. Noch einmal durften wir in dem schönen Graslande rasten, dann gings hinunter dem heißen, schwülen Küstengebiet zu.

Wir machten uns am folgenden Tage früh auf den Weg und waren nach anderthalb Stunden am Saume des Graslandes und damit am Abstiege des Plateaus angelangt. Noch einmal warfen wir einen Blick auf jene herrliche Gegend zurück und bogen dann in die Waldung ein. Mit dankerfülltem Herzen eilten wir der Heimat zu. Zwar lag noch ein großes Stück Weg vor uns, noch gab es manches Dutzend Flüsse und Bäche zu kreuzen und manchen Hügel zu erklimmen, aber der Rückweg kam uns viel kürzer vor; er war auch wegen der inzwischen eingetretenen Trockenzeit viel besser zu begehen. Am 29. November, abends 6 Uhr, durften wir nach zehn tüchtigen Tagmärschen die Geschwister in Bombe durch unsere Ankunft überraschen und alle gesund und wohl begrüßen. Es war ein Samstag. Der Sonntag bot uns willkommene Ruhe. Am folgenden Tage fuhr ich dann mit dem ersten Tagesgrauen auf einem Kanoe den Mongo stromabwärts nach Muyuka. Von hier waren es nur noch sieben Stunden bis nach Buea hinauf am Kamerunberg. Nach einer kurzen Rast machte ich mich auf den Weg. Inzwischen waren auch die Maultiere, die ich zwei Tage zuvor auf einem kürzeren Wege direkt nach Muyuka vorausgeschickt hatte, angekommen, so daß ich ab und zu reiten konnte. Abends gegen 5 Uhr, am 1. Dezember, kam

ich unerwartet in Buea an und durfte durch Gottes Gnade die Meinigen gesund und wohl begrüßen.

36 Tage waren verflossen, seit ich meinen Lieben die Hand zum Abschied gereicht hatte. Der Herr hatte viel Gnade zu unserer Reise gegeben und ließ auch zuhause über unsern Lieben seine Gnade jeden Morgen neu aufgehen. Möge er auch seine Gnadensonne den Bali und den Volksstämmen des Kameruner Hinterlandes recht bald aufgehen lassen, damit auch jene von Natur so reich geschmückten Länder, über denen zur Zeit noch heidnische Finsternis lagert, von Gottes Gnadenlicht erleuchtet werden.

* * *

Soweit der Reisebericht. Inzwischen hat, wie schon anfangs gesagt, das Komitee der Basler Missionsgesellschaft unter dem Eindruck, daß ihm in Bali vom Herrn ein neues Missionsfeld und damit eine Erweiterung des Arbeitsgebietes in Kamerun zugewiesen sei, beschlossen, die Missionsarbeit noch vor dem Eintritt der nächsten Regenzeit im Bali-Lande aufzunehmen. Zu diesem Zwecke hat sie drei ihrer Kamerun-Missionare beauftragt, im Monat April dahin überzusiedeln. Gott selbst aber wolle sich zu dem neuen Unternehmen bekennen und ihm viele Freunde in der Heimat erwecken.

Ein Besuch beim Gouverneur von Hupe.

Unter den Gouverneuren der chinesischen Provinzen, die sich im Jahr 1900 während der Boxerunruhen den bedrohten Ausländern gegenüber freundlich gesinnt zeigten und deshalb auch die von der Kaiserin-Witwe erlassenen Dekrete zur Ermordung der Missionare nicht zur Ausführung gelangen ließen, war der damalige Gouverneur von Schansi, Tuan Fang, dessen freundliche Maßnahmen allerdings wohl von dem einsichtigen Verhalten des General-Gouverneurs und Vizekönigs Tschang-tschi-tung beeinflußt sein mochten. Aber auch abgesehen von der hohen Stellung und der den Fremden freundlichen Gesinnung seines hohen Vorgesetzten scheint Tuan Fang den christlichen Missionen in seiner Provinz ein wohlgesinntes Interesse

entgegen zu bringen. Das geht schon aus einer Einladung hervor, die er kürzlich den amerikanischen Baptisten-Missionaren Adams und Dr. Huntley in Hanyang (gegenüber von Wutschang) zukommen ließ und mit denen er sich über mancherlei wichtige Fragen über ihr Werk unterhielt. Wir geben im Nachstehenden den Bericht über diese Zusammenkunft nach der Schilderung von Miss. Adams.

Auf die erfolgte Einladung Sr. Exzellenz, des jetzigen Gouverneurs von Hupe, machte ich mich mit Dr. Huntley in einem Tragsessel auf den Weg. Nachdem wir die morastigen Ufer des Yangtse-Flusses glücklich hinter uns hatten, ließen wir uns aufs andere Ufer übersetzen und betraten durchs Stadttor das Innere von Wutschang. Die engen Straßen waren wie immer von einer hin und herflutenden Menge Volks angefüllt, die geschäftig ab und zu gingen, sich drängten und stießen, kauften und verkauften, dazwischen hinein kreischten, sich zankten und lachten. Auf der offenen Straße spielte sich zugleich das Marktleben ab. Eine Unzahl von Waren, vor allem Fleischwaren und die verschiedensten Gemüsesorten und Früchte, Seeschnecken und Haifischflossen werden da ausgeboten. Die Kaufläden, an denen wir in raschem Tempo vorübergetragen werden, gleichen der bundfarbigsten und wunderlichsten Ausstellung. Da gibts Kohlen und Brennholz, Opium und Seidenstoffe, Porzellan, Tabak und Cigaretten, Thee und allerlei Artikel von Kanton. Dazwischen drin sehen wir das Atelier eines Photographen, eine Lotterie-Bude und andere Lokalitäten, die das Volk anziehen. Die Augen tun einem fast weh von dem wechselnden Vielerlei, das an einem vorüberzieht und die fortwährenden Stöße und das Schaukeln des Tragsessels könnte dem darin Sitzenden beinahe Seekrankheit verursachen.

Endlich nach einem halbstündigen Eilmarsch durch das geschäftige Getriebe der Straßen biegen wir ab und gelangen in einen großen Hofraum, wo Soldaten müssig herumliegen und spielen. Andere sind mit Pferden beschäftigt. Von da betreten wir durch große Torwege ein noch größeres Viereck, durch dessen Mitte ein gepflasterter Weg, der von Bäumen beschattet ist, hinführt. Zu beiden Seiten befinden sich Bureaus mit der Angabe ihres Zwecks: Gastzimmer, Untersuchungsgelaß, Gefängnis, Wachtzimmer &c. Wir machen Halt vor einem geschlossenen Doppeltor, bis ein Militärmandarin mit einer Pfauenfeder auf seinem Hut eiligen Schrittes aus dem Sekretariat erscheint und unsere Karten in Empfang nimmt. Die Tragsessel werden niedergesetzt und die Träger lassen sich mit den Soldaten und dem umstehenden Volk in eine Unterhaltung ein. Denn alles brennt vor Neugierde, zu wissen, wer wir sind, wie viele Kinder wir haben, was wir essen u. s. w.

Plötzlich läßt sich von innen der schrille Ruf „Kai!“ (öffne) hören und die beiden Flügeltüren der Pforte fliegen, von unsichtbarer Hand geöffnet, auf. Wir treten ein, und mit einem Krach schließt sich das Tor wieder. Wir befinden uns im Amtsgebäude des Gouverneurs. Nachdem wir die Tragsessel verlassen haben, geleitet uns ein vornehmer Beamter in seidenem Gewand weiter, indem er zugleich unsere roten Visitenkarten hoch über seinem aristokratischen Haupte emporhält. Er führt uns aus einem Gehöft ins andere, wohin uns die neugierigen Amtsdiener nicht zu folgen wagen. Die Gärten, die wir durchschreiten, sind schön gehalten und voll blühender Rosen. Schließlich betreten wir die Audienzhalle, die sich aber durch nichts Besonderes auszeichnet.

Ein Jüngling kommt uns hier entgegen und begrüßt uns mit hastigen Worten: „Guten Morgen! Ich bin der Sohn des Gouverneurs und schätze mich glücklich, Sie hier zu sehen. Wie geht es Ihnen?“ Wir erwidern lächelnd seinen Gruß und sprechen die Hoffnung aus, daß es ihm ebenfalls gut gehe. „O ja,“ entgegnet er mit einem gewissen Selbstgefühl, „es geht mir recht gut.“ Wir entschuldigen uns hierauf, daß wir schon so früh stören; man beruhigt uns aber damit, daß der Gouverneur gern frühe Besucher empfange. Auch werde er gleich erscheinen, da wir ja chinesisch sprechen und er deshalb nicht erst auf den Dolmetscher zu warten brauche.

Währenddem müssen wir uns an der Tafel niederlassen, die mit allerlei chinesischen Delikatessen besetzt ist. Puff! knallt ein Champagnerpfropf in die Höhe und die Gläser werden mit dem schäumenden Getränk gefüllt. „Nein, danke bestens; wir trinken keinen Wein und rauchen auch nicht. Aber wenn wir vielleicht um Thee bitten dürfen.“ — Das wird gern gewährt und zugleich werden die Vorzüge des guten chinesischen Thees gegenüber den schlechten ausländischen Spirituosen gepriesen. Eine Pause folgt.

„Ziehen Sie Hupe der Stadt Peking vor?“

„O nein, ich bin ein Mandschu und liebe deshalb Peking.“

„Haben Sie dort Englisch studiert?“ — „Ja.“

„Wie alt sind Sie jetzt?“ — „Ich bin siebzehn Jahre alt.“

„Welches Studium treiben Sie nun?“

„Am Vormittag studiere ich chinesisch, am Nachmittag englisch und am Abend deutsch.“

„Da sind Sie ja recht fleißig hinter dem Studium her.“

„Ach nein, nicht so sehr, aber ich lerne sehr gern.“

Eine weitere Pause folgte. Ich mußte dabei daran denken, welche Macht in den Händen des Vaters dieses jungen Mannes liegt,

die er je nachdem zum Guten oder zum Schlimmen anwenden kann, und ich flehte im stillen zu Gott, unser Besuch möchte dazu dienen, daß er ihm und China zur Förderung gereiche. Währenddem ging Tschi Sien, um seinen Vater abzuholen, und alles stand zu seinem Empfang bereit.

Tuan Fang, der kein Verwandter ist von dem berüchtigten Prinzen Tuan, dem ehemaligen Haupt der Boxer, war während der chinesischen Wirren Gouverneur der Provinz Schensi und residierte in Singanfu, der alten Hauptstadt des Reiches, wohin der Hof nach der Einnahme Pekings im August 1900 seine Zuflucht nahm. Auch er hatte damals Befehl erhalten, alle Ausländer in seiner Provinz umzubringen. Tuan handelte aber anders als der blutige Gouverneur der benachbarten Provinz Schansi. Er leistete den Befehlen der Kaiserin-Witwe keine Folge, sondern sorgte dafür, daß die Fremden sein Gebiet unbehelligt verlassen konnten, versah sie mit Schutzwachen, Geld und Lebensmitteln unterwegs. Diese hochherzige Gesinnung soll ihm unvergessen bleiben.

Jetzt trat der Gouverneur ein. Er war reich gekleidet, aber ohne besondere Abzeichen seines Rangs, mit Ausnahme des Knopfs auf seinem Hut. Er ist 42 Jahre alt, ein stattlicher, gesund aussehender Mandschu mit einem schwarzen Vollbart. Er schüttelte uns die Hand nach abendländischer Sitte und bewillkommte uns in herzlichster Weise. Seine Leibwächter und Diener stellten sich hinter seinem Stuhle auf und wir setzten uns mit ihm an die Tafel, an der wir bald mit ihm im Gespräch waren, das über zwei Stunden währte. Nach den üblichen ceremoniellen Erkundigungen nach Alter, Rang, Verwandtschaft &c. gingen wir zur Hauptsache über.

„Mein Sekretär," begann der Gouverneur, „hat mir mitgeteilt, daß Sie gern ein Hospital in Hanyang errichten möchten. Ist dem so? — Ich glaubte, es gäbe dort mehrere solcher."

„Wir haben in Hanyang nur ein provisorisches Hospital, während es in Hankau deren drei oder vier mit mehreren Aerzten gibt. Auch in Wutschang existieren zwei Hospitäler und mehrere Aerzte, wogegen wir in Hanyang wie gesagt nur eine provisorische Einrichtung dafür haben."

„Sie würden deshalb gern sehen, wenn Ihnen die Regierung einen passenden Bauplatz anweisen würde, nicht wahr?"

„Ja, Excellenz; das wäre unser Wunsch. Wir halten die Sache für sehr wichtig wegen der vielen Unfälle, die in den staatlichen Eisen- und Stahlwerkstätten, sowie im Arsenal vorkommen. Hankau drüben über dem Fluß ist zu weit entfernt für Fälle, die eine schnelle Hilfe erfordern."

„Das ist richtig; aber während wir in Wutschang leicht einen Bauplatz finden könnten und ihn auch mit Vergnügen für diesen Zweck abtreten würden, hält es in Hanyang sehr schwer, da die Regierung dort wenig Terrain besitzt, das noch nicht bebaut ist. Ist Ihnen vielleicht irgend ein geeigneter Bauplatz bekannt, den Sie mir vorschlagen könnten? Uebrigens komme ich in den nächsten Tagen mit dem Vizekönig zusammen und dann werde ich mit ihm über die Sache sprechen."

Hierauf wandte er sich zu mir und fragte mich: „Wie viele Konvertiten haben Sie." Ich erwiderte: „Wir haben eine recht ansehnliche Anzahl, Excellenz; aber wir könnten leicht ihrer mehr haben, wenn wirs darauf anlegen würden." — „Ah! Sie meinen" —?

„Nun, ich meine: wenn wir die Landstreitigkeiten und sonstigen Prozesse für die Leute ausfechten würden, wie dies von gewissen Kreisen aus geschieht, so könnten wir Tausende von Anhängern haben." — Der Gouverneur lachte herzlich und meinte: „es ist empfehlenswerter, wenige aber umso bessere zu haben."

„Hierauf folgte ein vertraulicher Austausch der Gedanken über die Handlungsweise gewisser römischer Bischöfe und ihrer Priester, die hier besser unerwähnt bleiben. „Ja," schloß der Gouverneur diesen Teil des Gesprächs, „es ist das alles wahr; aber trotzdem habe ich doch auch manche guten Leute unter den Katholiken kennen gelernt."

Ich nahm hier Gelegenheit, dem Gouverneur unsere dankbare Anerkennung auszusprechen für den Schutz, den er unsern Missionaren in Schensi während der Unruhen habe angedeihen lassen. — „O," meinte er, „da habe ich nur meine Pflicht getan. Sie waren gute, harmlose Leute und dazu unsere Gäste. Es war nur recht und billig, sie zu schützen. Ich habe nur meine Schuldigkeit getan; nichts anderes."

Dann sprang die Unterhaltung zur Unterrichtsfrage über, und wir fragten ihn, wie es sich mit der geplanten Hochschule für die Provinz Hupe verhalte. Ich sprach dabei die Ansicht aus, daß die Regierung besser daran täte, das Geld für einfache Volksschulen in den Dörfern, die auch den Armen zugute kämen, zu verwenden; die Reichen könnten ja leicht für sich selbst sorgen und aus eigenen Mitteln die Universität besuchen. Ich setzte ihm dabei das von der indischen Regierung unterstützte Schul- und Unterrichtssystem auseinander, wofür er warmes Interesse bezeugte.

Schließlich kamen wir auch auf den Opium zu reden. Der Gouverneur konnte nicht genug sein Bedauern darüber aussprechen und über den Schaden klagen, den derselbe unter der Bevölkerung anrichtet, dem gegenüber alle Maßregeln vergeblich seien. Ich betonte eine höhere Besteuerung des inländischen Opiums, um infolge dessen

auch den Einfuhrzoll auf den indischen erhöhen zu können. Das sei ja nach dem Tschifu-Abkommen den chinesischen Behörden erlaubt, sofern der einheimische gleich hoch besteuert werde. Der Gouverneur erwiderte darauf, daß der Vizekönig Tschang-tschi-tung die einheimische Besteuerung schon fünfmal während seiner Amtsperiode erhöht habe, und die Beamten suchten auf alle Weise den Opiumhandel niederzuhalten; aber sie seien machtlos gegenüber dem Uebel. In seiner früheren Provinz Schansi sei das Elend und die Verheerung, besonders unter der Kinderwelt geradezu entsetzlich. „Warum," fügte er mit Bitterkeit hinzu, „hat der Himmel überhaupt solch ein Kraut wie den Mohn erschaffen?"

„Excellenz," sagte ich, „auf unsern Straßen sind allerlei Frauen zu sehen, gute, achtbare und auch schlechte Dirnen. Gott hat das Weib erschaffen, daß sie dem Manne eine Gehilfin sei. Aber wenn der Mann das Weib mißbraucht und sie entwürdigt, darf man da Gott dafür verantwortlich machen, warum er das Weib erschaffen hat? Wer trägt in solchem Fall die Schuld daran?"

„Ganz recht," entgegnete er. „Opium ist als Medizin an seinem rechten Ort und erst noch ein recht wirksames Heilmittel. Aber es war nie des Himmels Wille, daß es an Stelle des Reises trete." — Und zu Dr. Huntley sich wendend, fragte er diesen: „Können Sie Opiumraucher kurieren." — Auf die bejahende Antwort des Doktors ließ er sofort den Korporal der Leibwache rufen. Dieser erschien und beugte das Knie vor dem Gouverneur. „Dieser Herr da versteht die Leute vom Opiumrauchen zu heilen. Du hast eine Leidenschaft dafür, und so befehle ich dir, dich in sein Hospital zu verfügen, damit du dort geheilt wirst."

Jetzt wurden Erfrischungen gereicht. Dann nahm die Unterhaltung ihren Fortgang „Sie sind verheiratet, meine Herren; „warum heiraten die katholischen Priester nicht?" fragte der Gouverneur. „Und warum ging Jesus Christus keine Ehe ein?" fragte er weiter, nachdem wir den ersteren Punkt auseinandergesetzt hatten. — „Weil unser Herr nicht ein irdisches Reich oder eine irdische Familie zu gründen auf diese Erde kam, sondern vielmehr lediglich zu dem Zweck, um Sünder zu retten. Darum erlitt er für sie den Kreuzestod, damit alle, die an ihn glauben und ihm vertrauen, durch sein Verdienst Vergebung ihrer Sünden erlangen."

„Dann sind wohl," meinte Tuan Fang nach einer kleinen Pause, „alle Gläubigen überall die Kinder und Familienglieder Jesu, nicht wahr?" — „Ja, Excellenz, das ist so. Diese Liebestat Jesu und der Glaube an ihn schließt uns alle zu einer Familie zusammen, in der Gott unser Vater und Jesus Christus unser älterer Bruder ist."

Noch manches andere wurde besprochen, darunter auch das staatliche Lotteriewesen, das uns gegenwärtig in den Gemeinden so viel Not und Mühe macht. Aber nun mußten wir an den Aufbruch denken, obschon uns der Gouverneur noch nicht gehen lassen wollte. Mit großer Herzlichkeit verabschiedete er sich von uns und wir wurden unter Ehrenbezeugungen hinausgeleitet. Wir hatten das Gefühl, wir hatten an diesem Morgen mit einem Großen des Reichs verkehrt, der vielleicht in Zukunft noch zu einer einflußreicheren Stellung emporsteigen wird. Wegen des Hospitals hatte er uns versprochen, sein möglichstes zu tun, wie er uns denn auch beim Weggang seine Photographie verehrte.

Da der Gouverneur die Mauern Wutschangs nicht ohne die Erlaubnis des Kaisers verlassen darf, so schickte er einige Tage darauf seinen Sohn, um unsern Besuch zu erwidern. Er nahm mit uns das zweite Frühstück ein und las dabei auf unsere Bitte hin einige Verse aus der englischen Bibel fließend vor. Auch brachte er uns von seinem Vater die Nachricht mit, daß er wegen unserer Pläne mit dem Vizekönig geredet habe und daß dieser der Sache günstig gestimmt sei. Diese Zusage mag nun viel oder wenig bedeuten, sei es, daß man uns einen Bauplatz anweisen oder auch nur uns behilflich dazu sein will — das weitere in der Sache liegt in den Händen der Missionsfreunde, die uns die Mittel zur Errichtung und Unterhaltung des Hospitals darreichen müssen.

Gefahrvolle Fahrt eines Missionsboots.

Im September vorigen Jahres hat ein amerikanischer Herr Abbot Low in NewYork der englischen Ausbreitungsgesellschaft (S.P.G.) ein schönes Dampfboot zum Geschenk gemacht, damit es dieselbe in den Dienst ihrer Mission stelle. Die Gesellschaft nahm natürlich das generöse Geschenk dankbar an und bestimmte das kleine Fahrzeug für ihre Mission an der Nordostküste von Britisch-Neuguinea. Das Boot ist 38 Fuß lang, 9 Fuß breit und hat nur $3\frac{1}{2}$ Fuß Tiefgang. Die Maschine von 10 Pferdekräften wird durch Petroleum in Betrieb gesetzt. Trotz dieser kleinen Dimensionen des Boots, die nur für eine Fahrt in ruhigem Wasser berechnet sind, wagte es ein Kapitän Watkins, das kleine, schwache Fahrzeug von NewYork her über den Atlantischen Ozean nach Falmouth in England überzuführen.

Es war eine mehr als gewagte Unternehmung und nur wie durch ein Wunder erreichte das Boot nach 37tägiger Fahrt seinen Bestimmungsort. Sein Führer Watkins, der sich selbst als keinen Seefahrer von Fach bezeichnet, und sein 16jähriger Sohn, der nie zuvor auf See gewesen war, bildeten die ganze Mannschaft. Ueber die Fahrt wird uns u. a. folgendes berichtet:

Als das Dampfboot etwa 800 Seemeilen hinter sich hatte, trat der erste Sturm ein; aber es war ihm gewachsen und glitt wie eine Ente über die Wogen dahin. Bald darauf nahm jedoch die Not ihren Anfang, indem der Schleppanker in Stücke zerschlagen wurde und die Bänder sich durch die Reibung warm liefen. Am ersten Sonntag, den Vater und Sohn auf der See verbrachten, hielten sie einen kurzen Gottesdienst. Sie knieten mit einander in der engen Kajüte nieder und der Vater betete. Am 16. Tage trat schwerer Seegang ein, die Wellen gingen sehr hoch und es wehte eine steife Brise. Dabei krachten und quietschten die Oelbehälter wie Pfeifen. Am 19. Tag erhob sich wieder eine schwere See von Norden her und Watkins Sohn fühlte sich seekrank und — heimwehkrank.

Als sie die erste Hälfte der Ozeanfahrt glücklich hinter sich hatten, begann die Not mit den Oelbehältern erst recht. Sie fingen an zu lecken und das Petroleum rann in den Schiffsraum und überflutete den Boden der Kajüte. In der einen Nacht, als der Vater die Wacht an Deck hatte, erwachte der Sohn und bemerkte, daß das Schwungrad der Maschine einen Schauer von Petroleum über den Kajütenraum spritzte. Hätte sich ein Licht darin befunden, das ganze Fahrzeug wäre durch eine unausbleibliche Explosion zu Grunde gegangen, und man hätte nie mehr etwas von ihm und seiner kleinen Mannschaft gesehen. Watkins konnte zum Glück die schadhaften Oelbehälter wieder reparieren und das herausgeflossene Petroleum sichern. Am dritten Sonntag hielten die beiden Seefahrer wieder ihren kleinen Gottesdienst; aber während der Sohn leidlich wohl war, fühlte sich der Vater infolge des langen Sitzens und Stehens äußerst erschöpft.

Am 29. Tage fingen die Oelbehälter aufs neue an, Schwierigkeiten zu machen. Die Maschine konnte nicht mehr arbeiten, da das Rad im Oele lief. „Meine Kräfte,“ heißt es im Schiffstagebuch, „lassen nach und ich weiß nicht, was anfangen. Da die See ruhig ist, will ich mich schlafen legen und sehen, was sich nachher tun läßt.“ Das Leck im Oelbehälter wurde dann verstopft, aber das Wetter verschlimmerte sich und die Aussichten waren sehr trüb. Am 1. August begegnete man dem Postschiff Kronsland und man konnte es ansprechen. Seine Passagiere begrüßten die beiden beherzten Seefahrer mit Hochrufen. Aber bald trat wieder stürmisches Wetter ein und damit fing

[illegible] den englischen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mehr [illegible] [illegible] der Schiffbrüchigen [illegible] [illegible] verloren."

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] „Wir kommen nur langsam voran," [illegible] [illegible] Tagebuch, „und meine Gesundheit und Kraft gehe zu Ende. Ich brauche notwendig Hülfe. Mein Junge ist nur von großer Hülfe." — Endlich am 11. August ließ die Farbe des Wassers erkennen, daß sie sich dem Lande näherten [illegible] [illegible] [illegible]. Aber wieder [illegible] [illegible] [illegible] in Gefahr, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu werden. Der Berechnung nach mochten sie etwa [illegible] See[illegible] [illegible] von den Scilly-Inseln sein.

„Ich fühlte mich elend und ermattet," erzählt [illegible], „und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Da auf einmal glaubte er Lichter aufleuchten zu sehen. [illegible] [illegible] Dank!' [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] die Leuchtfeuer von Kap Lizard.' [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], um [illegible] [illegible] [illegible] zu haben, aber die Lichter verschwanden nach und nach wieder aus unserm Gesichtskreis. Es waren demnach nur Lichter von vorüberfahrenden Dampfern gewesen. Die Enttäuschung war nicht gering. Am andern Morgen bekamen wir ein Fischerboot in Sicht und wir [illegible] es an. Von ihm erfuhren wir, daß wir uns noch [illegible] Meilen von den Scilly-Inseln, dem südwestlichsten Punkte der englischen Küste befanden. Das waren die längsten [illegible] Meilen, die ich je in meinem Leben zurückgelegt habe. Endlich [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] uns auf und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], bis wir endlich im Hafen von Falmouth einliefen."

Das Dampfboot ist natürlich auf dieser gefährlichen Fahrt [illegible] [illegible], aber Herr [illegible] hat zur Reparatur desselben [illegible] [illegible] [illegible], so daß es demnächst seinen Dienst an der Küste von Neu-Guinea antreten kann. (The Missi[illegible] Field.)

Missions-Zeitung.

Ueber die **indische Missionskonferenz,** die vom 11. bis 18. Dezember v. J. in Madras tagte, schreibt das Leipziger Evang. Lutherische Missionsblatt: Seitdem die von einander weit entfernten Hauptstädte Indiens durch Eisenbahnlinien verbunden worden sind, haben indische Missionare aus verschiedenen Teilen des Landes sich wiederholt zu allgemeinen zehnjährlichen Konferenzen vereinigt. Die erste allgemeine Konferenz mit 110 Missionaren fand 1872 in Allahabad statt, die zweite 1882 in Kalkutta mit 475, und die dritte in Bombay mit 620 Teilnehmern. Die vierte wurde diesmal nach Südindien verlegt und tagte in Madras.

Die früheren großen Konferenzen hatten die Erwartungen vieler Teilnehmer nicht befriedigt. Man hatte große Reden gehalten und viele Beschlüsse gefaßt; aber wenn man auseinander gegangen war, wurde es wieder still und alles blieb beim alten. Auch unliebsame Störungen waren z. B. in Bombay vorgekommen, die einen Mißton in die Verhandlungen gebracht hatten. Um diesen Mängeln abzuhelfen, hatte man beschlossen, diese Madraskonferenz so einzurichten, daß sie die Stätte einer wirklich das Werk fördernden Missionsarbeit werde. Darum kam man überein, daß jede in Indien und Ceylon arbeitende Missionsgesellschaft Abgeordnete als ihre Vertreter senden solle und zwar für je 15 Missionare einen Deputierten. Außer diesen sollten nur ältere Missionare mit einer indischen Dienstzeit von über 36 Jahren Stimmrecht haben. Allen andern Teilnehmern sollte nur gestattet sein, den Verhandlungen als Zuhörer beizuwohnen. Unter den Abgeordneten wurden schon lange vor der Konferenz acht verschiedene Kommissionen gebildet, welche die zu beratenden Gegenstände rechtzeitig vorzubereiten und dann für die öffentlichen Sitzungen bestimmt formulierte Vorschläge zu machen hatten. Diese Gegenstände waren: 1. Die eingeborene Kirche, 2. Heidenpredigt, 3. Missionsschulen, 4. Frauenarbeit, 5. Missionsärzte, 6. Arbeitsschulen, 7. Rücksichtnahme der Gesellschaften untereinander, 8. Literarische Arbeiten.

Dieser guten Einrichtung, sowie auch der geschickten Leitung der Konferenz und der einzelnen Sitzungen war es zu danken, daß diese Konferenz den Fehler der früheren Konferenzen vermied, den Charakter einer förderlichen fachmännischen Beratung annahm und die Verhandlungen in schöner Eintracht verliefen. „Kein Mißton störte die Beratungen.“

An der Konferenz [illegible] nämlich [illegible] und Ceylon [illegible] Zum [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] zu [illegible]

Die feierliche Eröffnung der Konferenz fand am 11. Dezember in der großen [illegible] des „[illegible]" statt. Die [illegible] [illegible] Er [illegible] daß [illegible] [illegible] Darum [illegible] [illegible] daß [illegible] [illegible]

In den Sitzungen der drei ersten Tage [illegible] die einzelnen Kommissionen die [illegible] Fragen. Ihre Vorschläge wurden [illegible] in der [illegible] „Konferenzbeschlüsse" [illegible] daß die [illegible] Meinung [illegible] der [illegible] entsprach. Es [illegible] [illegible] z. B. von [illegible] [illegible] Das zeigte sich [illegible] in den Verhandlungen über die Frage der gegenseitigen „[illegible]". Es wurde die Einrichtung eines Schiedsgerichtes

beschlossen, bestehend aus 15 von den Vertretern der verschiedenen Gesellschaften zu erwählenden Mitgliedern, das etwaige Grenzstreitigkeiten zwischen den verschiedenen Missionen schlichten soll. In der Errichtung von Lehrerseminaren, Instituten für Ausbildung von ärztlichen Gehilfen und Industriewerkstätten, in Abstellung von allerlei Mißständen (Rechtsverkürzung der Christen), in der Veröffentlichung und Verbreitung christlicher Literatur u. a. sollen benachbarte Missionen sich möglichst helfen.

Begreiflicherweise wog das englisch-amerikanische Element in der Konferenz und also auch bei der Beschlußfassung sehr vor, wie sich das z. B. in der Forderung zeigte, daß ebenso viele Missionarinnen als Missionare (je 1 für 50 000 Heiden) nach Indien ausgesandt werden und daß jede Gesellschaft die Evangelisation in ihrem Missionsgebiet „innerhalb dieses Menschenalters“ auszuführen suchen solle. Unsere Missionare werden also von den etwas sehr reichlichen „Beschlüssen“ der Konferenz nur das in ihrer Praxis zur Ausführung bringen können, was unseren Grundsätzen und Verhältnissen entspricht. Bei anderen wird es ähnlich sein. Viel war es immerhin wert, daß die Missionare der verschiedenen Gesellschaften in ihrer Arbeit sich einander genähert haben und aufs neue sich dessen bewußt geworden sind, daß sie alle (wenn auch auf verschiedene Weise) nur für ein Ziel arbeiten: die Bekehrung Indiens. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß während der Konferenz (am 3. Advent) in der Leipziger Pursebakam-Kirche ein deutscher Gottesdienst stattfand, an welchem etwa 40 in Madras anwesende deutsche Missionare und auch der dortige deutsche Konsul teilnahmen.

Statistik. Die Kalkuttaer Missionskonferenz gibt seit 1851 alle zehn Jahre eine Statistik der protestantischen Missionen in Indien, Ceylon und Barma heraus. Die fürs Jahr 1901 ist soeben fertig geworden und fußt auf Angaben von Ende 1900. An Hand derselben läßt sich nun ein Vergleich zwischen dem heutigen numerischen Stande der Mission und dem vor 50 Jahren anstellen. Hienach ist die damalige Zahl von 373 ordinierten ausländischen Missionaren jetzt auf 1051 gestiegen, die der eingeborenen Pastoren von 29 auf 1077, die der Katechisten von 551 auf 6281. Die einheimischen Gemeinden sind von 310 auf 5610, die Zahl der Kommunikanten von 17 306 auf 313 513, die der Schüler beiderlei Geschlechts auf fast 400 000 angewachsen. Die Gesamtzahl aller protestantischen Missionschristen in Britisch-Indien mit Ceylon und Barma beträgt jetzt 1 012 463, freilich noch immer eine verschwindend kleine Zahl gegenüber der Bevölkerung von 294 Millionen. Ein Fortschritt gegen

[illegible] weib-[illegible] Mädchen [illegible] den [illegible] Die [illegible] gehören an: [illegible] Kirche 6, [illegible] Kirche 7, [illegible] Missions-[illegible] Miss [illegible]

[illegible] des [illegible] der [illegible] evange-[illegible] Missionare und [illegible] Missionsstationen [illegible] Der Pflege dieser Gemeinden [illegible] ordinierte [illegible] unterrichtet. [illegible] Mark, [illegible] Missionsfelde [illegible]

Südafrika. [illegible] deutschen [illegible] ist da-[illegible] gänzlich [illegible] manche [illegible] Das Missionswerk konnte ohne alle Schä-[illegible] und es war das letzte Jahr [illegible] Nach dem Journal des Missions [illegible] wurden 1[illegible] neue Schulen eröffnet und [illegible]2 eingeborene [illegible] neu angestellt. Die Zahl der Kommunikanten vermehrte sich um [illegible], sodaß die [illegible]-Kirche jetzt 12[illegible] Kommunikanten zählt. Die Gesamtzahl der Kirchenglieder und Katechumenen beträgt 20171. Für die [illegible]-Mission und das Defizit der Missionsgesellschaft brachten die Gemeinden die ansehnliche Summe von [illegible]2224 Franken auf.

Beduinen-Mission. In England hat sich neuerdings ein Missionsverein gebildet, der den Kindern Ismaels, den wandernden Beduinen Arabiens und Vorderasiens das Evangelium nahe bringen will. Die Mission will in Jerusalem ihr Standquartier aufschlagen und von da aus die Beduinen-Bevölkerung von Nordarabien, dem östlichen Palästina und der Sinai-Halbinsel zu erreichen suchen. Zugleich hofft man unter den vielen Arabern, die beständig von weither nach Jerusalem kommen und hier Tauschhandel treiben, ein Feld der

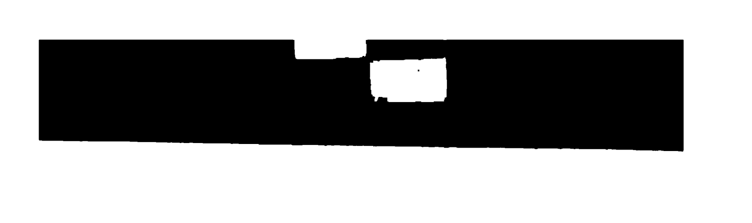
Tätigkeit zu finden. — In Arabien selbst gedenken sich demnächst einige dänische Missionare, die sich bis jetzt in Beirut für die arabische Mission vorbereitet haben, niederzulassen und zwar in Makalla an der Südküste.

Tibet. Der bekannte schwedische Reisende Swen Hedin, der kürzlich von seiner dreijährigen Forschungsreise in Inner-Asien glücklich zurückgekehrt ist, erzählt von seinem zweimaligen Versuch, nach dem heiligen Lhasa, der Priesterstadt von Tibet vorzudringen: „Im Sommer machte ich zwei Versuche, Lhasa zu erreichen. Ich ließ das Gros meiner Karawane zurück und drang mit nur zwei Begleitern, vier Pferden und fünf Maultieren vorwärts. Wir gaben uns über die Gefahr, die wir liefen, wenn wir gefangen wurden, keinerlei Täuschungen hin. Einer meiner Begleiter war in Lhasa gewesen, und von ihm erfuhr ich einiges über den Ort. Er aber, und wir alle, waren davon überzeugt, daß Entdeckung gleichbedeutend mit Tod sein werde. Die Stadt selbst, die nicht sehr umfangreich ist und fast nur aus Tempeln besteht, ist um diese Zeit des Jahres wegen der Pilgerkarawanen sehr voll. Der Dalai Lama, so teilte man mir mit, ist ein Mann von großer Statur und 27 Jahre alt. Er verläßt niemals seine Wohnung, wo er sich beständig religiösen Uebungen hingibt. Wir verkleideten uns als mongolische Pilger, und unsere Verkleidung war eine vollkommene. Aber in diesem geheimnisvollen Lande scheint man alles zu wissen. Wir zogen ruhig unseres Weges und hatten keine Ahnung, daß die Schafhirten, an denen wir vorbeizogen, und die Jackjäger, denen wir begegneten, uns scharf beobachteten, und daß sie berittene Boten mit der Meldung nach Lhasa vorausgeschickt hatten: drei Fremde, die eine große Karawane zurückgelassen hätten, wären auf der Reise nach diesem Orte. Wir zogen weiter, und niemand belästigte uns, und je näher wir unserm Ziele kamen, desto mehr Niederlassungen von schwarzen Zelten fanden wir, deren Insaßen mißtrauisch, aber freundlich waren. So waren wir etwa bis auf eine Tagereise an Lhasa herangekommen, als wir in einer dunkeln Nacht plötzlich von Tibetern umringt wurden, die bis an die Zähne bewaffnet waren und uns erklärten, wir wären des Todes, wenn wir uns bewegten. Unter unsern Fängern waren viele Lamas, und ein alter Priester war die Freundlichkeit selbst. Das erste, was man nach unserer Gefangennahme tat, war, daß man mich aufforderte, meine große schwarze Brille zu entfernen. Man sagte, ich sei ein Engländer und erwartete, daß ich als solcher blaue Augen haben würde. Sie waren erstaunt, daß ich dunkle Augen hatte. Wir wurden sehr scharf bewacht. Um mein Zelt waren 37 Wachtposten aufgestellt,

[illegible]

Trotz dieser Erfahrung machte ich einen zweiten Versuch, diesmal mit meiner ganzen Karawane.

Ich reiste diesmal in einer andern Richtung, wurde aber drei Tagereisen vor Lhasa von [illegible] Mann Kavallerie, die mit Gewehren, Säbeln und Lanzen gut bewaffnet waren, aufgehalten. Diesmal erwartete ich keine Gnade; meine Behandlung ließ aber wieder nichts zu wünschen übrig. Ein Offizier sagte mir, daß er ein Schreiben des Dalai Lama habe, daß die Soldaten ihre Köpfe verlieren würden, falls wir unsern Marsch fortsetzten. Diese Truppe begleitete uns für zehn Tage, um sicher zu sein, daß ich keinen dritten Versuch machte. Ich bin ganz sicher, daß es für einen Europäer, auch in Verkleidung, vollständig unmöglich ist, nach Lhasa durchzudringen. Natürlich werden die Beamten jetzt noch viel wachsamer sein als früher."





Südindisches Landschaftsbild.

Eine Erweckung in der norwegischen Mission auf Madagaskar.

Von P. E. Berlin.

Die norwegische Mission auf Madagaskar ist eine überaus reich gesegnete Mission. Im Jahr 1867 in Betafo in Nordbetsileo begründet, breitete sie sich in dem ersten Jahrzehnt auch über Mittel- und Südbetsileo aus und umfaßte schon 1881 3000 Christen, eine Zahl, die schnell wuchs, da die 1880 eingeführte Schulpflicht den Norwegern 30000 Schüler verschaffte. Trotz ungünstiger Verhältnisse ging die Arbeit mit Macht vorwärts, aber ohne daß unter dem Zuströmen der Madagassen die Missionare es leichter mit der Taufe genommen hätten. Ihre Arbeit war gründlich, und wie wohlgetan das war, zeigte sich 1895, als Madagaskar von den Franzosen besetzt und die Regierung der Howa gestürzt wurde. Es war unter dieser Regierung trotz ihrer Christlichkeit manches faul gewesen, und das französische Regiment erwies sich in vielen Beziehungen als eine Wohltat. Freilich ging es durch schwere Stürme hindurch. Auf den französischen Krieg folgte eine heidnisch-nationale Reaktion. Ein Aufruhr gegen die französische Regierung brach los, starke Erbitterung herrschte gegen alle Europäer, leidenschaftlicher Haß flammte gegen das Christentum auf. Gegen tausend christliche Kirchen, meist kleine Landkirchen, wurden zerstört, die Missionare kamen zum Teil in die schlimmste Bedrängnis. Sirabe, eine der größten Stationen, wurde vom 25. bis 27. Mai 1896 von den Aufständischen förmlich belagert und noch in letzter Stunde wunderbar gerettet, freilich unter großen Verwüstungen; nicht einmal das Aussätzigendorf blieb verschont.

Der Aufstand wurde niedergeworfen und die Ordnung im Lande wieder hergestellt; aber nun begann der Angriff der Jesuiten

gegen die evangelische Mission. Mit List und Gewalt wurden die Gemeinden bedrängt, katholische Kirchen neben die evangelischen gesetzt, Lehrer und Schüler gelockt oder bedroht. Französisch ist katholisch — das war die ausgegebene Losung, die große Verwirrung in die Gemeinden hinein brachte. In dieser schweren Bedrängnis wurden die Evangelischen in Frankreich die Retter der norwegischen Mission. Französische Pastoren kamen nach Madagaskar und zerstörten damit das Gewebe der Jesuiten; auch den französischen Behörden gingen die Augen auf, und die norwegischen Missionare konnten ihre Gemeinden wieder sammeln. Da zeigte sich der Segen ihrer gründlichen Arbeit. Während die Londoner Mission unter diesen Stürmen sehr schweren Schaden genommen hatte, konnte die norwegische ihren Besitzstand im ganzen wahren und übernahm an der Ostküste sogar noch einige Gemeinden der Londoner. An die Arbeit der Sammlung schloß sich die schwierige Aufgabe, das ausgebreitete Schulwesen mit den durch die französische Verwaltung gestellten Forderungen in Einklang zu bringen, Forderungen, die zuerst so hochgespannt waren, daß notgedrungen von ihnen etwas abgelassen werden mußte. Mit Hilfe zweier lutherischer Lehrer aus Frankreich wurde es den norwegischen Missionaren möglich, ihr Schulwesen vor den Händen der Jesuiten zu retten und als evangelisches zu erhalten. Die Schule konnte nach wie vor der Vorhof der Kirche bleiben. An 40000 Schüler wurden von 16—1700 Lehrern in 900 Volksschulen und 50 gehobenen Schulen unterrichtet. Bezeichnet diese Schultätigkeit schon eine bedeutende Arbeit der Norweger, so ist auch ihre Arbeit an den Gemeinden zu deren Pflege, Erziehung und Ausbreitung umfang- und erfolgreich gewesen. Es war sehr natürlich, daß in jenen unruhigen Jahren die Zunahme der Gemeinden nachließ: das Jahr 1896 wies nur 2650 Taufen auf. Nach Eintritt ruhigerer Verhältnisse stieg sie wieder: 1898 zählte die Inlandmission (um die es sich hier nur handelt) über 4000 Neugetaufte und hatte zusammen 33781 erwachsene Christen und 12453 christliche Kinder. Bei einem solchen Wachsen der Gemeinden kann doch trotz aller Sorgfalt der Missionare viel Namenchristentum sich einschleichen, und dieser Umstand lastete schwer auf den Herzen der Missionare und der tiefer erfaßten eingeborenen Christen. „Die Zahl dieser (nämlich die sich von Kirche und Abendmahl fern halten) ist, na-

mentlich in den letzten Jahren, bedeutend gewachsen. Es ist eine Sichtung über die Christen gegangen, und viele sind gleichgültig geworden. Wir wollen hoffen, daß es wieder Erweckungszeiten geben wird, da viele von den Schlafenden wieder zu neuem Leben erwachen," schrieb Miss. Borchgrevink in einem Bericht über die Zeit von 1895—97. So war es die Hoffnung und zugleich das Gebet der Missionsarbeiter, daß es in diesen weiten Gemeinden einmal Pfingsten werden möchte, und dieser Wunsch ist durch eine große Erweckung erfüllt worden, welche etwa 1899 hervortrat und in den folgenden Jahren durch das Gebiet der Inlandmission hindurchging. Diese Erweckung zu schildern, soll nach den Berichten der norwegischen Missionare im folgenden versucht werden.

Die norwegische Inlandmission erstreckt sich über Nord-, Mittel- und Südbetsileo oder — wie die amtliche französische Benennung lautet — über die Provinzen Betafo, Ambositra und Fianarantsoa (sowie über das Baraland, das hier nicht in Betracht kommt). Diese drei Provinzen sind von dem Stamme der Betsileo bewohnt, die durch dunklere Hautfarbe und krause Haare, aber auch durch geringere Begabung, durch Stumpfheit und Trägheit sich von dem Stamme der Howa unterscheiden, welche nördlich von ihnen die Landschaft Imerina (mit der Hauptstadt Antananarivo) bewohnen und bis zur französischen Besetzung 1895 der herrschende Stamm waren. „Dumm wie ein Betsileo," war bei den Howa eine sprichwörtliche Redensart. In Südbetsileo (Provinz Fianarantsoa) liegt die norwegische Station Soatanana. In den neunziger Jahren war die Gegend von Soatanana viel von Räubern heimgesucht, dazu kam das Malariafieber, das viele hinwegraffte. Viele flüchteten aus der Gegend, um Stätten aufzusuchen, wo sie namentlich gegen die Räuber mehr Schutz fanden. Darunter litt natürlich die Missionsarbeit, aber andrerseits dienten diese schweren Heimsuchungen auch dazu, die Leute aus ihrem Schlafe aufzurütteln, und mit Freude bemerkte Miss. Th. Olsen, daß in einem Teile seines Bezirkes, in Ambatoreni, verschiedene Christen anfingen, Erbauung aus Gottes Wort auch in ihren Häusern zu suchen. Das war im Jahr 1894. Der Leiter dieser Bewegung war ein alter Bauer mit Namen Rainisoalambo. Wie er dazu gekommen ist, hat er seinen Vertrauten erzählt: Als er 1894 einmal krank war, hörte er eine Stimme, die zu ihm sagte: Mache dein Haus,

zu einem Bethause und baue es auf den Felsen; nötige auch deine Verwandten zu beten. Nach seiner Genesung tat er danach und sammelte seine Verwandten zur Erbauung in seinem Hause. Zwei seiner Nachbarn, Rainitiarai und der Lehrer Jeremias, leisteten ihm zuerst Widerstand, aber durch eine Krankheit andern Sinnes geworden, schlossen sie sich ihm an. Bald darauf wieder einmal krank, erhielt Rainisoalambo Offenbarungen von den vier Evangelisten, welche ihm Anweisungen für seine künftige Wirksamkeit gaben. Als das, was er Christen wie Heiden besonders verkündigen sollte, legten sie ihm Worte nahe wie diese: Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen; ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet; nehmt hin den heiligen Geist, wem ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen u. s. w., und Markus legte ihm noch besonders ans Herz, durch Handauflegung unreine Geister auszutreiben, zu heilen, Sündenvergebung zuzusprechen und den hl. Geist mitzuteilen. In der Mitte des Jahres 1895 bewegte sich — erzählte er — bei einer Gebetsversammlung das Haus, wo man versammelt war; der Engel Gabriel offenbarte sich ihm und sagte ihm, nun sei sein Haus ein Bethaus geworden und auf den Felsen gebaut; zugleich verkündigte er ihm einen Teil von dem, was sich in der für Madagaskar entscheidungsvollen Zeit begeben würde, die Herrschaft der Franzosen, die Aufhebung der Sklaverei u. s. w.

Bei diesen „Offenbarungen" ist festzuhalten: 1) daß Rainisoalambo sie nicht öffentlich verkündigt, sondern nur seinen Vertrautesten mitgeteilt hat. Es liegt also kein „Rühmen" vor; man muß die Zurückhaltung anerkennen, die er in dieser Beziehung geübt hat. 2) Gesichte oder Träume religiöser Art — das madagassische Wort dafür scheint sich nicht recht wiedergeben zu lassen — sind bei den Christen in Madagaskar sehr verbreitet, sodaß die Christen dort für solche Offenbarungen ein leichtes Verständnis haben. 3) Rainisoalambos „Offenbarungen" stimmen inhaltlich mit dem Neuen Testament überein; sie sind vielleicht nur die Form, in der der Inhalt der hl. Schrift ihm zum innerlichen Eigentum geworden ist.

Rainisoalambo blieb mit seiner erbaulich-erwecklichen Wirksamkeit in der Stille. Sein Name wurde bekannt und zog die Leute zu ihm, Anhänger sammelten sich um ihn. Sie erbauten sich zusammen an Gottes Wort, beteten um die Ausgießung des heiligen Geistes über die Gemeinden zur Vertiefung des Glaubens, zur Mehrung der Liebe,

zur Förderung der Heiligung. Rainisoalambo fing auch an, auf Kranke die Hände zu legen und sie durch Gebet zu heilen. Dem Unterrichte seiner Schüler legte er gewöhnlich Schriftstellen zu Grunde, die von brüderlicher Liebe, gründlicher Bekehrung, Teufelaustreibung und Heilung durch Gebet und Christi Wiederkunft handelten. Wie es bei diesem Unterricht herging, erzählt einer seiner Schüler: „Wir waren ungefähr 150 Schüler. Als wir eines Morgens versammelt waren, kam R. mit seiner Bibel. Die Stelle, die er an diesem Tage uns auslegen wollte, war Joh. 13, 34. Er las uns diesen Vers mehrere Male vor und sagte dann nur: Ihr könnt nun gehen, aber kommt nach drei Tagen wieder. In diesen drei Tagen gab er genau auf unsere Führung acht, inwieweit wir nach dem Worte lebten, das er uns vorgelesen hatte. Als wir zur festgesetzten Zeit wieder versammelt waren, ging er zu mehreren meiner Kameraden hin und sagte: Ihr könnt wieder heimgehen, denn ihr habt durch euer liebloses Betragen in diesen drei Tagen gezeigt, daß ihr das Wort nicht verstanden habt, das ich euch vorgelesen habe; ihr könnt darum nicht meine Schüler sein. Die Stelle, die er an diesem Tage uns vorlas, war Offenb. 3, 10. Als er sie vorgelesen hatte, ließ er uns wieder wie das vorige Mal gehen. Am nächsten Tage gab er uns etwas zu essen. Den folgenden Tag schickte er uns aus auf das Feld, um mit unsern Spaten zu arbeiten, und diejenigen von uns, die sich da entschuldigten, daß sie solche Arbeit nicht gewohnt seien oder daß sie krank seien, schickte er auch heim, mit dem Bescheide, daß sie seine Schüler nicht sein könnten."

Miss. Meeg, in Soatanana stationiert und einflußreich in seiner Umgebung, wirkte auf die von Rainisoalambo angeregten Kreise und ermutigte sie, diese Bewegung weiter zu tragen, und so sandte sie Rainisoalambo als „Apostel" zu zwei und zwei in die umliegenden Bezirke, um lehrend und heilend zu wirken. Meeg als Anwalt der Bewegung erweckte auch in Fianarantsoa, dem Hauptorte der Provinz, Interesse für sie, und so wurde Rainisoalambo von den dortigen norwegischen und Londoner Missionaren eingeladen, dorthin zu kommen. Er tat es, aber er kam gleich mit 150 Begleitern — es scheinen Mißverständnisse untergelaufen zu sein — er fand sich umgeben von Tausenden, denen es weniger auf Hilfe für Seele oder Leib, als darauf ankam, etwas neues zu sehen und zu hören. Die Leute vergaßen ihre sonstigen Beschäftigungen oder Nöte und strömten in die norwegische Kirche, und dadurch wurde der Argwohn der französischen Behörde wach,

die in so großen Volksansammlungen womöglich den Anfang einer neuen politischen Bewegung sah. Rainisoalambo mußte in seine Heimat zurückkehren*) und die norwegischen Missionare bekamen die Unzufriedenheit der Behörde zu hören. Trotz dieses Mißerfolges ging die Bewegung weiter. Im Mai 1900 wurde die Konferenz der norwegischen Missionare in Sirabe gehalten (Nordbetsileo). Hier berichtete Meeg auf einer stark besuchten Versammlung über das, was im Süden vor sich gegangen war, und der Wunsch regte sich, auch im Norden etwas von einer Erweckung zu erleben. Ein alter, kranker eingeborner Pastor in Soavina wandte sich, um gesund zu werden, nachdem er allerlei Mittel dazu vergeblich versucht hatte, an Rainisoalambo mit der Bitte, zu ihm zu kommen oder einen seiner Schüler zu schicken. Es kamen auch drei, darunter derjenige Mann, der neben Rainisoalambo am meisten in dieser Bewegung hervorgetreten ist, ja, äußerlich vielleicht noch mehr als dieser — das war Rainitiarai, ebenfalls ein Mann ohne besondere Bildung, aber voll geheiligten Wesens, nicht ein „Redner" nach dem Geschmack der Madagassen, die hochtrabende Phrasen lieben, sondern schlicht, mitten aus dem Leben heraus redend, voll Liebe und Demut, in Gott ergeben und Gott gehorsam, so daß seine Worte um seiner Persönlichkeit willen ins Herz drangen. Die Reise dieser drei (nach madagassischer Sitte von ihren Frauen begleiteten) „Apostel" war langsam vonstatten gegangen. Unterwegs hatten sie gepredigt, gelehrt und geheilt, und große Scharen hatten sich um sie gesammelt — da griff der französische Beamte in Sirabe ein und legte sie ins Gefängnis, etwas für Rainisoalambo durchaus nichts neues. Im Gefängnis angekommen, rief er den Gefangenen zu: „Nun eilet, euch zu bekehren, denn ich bleibe nur diese Nacht hier," und richtig, am andern Tage wurde er mit seinen Begleitern nach Betafo geführt. Dort wurden sie mit einer Geldstrafe belegt, weil ihr Paß nicht in Ordnung war und weil sie ohne obrigkeitliche Erlaubnis große öffentliche Versammlungen gehalten hatten, und angewiesen, in ihre Heimat zurückzukehren.

---

*) In der Nord. Miss. Tidskr. (1902, S. 100) wird dies Ereignis in den Anfang 1901 versetzt, doch dürfte ein Druckfehler für 1900 vorliegen. Die norweg. Miss.-Zeitung erwähnt hiervon nichts; sie bespricht die Erweckung erst in der vorletzten Nummer von 1900.

Ein Versuch der Christen in Betafo, diesen Befehl rückgängig zu machen, war vergeblich; jedoch hatte der dortige norwegische Missionar Johnson Gelegenheit, mit den „Aposteln" zu verkehren und empfing hier den ersten persönlichen und starken Eindruck von der Art dieser Erweckung: „Ich kann nur sagen, daß ich etwas ähnliches noch niemals auf Madagaskar gesehen habe. Ich bin mit vielen lebendigen persönlichen Christen zusammengetroffen, aber niemand hat mir einen solchen Eindruck von kindlichem, einfältigem Vertrauen auf Gott und freimütigem Umgange mit ihm im Gebet gegeben oder von einer so vollkommenen Ergebung in seinen Willen; es war nichts erhitztes oder exaltiertes an ihnen; es waren ruhige, milde, sanftmütige Leute mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme. Daniela, als der am meisten „gelehrte" (er war s. Z. Meegs Schüler gewesen und jetzt Lehrer), führte meistens das Wort vor den Menschen, aber Rainitiarai am besten vor Gott, denke ich."

Die „Apostel" hielten sich nun einen Monat lang an der Grenze zwischen Betafo und Ambositra auf. Zu Tausenden kamen die Leute, namentlich aus Betafo, um leibliche und geistliche Hilfe zu erhalten, auch Heiden kamen und empfingen einen Anstoß zum Christentum; es mehrte sich der Besuch in den Kirchen, die Zahl der Katechumenen und Konfirmanden nahm zu, zahllos waren die kleinen erbaulichen Zusammenkünfte in Kirchen und Privathäusern. Endlich erhielten die drei den Befehl, wieder in ihre Heimat zurückzukehren.

So war die Bewegung hinübergetragen in die nördlichen Gebiete und sie ging nun durch die ganze Inlandmission hindurch. Stellenweise fand sie einen besonders zubereiteten Boden vor. So hatte Miss. Vig in Masinandraina schon 1900 an vielen Orten kleine erbauliche Versammlungen veranstaltet, ähnlich Miss. Bjertnäs in Fihasinana; in den Gemeinden um Betafo waren Morgengottesdienste von einem eingeborenen Pastor gehalten worden, Sonntagsschulen und Frauenversammlungen waren in Gang gewesen, und damit waren gewissermaßen schon die Kanäle gegeben, durch welche die Erweckung ihre Kraft ergießen konnte. Große Versammlungen, welche die Missionare in Loharano (31. Oktober und 1. November 1900) und in Betafo (6. und 7. März 1901) namentlich für die im Dienste der Mission stehenden, zahlreichen eingeborenen Gehilfen veranstalteten, und welche diesen Gelegenheit

gaben, sich auszusprechen und zugleich das beratende, weisende Wort der Missionare zu hören, Versammlungen, welche den Beteiligten durch die Wärme und Innigkeit der Teilnehmer einen tiefen Eindruck machten, dienten dazu, die Bewegung zu vertiefen, abzuklären und fruchtbar zu machen. Diese griff aber, durch Besuche und Briefe hin und her sich in Zusammenhang mit ihrem Urheber Rainisoalambo erhaltend, über Nordbetsileo noch hinaus und nach Imerina hinüber und berührte dabei auch die Hauptstadt. Ein eingeborener Lehrer hatte schon vorgearbeitet, als im Januar 1901 fünf „Apostel" (die Norweger nannten sie lieber: Gesandte des Herrn, um der Gleichstellung mit den alten Aposteln entgegenzuwirken) in die Nähe von Antananarivo kamen und unter großem Zulauf predigten. Auf Grund des französischen Gesetzes, das Ansammlungen von mehr als 25 Menschen ohne Erlaubnis verbietet, griff der französische Beamte ein und erlegte ihnen Gefängnis und je 100 Fr. Geldbuße auf. So hatte er sie zu Märtyrern gemacht, und das gab ihnen ein erhöhtes Ansehen. Die Leute strömten zusammen, versahen sie mit Speise und Trank — selbst Katholiken beteiligten sich dabei — und brachten die Geldstrafe für sie auf. Nachher kamen die Entlassenen in die Hauptstadt. Oeffentlich aufzutreten war ihnen verboten, aber sie nahmen teil an den Versammlungen, die in der norwegischen Kirche — es war Passionszeit — gehalten wurden und die sich bis spät in die Nacht ausdehnten, und gespannt horchten die Howaleute auf die sonst so verachteten Betsileo. Ein Verein wurde gebildet, um Erbauungs- und Gebetsversammlungen zu halten und damit das geistliche Leben der Gemeinden zu fördern; ebenso wurde ein Verein junger Christen gebildet, der sich schnell vergrößerte. Nicht bloß die Glieder der norwegischen Gemeinden, auch die der englischen, selbst Katholiken wurden in diese Bewegung hineingezogen, und das geistliche Leben in der Hauptstadt ging kräftig vorwärts. „Diese Zeit — so schreibt ein madagassischer Arzt aus dem Februar 1901 an Miss. Borchgrevink — ist eine in Wahrheit apostolische Zeit, welche eine große Hoffnung und die Erwartung von der Vollendung des Herrn in sich trägt. — Möchte nun Glaube und Liebe zum Herrn wachsen, damit sein Werk vollendet werde. Mein Herz ist voller Freude, von dem berichten zu können, was uns treiben muß, dem Herrn zu danken, weil ich selbst und so viele meiner Mitmenschen in

Wahrheit erlöst bin durch sein heiliges Blut. Und alle sind wir berufen, das ewige Leben zu ererben, das er uns geschenkt. Wir sind auserwählt und sollen mit der Krone der Ehren gekrönt werden. Das ist ebenso unergründlich wie selig. Und im Namen Jesu erzähle ich das mit einem Herzen voller Freude und voll von Dank gegen die heilige Mission, die Gesandten des Herrn, welche das süße Evangelium gebracht haben, das voll Leben ist und die Herzen der Schwarzen vereinigt, um mit den Herzen der Weißen eins zu werden: eine Freude, einen Glauben, eine Gnade, ein Leben, ein Brot — alles das haben wir wie Eltern und Kinder zusammen."

Im Oktober 1901 kam Rainitiarai selbst mit 20 Begleitern nach der Hauptstadt, infolge einer Einladung von mehreren Gemeinden in Imerina. Bei dieser Gelegenheit machte Borchgrevink, der eben von Europa zurückgekehrte Vorsteher der Inlandmission, seine Bekanntschaft und empfing einen durchaus guten Eindruck. Er nennt ihn „einen ungelehrten Mann mit der Bibel als seiner stetigen Begleiterin, woraus er beständig seine geistliche Kraft schöpft, einen Mann des Gebets, von dem man beim Gebet den lebendigen Eindruck hat, daß er sich in der unmittelbaren Nähe Gottes befindet." Die französischen Behörden hatten aber eine gewisse Furcht vor ihm, den sie nicht verstanden, obwohl einer der französischen Missionare für ihn eintrat, und veranlaßten ihn, wieder nach Südbetsileo zurückzukehren, trotzdem seine Papiere in vollster Ordnung waren und er einen Empfehlungsbrief von Missionar Meeg bei sich trug. Selbstverständlich hörte damit die Bewegung in Imerina nicht auf; sein Rückweg half, sie weiter zu verbreiten.

Nach diesem Ueberblick über Ursprung und Ausbreitung der Erweckung wird es nötig sein, uns mit ihrer Art etwas vertrauter zu machen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß sich schwärmerisches Wesen an ihr findet, daß sie von Einseitigkeiten nicht frei ist und daß ihrer Entwicklung Gefahren drohen. Von vornherein treten die Krankenheilungen stark in ihr hervor; sie gerade waren es, welche der Bewegung so viel Aufsehen verschafften. Das Gerücht wunderbarer Heilungen ging ihr wie ein Herold voran und lockte von allen Seiten die Neugierigen herbei. Es wird auch zugestanden, daß vielfach nicht das Verlangen nach Erbauung aus Gottes Wort, sondern der Wunsch

nach leiblicher Heilung und oft nur die Begier, etwas neues zu erleben, die Menschen den „Aposteln“ zuführte. Nach den Berichten der norwegischen Missionare ist an der Tatsächlichkeit mancher Heilungen nicht zu zweifeln; der vorhin erwähnte madagassische Arzt hat in seiner Praxis mehrere Fälle beobachtet. In manchen Fällen sind die Heilungen plötzlich eingetreten, in andern allmählich; manchmal hat es sich nur um eine vorübergehende Besserung gehandelt; nicht selten sind die Heilungen auch ausgeblieben. Andrerseits (z. B. in Nord. Miss. Tidskr. 1902, S. 103) wird nur eine „verschwindende“ Anzahl von wirklichen Heilungen zugestanden. Gleichwohl haben, wie das in solchen Bewegungen zu geschehen pflegt, die vergeblichen Fälle der Bewegung keinen Abbruch getan; die tatsächlich beobachteten oder die vermeintlichen, oder die durch das Gerücht übertriebenen Heilungen haben der Bewegung immer neue Anregungen gegeben und die Gemüter erhitzt, so daß Kranke sich häufig weigerten, Arzneimittel zu gebrauchen. Jedenfalls hingen die Heilungen mit der biblischen Grundlage zusammen, auf der die Bewegung ruht und in der Mark. 16 eine große Bedeutung hat. Es handelt sich — ähnlich wie in der irvingianischen Bewegung — um eine Neubelebung der apostolischen Zeiten, womit auch die Bezeichnung der Agenten Rainisoalambos als „Apostel“ und seiner Anhänger als „Jünger Christi“ zusammenhängt. Für solche, welche die Kirchengeschichte nicht kennen, erscheint es oft als etwas leichtes, die apostolische Zeit wieder zu erneuern, und es ergeben sich daraus allerlei Ueberschwenglichkeiten, namentlich bei Leuten geringeren Bildungsstandes, die den rechten Maßstab für die wirklichen Verhältnisse nicht kennen. „Eine starke nervöse, hysterische Spannung trat bei vielen hervor; einige sahen Gesichte, viele gaben sich fleischlichen messianischen Erwartungen hin,“ schreibt Miss. Vig (N. M. T. 01, S. 112). Die baldige Wiederkunft Christi spielte auch hier eine große Rolle, in zwei Jahren sollte er kommen und auf Madagaskar das tausendjährige Reich aufrichten. Zu Weihnachten 1900 war eine große Zusammenkunft der „Jünger Christi“ in Ambatoreni bei dem alten Rainisoalambo. Von dieser Versammlung erwartete man große Wunder: man sollte mit Zungen reden; nach Neujahr sollte es nur eine Sprache in der Welt geben — selbstverständlich war es die madagassische. Sie sollte ganz von selbst kommen, ohne daß man sie zu lernen brauchte — so entging man der Notwendigkeit, französisch zu lernen! Aber diese Wunder geschahen nicht, weil man „zu begehrlich nach Wundern“ war, wie später einer der Teilnehmer offen bekannte. Der Gesichtskreis der „Jünger Christi“ war eng. Madagaskar ist ihnen die „Welt“. „Einige (sog. Apostel) wirken zur Zeit in Tanarive, andere sind gen

Osten nach Tamatave gegangen, andere wieder nordwestlich nach Mojanga; dann sind einige, die nach Midongy und zu den Sakalawa gereist sind, andere wieder zu den Bara, und nun sind wir hier nach Ambohimanga gekommen. Ihr seht also, daß die Zeit des Endes nahe ist, daß das Evangelium bald wird in der ganzen Welt gepredigt sein" — so äußerten sich naiv etliche Apostel.

Bedenklicher als solche Ueberschwenglichkeiten in den Erwartungen war die Lehre der „Jünger Christi" von der Gewalt des Teufels auch über die Natur. Jede Krankheit erschien ihnen als eine Einwirkung des Teufels, der von dem erkrankten Menschen Besitz genommen habe; die Heilung der Krankheit war daher nur möglich durch die Austreibung des Teufels — eine Auffassung, welche der biblischen Grundlage entbehrt, aber für die Bewegung, wenigstens bei ihrer ersten Ausbreitung, eine entscheidende Bedeutung hatte. Daher die Handauflegung, um so den Teufel auszutreiben und den Kranken gesund zu machen. Aber die Handauflegung hatte noch eine andere Seite: sie diente als Mittel der Mitteilung des hl. Geistes und der Vergebung der Sünden. Die solche Handauflegung empfangen hatten, galten dann als „Jünger Christi"; die, welche sie nicht empfangen wollten, wurden als Heuchler ausgegeben. Das Vorrecht, die Hand aufzulegen, hatten die „Apostel", die Reiseprediger der Erweckung; aber auch die „Hirten", deren Aufgabe die Seelenpflege in den Gemeinden war, wollten nicht zurückstehen, und schließlich wollte jeder „Jünger Christi" ein so großes, schönes Recht ausüben. Die Handauflegung als eine Geistestaufe wurde zeitweise geradezu der Schwerpunkt der ganzen Erweckungstätigkeit. Und es waren oft jüngere Leute von wenig geistlicher Reife, die so als „Apostel" umherzogen und weiter gingen als Rainisoalambo und Rainitiarai, welche hierin eher Maß hielten. Sehr deutlich spricht sich Miss. Johnson einmal aus (N. M. T. 1901, S. 378), wenn er von einem guten Teil unreifer Menschen redet, die sich Apostel und Christi Abgesandte nennen, aber lediglich „mit Humbug" umgehen. Er fügt allerdings hinzu, daß dergleichen bei jeder religiösen Erweckung vorkomme und daß jede religiöse Bewegung verurteilt sei, wenn man sie nach solchen Leuten beurteile.

Ein Bild der Tätigkeit der „Apostel" dieser Richtung zeichnet Miss. Olsen in Ambohimanga, der 14 Tage lang mit zweien von ihnen durch seinen Bezirk reiste: der eine war 35 bis 36, der andere kaum über 20 Jahre alt. Er skizziert ihre übliche Predigt: Sie berichten von der Bewegung, die durch das ganze Land geht; Gott hat sie gesandt; ohne Lohn richten sie ihren Dienst aus. Große Dinge sind geschehen; viele Pastoren, Evangelisten, Lehrer haben die Hand-

auflegung empfangen und damit ein neues Leben. Zu euch sind Missionare u. s. w. gekommen, Gott aber begnügt sich damit nicht, sondern sendet nun uns, um euch zu erwecken. Sie zählen nun auf, wie vielen sie schon die Hände aufgelegt haben, und wenden sich dann zu den Strafgerichten Gottes, die (nach Luk. 21, 10. 11) über die Völker kommen, mit Hinweisung auf Kriege, Heuschrecken, Räubereien, Pest, Sandflöhe, die große Plagen über Madagaskar gebracht haben. Das sind die Strafen für eure Sünden — die schlimmsten kommen aber noch. „Und nun sind wir zu euch gekommen, um euch von allen diesen Bedrängnissen zu erlösen. Gott hat uns zu eurer Bekehrung gesandt. Wir legen die Hände auf die Leute, und zu denen, welche diese Handauflegung empfangen, nahen sich diese Plagen nicht. Wir legen die Hände auf alle, Christen und Heiden. Die Heiden, welche diese Handauflegung empfangen, werden den heiligen Geist empfangen, und die Christen, welche sie empfangen, werden Gnade um Gnade nehmen." Nun folgt für die, welche sie empfangen, der Hinweis auf Joh. 13, 34 und eine Reihe von Mahnungen zum Leben in Liebe und Reinheit. Auch die Kranken werden aufgefordert, sich die Hände auflegen zu lassen. Auf wiederholte dringende Aufforderung meldeten sich dann einige oder mehrere, welche dazu bereit waren, und wurden in einer Ecke des Versammlungssaales gesammelt. Die „Apostel" verließen ihn für einen Augenblick, um, mit ihrem weißen Apostelgewande angetan, wieder zu kommen. Einer von ihnen betete, dann folgte die Handauflegung mit etwa folgenden Worten: „Ich lege die Hände auf dich im Namen Jesu Christi. Du böser Geist, der in diesem Menschen wohnt, ich gebiete dir auszufahren in die Luft oder in die dürren Stätten. Empfange den heiligen Geist und gehe heim in Frieden." Bei denen, welche als besonders stark vom Teufel oder von Krankheiten geplagt galten, riefen sie dasselbe mehrere Male mit lauter Stimme. Wer unter der Handauflegung erzitterte, galt als im besondern Maße von bösen Geistern besessen. Es kam auch vor, daß niemand sich meldete, ja, daß einer oder der andere Antwort gab, er sei vom Missionar getauft und habe in der Taufe den hl. Geist empfangen; das machte die Apostel unwirsch und sie antworteten mit Matth. 23, 13: Ihr kommt nicht ins Himmelreich, und die hinein wollen, laßt ihr nicht hinein gehen. — Und was wurde aus den Heiden, die sich hatten die Hände auflegen lassen? Sie sahen, daß ihre Kranken krank blieben, daß die Heuschrecken nach wie vor ihre Reisäcker verwüsteten — und so zogen sie sich wieder zurück. (Aehnliche Erfahrungen mit Heiden wurden auch anderwärts gemacht.) — Diese Mitteilungen Olsens sind bezeichnend für die Unreife und den geistlichen Hochmut mancher dieser „Apostel".

Zu welchen Seltsamkeiten diese Bewegung führte, dafür ist auch ein Beispiel, daß einer der „Hirten" einmal die Hände auf seine kranke Kuh legte, um sie gesund zu machen. In der Tat, Miss. Vig hat Recht: „Jede starke Strömung setzt Schaum ab. Der Schaum fließt oben auf und ist daher leicht sichtbar." Noch etwas mehr von diesem „Schaum" führen uns die Berichte der Missionare vor Augen — oder vielleicht ist es hier richtiger, zu sagen: eine starke Strömung bringt allerlei Nebenströmungen hervor, und eine solche Nebenströmung müssen wir ins Auge fassen.

Rajonary (Jonas) von Ambohimasina war einer der Lehrer und Evangelisten der norwegischen Mission und arbeitete als solcher an verschiedenen Stationen; er hatte gute Kenntnisse und viel Verlangen, sie zu mehren, war redegewandt und für alles neue begeistert. Der Erweckung gab er sich hin. Rainisoalambos Offenbarungen wirkten ansteckend auf ihn, auch er erhielt Offenbarungen und wurde, um seinen kranken Bruder zu heilen und seinem Weibe zu helfen, durch eine solche auf eine „heilige" Quelle gewiesen. Phantastisch sind seine Mitteilungen über diese Gesichte und über die Weise, wie er nach einem Kampfe mit einem fabelhaften Tiere das Wasser aus der heiligen Quelle schöpfte. Christliche und heidnische Elemente mischten sich in diesen Gesichten, und Vig, ein guter Kenner des madagassischen Heidentums, sieht in seiner Lehre einen madagassischen Gnostizismus mit der Richtung auf das Praktische. Rajonasy wurde nun mit seinem heiligen Wasser (Ranomazana = Lichtwasser) in Ambatonjirika der Ausgangspunkt einer neuen Bewegung, ein Seitenstück zu Rainisoalambo in Ambatoreni. Heiliges Wasser zu gebrauchen, war schon im madagassischen Heidentum üblich, und schon vor 20 Jahren war ein Versuch gemacht worden, Ranomazana mit dem christlichen Gottesdienste zu verbinden. Jetzt sollte das „Lichtwasser" zusammen mit der Handauflegung das Mittel werden, die Kranken zu heilen. Nach Ambatonjirika kam dann ein Mann mit Namen Ramarijona, früher Evangelist, zu religiösen Grübeleien geneigt. Er war vorher bei Rainisoalambo gewesen, hatte von ihm die Handauflegung empfangen und war zum „Apostel" gemacht — aber er fand nicht Frieden. Die bösen Geister ließen ihm keine Ruhe und die Handauflegung durch ein Weib aus Ambatonjirika schaffte sie ihm auch nicht. Eine Offenbarung wies ihn dann an, sich in der heiligen Quelle dort zu baden; er tat es und ließ sich dann von Rajonasy zum Apostel machen. So hörte er auf, Rainisoalambos Apostel zu sein und wirkte als Apostel Rajonasys, mit ihm in der Hoffnung, daß die ältere und die neuere Bewegung sich zusammen schließen würden, einer Hoffnung, die freilich an Rainisoalambos und Rainitiarais durchaus ab-

lehnender Haltung gegenüber der neuen Bewegung scheiterte. Er zog mit drei Flaschen Ranomazana umher, predigend und heilend, und diese Ranomazana-Bewegung, in der das Christliche stark hinter dem Heidnischen zurücktritt, ging weiter und bekam allerlei seltsame Auswüchse. Quellen wurden durch Hineinschütten von Ranomazana auch zu heiligen Quellen, die heidnischen Zauberdoktoren bemächtigten sich des Lichtwassers und verbanden es mit ihren heidnischen Zaubermitteln. „Sündenvergebungswasser" nannte eine Zauberin ihr Wasser, ein Zeichen, daß das Heidentum fühlte, es könne nur noch durch Anlehnung an das Christentum Geschäfte machen. Wie sehr das Heidentum hier überwucherte, zeigt sich an Rajonasy, der in Folge einer „Offenbarung" sein Weib verstieß und eine andere heiratete. Die Bewegung ging weiter, und ob auch der gesunde Sinn der Gemeinden sie vielfach abwies, so kamen die „Apostel" von Ambatonjirika doch hierhin und dorthin. Bis nach Sirabe breitete sich die Lichtwasser-Bewegung aus; neun solcher Quellen kennt Miss. Vig in einem Bezirke. Trotz des offenbar Heidnischen, das diese „Anbetung" an sich hatte, gewann sie — wie es in Zeiten religiöser Bewegung ja erklärlich ist — doch auch Christen für sich; auch von den „Jüngern Christi" gingen einzelne zu ihr über; sie wurden, wie in Masinandraina, unter Kirchenzucht gestellt, anderwärts sah man von einer solchen Maßregel ab, in der Hoffnung, daß sie sich wieder besinnen würden. Ein Rückgang scheint in dieser Bewegung nun eingetreten zu sein.

Es könnte scheinen, als müßte die Erweckung von Ambatoreni durch eine solche Bewegung, wie die eben gezeichnete, in Mißkredit gebracht werden. Miss. Vig behauptet zwar, die Lichtwasser-Anbetung habe mit der Erweckung nichts zu tun; aber in religiös erregten Zeiten sind scharfe Scheidungen schwer durchzuführen. Ein Anstoß wirkt weithin und hat verschiedene Ergebnisse, je nachdem die Persönlichkeiten und geistigen Richtungen geartet sind. Jedenfalls aber ist festzuhalten, daß die Erweckung von Ambatoreni einen rein christlichen Charakter trägt, nicht ohne Schwärmerei, aber doch überall auf das Neue Testament sich stützend und bemüht, dem christlichen Leben neuen Schwung, neue Tiefe, neue Reinheit zuzuführen. Mit Freude, ja mit Jubel haben die norwegischen Missionare diese Bewegung begrüßt, die sie an die Zeiten von Nils Hauge*) erinnerte; aber sie haben stets ein offenes Auge für das Schwärmerische und Einseitige daran gehabt. Mit Freude haben sie dann beobachtet, wie

*) Nils Hauge war ein Laienprediger in Norwegen, der auf das christliche Leben daselbst tief eingewirkt hat. † 1824.

diese Bewegung mehr und mehr von Einseitigkeiten und schwärmerischem Wesen sich frei machte, von den Heilungen zur Heiligung sich wendete, wirkliches Christentum auch bei Nichtanhängern anerkannte und so in gesunde Bahnen einlenkte, und wir müssen ihnen das Zeugnis geben, daß sie wacker mitgeholfen haben, um dies zu erreichen. Ein Umstand kam ihnen dabei ganz besonders zu statten. Wenn auch hier und da „Apostel“ in einer Anwandlung von geistlichem Hochmut sich über die Missionare zu erheben Neigung hatten, die mit Wasser tauften, während sie die Geistestaufe hätten, die aus dem Lande getrieben werden würden, wenn sie nicht von ihnen die Handauflegung annähmen, so waren die „Jünger Christi“ doch mit ihrem Haupte Rainisoalambo im ganzen geneigt, sich von den Missionaren leiten zu lassen; es ist, als ob sie fühlten, daß eine wirklich leitende Stellung für sie noch nicht möglich wäre. So haben sie sich von den Missionaren belehren und weisen lassen. Olsen hat den beiden „Aposteln“, mit denen er vierzehn Tage reiste, rückhaltlos über ihre Predigt, die an Jesu vorüberging, wie über ihr oft voreiliges Handauflegen die Wahrheit gesagt. Die Fragen nach der Handauflegung und Taufe, nach der Natur der Krankheit, nach der Macht des Teufels, nach den Gnadengaben sind viel zwischen den Missionaren und den „Jüngern Christi“ verhandelt worden. Die Missionare befanden sich da in einer schwierigen Stellung: scharfe Kritik konnte die zur Schwärmerei Neigenden noch mehr zur Schwärmerei treiben, ungeteilte Anerkennung mußte den geistlichen Hochmut groß ziehen; wie sie den Erweckten gegenüber die christliche Wahrheit nicht fahren lassen durften, so mußten sie den Heiden gegenüber die Zusammengehörigkeit der Christen wahren; wie schädlich hätte es auf die Heiden einwirken müssen, wenn die Christen öffentlich wider einander standen! So hat sich denn die beruhigende, ernüchternde Einwirkung der Missionare mehr in der Stille geltend gemacht, und auf den größeren Versammlungen, die hier und da (wie vorhin erwähnt) gehalten wurden, in den regelmäßigen Gemeindeversammlungen, in den Konferenzen mit den eingeborenen Pastoren, Lehrern und Evangelisten, und nicht am wenigsten in eingehenden Gesprächen mit den „Jüngern Christi“ haben sie möglichst positiv und nachdrücklich die biblischen Lehren und Grundsätze zur Geltung gebracht und den Herzen und Gewissen eingeprägt. Sie haben es auch erreicht, daß die bei vielen Erweckten stark hervortretende Abneigung, in Krankheiten Arznei zu nehmen, weil das Unglauben verrate, sich minderte, und selbst „Apostel“ und „Hirten“ dazu gebracht, Arznei zu gebrauchen, wobei ihnen die Vergeblichkeit vieler Handauflegungen, zeitweise auch eine Malaria-Epidemie mit vielen Todesfällen zu Hilfe kam. So hat Miss. Pedersen

die bei ihm wirkenden „Apostel“ davon abgebracht, die Leute zur Handauflegung zu zwingen; er erlebte es, daß sie Versammlungen hielten, ohne die Hände aufzulegen. Johnson ist mit Eifer und Erfolg bemüht gewesen, sie zu besserer Erkenntnis über Krankheit, Teufelsmacht, Handauflegung u. s. w. zu bringen. Vig hat die „Apostel“, die in ihren Predigten gern mit großen Strafgerichten drohten, zur Klarheit über das Verhältnis dieser Strafgerichte zu den allgemeinen Leiden und Krankheiten zu führen getrachtet u. s. w.

So gelang es den Missionaren, die Bewegung zu größerer Nüchternheit zu bringen und ihre Kraft für die Belebung der Gemeinden wie zur Förderung des Missionswerkes frei zu machen. In diesen beiden Beziehungen hat nun die Bewegung in der Tat Großes geleistet.

Man kann die Berichte der Missionare (namentlich im Jahrgang 1902 der norw. M.-Z.) nicht durchlesen, ohne auf Hinweisungen zu stoßen, wie das christliche Leben der Gemeinden durch die Erweckung gemehrt sei. So schreibt Pedersen von Soavina: In manchen Kirchen, wo früher außer den Kindern nur drei bis zehn Erwachsene kamen, ist jetzt nicht Raum für alle, die Gottes Wort hören wollen. Viele Christen sind in Wahrheit neue Menschen geworden, brennen von Liebe zu ihrem Heilande und zeugen von ihm öffentlich oder privatim. Lönö von Loharano: Die Kirchen füllten sich mit Hörern, Gebets- und Erbauungsversammlungen wurden an mehreren Tagen in der Woche gehalten, Lobgesang war in den Kirchen und in Tausenden von Häusern zu hören. Mörland in Fihasinana: Die toten Christen wurden wach; auch tief gefallene bekehrten sich. Wetterstad aus Betaso: Eine große Veränderung war mit vielen Christen vor sich gegangen. Gottes Geist hatte Leben in den Totengebeinen erweckt. Die Christen tragen unter ihrer Lamba Bibel und Gesangbuch in einem Beutel beständig bei sich, um sie jeder Zeit benutzen zu können; auch hier Gebetsversammlungen an den Wochentagen in den Häusern. Rosaas aus Sirabe berichtet von der Notwendigkeit, die 4—500 Menschen fassende Kirche zu vergrößern, von der Steigerung der Zahl der Abendmahlsgäste, von der vermehrten Nachfrage nach Bibeln und Gesangbüchern — und so geht es durch die Berichte hindurch. Der Eifer der eingeborenen Prediger und Lehrer ist gewachsen; erstere predigen lebendiger, besuchen fleißiger die Kranken, treiben

ihre Arbeit aus Liebe zu Christo; sie können die Wünsche nicht alle erfüllen, die an sie kommen; einer (früher nicht eben der eifrigste) hat in fünf Monaten außer seiner eigentlichen Amtstätigkeit 138 erbauliche Versammlungen gehalten. Letztere sind fleißiger geworden, in den Schulen herrscht mehr Leben; manche Lehrer wollen freilich lieber das Wort verkündigen, als unterrichten. Auch im Wandel macht sich ein Neues geltend. Mit besonderem Nachdruck hatten Rainisoalambo und seine „Apostel“ das „neue Gebot“ der Liebe betont — und es zeigt sich auch neue Liebe in den Herzen. Ein eingeborener Pastor bittet sich sein Monatsgehalt vor der Fälligkeit aus, weil er die Hälfte davon verschenken will. Ein Christ erhebt sich in der Gemeindeversammlung, um vor allen Anwesenden einem Widersacher, der ihn einst aus seinem Amte gebracht hatte, seine Verzeihung auszusprechen. In einer Gemeinde kommt man überein, daß jede Hausfrau von dem Reis, den sie für die Familienglieder kochen will, einen Löffel voll für die Armen beiseite legt. Gastfreundschaft zu üben, geben die zahlreichen Versammlungen viel Gelegenheit. Eine vom Branntwein verwüstete Dorfgemeinde ist wie verwandelt, der Branntweinhändler hat sein Gewerbe aufgegeben. Samariterdienste werden geübt. Uneigennützig ziehen die „Apostel“ von Ort zu Ort; sie nehmen an, was ihnen zur Fristung ihres Lebens dargeboten wird, aber sie machen aus der Gottseligkeit kein Gewerbe. Auch in den Beiträgen der Gemeinden tritt das neue Leben hervor. Sie sind 1900 in Masinandraina von 128 auf 300, in Fisakana von 380 auf 1282, in Fihasinana von 320 auf 1522 Fr. gestiegen u. s. w. Die Gemeindebeiträge der Inlandmission hatten sich 1898 auf 5042 Fr. belaufen, im Jahr 1900 betrugen sie 11 865 Fr., im Jahr 1901 15 105 Fr. — gewiß ein bedeutender Fortschritt, zumal wenn man bedenkt, daß es nicht bloß den Madagassen überhaupt schwer fällt, ihren Beutel zu öffnen, sondern daß auch die Zeitverhältnisse durch Teuerung, hohe Abgaben an die Regierung u. a. ungünstig waren, sodaß Vig sagen konnte: „die ökonomischen Verhältnisse der Erweckten stehen nicht im Verhältnis zu ihrem großen Eifer und redlichen Willen.“ Auch für die eigene Missionstätigkeit der Inlandgemeinden brachte die Erweckung Anregung. Es wurde beschlossen, unter den Betsiriri, einem wilden und unbändigen Stamme der Inland-Sakalawen, der früher durch seine Räuberzüge gerade

Nordbetsileo viel Schaden zugefügt hatte, jetzt aber um Lehrer bat, eine Missionsarbeit zu beginnen und so den früheren Feinden Gutes zu tun. Verhältnismäßig große Kollekten wurden dazu aufgebracht (250, 165 Fr. u. ähnlich) und von Betafo gingen zehn Mann in die fiebererfüllten Niederungen von Betsiriri, ein Weg, der den Leuten des Hochlandes sonst als Selbstmord erschienen war. Ihre Arbeit war so erfolgreich, daß im Juli 1902 Missionar Smith eine Visitationsreise dorthin machen und sich über die Ergebnisse ihrer Arbeit wie über das Verlangen des Volkes nach Gottes Wort freuen konnte. Er stellte fest, daß Betsiriri für die christliche Mission offen stehe und daß die Arbeit dort wesentlich durch Eingeborene getrieben werden müsse.

Auch in den älteren Gebieten hat die Mission durch die Erweckung neue Förderung erhalten. Die Erweckung machte einen großen Eindruck auf die Heiden, die Heilungen natürlich nicht am wenigsten, und viele strömten zu den Predigten der „Apostel". Es ging nicht überall wie bei den beiden „Aposteln", die in Olsens Bezirk wirkten, daß die angeregten Heiden wieder zurückfielen, weil ihre Erwartungen nicht erfüllt wurden; nicht selten wurden die durch die Predigten angeregten Heiden Katechumenen, zum Teil von den „Aposteln" selbst zum Unterricht an die Missionare bezw. Pastoren gewiesen, wie Rainisoalambo z. B. selbst einmal 46 solcher Heiden dem betreffenden Pastor zuführte. Oft zeigten die Erweckten auch großen Eifer, in ihren Kreisen an den Heiden zu arbeiten; so brachte in Ambohimanga ein Christ in kurzer Zeit 30 seiner heidnischen Verwandten zur Gemeinde. Ueberall mehrten sich die Katechumenen und die Taufen; erstere von 3995 (in 1898) auf 5132 (in 1900) und 5262 (in 1901), letztere von 4018 (einschließlich Kinder in 1898) auf 4817 Erwachsene und 3095 Kinder (in 1900) und 4671 Erwachsene und 2805 Kinder (in 1901).

So hat die Erweckung der norwegischen Mission mittelbar und unmittelbar großen Gewinn gebracht, die Gemeinden vergrößert und neues Leben in ihnen geweckt — und das war als Gegengewicht gegen das durch die neuen Verhältnisse bewirkte Einströmen von europäischer Kultur mit ihren zweifelhaften Begleiterscheinungen ein großer Segen. Der größte Gewinn aber ist wohl der, daß die Inlandmission ihrem Ziele, der Selbständigkeit der madagassischen Gemeinden, einen Schritt näher geführt ist.

Die Erweckung war ja aus der madagassischen Christenheit selbst hervorgegangen, ein Zeugnis, daß das Christentum schon feste Wurzeln im Volke geschlagen hatte; sie stellte ein „Christentum in madagassischer Tracht“ dar, sodaß Miss. Johnson schon 1900 den Anfang einer madagassischen Kirche darin erblickte. Und wenn in Missionsgemeinden die geistliche und finanzielle Kraft wächst, wenn das Bewußtsein der empfangenen Gabe das Gefühl für die eigene Verantwortlichkeit und damit die Neigung zu eigener Tätigkeit stärkt, so darf der Missionsfreund gewiß die Hoffnung haben, daß es schrittweise weiter gehen wird zu voller Selbständigkeit. Die norwegischen Missionare haben die Bewegung auch in dieser Richtung fruchtbar zu machen gesucht. Interessant und lehrreich ist in dieser Beziehung das Vorgehen von Miss. Bjertnäs in Fihasinana. Um die Mission zu Gunsten der Ausdehnung ihrer Arbeit auf andere Stämme zu entlasten, veranlaßte er während der Erweckung seine Gemeinde, einen Verein zu bilden, der planmäßig die größere Selbständigkeit der Gemeinde befördern sollte. Es wurde auf einer Generalversammlung im Juli 1900 beschlossen, die Gehälter für die eingebornen Pastoren und Evangelisten, sowie die Erbauung und Ausbesserung der Kirchen zu übernehmen und die erforderlichen Gelder durch feste monatliche Beiträge aufzubringen, auch die Uebernahme der Armenpflege für später ins Auge zu fassen. Die Beiträge (von 2 Fr. bis 20 Ct.) wurden auch gezeichnet — aber als nun gezahlt werden sollte, da zogen sich viele zurück. Doch Bjertnäs blieb fest. Weil er den hohen erzieherischen Wert von freiwilligen regelmäßigen Beiträgen kannte, so bestand er trotz aller Einwendungen auf Zahlung der gezeichneten Beiträge. Und siehe da, sie kamen ein, das Gehalt der Pastoren wurde ganz aufgebracht und ein Verhältnis festgesetzt, wie die Ausgaben für die Evangelisten, die Gebäude und die Armenpflege zwischen Mission und Gemeinde verteilt werden sollten. Bjertnäs freute sich, wie die Christen „theelöffelweise“ Pflichtgefühl bekamen und ihr Interesse an der ganzen Sache wuchs. Aber was wäre ohne sein energisches Festhalten aus der Einrichtung geworden? Man sieht, die Selbstständigkeit ist erst im Entstehen; ohne feste europäische Leitung können diese Gemeinden noch nicht bestehen. Aber auch der Anfänge darf man sich freuen; zu ihnen gehört, daß auch in Betafo 1902 die Uebernahme der Kirchen- und Schulbauten auf die Ge-

meinde beschlossen wurde. Ein weiterer Schritt in dieser Richtung ist der von der Jahresversammlung in Fianarantsoa gefaßte Beschluß, die Bildung einer alle drei Jahre wiederkehrenden Synodalversammlung anzuregen, um darin die lutherischen Gemeinden des Inlandes zu vereinigen und so für ihren Zusammenschluß zu einer madagassischen Kirche eine Form zu gewinnen. In Fihasinana wurde im November 1901 eine weitere Versammlung in dieser Sache gehalten, 1902 sprach sich auch die Jahresversammlung in Sirabe für diesen Plan aus, und im September 1902 wurde in Fisakana die erste Synodalversammlung gehalten. Sie war von 300 Deputierten besucht, wurde von einem eingeborenen Pastor „klar, sachlich und ruhig" geleitet und nahm einstimmig einen von Miss. Vig aufgestellten Verfassungsentwurf in seinen Grundzügen an. Fast anderthalbtausend Menschen nahmen an dem Eröffnungsgottesdienst teil. So ist der Plan denn in der Ausführung begriffen, und gewiß kann diese Einrichtung viel dazu beitragen, die madagassische Kirche selbständig zu machen. „Wenn jemand — so schreibt Frau Borchgrevink von dieser Versammlung — mir vor 30 Jahren gesagt hätte, daß ich hier bei einer solchen Versammlung zugegen sein sollte, so würde es mir schwer geworden sein, es zu glauben. Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen."

Wir können es den norwegischen Missionaren und der norwegischen Missionsgesellschaft nachfühlen, mit welcher Freude und welchem Danke sie diese sich nun durch mehrere Jahre hinziehende Bewegung betrachten. Wohl ist es dabei auf und ab gegangen, hier und da sind wieder Ermattungen eingetreten, aber dafür hat sich immer mehr das Gesunde an der Bewegung herausgestellt und befestigt. Die Vertiefung in die hl. Schrift, die von den Missionaren gepflegt wurde, und die Erfahrungen, welche die Leiter der Bewegung in ihrem Verlaufe machten, haben beide dazu mitgewirkt. Gott der Herr korrigiert ja immer die Fehler, welche seine Kinder in ihrem wohlgemeinten, aber vielleicht noch unreifen Eifer zu machen geneigt sind. Da liegt die Frage nahe, wie diese Bewegung sich wohl weiter gestalten wird. Daß die französischen Behörden ihr nicht günstig gegenüberstehen, ist erwähnt worden. Sie sehen sie natürlich vom politischen Standpunkte aus an und fürchten wohl darin eine nationale Selbständigkeitsäußerung —

etwas, wofür die Berichte der norwegischen Missionare keinen Anhalt geben. Die religiöse Eigentümlichkeit der Bewegung vermögen sie wohl kaum zu würdigen, und von dieser Seite her sind jedenfalls die katholischen Missionare geneigt, sie dagegen aufzubringen. Einzelne Andeutungen finden sich dafür in den Berichten. Wo Mitglieder der katholischen Gemeinden sich der Bewegung zuneigten, sind sie von ihren Priestern ausgeschlossen worden und haben sich dann der evangelischen Gemeinde angeschlossen. Die evangelischen französischen Missionare scheinen der Bewegung zum Teil kühl gegenüberzustehen, noch kühler die Londoner. So sind denn die norwegischen Missionare ihre einzigen sicheren Freunde. Wie wird sich das Verhältnis für die Zukunft stellen? Die Bewegung betont ihren allgemein christlichen Charakter; „Jünger Christi" ist ja eine Bezeichnung, welche konfessionelle Schärfe nicht an sich hat. Sie wendet sich an Evangelische wie an Katholiken, an Lutheraner wie an Reformierte — wenigstens grundsätzlich. Bei der Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi verlieren ja die Besonderheiten der Konfessionen ihre Bedeutung; es gibt ja dann nur eine Gemeinde der Gläubigen. Tatsächlich steht die Erweckung dem lutherischen Bekenntnis am nächsten, und das ist ja begreiflich, da sie in Gemeinden aufgetreten und von Christen geleitet ist, die das Christentum als lutherisches kennen gelernt und Jahrzehnte lang geübt haben. In der Lehre von der Taufe und vom hl. Abendmahl sind die „Jünger Christi" völlig lutherisch, so sehr, daß sie im allgemeinen nicht in den englischen Kirchen zum hl. Abendmahl gehen, weil — wie Rainisoalambo einem englischen Missionar einmal sagte — die englischen Christen das Sakrament nicht in Uebereinstimmung mit dem Worte des Herrn verwalten. In der Praxis hatte die Taufe für sie weniger Bedeutung als die Handauflegung; sie registrierten die, welche die Handauflegung empfangen hatten, nicht die Getauften, und wenn sie Heiden nach der Handauflegung den Missionaren zuwiesen, so waren sie wenig damit einverstanden, daß diese sie erst unterrichten wollten; warum nicht taufen, die den hl. Geist empfangen haben? Dazu kommt das eigentümliche Verhältnis, daß viele der „Jünger Christi" den norwegischen Gemeinden angehören — die meisten ihrer „Apostel" und „Hirten" sind wohl aus diesen hervorgegangen — aber doch Rainisoalambo als ihr geistliches Oberhaupt anerkennen. Die

„Apostel“ halten an seiner Autorität streng fest, auch an seinen Offenbarungen. Mit ihrer geistigen Selbständigkeit scheint es nicht weit her zu sein, Rainisoalambo ist ihr Prophet, ihr Bischof, der ihnen ihr Verhalten und ihre Predigt vorschreibt (Nord. M. Tidskr. 1902, S. 101); Miss. Pedersen nennt ihn einmal sogar ihren „unfehlbaren Papst“. Das Zeugnis des hl. Geistes im Herzen stellen sie dem Worte Gottes in der Schrift gleich. Es sind also Punkte vorhanden, an denen Meinungsverschiedenheiten hervortreten können, und solche Meinungsverschiedenheiten würden dann leicht ihre praktischen Konsequenzen haben. Doch ist andrerseits zu hoffen, daß die „Jünger Christi“ mit ihrem geistlichen Führer der doch tief gewurzelten Autorität der norwegischen Missionare sich nicht entziehen werden und daß diese das geschriebene Gotteswort bei ihnen mehr und mehr zur Geltung bringen werden. Der Sekretär der norwegischen Missionsgesellschaft, Dahle, ist jetzt unterwegs nach Madagaskar, um eine Visitation zu halten. Als langjähriger früherer Missionar dort ist er mit den Verhältnissen bekannt, und es läßt sich wohl hoffen, daß sein Besuch weiter helfen wird, eine Entwicklung herbeizuführen, welche der madagassischen Christenheit zu bleibendem Segen gereicht.

Die indische Missionskonferenz in Madras.*)

Von Miss. Kiefel.

Die Konferenz der indischen Missionare, die fast alle evangelischen Missionen von Indien, Barma und Ceylon zu gemeinsamer Beratung ihrer Arbeit von zehn zu zehn Jahren einmal vereinigt, fand diesmal vom 11. bis 18. Dezember in Madras-statt. Die Einladung dazu war von den Madras-Missionaren ausgegangen. Das einberufende Komitee, das von der letzten Konferenz in Bombay dazu ernannt war, nahm die Einladung an und bildete aus Vertretern aller Hauptmissionen — die Goßnersche

*) Der Bericht ist uns leider etwas spät zugekommen, wir möchten aber nicht verfehlen, ihn doch noch wegen seiner interessanten Einzelheiten unsern Lesern darzubieten.

wurde übersehen — eine Verwaltungsbehörde, der die weitere Organisation der Konferenz oblag. Die Oberleitung ruhte in den bewährten Händen des Rev. Kellat vom Christian College in Madras und Benton Smith vom christlichen Verein junger Männer als Sekretär. Es wurde bestimmt, daß die Konferenz nicht eine allgemeine Missionskonferenz, sondern eine Konferenz von Delegierten aller Missionen sein sollte. Jede Mission durfte auf je zehn ihrer Missionare einen Vertreter wählen. Eingeborene und Frauen waren gleich wählbar. Die Beteiligung der Frauen war sehr stark; ein Fünftel aller Konferenzglieder waren Frauen, ein Mißverhältnis der Zahlen, das sich aber in der Hauptkonferenz nicht geltend machte; die Frauen schwiegen. Die eingeborenen Pastoren und Missionare waren nur durch fünfzehn vertreten. Die Gesamtzahl der Delegierten betrug 287, die der sämtlichen Besucher etwa hundert mehr. Diesmal war auch die lutherische Kirche sehr stark vertreten. Die englische Kirche war außer einer langen Reihe von Missionaren durch drei Bischöfe vertreten, von denen Bischof Whitehead von Madras sich am eifrigsten beteiligte. Die amerikanischen Episkopalen hatten ihre zwei Bischöfe Thoburn und Warne entsandt. Zum ersten Male beteiligte sich auch die extrem hochkirchliche Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.), augenscheinlich aber nur aus Politik.

Eine Eigentümlichkeit der Konferenz bestand darin, daß nicht Referate geboten wurden, deren Thesen beraten und zur Beschlußfassung vorgelegt worden waren, sondern jedes Konferenzmitglied wurde in geschickter Weise zur Mitarbeit herangezogen. Die sämtlichen Delegierten wurden in acht Gruppen oder Unterkonferenzen geordnet mit einem Vorsitzenden an der Spitze. Jeder Gruppe wurde eine Frage zur Bearbeitung überwiesen. Die Teilung war folgende: 1. Die Gemeinden aus den Eingebornen; 2. Predigt unter den Heiden; 3. Arbeit in der Schule und unter englisch Sprechenden; 4. Frauenarbeit; 5. Aerztliche Mission; 6. Industrie in der Mission; 7. Gegenseitige Rücksicht und Anerkennung und öffentliche Fragen; 8. Literatur. Es fällt sofort ins Auge, daß wissenschaftliche und theoretische Fragen völlig ausgeschlossen waren und daß dagegen unter obigen Themata jede praktische Frage behandelt werden konnte. Jede Mission, jeder auch nicht delegierte Missionar durfte den einzelnen Komitees Fragen und Anträge zur Beratung vorlegen.

Sobald die Komitees gebildet worden waren, wurde ein ungeheurer Schreibapparat in Bewegung gesetzt. Zunächst teilten sich die Komitees in so viele Sektionen, als Fragen zu behandeln waren, mit je einem Sektionsleiter. Und nun begann die Arbeit: Fragen, Vorschläge, Anträge, Abhandlungen liefen haufenweis bei den Sektions-

leitern und Komitee-Vorsitzenden ein. Die wichtigsten zirkulierten in Abschrift oder Auszug bei den Delegierten, welche kritisierten, entgegneten, weitere Anträge und Vorschläge machten. All das Material zu sichten, zu ordnen, in praktische Vorschläge zu formulieren, war ein großes Stück Arbeit. Die Aufgabe wurde in geschickter Weise gelöst und es war dadurch schon vor Beginn der Konferenz dieser wesentlich vorgearbeitet. Sämtliches Material lag in Form von Resolutionen mit kurzer Begründung fertig gedruckt vor und konnte den Delegierten übergeben werden. Keiner war somit unvorbereitet für die Hauptkonferenz und noch weniger für die in seinem Komitee zur Verhandlung kommenden Fragen; hatte er doch selbst schon mit daran gearbeitet. Zudem hatte man durch schriftlichen Austausch persönliche Fühlung miteinander gewonnen.

Am 11. Dezember sollte die Konferenz eröffnet werden. Um die weite sechstägige Reise recht nutzbar zu machen, reiste ich drei Tage früher als nötig. Interessant war auf der Reise der Klima- und Florawechsel. Bei uns in Tschota Nagpur war schon alles herbstkahl und fahl und das Gespenst der Teurung bedrohte infolge der Mißernte das Volk aufs neue. Aber je näher ich Purulia und nach dem Süden kam, desto schönern Reis sah ich. Es war eine wahre Augenweide, dieser reiche Erntesegen! Ach, daß doch meine Gemeinde auch solche Ernte hätte, mußte ich immer wieder denken. Immer mehr änderte sich das Bild. Bald konnte man sich an großen Kokospalmenpflanzungen erfreuen. Bei uns kommen sie überhaupt nicht fort. Die zierlichen Rohrpalmen, bei uns von reichen Engländern mühsam in Kübeln gezogen und ein jämmerliches Dasein fristend, werden hier wie Dornen in Hecken gezogen. Immer exotischer wurde die Flora, orientalischer die Landschaft und feuchter die Luft, denn wir kamen in die Region des Spätmonsuns, der von August bis November dauert. Meilenweit stand das Land unter Wasser, aus dem der Reis frisch hervorsproßte, zum Teil schon fußhoch, zum Teil eben keimend. Das Land ist viel fruchtbarer und reicher, als unser armes, dürres Tschota Nagpur. Das Berieselungsnetz von Kanälen und Gräben, das jene Provinzen durchzieht, macht eine Hungersnot fast unmöglich.

Ebenso interessant war der Sprachen- und Volkswechsel. Zunächst Mundari, dann Urao, später Hindi, dann wieder Mundari, vereinzelt auch Santali, später Bengali, das weiter südlich wieder von Hindi abgelöst wird, dem dann Telugu und zuletzt Tamil folgt. In Madras ist dieses ebenso Volkssprache wie in Kalkutta das Bengali. Indes versteht und spricht das Volk zum Teil auch englisch.

Einen vierzehnstündigen Aufenthalt in Khaugpur benützte ich zu einem Abstecher nach Midnapur, der Hauptstation der amerikanischen

„Baptisten des freien Willens". Sie nennen sich so, weil sie die freie Gnade im Gegensatz zur Prädestination, den freien Willen des Menschen nach der Schöpfung, Gutes oder Böses zu tun, endlich freie Kommunion, also Abendmahlsgemeinschaft mit allen Christen lehren. Ihre Erfolge sind nicht gering, wenn sie auch in keinem Verhältnis zu unsern Ernten stehen. Bedeutende Fortschritte haben sie in der selbständigen Erhaltung der Gemeinden gemacht. So zahlt eine Gemeinde ihrem Pastor monatlich 39 Rupien, eine andere 26. Das dortige Volk ist reich im Verhältnis zu unsern Kols. Schon die vielen massiven goldnen und silbernen Arm- und Fußringe deuten das an. Selbst Dienstleute schleppen darin ein kleines Vermögen mit sich herum. Sie können also ungleich viel mehr für ihre Gemeindeangelegenheiten tun, als unsre armen Kols. Außerdem stehen die Baptisten dort allein im Felde, während wir es mit zwei Gegenmissionen zu tun haben, die von Selbsterhaltung ihrer Gemeinden noch nicht einmal träumen. Selbsterhaltung der Gemeinden steht jetzt mit Recht im Vordergrunde des indischen Missionslebens. Nur geht man vielfach zu sanguinisch vor. Und weil damit ein noch größeres Maß von Selbstverwaltung und Freiheit jeder Art Hand in Hand geht, wofür die Gemeinden noch lange nicht reif sind, so leidet die Ordnung und Zucht in der Gemeinde, ja zuweilen auch das geistliche Leben. Am weitesten hat es die Karenenmission in der Selbstverwaltung gebracht. Die Karenenchristen gehören wohl zu den gefördertsten Indiens. Dennoch kommts vor, daß sich Gemeinden wenigstens zeitweilig separieren und ihre eigenen Wege gehen. Da auch sie keine Gegenmission haben, können sie dergleichen schon wagen. Indes mahnt uns solches zur Vorsicht. Die Eingebornen müssen eben erst zur Selbsterhaltung und Selbstverwaltung erzogen werden. Aber beginnen sollte damit jede Mission ungesäumt.

Ein interessanter Mann ist in Midnapur ein Oberpriester, dem etwa zwanzig Tempel unterstellt sind. Sein Amt ist, darauf zu halten, daß in allen Tempeln vorschriftsmäßig geopfert wird, die Tempel in gutem Zustande erhalten werden u. s. w. Er müßte dem Herkommen gemäß fast nackend, beschmiert mit der heiligen Asche zu Fuß von Tempel zu Tempel pilgern. Er zieht aber einen reinen Leib, ein Fahrrad und einen guten europäischen Anzug mit Tropenhelm vor. Mit den Missionaren steht er auf freundschaftlichstem Fuße; ja, als sie sich vergeblich mühten, ein Stück Land für eine Außenstation zu bekommen, verpachtete er ihnen ein Stück Tempelland. Was wird nun werden, wenn Leute jener Dörfer zum Christentum übertreten? Wird er selbst Christ werden? Das sind Fragen, die die Missionare sehr bewegen.

Sonnabend den 6. abends kam ich in Madras an und war in einer Stunde auf dem Wege zu einer Versammlung von Dr. Torry, des großen gottbegnadeten amerikanischen Evangelisten. Ich habe ihn mehrere Male und mit großem Nutzen gehört. Er ist ein mittelgroßer Mann mit weißem Bart und Haar, von schlichtem, liebenswürdigem Wesen und ein ganz bedeutender Redner. Seine Rede ist erstaunlich einfach; ein Kind versteht ihn, dabei lebendig und ungemein bilderreich. Die Zahl seiner Geschichten, Erlebnisse und Beispiele scheint unerschöpflich zu sein. In der Rede sind sie stets gut gewählt und wirken nie ermüdend. Sein erstaunliches Gedächtnis zeigt sich aber besonders in seiner Kenntnis der Bibel, die er ganz auswendig zu kennen scheint. Jede Bibelstelle führt er nach Kapitel und Vers an, und er zitiert ungemein häufig Bibelstellen. Er liebt es besonders, Schrift mit Schrift zu beweisen und zu erklären. Darin erinnert er an Valerius Herberger. Kann er auch nicht auf den Gefühlen seiner Zuhörer Klavier spielen, wie sich Emil Frommel einmal ausdrückt, so weiß er doch seine Zuhörer gewaltig anzufassen und zu bewegen. Unter freundlichem Lächeln fließt seine Rede einschmeichelnd, beweglich dahin; bald wird sie überzeugend, eindringlich, fortreißend wie mit Sturmesgewalt, bald erschütternd und dann wieder herzlich tröstend und liebevoll lockend. Und jedem Worte fühlt man's ab, daß sein ganzes Herz, seine eigene Lebenserfahrung dahinter steht. Ich habe gesehen, wie hier einer die Hand, dort ein andrer das Taschentuch über die Augen hielt, ein dritter sich herunterbeugte, um seine Bewegung zu verbergen, was andern nicht gelang. Andre sah man wie überwältigt dasitzen, während die Tränen über die Wangen tropften. Und diese Leute waren nicht weichliche, exzentrische Ausnahmen, sondern an starke Speise gewöhnte Männer, Prediger und Missionare. Von Sektiererei ist er fern. Seine Predigt ist rein evangelisch, biblisch. Klar unterscheidet er zwischen der am Kreuze vollbrachten Erlösung und der Aneignung dieser Erlösung (Rechtfertigung) durch den Glauben. In echt paulinischer Weise dringt er auf Heiligung. Und hierin ist seine Predigt ebenso gewaltig, wie wenn er den Unbekehrten Buße und Erlösung predigt. Mit großer Entschiedenheit dringt er auf völliges Brechen mit der Sünde, deren geheimste Regungen er aufzudecken weiß, und auf völlige Hingabe an den Herrn und ein Leben in Ihm und aus Ihm und für Ihn. Manches amerikanisch-englische Anhängsel seiner Versammlungen sagt uns ja nicht zu; aber trotzdem ist Torrys Tätigkeit von sehr großem Segen.

Sonntag früh besuchte ich einen Gottesdienst der englischen Kirchenmission. Ein eingeborner Pastor las eine englische Predigt,

die lebhaft an einen Schüleraufsatz erinnerte. Die Gemeinde tat mir leid. Mehr Genuß fand ich an einem Gottesdienste in der dänisch-lutherischen Kirche, obwohl ich nichts verstand. Die Kirche, ein niedlicher Kuppelbau, würde selbst als Dorfkapelle bei uns vielfach nicht ausreichen. Der Gesang der kleinen Gemeinde war vorzüglich. Missionar Bittmann, im weißen Talar mit roter Stola, sprach sehr lebhaft. Die dänische Gemeinde ist klein. In der Unterhaltung mit Herrn Bittmann bekam ich aber den Eindruck, daß tief gegraben wird und die Seelen gut gepflegt werden. Leider sind die englische, dänische, baptistische und methodistische Mission unmittelbar nahe bei einander. Das kann der Sache nicht förderlich sein. Ein Hauptgrund soll der sein, daß in anderen Gegenden von Madras Grund und Boden einen ganz unerschwinglichen Preis hat.

Meine Hoffnung, mir einen gründlichen Einblick von der Missionsarbeit in Madras zu verschaffen, scheiterte leider an einem viertägigen Fieberanfalle. Ich mußte Gott danken, daß ich an allen Sitzungen der Konferenz teilnehmen konnte, die am Donnerstag den 11. Dezember begann.

Zur Eröffnung versammelten wir uns in der Andersonhalle der schottischen Freikirche. Dr. Murdoch, der älteste Madras-Missionar, begrüßte die Versammlung nach zweimaligem Gebete namens der Madras-Missionare. Als aufmunternd zu eifriger Arbeit wies er auf den ungeheuren Umschwung und Erfolg der Missionsarbeit hin, wie er ihn nie erwartet und geglaubt, nun aber mit Augen gesehen habe.

Nach ihm begrüßte Whitehead, der englische Bischof von Madras, die Versammlung namens der eingebornen Christen. Whitehead ist Cowlyfather (extrem hochkirchliche Bruderschaft mit Ehelosigkeit). Er kam als Missionar der Oxford-Mission nach Indien. Er ist aber kein Fanatiker, sondern ein aufrichtig frommer Mann und hat auch manches zum befriedigenden Abschluß der Konferenz beigetragen.

Seine Begrüßungsansprache war warm, herzlich und klar. Er zeigte den großartigen Fortschritt der Mission in den letzten zehn Jahren, kam auf das Wesen des Christentums der Kaste gegenüber zu sprechen und sagte dabei unter lebhaftem Beifall: Ein Christentum, das dieses Monstrum der Finsternis, die Kaste, irgendwie anerkennen oder dulden wollte, würde überhaupt kein Christentum mehr sein. Im Gegensatz zur Kaste, welche trennt, ausschließt, verachtet, ist das Christentum die Religion einigender Liebe, der *einen* Liebe Gottes für alle, für die Brahmanen wie die Paria. Weiter sprach er über die Einigkeit des Geistes in der Liebe Christi, ohne jedoch unaufrichtig zu werden durch Aufopferung der eigenen Ueberzeugung.

Nach gründlichen [illegible] trennten sich die acht Komitees für ihre Sonderſitzungen, die drei Tage dauerten.

In diesen Komiteesitzungen wurde eigentlich die Hauptarbeit der Konferenz getan. Da jedes Komitee täglich mindestens fünf Stunden arbeitete, also an den drei Tagen fünfzehn Stunden, kam auf alle Komitees eine Gesamtzahl von hundertundzwanzig Stunden, während auf die Hauptsitzungen nur [illegible] Stunden Arbeitszeit kamen. Schon diese Zahlen zeigen, welche große Arbeitsfülle von den Komitees bewältigt werden konnte. In Form von Resolutionen mit kurzer Begründung legten sie das Ergebnis ihrer Arbeit der Hauptversammlung vor. Ueberhaupt durfte nur [illegible] gebracht werden, was man in den Komitees [illegible] und beschlossen worden war.

Außer den Konferenzsitzungen wurde übrigens noch vieles andre geboten. Da zogen die oben erwähnten Zelt-Versammlungen viele an. In Abendversammlungen wurden Vorträge und Berichte geboten. So berichtete Miß Zwemer an einem Abende über die Mission in Arabien. Ihr eigentlicher Vortrag gestaltete sich zu einem herzbewegenden Appell zur Unterstützung der schweren und bisher fast erfolglosen Mission in Arabien. Der zweite, Dr. Cushing aus Rangun, begeisterte in einem Bericht für die Karenenmission. Vor neunzig Jahren ging der erste Missionar nach Rangun, heute gibt's 40 000 Kommunikanten und [illegible] Hauptstationen unter den Karenen mit [illegible] völlig selbständigen Gemeinden. Ihr Unabhängigkeitsdrang treibt sie vorwärts zu Gemeindebildung und Selbsterhaltung. Sie treiben selbst heimische Mission sowie auswärtige Mission unter den Nachbarstämmen. Mehrere junge Karenen bereiten sich jetzt vor, um unter den Buddhisten das Evangelium zu verkündigen. Eine Reformbewegung und ein Wiederaufleben des Buddhismus hat die Buddhisten noch mehr gegen das Christentum eingenommen, für welches die Karenen so besonders [illegible] sind. Folgendes schönes Geschichtchen erzählte mir Dr. Cushing: Ein neues Schulgebäude wurde nötig. Der Bau sollte [illegible] Rupien kosten. Die Christen brachten [illegible] auf, [illegible] erbaten die Missionare aus der Heimat. Statt Geld erhielten sie einen gelinden Tadel, daß sie für solche Dinge noch Geld aus der Heimat erwarteten. Als den Christen das mitgeteilt wurde, veranstalteten sie noch einmal eine Sammlung, die sogar einige hundert Rupien Ueberschuß ergab. Reiche, glückliche Karenen!

Ein Gegenstück zu Dr. Cushings Bericht war der des Missionars Kiel von der englisch-kirchlichen Mission, welcher mit wenigen Genossen an der Grenze von Kaschmir auf Vorposten steht. Wieder-

holt hörte man bei seinem Bericht den Seufzer hindurchklingen: „Hüter, ist die Nacht schier hin!" Herzbeweglich war die Schilderung, wie sie **alles** versuchen, um sich nur für ein halbes Stündchen Gehör zu verschaffen bei den fanatischen Mohammedanern, an deren steinharten Herzen jedes Wort abgleitet. „Wir haben noch keine Christen, aber das Volk ist uns schon viel freundlicher gesinnt, und ihre Zeit wird auch kommen," schloß er seinen Bericht. Ehre den treuen Pionieren, die unter so schwierigen Verhältnissen so treu aushalten!

Hinreißend für manche Seelen, denen Gottes Uhr zu langsam geht und die gern ein bißchen schieben helfen möchten, war ein Vortrag über „die Evangelisation der Welt in dieser Generation". Mit der Uhr in der Hand, die Sekunden vorzählend, zeigte uns der Vortragende, wie Tausende täglich ins Grab sinken, „ohne von Jesu gehört zu haben." Damit begründete er die Notwendigkeit, die Welt **in dieser Generation** zu evangelisieren. Das **müsse** und **könne** geschehen. Jeder Missionar, Mann und Weib, brauche täglich nur fünfunddreißig Personen das Evangelium zu verkündigen, dann sei in fünfundzwanzig Jahren die Welt evangelisiert. — Also einem einzelnen einmal das Evangelium verkünden, heißt ihn „evangelisieren". Die Frage, wie es möglich sei, daß „jeder Missionar, Mann und Weib", tagaus, tagein fünfundzwanzig andere Personen findet, die er „evangelisieren" kann, und ob er das selbst tut, ließ der Vortragende klüglich unberührt. Es versuche es doch einmal einer. Schon rein physisch ist es unmöglich. Was für verworrene und überspannte Geister es doch gibt! Dieser Vortrag war das ungesundeste, was auf der Konferenz geboten wurde.

Wer noch Kraft übrig hatte, konnte abends noch einem Vortrage über arabische Sprache, einer Konferenz der Telugu-Missionare, am Morgen einer Konferenz der südindischen Missionars-Association, einer Versammlung der Kämpfer gegen Lokalisierung der Unsittlichkeit beiwohnen. Geistliche Speise boten neben den erhebenden öffentlichen Andachten, mit welchen jede unsrer Sitzungen begann, die Morgenandachten um 8 Uhr. Den Höhepunkt bildete der Sonntagsgottesdienst mit Predigt von Torry. Daran schloß sich eine erhebende Abendmahlsfeier in der schottischen Freikirche. Um der verschiedenen Bekenntnisse willen konnte die Feier nicht offiziell sein; nur eingeladen war dazu worden, und außer Baptisten, Englisch-Hochkirchlichen und einigen Lutheranern nahmen auch alle dran teil. Kein Teilnehmer wird diese Feier vergessen.

Für den Abend waren wir von den Leipziger Geschwistern zu einem deutschen Adventsgottesdienste eingeladen. Daß nicht einmal

wir Lutheraner eine deutsche gemeinsame Abendmahlsfeier haben konnten, wurde von manchen schmerzlich empfunden. Ach wie viel fehlt uns noch, bis wir „alle eins sein!"

Damit auch das Angenehme neben dem Nützlichen nicht fehle, hatte Bischof Whitehead uns mit allen Besuchern, Frauen und Kindern, am Donnerstag Abend zu einer Gartenpartie eingeladen, die auch der Governor mit seiner Gegenwart beehrte. Es war ein frohes, gemütliches Beisammensein und eine angenehme Erfrischung zwischen all den Sitzungen und Versammlungen. (Schluß folgt.)

Geistliche Führer des indischen Volkes.

Eines Tages, erzählt Missionar Westcott in Lucknau, kam unser Gärtner zu mir und bat mich um Urlaub. Es sei, sagte er, ein Guru oder geistlicher Lehrer angekommen, den möchte er gern hören und sich ihm je nach Umständen als Schüler anschließen. Er erhielt den gewünschten Urlaub und begab sich zu dem indischen Religionslehrer. Was er von demselben sah und hörte, bewog ihn auch, in dessen Nachfolge einzutreten und sein Schüler zu werden, und nicht bloß der Gärtner, sondern auch mehrere andere Hindu, die auf der Missionsstation Beschäftigung gefunden hatten. Als der Gärtner wieder an seine Arbeit zurückgekehrt war, fragte ich ihn etwas aus über den Guru und seine Lehren. Was ich darüber hörte, wirft in mancher Hinsicht ein interessantes Licht auf das religiöse Leben des indischen Volkes.

Der Name des Guru ist Hadjari Daß. Schon in seinem zehnten Lebensjahre war er von seinen Eltern nach dem heiligen Benares geschickt worden, um der Diener und Schüler eines Guru zu werden, durch dessen Gebete, wie sie meinten, er ihnen von Gott geschenkt worden war; denn es ist Sitte, daß ein Guru alle die Kinder für seinen persönlichen Dienst beanspruchen darf, die infolge seiner Fürbitte geboren worden sind. Sie werden ihm denn auch ohne weiteres von den Eltern übergeben, sobald sie das Alter erlangt haben, in dem sie von diesen getrennt werden können. In Fällen, wo ihm Kinder Schwierigkeiten bereiten, verzichtet natürlich der Guru gern auf sein Vorrecht.

In Benares verblieb der Knabe zwölf Jahre und besuchte dann eine heilige Stadt in der Bombay-Präsidentschaft, wo er mit dem

sogenannten Panch-Mal ausgezeichnet wurde, einem gewissen Rosenkranz, der allen denen zugesprochen wird, die sich seiner würdig gezeigt haben durch strikte Beobachtung ihrer Gelübde. Vor zehn Jahren nun wurde er nach dem Tode des Guru, seines Meisters, dessen Nachfolger. Er schlug zwar in Benares seinen Hauptsitz auf, verbringt aber den größten Teil des Jahres auf der Wanderung zu, indem er von Ort zu Ort zieht und seine Schüler und Anhänger besucht, von denen sich viele in den größeren Städten und Dörfern finden. Bei einem solchen Besuch ziehen sich alle in das Haus zurück, worin der Guru seinen zeitweiligen Aufenthalt genommen hat, und suchen auch andere Volksgenossen zu veranlassen, die Lehren ihres Meisters anzuhören. Man singt religiöse Lieder mit einander und nimmt solche, die sich erprobt haben, in den Orden auf. Bei dieser Gelegenheit kniet der Aufzunehmende vor dem Guru nieder und macht folgende feierliche Versprechen: daß er nur dem einen Gott (Pramesch) dienen, keinen Wein trinken und kein Fleisch essen wolle; täglich will er baden und morgens und abends Loblieder zur Ehre Gottes singen; dreimal des Tages will er allen denen vergeben, die sich gegen ihn verfehlt haben, und sollte dies nichts helfen, so will er den Beleidiger unter vier Augen ermahnen; ist auch das ohne Erfolg, so will er es in Gegenwart von Zeugen wiederholen. Ferner verspricht er, allen Umgang mit schlechten Frauenzimmern zu meiden, sich jedes ungeziemenden Scherzes zu enthalten und niemals seine Frau aus dem Hause zu verstoßen; er gelobt, nie der Hehler von fremdem Eigentum zu sein und jederzeit Gefundenes wenn möglich dem rechtmäßigen Eigentümer zurückzugeben, niemals falsches Zeugnis gegen seinen Nächsten abzulegen noch Uebles wider einen andern auf bloßes Hörensagen reden. Schließlich verspricht er, so viel in seinen Kräften steht für die materiellen Bedürfnisse des Guru zu sorgen und für ihn zu beten.

Nachdem der Aufzunehmende alles das gelobt hat, wird er in allem Ernst ermahnt, daran zu gedenken, daß das Zuwiderhandeln unbedingt Gottes Zorn und Strafe auf ihn herabziehen werde, wie anderseits die genaue Befolgung seines Gelübdes ihm den Eingang in den Himmel sichere. Dann hängt ihm der Guru zwei Rosenkränze um den Hals, von denen der eine aus kleinen Korallen besteht und allezeit getragen wird, während der andere aus 109 größeren Korallen zusammengesetzt ist und nur bei den Andachtsverrichtungen und an religiösen Festen benützt wird. Am Schluß der Ceremonie nimmt er seinen Platz unter den Jüngern des Guru ein und darf nun auch teilnehmen am Gesang. Damit ist er in das Noviziat eingetreten und kann in einiger Zeit — nur nicht innerhalb von 12 Monaten —

falls er das Vertrauen rechtfertigt, zu einem höheren Grade vorrücken und weitere Gelübde zu den vorigen ablegen. So kann er z. B. sich zur Enthaltung von allen Berauschungsmitteln, wie des Hanfes und Opiums verpflichten u. a. m.

Es ist nicht nötig nachzuweisen, wie weit eine solche Bewegung mit den Lehren des Christentums übereinstimmt und inwiefern sie anderseits doch auch viel zu unvollkommen und unzureichend ist, um an die heilsame Lehre Jesu Christi als der Offenbarung Gottes hinanzureichen. Ich habe im Vorstehenden nur zeigen wollen, wie heutzutage eine teilweise Kenntnis des Willens Gottes auch durch solche Kanäle mitgeteilt und auf das sittliche Verhalten mancher Hindu Einfluß ausgeübt wird. Denn es ist nicht zu leugnen, daß sich eine Aenderung zum Besseren bei jenen Leuten vollzog, die in die Nachfolge jenes Guru getreten waren, während andere den Anschluß an die Gemeinschaft ablehnten, weil sie die sittlichen Forderungen des Guru scheuten und lieber in ihrem alten Wesen verharrten. Mit jenen Gelübden war ihnen zu viel Selbstverleugnung zugemutet und sie wollten lieber auch in Zukunft ihre unbeschränkte Freiheit im Handeln haben. Für die aufrichtigen Jünger des Guru aber, die in gewissem Sinne nach sittlicher Vervollkommnung trachten, gilt wohl auch das Wort des Herrn: Wer da hat, dem wird gegeben werden, daß er die Fülle habe. (Mission Field.)

Missions-Zeitung.

Todesfall. Durch den unerwartet schnellen Heimgang des Missionsinspektors Dr. A. Schreiber, der am 22. März einer rasch verlaufenden Lungenentzündung erlag, hat die Rheinische Mission in Barmen einen schweren Verlust erlitten. Der Schlag traf die Mission um so schwerer, als ihr zweiter Inspektor Spiecker sich eben auf einer Visitationsreise in Südafrika befand und nun diese nicht zu Ende führen konnte. Er ist auch demgemäß von Deutsch-Südwest-Afrika, wo er sich gerade auf den rheinischen Missionsstationen aufhielt, inzwischen in die Heimat zurückgekehrt. Mit Dr. Schreiber hat ein reichgesegnetes und für die Mission fruchtbares Leben seinen Abschluß gefunden. Durch seine natürliche Begabung wie durch seine ganze Lebensführung war er in besonderer Weise für die umfassenden Aufgaben seines Berufs ausgerüstet. Er besaß dabei eine große

Hingabe an seinen Dienst und eine außerordentliche Arbeitskraft. Seine letzte amtliche Handlung, ehe er krank wurde, war ein Telegramm, das er am Nachmittag des 17. März nach Sumatra sandte mit dem einen verabredeten Wort in der Batta-Sprache „tole" d. h. „vorwärts!"

Dr. A. Schreiber wurde am 8. November 1839 in Bielefeld geboren, besuchte das Gymnasium in Gütersloh und studierte in Halle und Erlangen Theologie. 1865 meldete er sich bei der Rheinischen Missionsgesellschaft und wurde zuerst für Südwestafrika bestimmt. Diese Bestimmung wurde jedoch abgeändert und er zog statt dessen im Jahr 1866 mit seiner jungen Frau nach Sumatra aus, wo er auf dem Hochplateau von Sipirok seine Arbeit begann. Durch die Erkrankung seiner Frau 1873 zur Rückkehr nach Europa genötigt, wurde er 1874 theologischer Lehrer am Barmer Missionshaus und nach D. Fabris Abgang (1884) zweiter, nach Insp. Dr. v. Rhodens Heimgang (1889) erster Inspektor der Rheinischen Mission. Während all dieser 30 Jahre, heißt es in den rheinischen Berichten, hat Dr. Schreiber mit unermüdlicher Arbeitsfrische und Arbeitsfreudigkeit seine ganze Kraft für die Mission eingesetzt. Mit Geschick und Gewandtheit wußte er holländischen und deutschen Kolonialbehörden gegenüber die Interessen der Eingeborenen und der Mission zu vertreten. Zweimal unternahm er Visitationsreisen, 1894 nach Südafrika und 1898 nach Niederländisch-Indien. Ueber den Ertrag seiner Lebensarbeit gewährt eine Vergleichung der Statistik von 1888 mit der von 1902 einen kleinen Einblick. In den 14 Jahren seiner Leitung haben sich die Einnahmen und Ausgaben verdoppelt; die Zahl der Stationen ist von 53 auf 100, die der europäischen Arbeiter von 73 auf 168 (inkl. 17 Schwestern und 4 Aerzte) gewachsen; damals zählten die Gemeinden 32 870 Heidenchristen, heute 91 124. Unter seinem Inspektorat wurde neu begonnen die Arbeit im Ovambolande (1891) und auf den Mentawei-Inseln (1901); vor allem ist sie gewachsen auf Sumatra und Nias, und die Aussicht, daß in diesem Jahre nördlich vom Tobasee in den noch unabhängigen Batalanden drei neue Stationen angelegt werden dürfen, gehörte zu seinen letzten Missionsfreuden. Eine besondere Freude war es ihm auch, daß drei seiner Kinder in den Missionsdienst eintraten: sein ältester Sohn als Inspektor der Norddeutschen Mission in Bremen, sein zweiter Sohn als Missionsarzt in Sumatra, und seine älteste Tochter als dessen Gehilfin am dortigen Krankenhaus. In welchem Sinn er in seinem Amte stand, dem gab der Kranke noch im Fieber Ausdruck in den Worten: „Es ist doch köstlich, dem Herrn ein ganzes Leben zu dienen." Sein Andenken wird im Segen bleiben.

Heimat. Nach den Berichten der Missionsgesellschaft Berlin I wird Inspektor Sauberzweig Schmidt im Sommer d. J. nach Südafrika gehen, um an der 50jährigen Jubelfeier der Station Amalienstein teilzunehmen. Darnach soll er eine Informationsreise über mehrere Stationen Südafrikas machen und sich dann nach Deutsch-Ostafrika begeben, um dort die von Berlin III übernommenen Stationen in Usaramo zu inspizieren. Für später ist auch eine Inspektionsreise nach China in Aussicht genommen.

Die **Quäker** sind ein überaus eifriges Missionsvolk. Von ihren Mitgliedern sind nicht weniger als 165 als Missionare tätig; mit andern Worten: auf je 65 Quäker kommt ein Missionar. Ihre Arbeitsfelder liegen in Indien, Madagaskar, China und Syrien.

Für **China** und **Korea** werden jetzt in den Vereinigten Staaten Götzenbilder hergestellt. Ein Koreaner ist kürzlich mit Modellen von Götzen in Amerika eingetroffen und hat Vollmacht, Kontrakte abzuschließen. Daß amerikanische Firmen sich auf ein solches Geschäft einlassen, ist eine neue Art amerikanischen Mammondienstes.

Madagaskar. Daß die evangelische Mission auf dieser Insel aus dem Feuer der jesuitischen Vergewaltigung geläutert und neu gekräftigt hervorgegangen ist, kann man schon aus folgenden Zahlen ersehen: Die am meisten geschädigte Londoner Mission zählte im Jahr 1902 69000 eingeborene Christen, die Quäker 8000, die Pariser Mission, die der Londoner zu Hilfe kam, 99000, die englische Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) 12000, und die Norwegische lutherische Mission hat infolge der Erweckung, die sie unter den eingeborenen Christen erleben durfte, im letzten Jahr einen reichen Segen einernten können; sie zählte allein in ihrer Inland- und Bara-Mission 7476 Heidentaufen. (Nach dem Leipz. Miss.Bl.)

Uganda. In der neuerbauten großen Kirche der Hauptstadt Mengo fand am Christtag ein besonders feierlicher Gottesdienst statt. Bischof Tucker schreibt darüber: Alle Gerüste waren aus dem Innern des Gebäudes entfernt und die Kirche bis aufs kleinste für die Feier des wichtigen Tages hergerichtet. Etwa um 7 Uhr war das geräumige Kirchengebäude schon halbvoll und um halb 8 war jeder Platz besetzt. Etwas vor 8 Uhr kündete der Schall von Trompeten und Trommeln das Kommen des Königs. Er war von seinem Kanzler und einem zahlreichen Gefolge begleitet. Die Geistlichkeit empfing ihn am westlichen Eingang der Kathedrale und geleitete ihn

zu seinem Sitz. Die Zahl der anwesenden Kirchenbesucher, die sich innen und außen zur Feier versammelt hatten, wurde auf mehr als 6000 geschätzt, und der Bau, der eine solche Menschenmenge zu fassen vermochte, macht seinem Erbauer und dem Eifer der Baganda alle Ehre. Der Gottesdienst, der nun folgte, war erhebend, wozu besonders auch die Abendmahlfeier von 1049 Kommunikanten viel dazu beitrug. Die Schönheit des neuen Gotteshauses, die ungeheure Menschenmenge, die Responsorien und der dahinbrausende Gesang — das alles hat gewiß einen unvergeßlichen Eindruck bei allen hinterlassen, die diesem Festgottesdienst anwohnten.

Bücheranzeigen.

Casalis, E. **Meine Erinnerungen.** Aus dem Französischen von Gräfin E. Groeben. Mit Geleitswort von Pfr. Correvon. 221 S. Verlag der deutschen Orient-Mission. Berlin 10. broch. Mk. 2. | geb. Mk. 2.50.

Die Erinnerungen des ehemaligen Pariser Missionars Casalis, die uns hier in deutscher Uebersetzung vorliegen, umfassen die Jugendjahre des Verfassers und die Anfänge der Pariser Mission in Südafrika. Sie sind anziehend und mit französischem Feuer erzählt und gewähren zugleich ein Bild von den damaligen Zuständen Südafrikas. Der deutschen Uebersetzung haftet der französische Ton etwas zu stark an.

Rhiem, H. **Jeschoda.** Eine indische Geschichte aus der Pestzeit. Braunschweig. R. Sattler. Mk. 1.80. | geb. Mk. 2.50.

Die spannende Erzählung stellt ein Stück indisches Leben und heidnisches Elend dar, das auf den Leser tiefen Eindruck machen muß. Nur schade, daß die Geschichte ihre Lösung in der indischen Mystik, statt im Christentum findet.

Lepsius, Dr. **Ex Oriente Lux.** Jahrbuch der deutschen Orientmission. Berlin. 1903. 251 S. geb. Mk. 2.80.

Ein sehr vornehm ausgestattetes Jahrbuch mit reichhaltigem Inhalt und prächtigen Illustrationen. Der Islam, Armenien und Bilder aus dem Lande der Bibel stehen im Vordergrund.

Strümpfel, P. **Was jedermann heute von der Mission wissen muß.** Mit 29 Illustrationen und einer Religionskarte von D. R. Grundemann. 16.—20. Tausend. Berlin. M. Warneck. geb. Mk. 1.50.

Wir haben schon früher auf diesen trefflichen Führer aufmerksam gemacht und wir möchten ihn auch hier aufs neue jedem empfehlen, der in zuverlässiger Weise über das Werk der Mission und ihre verschiedenen Arbeitsfelder orientiert sein möchte.

Meyers großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen auf über 18 240 Seiten Text mit mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen), sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Von diesem Werk ersten Ranges, das allen Wissenschaften bis ins Einzelne den ihnen gebührenden Raum zuweist, sind bis jetzt zwei Bände erschienen (bis zum Worte Bismarck). Mit staunenswertem Fleiß und größter Sorgfalt ist darin alles Wissenswerte aufgespeichert und man wird kaum in irgendeiner Frage im Stich gelassen. Auch die Mission findet darin ihren Platz und zwar, soweit es sich bis jetzt beurteilen läßt, in sachlicher, objektiver Weise. Nur die Namen einiger Missionsmänner haben wir darin vermißt, wie Barth und Anderson. Dagegen ist der Völkerkunde, den Naturwissenschaften und der Technik große Sorgfalt gewidmet. Von schönster, künstlerischer Ausführung sind die zahlreichen Karten, Pläne und sonstigen Abbildungen, zum Teil in Buntdruck. Es ist eine Freude, dieses wertvolle Nachschlagewerk zur Hand zu nehmen und es verdient die unbedingteste Empfehlung.

Boehmer, Lic. Dr. J. **Gottesgedanken in Israels Königtum** und:

Wiegand, Lic. Dr. Fr. **Mathurin Veyssiere La Croze.** Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Von D. A. Schlatter und D. H. Cremer. 3. Heft. Gütersloh. C. Bertelsmann. Mk. 1.60.

Haffert, Dr. K. **Die neuen deutschen Erwerbungen in der Südsee:** Die Karolinen, Marianen und Samoa-Inseln. Leipzig, Dr. Seele & Cie. Mk. 2.25.

Kleine Hermannsburger Missionsschriften: Nr. 30. Ein Frauenleben im Sululand, von Miss. Dedekind. 20 Pf. Nr. 31. Ist in Indien eine besondere Frauenmission nötig? Von J. Wörrlein. 10 Pf. Missionshandlung in Hermannsburg.

Haccius, G. **Gott breite Japhet aus.** Eine Missions- und Kolonialpredigt über 1. Mose 9, 27. Ebenda. 20 Pf.

Die Seelsorge in Theorie und Praxis. Monatsschrift zur Erforschung und Ausübung der Seelsorge. Herausgeg. v. Pfr. Dr. J. Jäger. VIII. Jahrgang. 1903. Leipzig. Arwed Strauch. Jährlich Mk. 6.

Eine sehr gut redigierte fachmännische Zeitschrift, deren Artikel ein schwieriges, aber höchst wichtiges Gebiet vom positiv christlichen Standpunkt aus behandeln. Auch Missionaren zu empfehlen. Die einschlägige theologische Literatur wird darin ausführlich besprochen.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Basler Missionskapelle in Nyuk (China).

Unabhängigkeitsbewegungen der Farbigen in Südafrika.

Von Pred. Bechler in Herrnhut.

I. Die Stellung der Farbigen und ihr Freiheitsdrang.

Es war in den ersten Junitagen des vergangenen Jahres. Da läuteten die Friedensglocken über Südafrika. Da legten nach $2^1/_2$ jährigem Ringen die beiden erbitterten Gegner, die Vertreter der englischen und der niedersächsischen Rasse, die Waffen nieder. Da war wieder einmal in der Geschichte der Völker ein Kampf um die Freiheit beendet. Der Zuschauer konnte es kaum fassen; hüben und drüben aber legte man die Hände zusammen und dankte Gott für den Frieden.

Ist nun damit im südafrikanischen Dreieck dauernd völlige Ruhe eingetreten? Die Cape Times ist der Meinung nicht. Sie hat erst kürzlich erklärt: „Es steht ein Kampf bevor, gegen den der große Krieg nichts sein wird: der Kampf zwischen Schwarz und Weiß."

Das Burenvolk hat sich verblutet, und was von ihm übrig geblieben ist, scheint sich in frommer Ergebung in die neuen Verhältnisse zu fügen. Ein andrer Feind aber lauert im Hintergrund. Es ist der Farbige, und der hat sich nicht nur den Briten als Gegner ersehen, er stellt sich allem entgegen, was die weiße Hautfarbe trägt. Er ist nicht illoyal, aber er hat gekostet, was Freiheit heißt, und nun strebt er mit allen Mitteln und auf den verschiedensten Gebieten des Lebens nach dem, was er sich unter Unabhängigkeit vorstellt.

Es ist nicht so verwunderlich, daß der Eingeborene Südafrikas sein Haupt erhebt und daß er es gerade gegenwärtig tut. Ein Freiheitsgefühl wohnt jedem Menschen in der Brust. Die Völker Europas haben ihre Unabhängigkeitskämpfe fast alle hinter sich. Es hat sich abgeklärt, was sie unter Freiheit verstehen. Und doch leben wir auch in den Kulturstaaten der alten Welt in Zeiten, da das Nationalitätsgefühl neu erwacht ist. Der Deutsche weiß seit 1870, was er an seinem Vaterlande hat; der Vetter jenseits des Kanals tat erst kürzlich vor aller Welt dar, wie er mit Blut und Gut für sein country eintritt, der Nachbar im Westen wacht nicht minder stolz über der gloire der grande nation, und im Osten sehen wir panslavistische Bestrebungen auffallende Fortschritte machen. Das bleibt auch den farbigen Rassen nicht verborgen.

Dem, was wir in Südafrika vor sich gehen sehen, sind am analogsten die Zustände in Nordamerika. Die Vereinigten Staaten durchzittert zur Zeit eine große innerpolitische Bewegung. Abraham Lincoln hatte im Krieg mit den ehemaligen Konföderierten der Südstaaten in genialer Weise als letzten und härtesten Schlag, den er gegen seine Gegner führte, durch die Botschaft vom 22. September 1862 die Negersklaven für frei erklärt. Damit hatte er nicht nur einen Akt der Humanität ausgeübt, sondern mit einem Male alle Schwarzen zu Bundesgenossen gegen die Sklavenbarone gemacht. Vierzig Jahre hat dieses Gesetz nur auf dem Papier gestanden; keinem Menschen fiel es ein, es im sozialen, politischen und wirtschaftlichen Leben in die Praxis umzusetzen. Die Neger und Mischlinge blieben Bürger zweiter Ordnung, ausgeschlossen von allen höheren politischen Rechten und von jedem sozialen Verkehr. Man kann sich von dieser Abschließung kaum eine Vorstellung machen. In Europa wird der Farbige, wenn er sich anständig benimmt, als anständiger Mensch behandelt. In Nordamerika gibt es besonders in den Südstaaten eigene Pferde- und Eisenbahnwagen für die Neger. Der Schwarze, der eine Weiße heiratet, und der sie zusammengebende Geistliche sollen Gefahr laufen, am nächsten Baume aufgeknüpft zu werden. In New York weigerte sich kürzlich ein Wirt, einem gebildeten Neger Erfrischungen zu verkaufen, weil er eben ein Schwarzer war; der Fall kam vor den Richter, und dieser entschied zu Gunsten des Wirtes. Die rassenechten Neger können sich wenigstens unter einander verbinden, die

„weißen Neger“ aber, die Mischlinge, stehen völlig vereinsamt da. Und das alles ist im Norden nur wenig besser als im Süden. In den Südstaaten freilich finden wir Neger in höheren Stellungen. Dort indes besteht auch fast die Hälfte der Bevölkerung aus Negern und Mischlingen. Nun aber Präsident Roosevelt das Gesetz vom 1. Januar 1863 in die Praxis umsetzen will und auch in den nördlichen Staaten hohe Staatsämter an Farbige überträgt, kürzlich z. B. einen solchen zum Staatsanwalt des Distrikts Boston berufen hat, da wetterleuchtet es am politischen und sozialen Himmel der Vereinigten Staaten unheimlich auf, und es soll sogar Zeitungen geben, die man mit violetter Farbe druckt, damit man das Auge des weißen Lesers nicht durch das verhaßte Schwarz verletzt.

Aehnliche Zustände finden wir in Südafrika. Dort zählen wir nicht nur 40, sondern 70 Jahre seit der Sklavenbefreiung, und doch ist dort noch viel weniger als in Amerika an eine tatsächliche Gleichstellung des braunen mit dem weißen Manne zu denken. Die Zeiten sind ja wohl vorbei, wo man an die Kirchtüren schrieb: „Hunden und Hottentotten ist der Eintritt untersagt“, und doch in gewissem Sinn werden die Farbigen auch jetzt noch von vielen Weißen nur als schepsels oder allenfalls als Knechte eingeschätzt. Der Weiße wird sich kaum mit dem Farbigen auf eine Kirchbank niederlassen; der Weiße gibt noch heut dem Farbigen keine Hand (der Missionar macht natürlich eine Ausnahme); der Farbige muß auf der Eisenbahn dritter Klasse fahren, selten nur darf er sich in die zweite Wagenklasse wagen, kein Weißer aber, der auf sich hält, benützt die dritte Klasse. Den Farbigen öffnet sich kein besseres Wirtshaus; es stehen ihm nur die Branntweinschenken offen. Es war kein vereinzelter Fall und ist nicht nur in Johannesburg geschehen, daß ein Weißer einen Farbigen in den Straßen der Stadt vom Bürgersteig hinunter stieß, weil der braune Mann diesen nicht zu benützen habe; und in Port Elisabeth begegnete es einem Brüdermissionar, daß ein Farbiger, neben dem er Platz genommen hatte, obschon der Missionar mit ihm ein Gespräch anknüpfte, aus dem Pferdebahnwagen hinausgewiesen wurde. Selbst dem ordinierten Farbigen gegenüber ist das Benehmen der Weißen kaum viel besser. Bis zum Elementarschullehrer können es die Farbigen bringen, auch in kaufmännischen Geschäften nehmen sie öfters Vertrauensstellungen ein,

die höhern Beamtenstellen aber sind ihnen verschlossen. Der braune Mann steht also ganz außerhalb der weißen Gesellschaft.*)

Dafür sorgt man auch auf dem Schulgebiet. Die englischen Herren der Kolonie sind gerechte Herren. „Sie haben auch für die intellektuelle und praktische Erziehung der Eingeborenen viel getan. Ist auch ihre Schulmethode für deutsche Begriffe äußerlich und mechanisch, so scheuen sie doch keine Opfer für das Schulwesen und unterstützen die Arbeit der Mission aufs kräftigste. Aber sie sind auch Leute, die genau wissen, wo ihnen ihre persönlichen Interessen ein Halt zurufen. Sie wissen geschickt die Macht, die in der Nationalität liegt, zu brechen und dadurch ihre Herrschaft um so fester zu gründen" (s. Buchner: Acht Monate in Südafrika). Die Unterstützung der Schule dient auch diesem

---

*) Zum Beweis für die tief ins Leben einschneidenden, noch immer unüberwindlich scheinenden Rassengegensätze stehe hier eine an sich geringfügige, aber doch sehr beachtenswerte Begebenheit, die sich in den letzten Jahren ereignete. Bekanntlich ist ein reger Verkehr zwischen den Herrnhuter Missionsstationen und der Kapstadt dadurch entstanden, daß ein großer Teil der farbigen Pfleglinge „in der Stadt" irgendeine Stellung einnimmt, aber doch von Zeit zu Zeit, namentlich zur Feier der Kirchenfeste auf dem Missionsplatz erscheint. Verschiedene dieser Leute sind gut vorwärts gekommen, haben sich auch Pferd und Wagen angeschafft und machen damit Lohnfuhren. Ein solches kleines Gefährt mit einem farbigen Kutscher und vier farbigen Passagieren befand sich auf dem Wege von der Bahnstation nach Gnadental. Vor ihnen her fuhren einige mit Maultieren bespannte, schwer beladene Frachtwagen langsam ihres Weges und zwar mit böser Absichtlichkeit gerade so in der Mitte derselben, daß unsere Farbigen weder rechts noch links vorbeifahren konnten. Das Gesetz verlangt, daß schwere Wagen leichtes Fuhrwerk vorbeipassieren lassen. Doch warum das hier befolgen? Im kleinen Wagen saßen ja nur Farbige, die Frachtwagen wurden von stolzen Bauern gelenkt, die sich dem braunen Manne gegenüber an kein Gesetz gebunden glauben. Endlich an einer breiteren Stelle des Weges versuchen unsere Leute vorbei zu gelangen. Da liegt aber ein Haufen Steine, zur Wegausbesserung bestimmt. Die Insassen des Gefährts nehmen ihn erst wahr, als die Räder ihres Wagens hinaufrollen. Dieser schlägt um, und Kutscher wie Passagiere fallen gerade vor und unter die Räder des einen Frachtwagens. Der Lenker desselben hält nun aber nicht etwa an, sondern fährt um so eifriger darauf los! Bewußtlos liegen mehrere der Umgestürzten da. Der Bauer sieht's, ruft noch: „Recht so!" und fährt mit schadenfrohem Lachen seines Wegs. Indes nur der Kutscher ist wirklich, ja sogar schwer verletzt, ein Rad ging über seine Hand und hat sie entsetzlich zerquetscht. Ueber die anderen hat sich schirmend eine höhere Hand gebreitet.

Zweck, denn sie verlangen als Gegenleistung die Erlernung der englischen Sprache. Und im Kafferland muß die Untergrabung der dem Kaffern tief eingewurzelten Autorität vor seinem Häuptling denselben Dienst tun. Die Erziehung der Farbigen hat nur den Zweck, sie zu einigermaßen befähigten Arbeitern der Weißen zu machen, nicht etwa ihnen zu Ämtern und Würden zu verhelfen, sie zu Rang und Stand und Stellung der „Blanken“ emporzuheben.

Nur auf einem Gebiet hat man dem braunen Manne volle Gleichstellung mit den Weißen zuerkannt. Das ist das politische. Vor dem Gesetz stehen die Mischlinge (der Hauptbestandteil der kolonialen Bevölkerung sind Mischlinge, die reine Rasse findet sich fast nicht mehr) dem Weißen ganz gleich. Werden „Gesetze gegen die Eingeborenen“ gegeben, so beziehen sich diese nur auf Kaffern und andere Urstämme. Mit der Gleichstellung vor dem Gesetz hängt eine Freiheitsäußerung zusammen, die den Farbigen zusteht: die Parlamentswahl. Zu dieser ist jeder berechtigt, der lesen und schreiben kann, eine Jahreseinnahme von 1000 Mark nachweisen kann oder ein Haus, auch wenn es ihm nicht eigens gehört, bewohnt, das einen Wert von 1500 Mark repräsentiert. Begreiflicherweise sind nun die Eingeborenen als Stimmmasse von den Parteiführern sehr gesucht, und obschon die Gesetze Wahlbeeinflussungen aufs strengste untersagen, gab es doch bei den letzten Wahlen im Jahre 1898 eine Wahlschlacht von einem Ernst und einer Schärfe wie nie zuvor. Eine unserer Missionsstationen zählt bei 600 Haushaltungen 100 Wähler. Kein Wunder, daß man auch um sie warb. Bald sprach ein Vertreter der Rhodes- oder Jingo-Partei, bald einer von gegnerischer, holländischer Seite, ein Agent der Afrikander, vor. Mit feinen und unfeinen Mitteln arbeitete man an den Schwarzen und buhlte um ihre Gunst. Rhodes soll enorme Summen für die Agitation locker gemacht, ja einmal 100 Wahlberechtigte per Extrazug ins Betschuanenland geschafft haben, damit sie dort gegen die Afrikander stimmten. Man lehrte die Analphabeten wenigstens ihren Namen schreiben, damit sie als des Schreibens fähig gelten konnten. Und am Tag der Wahl wurde reichlich Whisky gespendet, um unsichere Wähler zur Ausübung ihres Wahlakts unfähig zu machen, während die Afrikander ihrerseits Momentaufnahmen von verdächtigen Wählern

machten. Am schändlichsten war die Ausstreuung lügenhafter Behauptungen der Rhodespartei, als wollten die Afrikander das Land von England lösen und die Farbigen wieder zu Sklaven herabdrücken, um sie ähnlich schlecht behandeln zu können, wie dies vor Zeiten in Transvaal geschehen sei und nach gefälschten Mitteilungen, die in Form von Flugblättern im Lande kreisten, bis zur Stunde geschehe. Geschickt waren diese Lügen erfunden, denn jedermann wußte, daß dem Farbigen nichts höher stand, als die Königin von England, denn er ist ein loyaler englischer Bürger, und daß ihm nichts über seine Freiheit geht. Und doch rechnete man mit der Leichtgläubigkeit der Masse.

Nichts geht ihm über seine Freiheit. Der Freiheitsgeist hat alle Schichten der farbigen Bevölkerung durchdrungen, und sie wachen mit der größten Eifersucht über dieser ihrer Freiheit. — Ist es da ein Wunder, daß sie unter dem Schatten der gesetzlichen Gleichstellung mit den Weißen diesen gegenüber oft recht dreist und unverschämt sich benehmen? Es kommt vor, daß Farbige, die vorher an der Bahn oder in Kapstadt gearbeitet hatten und um 6 Uhr abends Feierabend zu machen gewohnt waren, dem Bauern, der sie in der Erntezeit über 6 Uhr hinaus arbeiten lassen wollte, mit der Uhr in der Hand erklären: Baas, het is zes uur, over den tijd werk ik niet (Herr, es ist 6 Uhr, über die Zeit hinaus arbeite ich nicht). Und vor allem: ist es ein Wunder, daß das Freiheitsgefühl aufs äußerste gesteigert worden ist durch das Bewußtsein, von der Parteien Gunst umworben zu sein?

Nun kam der Krieg. Da lag es wieder im Interesse der Weißen in der Kolonie, sich des braunen Mannes zu versichern, ja ihn mit allerlei Versprechungen an sich zu fesseln. Tatsächlich sollen den Eingeborenen Aussichten auf weitergehende, ja völlige Gleichstellung mit den Weißen gemacht worden sein. Und war es nun die Kriegszeit als solche, oder waren es die vorgespiegelten equal rights, die den Leuten die Köpfe verdrehten, genug, die Farbigen fühlten sich in weiten Schichten des Volks als große Leute, als ein nicht unbedeutender Teil der Menschheit. Sie gebärdeten sich immer anmaßender, und die Zuchtlosigkeit wuchs. Es kam auch auf einigen unserer, sonst so friedlichen, ruhigen Brüder-Missionsstationen zu gröberen Ausschreitungen. Gnadental, Elim, Mamre und Enon haben schwere Zeiten durchlebt.

Alte Schäden brachen auf, unbedachtsam, ja böswillig sprengten die unordentlichen, schlechten Elemente Verleumdungen gegen die Missionare aus, ja veranstalteten demonstrative Umzüge — an einem Orte unter Führung einer exzentrischen Frau, die sich für eine Bevollmächtigte der Königin ausgab, selbstgedichtete Lieder singen ließ u. s. w. Die Missionare mußten sich vor Gericht verantworten, ja in zwei Fällen eine kurze Untersuchungshaft durchmachen, wurden aber bald als völlig schuldlos auf freien Fuß gesetzt. Und alles dies infolge von Aeußerungen des Freiheitsgefühls!

Und nur aufgeregter wurde die Masse, als sie merkte, die Versprechungen der Gleichstellung mit den Weißen waren nicht so ernst gemeint, wie es anfangs den Anschein hatte. Als die Pest ausbrach, wurden die Farbigen, wenn sie erkrankten, in Baracken untergebracht, die Weißen ließ man meist in Ruhe. Auch der Paßzwang, der während des Krieges verhängt war, wurde den Eingeborenen gegenüber schärfer ausgeübt, als den Weißen gegenüber. In der Karwoche des Jahres 1901 erschien z. B. die Verordnung, kein Farbiger in der Kapstadt dürfe einen Paß nach Gnadental oder Mamre erhalten. Man wollte dort die Ansammlung Einheimischer verhindern, wie sie zu Festzeiten, wenn die Hausväter oder die ältern Söhne von ihrer Arbeit auf dem Bauernplatz oder in der Kapstadt an den heimatlichen Herd zurückkehren, von selbst eintritt.

Jetzt ist der Krieg vorüber. Die Ruhe ist äußerlich zurückgekehrt. Im Innern aber gärt es fort, ja es ist nicht abzusehen, was die Zukunft bringen wird. Auf einer unserer Missionsstationen kam es erst kürzlich wieder zu unliebsamen Auftritten, die das Gesicht einer ernsten Krisis trugen. Die politischen Wühlereien, infolge deren die Farbigen schwerer denn je lenkbar sind, trugen die anfängliche Schuld auch hier. Die Verquickung von kirchlichem Leitungsamt und kommunaler Behörde, wie sie seit alten Zeiten (indirekt wenigstens: auf Wunsch der Regierung) in den Missionsgemeinen besteht, erschwert noch die Sachlage, weshalb man schon seit Jahren an einer Trennung dieser Aemter arbeitet, damit der Missionar eben nur als solcher seinen Pflegebefohlenen gegenüberstehe und nicht mehr zugleich als Beamter der Regierung Bütteldienste zu tun genötigt sei und in Zukunft nicht mehr den ganzen Zorn der jeder politischen Ueberwachung ungewohnten Farbigen zu tragen habe. Die wirren Zu-

stände auf jenem Missionsplatz suchten eine Kraftäußerung. Zufällig fand sich ein Anlaß auf kirchlichem Gebiet. Und da griff man zu, um seiner allgemeinen Unzufriedenheit, auch hier wieder seinem bisher nicht befriedigten Freiheits- und Unabhängigkeitsgelüste Luft zu machen. Seit Jahren war das Bestellen der (freiwilligen) Grabmacher und Leichenträger Sache der Kirchendiener; ein schwerer Liebesdienst, denn es galt Stunden, oft Tage lang herumzulaufen, ehe man Bereitwillige gefunden. Aeltere Diener aber waren es nicht anders gewohnt; jüngere Kollegen dagegen ertrugen diesen Verlust an Zeit und damit Geld nicht mehr ohne Murren. Sie stellten den Antrag auf Abänderung. Man beriet darüber. Ehe noch das letzte Wort gesprochen war, hatte ein Hauptwühler eine Protestversammlung einberufen, und es wäre zum Sturm gekommen, wenn sich nicht ein älterer Kirchendiener erboten hätte, für die Zukunft diese Pflicht allein auf sich zu nehmen. Es folgten zwei Begräbnisse, bei denen die Besorgung des Grabes und die Beschaffung der Träger von jenem Treuen ausgeführt wurde, aber als die Leiche den Missionsplatz und damit die Kirche erreichte, vor der der Missionar zum Begräbnis bereit stand, schritten die Träger weiter, und die Beerdigung erfolgte ohne Missionar! Erst da gingen dem treuen Teil der Gemeine die Augen auf, und 35 Hausväter erklärten sich in einer Protestversammlung gegen solche grobe Unordnung. Damit ist hoffentlich die Krisis überschritten, und die offenkundige Scheidung der guten von den irregeführten schlechten Elementen kann als ein erfreuliches Zeichen von noch vorhandenem Leben angesehen werden.

Zum Beweis dafür, daß solche Zustände nicht vereinzelt dastehen, ein ähnlicher Fall aus dem Bereich der Hermannsburger Mission! Er versetzt uns allerdings in nördlichere Gegenden, nach Transvaal, aber wir werden im später folgenden sehen, wie die Eingeborenen in den verschiedensten Landschaften Südafrikas gemeinsame Sache machen. Auch dort im Betschuanenlande gebärden sich die Schwarzen, die ja früher von den Briten straff niedergehalten wurden, neuerdings recht übermütig, ja es ist unerhört, was sich einzelne Häuptlinge herausnehmen. Einer z. B., der Häuptling von Phalane, hat den Missionar Bodenstab auf alle mögliche Weise gequält, seine Sachen aus dem Hause tragen lassen, die Abhaltung der Gottesdienste verboten und, als der Geistliche dennoch amtieren wollte, ihn im Amtskleid gewaltsam aus der Kirche treiben lassen. Auch dies ein Vorkommnis, das für die gegenwärtige Lage bezeichnend ist.

Und während wir schreiben, geht uns aus dem Kafferland die Nachricht zu, daß sich auch dort zu Lande, beispielsweise unter den Hlubis, ein Geist des Widerspruchs und der Widersetzlichkeit regt,

wie er bisher in dem Grade durchaus nicht beobachtet wurde. Ohne Frage steckt dahinter die sogen. äthiopische Kirche. (Davon später). Großenteils aber — und das läßt sich hier im Osten der Kolonie mit größerer Bestimmtheit nachweisen — sind diese Aeußerungen des Freiheitsdrangs, der ja im Kaffern noch längst nicht erstickt ist, zurückzuführen auf den Krieg. Die Vereinigungen der Kaffern in Kamps hat dreierlei Folgen für die Schwarzen gehabt: es hat sie träge, es hat sie roh gemacht und es hat ihr Nationalbewußtsein gestärkt. Auch die Mission spürt das. Es haben die heidnischen Sitten überhand genommen, es gilt mehr wie seit Jahren den Kampf gegen die Beschneidung zu führen, der sich auch Gemeindeglieder unterwerfen, es gilt vor allem auf zwei Stationen, auf denen seit langer Zeit aufsässige Elemente nach der Herrschaft streben, den Geist der Unabhängigkeitsbestrebungen weise zu bändigen. An letzteren beiden Orten handelt es sich um den Besitz der Ländereien, welche die Mission im Interesse (on behalf) der Eingeborenen zu verwalten hat. Die Schwarzen wollen sie in ihre Hand bekommen. Der Schaden sitzt aber auch hier tiefer. Zumal seit Entstehung der äthiopischen Kirche streben sie nach Freiheit auf allen Gebieten des Lebens, im letzten Grunde wollen sie frei sein vom Gesetz des Wortes Gottes. Darum schauen auch die schlechten Elemente jener beiden Gemeinen nach den Aethiopiern aus, denn diese legen ihrem Halse kein unerträgliches Joch auf, sondern gestatten ihnen, frei und ungezügelt ihren Begierden zu leben.

Auch der vermehrte Besitz und die wachsende Bildung hat ganz naturgemäß das Selbstbewußtsein geweckt und gestärkt. Die Presse hat man sich dienstbar gemacht. In kaffrischer Sprache gab es schon seit Jahren Tagesblätter, die von Eingeborenen redigiert wurden. Daß solche sich auch im Hottentottendialekt aufzutun wagen, ist gleichfalls ein Zeichen der Zeit.

Nur verständlich erscheint es uns nun, daß nach den erwähnten Versprechungen völliger Gleichstellung mit den Weißen, sowie infolge des Kriegs wie der mannigfachen Beeinflußungen und Agitationen dem braunen Mann die Brust schwellen gemacht wurde und das Haupt sich noch mächtiger hob, als dies schon vor dem Ringkampf der angelsächsischen und niedersächsischen Rasse der Fall war.

Und vor dieser Tatsache stehen wir in Südafrika allem Anschein nach in der Tat. Vor allem die equal rights (gleiche Rechte) haben den Farbigen die Köpfe verdreht. Darüber ist jetzt

vielen Kreisen wieder klar geworden, daß die Eingeborenen für die Gewährung voller Freiheit noch nicht reif sind. Ob man aber die Geister, die man gerufen, wieder los werden wird? — Ob die Freiheitsbewegung sich legen und die alte Ruhe wieder einkehren wird? Die Cape Times ist nicht die einzige Stimme im Lande, die das verneint, es reden auch andere von einem Kampfe zwischen Weiß und Schwarz, der im vollen Umfange erst bevorstehe.

Zu dieser Annahme berechtigt die genauere Beobachtung jener Bewegung unter den Eingeborenen Südafrikas, die wir schon nannten, die uns auf ein neues Gebiet des öffentlichen Lebens führt, nämlich auf das kirchliche, innerhalb dessen sie bereits ihre Geschichte hat, die zunächst ein friedlicheres Gesicht zeigte, sich aber mehr und mehr als eine soziale, ja politisch gefärbte entpuppt. Wir meinen die sogenannte äthiopische Kirche.

II. Die sogenannte äthiopische Kirche.

In einem beachtenswerten Vortrag, gehalten vor der Geographischen Gesellschaft in Edinburg, stellte Sir J. Johnston den Satz auf, der Afrikaner allein sei imstande, das englische Afrika zu einem nutzbringenden Lande zu machen; man müsse daher energisch auf Entwicklung der Eingeborenen hinarbeiten, womit die Mission ja schon einen Anfang gemacht habe. Diese, die Mission ist es auch tatsächlich gewesen, welche der zertretenen braunen Rasse ihre Menschenwürde wiedergab, sie emporhob und frei machte. Ihr dankt der von Natur Arbeitsscheue seine Erziehung zur Arbeitswilligkeit, ihr der Schlaffe seine Energie. Und wenn auch die Mehrzahl noch am Alten hängt und an die Zukunft ihres Volks nicht denkt, sondern nur eben die frühere Leidenschaft zu Krieg und Beutezug mit dem Begehren nach Weib und Branntwein vertauscht hat, so nimmt daneben eine gute Anzahl als Kaufleute, Telegraphisten, Zeitungsredakteure verantwortungsvolle Stellungen ein, in denen sie ja wohl manche Fehler begehen, für Leute aber, die im Kraal geboren sind, ungewöhnliches Geschick und Scharfsinn an den Tag legen. Diese aufstrebenden Eingeborenen nun, diese Emporkömmlinge sehen sich vielfach von den Weißen nicht anerkannt, nicht als voll gerechnet, ja unterdrückt, und das ist der

Grund, der sie zum Zusammenschluß treibt, ja der ihnen schließlich das Streben nach einem neuen, großen Ziele eingab, die Sehnsucht nach einem von Afrikanern geleiteten Afrika. Auf dem Wege zur Erreichung dieses Zieles wollen wir sie begleiten, wenn wir den Pfaden nachgehen, auf denen sie zunächst auf kirchlichem Gebiet die Unabhängigkeit von den Weißen zu erlangen suchen.

---

1. Die Anfänge der äthiopischen Bewegung.

In den meisten Missionen Südafrikas hat es Spaltungen gegeben. Die älteste vollzog sich im Jahr 1882, andere ereigneten sich im Arbeitsgebiet verschiedener Gesellschaften in Pretoria in den Jahren 1889 bis 1893. Die meisten dieser kleinen abgetrennten Gruppen einigten sich 1898 und gründeten einen afrikanischen Zweig der bischöflichen methodistischen Kirche der amerikanischen Neger (A. M. E. C.) Einige Gruppen, welche sich gleichzeitig oder später von den bestehenden missionarischen Kirchenkörpern im Kapland, in Natal, in Transvaal, Oranjestaat und im Gazaland löſten, schlossen sich der großen methodistisch bischöflichen Kirche an. Diese Kirche überragt an Bedeutung die vorgenannte. Ihr würde es ein leichtes sein, alle Separierten in sich aufzunehmen, sobald sie ihren Einfluß auf ganz Südafrika ausbreiten und das allgemeine Vertrauen der farbigen Rasse gewinnen könnte. Von ihrer Geschichte und zwar bis zu der infolge ihres Hauptführers eingetretenen Spaltung handeln wir im folgenden. Es soll uns dabei zunächst ein französischer Theologe leiten, dessen Studie uns in die Hände kam, als wir mit Untersuchungen über den gleichen Gegenstand beschäftigt waren.*)

Nach Vorausschickung dieser orientierenden Bemerkung sehen wir uns nun die ersten Kirchen-Separationen näher an.

---

*) M. Leenhardt: Le mouvement éthiopien au sud de l'Afrique de 1896 à 1899. Cahors 1902. Die Aethiopier selbst haben nie ihre Geschichte geschrieben; sie kennen sie meist gar nicht, veröffentlichten nur einmal eine historische Notiz in einem ihnen befreundeten Port Elizabether Blatt: Izwi Labanthu (Nummer vom 11. Jan. 1898, abgedruckt im Episcopal Handbook of the African Methodist Episcopal Church; siehe auch Ipepa lo Hlangu, Sulu-Zeitung, Pietermaritzburg, den 17. Mai 1901).

Ueber den Ursprung der ältesten Spaltung, die 1882 im Tembulande erfolgte, besitzen wir fast keine Nachricht. Ein wesleyanischer Geistlicher Tile trennte sich damals von seinem Missionar, da er, wie er behauptete, mit seinen Fähigkeiten die kirchliche Bedienung seiner Gemeinde allein versehen könne. Später soll er zur Kirche der Wesleyaner zurückgekehrt sein, doch finden sich 1897 noch Tileisten, denen man die Gründung der äthiopischen Kirche zuschrieb, die indes von dieser wohl nur eine Neubelebung empfingen und sich ihr anschlossen.

Die eigentliche Wiege der afrikan. bischöfl. meth. Kirche hat aller Wahrscheinlichkeit nach in Transvaal gestanden, die äthiopische Kirche ist aus dortigen kirchlichen Spaltungen hervorgegangen.

Einige Missionare verlegen den Ursprung dieser äthiopischen Bewegung ins Bapediland. Aus welchem Grunde?

Im Bapedilande hatte die Berliner (I) Mission beim Häuptling Sekukuni einen eingeborenen Evangelisten, namens Martin Sebuschane, angestellt. Nach Eroberung dieses Gebiets durch England entsandte sie zur Erweiterung des Missionswerks den weißen Missionar Winter eben dorthin. Dieser trat bald mit dem Vorwurf gegen die Europäer hervor, sie behandelten die Schwarzen zu sehr von oben herab und zerstörten ihre Sitten und Gebräuche anstatt sie zu christanisieren. Das war nach Sebuschanes Sinn, er schloß sich mit Winter zusammen, beide lösten sich von ihrer Gesellschaft und gründeten 1889 eine von Weißen unabhängige Kirche. Aus dieser wurde dann Winter bald selbst ausgestoßen, da er ja als Weißer kein Recht in ihr hatte. In dieser Gründung erblickt D. Merensky die erste Idee des Aethiopianismus, obgleich er selbst zugibt, daß er den durchschlagenden Beweis dafür nicht beibringen kann, da er die Beziehung dieser Bapedikirche zur äthiopischen nicht aufzudecken vermag.*)

Gleichzeitig entstand in Pretoria die erste unabhängige Kirche, welche die Aethiopier selbst als solche nennen. Sie hatte anglikanischen Ritus und wurde geleitet von Rev. Kanyane, einem Evangelisten der hochkirchlichen Mission in Pretoria (S. P. G.). Während sein Bischof in England einen Besuch machte, benützte

*) „Erinnerungen aus dem Missionsleben" u. Allg. Miss.-Zeitschr. 1901, S. 437.

er allerhand schwierige Verhältnisse, um sich zu trennen, und zog fast seine ganze Anhängerschaft nach sich. Einige Pastoren gaben ihm die Weihe, und so gründete er eine Kirche, die infolge der immer größer werdenden Erregung gegen die Anmaßung der Kirche von England an Mitgliederzahl rasch wuchs. Kanyane teilte den Bezirk von Pretoria in einzelne Kirchspiele und setzte 12 Pastoren ein, unter denen er die Rolle eines Bischofs spielte. Ueber Bildung verfügten sie alle wenig, und von Kirchenorganisation hatten sie keinen Begriff. Drei Jahre lang bauten sie an einer Kirche aus Ziegeln, die nie fertig wurde und doch 30 000 Mk. kostete. Kanyane selbst bezog ein Gehalt von 1000 Mk., seine Gehilfen aber fielen den Kirchgliedern zur Last. Er behauptete vor einigen Monaten, in seiner Kirche 1600 Kommunikanten und mehr als 1000 Kinder in den Schulen zu haben. Diese Kirche ist nie in die große äthiopische Kirche aufgegangen, unterhielt aber enge Beziehungen zu ihr.

Vier Jahre später trennte sich ebenfalls in Pretoria ein wesleyanischer eingeborener Prediger Manghena Mokone von der Missionsgesellschaft der Wesleyaner, in deren Dienst er 10 Jahre lang gestanden hatte. Man übertrug ihm die Oberaufsicht über einige Kirchen, und da erwachte sein Ehrgeiz. Nun erklärte er sein Gehalt (1440 Mk.) für ungenügend und empfand es mit anderen als Zurücksetzung, daß die Wesleyaner den Beschluß faßten, die Eingeborenen sollten nicht mehr Mitglieder der allgemeinen Pastorenkonferenz sein, sondern ihre Konferenz künftig unter sich abhalten. Ferner empörte sie, daß gleichzeitig in Mokones Distrikt ein junger weißer Geistlicher angestellt wurde. Es kam zu Reibungen. Das war die Veranlassung, daß Mokone, nachdem er auf seinen Reisen sich Anhänger gesichert hatte, seine Entlassung einreichte und nun eine eigene Kirche gründete, der er unter dem Vorgeben, sie stünde in Verbindung mit dem Aethiopien der Bibel und dessen christlicher Tradition den Namen „Aethiopische Kirche“ beilegte. In dieser Bezeichnung lag klärlich Berechnung. Man wollte sich mit dem Nimbus einer uralten apostolischen Sukzession umgeben. Seinen Anhängern wollte Mokone ein afrikanisches Christentum bieten. Alle ihre Befürchtungen, als sei das eine gefährliche Verbindung von Nationalem und Christlichem zerstreute er. Er forderte sie vielmehr auf, an der „Entfaltung ihrer

Individualität" zu arbeiten, damit ihre Rasse zu der ihr gebührenden herrschenden Stellung gelange. So eröffnete er durch diese Namengebung einer kleinen Schöpfung eine große Zukunft. — Man hat übrigens den Namen „Aethiopische Kirche" mit den Beziehungen Israels zum Lande Ophir in Verbindung zu bringen gesucht. Die Lage des Ophirs der Bibel ist aber noch nicht sicher bestimmt worden. Viele verlegen es nach Arabien, obwohl sich Dr. Peters für Inner-Afrika (s. Tägl. Rundschau v. 13. März 1903) entscheidet. Er glaubt in dem am unteren Muira aufgefundenen altsemitischen Minenort Injakafura die ursprüngliche Stadt Ophir entdeckt zu haben. Man beachte fura — fur — Ophir! — Die Aethiopische Kirche hat sich 4 oder 5 Jahre lang in der Stille entwickelt, alle Wirren und kirchlichen Spaltungen um sie her zu ihrer Vergrößerung benutzt und Enthusiasten aller Art sowie Unzufriedene aus den verschiedensten Missionen in sich aufgenommen; zu einer epochemachenden Entfaltung kam es aber nicht, bis ihr mit Beginn des Jahres 1896 ein anderer früherer Wesleyaner Rev. James Dwane beitrat.

---

2. Dwane in der äthiopischen Kirche.

James Matta Dwane, ein Kaffer vom Gaikastamm, einer der geschätztesten Prediger der wesleyanischen Kirche Südafrikas, war der Sohn heidnischer Eltern im Distrikt von Queenstown. Geboren etwa 1848, hatte er schon im Kraal von den Wahrheiten des Evangeliums gehört, forschte selbst nach, ob sichs also verhielte, trat 1875 als Evangelist in den Dienst der Wesleyaner und empfing im Jahre 1881 die Weihe. Da er die unbestrittene Gabe der Rede besaß, entsandte man ihn 1894/5 nach England, damit er die dortigen wesleyanischen Kreise für die Arbeit in Afrika interessierte. Diese Auszeichnung weckte seinen Stolz und nicht minder schmeichelten ihm der Enthusiasmus, mit dem man ihn in England empfing, und die großen Summen, die man ihm einhändigte. Aus Eitelkeit öffnete er auf der Rückreise die Empfehlungsbriefe, die ihm mitgegeben worden waren.

Die Folge war, daß Dwanes Gedanken sich immer mehr mit der Lage seiner Landsleute in Afrika beschäftigten. Er fand heraus, sie seien unrechtmäßig mißachtet und unterdrückt, es sei daher an

der Zeit, daß sie selbständig aufträten und sich von der Vorherrschaft der Weißen unabhängig machten; Afrika gehöre den Afrikanern. Sofort gab er denen, die ihn ausgesandt hatten, die Erklärung ab, er gehöre nicht mehr zu ihnen und er werde selbständig das Geld verwalten, das man ihm zu Nutz und Frommen seiner Landsleute mitgegeben habe. Damit trat er aus der wesleyanischen Kirche aus.

Was er nun zunächst trieb, ist nicht ganz ersichtlich. Jedenfalls soll er im Kapland eine kleine unabhängige Kirche gegründet haben. Später finden wir ihn als Redaktor des Imvo, einer in Kingwilliamstown durch den Schwarzen Jabavu herausgegebenen Eingeborenen-Zeitung, die für die Interessen der Farbigen eintritt und doch in maßvoll vorsichtiger Weise den Grundsatz verficht: die Schwarzen müßten mit den Weißen zusammenarbeiten, die einen bedürften der Hilfe der anderen. Einmal zwar (vor 3 bis 4 Jahren) wagte Jabavu, eine offene Diskutierung der Frage, wer mehr Recht zur Herrschaft über Südafrika habe, die Engländer oder die holländischen Afrikaner, in sein Blatt aufzunehmen, als der Burenkrieg aber ausbrach, riet er den Eingeborenen zur Neutralität. Trotz dessen wurde er verklagt und seine Zeitung beschlagnahmt.

Dwane verdankt dieser Verbindung mit Jabavu eine gute Kenntnis seines Volks. Aber Jabavu war ihm zu gemäßigt, er wollte seinen Landsleuten schneller zur Unabhängigkeit verhelfen. Es wurde ihm klar, welche Macht die Kirche als solche besitze, mit ihrer Hilfe wollte er daher versuchen, seine Pläne auszuführen. Eine Kirche also und zwar am liebsten eine von Eingeborenen geleitete, galt es zu suchen. Da bot sich Mokones Gründung. Dieser schloß er sich 1896 an. Vorher hatten die beiden Männer kaum irgend welche Beziehungen zu einander gehabt.

Aber diese Kirche war ja weder vom Staat noch von einer der andern Kirchen anerkannt und hatte auch keine Aussicht, solche Anerkennung zu erlangen. Gab es auf Erden keinen mächtigeren Kirchenkörper, der seinen Zwecken dienstbar gemacht werden konnte? In Amerika fand sich eine große unabhängige Negerkirche. Deren Schutz galt es zu erlangen.

Im Kapland und in Transvaal hatten sich schon seit längerer Zeit Neger aus Amerika ansässig gemacht, die von der Freiheit

ihrer Nation drüben in der neuen Welt nicht genug zu rühmen wußten. Auch kamen bald größere, bald kleinere Gruppen von Negern, vor allem die Jubiläumssänger, auf Besuch und spielten sich als freie Untertanen ihrer mächtigen Heimat auf. Schon das hatte manchen afrikanischen Schwarzen in die neue Welt hinübergezogen. Auch fiel Dwane eine von Turner herausgegebene amerikanische Zeitung Voice of Missions in die Hände, die auch in ihrem Teil an der Arbeit der amerikanischen Neger in Südafrika teilnimmt und die Heimat ihrer Väter auf ihre Rückkehr vorzubereiten und dafür geeignet zu machen sucht. So gab es Beziehungen zu Amerika schon mancherlei Art, ja selbst Mokone hatte, auch bereits seit 1895, Verbindungen mit Turner unterhalten. Dem Haupte Dwanes also ist der Gedanke eines Zusammenschlusses mit den Negerkirchen Amerikas nicht zuerst entsprungen. Er hat aber nun seine Ausführung in die Wege geleitet. Im April 1896 war es, daß er als der beste Redner der A. M. E. C. mit Xaba nach den Vereinigten Staaten abgeordnet wurde, um das Interesse der amerikanisch bischöflich methodistischen Kirche für die Sache der unglücklichen Afrikaner zu gewinnen.

Wir schauen hinüber nach Amerika. Von glühendem Haß gegen die Weißen beseelt gründeten die Neger Amerikas nach der Emanzipation selbständige Kirchen, deren Organisation und Pastorierung allerdings infolge des unter ihren Gliedern herrschenden Mangels an Bildung viel zu wünschen übrig ließen. Heute gibt es dort zwei große Negerkirchen, einmal die der Baptisten und dann die methodistische bischöfliche afrikanische Kirche, letztere einen Zweig der amerikanisch bischöflich methodistischen Kirche darstellend. Die zweitgenannte (die meth. bischöfl. afrik.) erstrebt nichts geringeres, als den Zusammenschluß sämtlicher Neger, auch derer in Westindien, besonders in Kuba und Haiti, die ja sämtlich ehemalige Afrikaner sind. Sie hält alljährlich im Mai ihre große Synode ab. Dwane und Xaba kamen freilich etwas zu spät, um dieser beiwohnen zu können, wurden aber auf ihren Reisen durch die Vereinigten Staaten von den verschiedensten Leitern der Kirche in New York, Philadelphia, Washington, in erster Linie von Bischof Dr. Turner, dem Präsidenten des House of Bishops, aufs freundlichste empfangen. Ja, den Besuchenden zu Ehren ward eine außerordentliche Konferenz nach Georgien einberufen, ein Komitee zur

Untersuchung ihrer Angelegenheit eingesetzt und schließlich die äthiopische Kirche in die methodistisch bischöfliche afrikanische Kirche aufgenommen. Amerikanische Missionare werden für die Arbeit in Afrika bestimmt, und Dwane übernimmt die Superintendentur. Man gibt ihm drei Exemplare der Verfassung der neuen afrikanischen Kirche, von den Bischöfen Turner und Arnett unterzeichnet, mit, dazu auch noch eine Bescheinigung des Gouverneurs von Georgien, daß die methodistisch bischöfliche Kirche im Lande Achtung genieße. Damit ausgerüstet tritt Dwane am 26. August 1896 die Rückreise an. Xaba wird zwar nicht erwähnt, da sein Name sich aber später in der äthiopischen Kirche immer wieder findet, begleitete er offenbar Dwane auch auf dem Rückweg.

Wie wurde Dwane nun in Afrika empfangen? Durchaus nicht mit der Begeisterung, die er wohl erwartet hatte. Während seiner Abwesenheit hatten sich einzelne Gruppen gebildet, die als Partei immer offener hervortraten und den Unwillen der wahren Christen wie auch der gemäßigten Eingeborenen von der Farbe Jabavus erregten. So findet Dwane bei seiner Rückkehr viel Feindschaft, die sich auch in offenen Briefen gegen ihn und seine Unabhängigkeitsbestrebungen ausspricht.

All das aber war nicht imstande, seinen Mut zu brechen. Er arbeitet energisch daraufhin, daß die A. M. E. C. in Afrika zur Anerkennung gelange und versucht dies zunächst im Verein mit seinen zwei presiding elders (vorsitzenden Aeltesten) Mokone und Kanyane bei der Regierung Transvaals in Pretoria. Dieser macht er Anzeige von der Vereinigung der Kirchen des Mokone, des Kanyane und des Tile unter dem Namen A. M. E. C. und wurde vom Präsidenten Krüger nicht ohne weiteres zurückgewiesen. — Und um nun der neuen Kirche einen Klerus zu verschaffen und sich selbst innerhalb seiner Kirche die nötige Anerkennung als Superintendent zu sichern, weiht er sämtliche Geistlichen derselben bei einer Konferenz in Lesseyton (nördlich von Queenstown gelegen) und nimmt sie damit in die äthiopische Kirche auf. Gerade dieser Akt erscheint verhängnisvoll. Dwane ging mit der Wahl einer Geistlichkeit zu rasch vor; denn durch die Weihe zum Teil unwürdiger und unwissender Leute wurde dieser Kirche von Anfang an jegliche Würde einer kirchlichen Gemeinschaft geraubt, ja sie nahm den Charakter einer Partei an. Dazu kam: die neukreirten Pa-

storen kehrten nach der Konferenz auf ihre Posten zurück und arbeiteten nun weniger am Ausbau ihrer Gemeinden als an der Ausbreitung ihrer Kirche. Diesen ihren Bestrebungen kam der Umstand zu Hilfe, daß bald ähnliche Bewegungen, wie die der äthiopischen Kirche, an andern Orten entstanden und sich daher immer neue Kreise bildeten, die mehr oder weniger Anschluß an die äthiopische Kirche suchten oder ungesucht fanden. Eine solche war die kongregationalistische Kirche von Gaza, die ein Eingeborener vom Stamm der Spelonken, an denen die Mission romande arbeitet, ins Leben rief. Im selben Jahr arbeitete ein schwarzer amerikanischer Baptist Buchanan in den Tälern von Keiskamma und Tschumi in Transkei, der sich der vielen Bekehrungen rühmte, die er zu Wege gebracht hätte (in Wahrheit hatten die Schotten dort schon längere Zeit eine missionarische Wirksamkeit entfaltet) und sich den Anschein gab, als habe er nichts mit den Aethiopiern zu tun, während er tatsächlich fast beständig mit ihnen in Verbindung stand. Als dann Turner Afrika besuchte, nahm auch er ihn mit Freuden auf. Auch andern Orts waren ähnliche Bewegungen zu beobachten.

Die erste öffentliche Kundgebung, mit der die äthiopische Kirche hervortrat, war die Einweihung einer St. Peterskirche am Sonntag den 5. Dezember 1897, wenige Monate nach der Konferenz von Lesseyton. Dieses Gotteshaus hatte Kanyane errichten lassen, jener Mann, der zwar behauptete, sich nie unmittelbar der A. M. E. C. angeschlossen zu haben und der doch den Namen eines presiding elder dieser Kirche trug. Ueberdies übergab man Dwane den Schlüssel der Kirche zum sichtbaren Zeichen, daß die Glieder dieses Gotteshauses der Lehre der A. M. E. C. stets ergeben bleiben wollten. Dann hielt Dwane eine große Rede, in der er folgendes ausführte: Viele klagen uns an, daß wir schlechte Untertanen seien und eine gefährliche Bewegung ins Werk setzen; wir sind aber die gefügigsten Untertanen, die man sich denken kann. Solche Verleumdungen können zwar betrüben, nicht aber irre machen in dem bestimmten Bewußtsein: Gott hat große Dinge mit uns vor. Afrika für Christus, das ist unser Motto. Damit öffnete er die Kirche. Den Gottesdiensten wohnten auch viele Weiße bei. Die Bauschuld betrug nach diesem Tag noch 2000 Mark und wird wohl noch kaum gedeckt sein, da die Kirche noch nicht vollendet ist.

Nun, da die Aethiopier in der Oeffentlichkeit bekannt geworden waren, fanden sie viel Gegnerschaft. Die Weißen fürchteten sie, und die gediegenen Christen unter den Schwarzen zeigten sich entrüstet über sie. Immerhin finden sich in der Darstellung der Feindschaft und Verfolgungen, wie sie Dwane gibt, viel Uebertreibung. Einige Zeitungen, auch der Imvo und der Christian Express gingen mit Angriffen gegen ihn vor, er wollte sich mit ihnen auseinandersetzen, sie antworteten aber nicht.* So fährt er auf seine Weise fort, die politische Seite seiner Kirche zu verteidigen, während Xaba die religiöse Seite, ihre große Christlichkeit, verficht und Mokone die Prediger leitet. Das Werk ist kräftig gestützt durch die Amerikaner.

---

3. Der bedeutungsvolle Besuch aus Amerika.

Jetzt kommt aber die Zeit, da die amerikanischen Kirchen ihre Autorität über dies ihr neues Missionsfeld Südafrika geltend zu machen beginnen. Sie entsenden Bischof Turner. Er verläßt Atlanta am 7. Februar 1898 und landet am 22. oder 23. März in Kapstadt. Unter den Pastoren, die ihm einen großartigen Empfang bereiten, befinden sich auch Mokone und Kanyane. Sofort am 23. März hält Turner bei einem großen Meeting in Friendly Hall seine erste Rede. Politik will er nicht treiben; er erinnert nur an die Schandtaten, welche die Weißen an den Farbigen verübten (Sklaverei, Länderraub u. s. w.), es sei jetzt Aufgabe der Schwarzen, Afrika zu evangelisieren. Trotzdessen wolle er keinen Kampf mit den weißen Missionaren eröffnen, diese würden sich allmählich von selbst zurückziehen.

Wenige Tage darauf bricht er nach Transvaal auf. In Johannisburg gründet er unter großem Zulauf zwei Kirchen, in Pretoria hält er nach großartigem Empfang mehrere Reden und vereinigt 71 Teilnehmer zu einer Konferenz, in der man eine Woche lang mit Beratungen hinbringt. Der Entfernungen halber organisiert er zwei Konferenzen, die alljährlich zusammentreten sollen, eine in Transvaal, die andere im Süden für Sululand, Natal und die Kapkolonie. In Bloemfontain erreicht er durch Verhandlungen mit dem Präsidenten des Oranje-Freistaats, daß

seinen verleumdeten Pastoren volle Freiheit zugesichert wird. In Queenstown berichtet er von drei weiteren Kirchen, die er gegründet habe und nimmt einen seines Amtes entsetzten kongregationalistischen Pastor auf. Dort auch hält er eine zweite Konferenz ab, die ähnlich wie die in Pretoria verläuft. Dann bereist er das Land rings umher, bis er wieder nach Kapstadt zurückkehrt, dort im Amphitheater predigt, überall gefeiert wird und schließlich am 27. April Afrika wieder verläßt.

So weit es möglich ist, wollen wir aus den emphatischen Berichten der Neger und nicht ganz genauen Feststellungen der Voice of Missions, wie sie in dem Episcopal Handbook der A. M. E. C., im Lovedaler Christian Express und in verschiedenen religiösen und politischen Zeitungen Südafrikas wiedergegeben sind, den Kern dessen herausschälen, was jene Konferenzen in Pretoria und Queenstown als Resultat hervorgebracht haben.

Ihre Aufgabe war eine dreifache. 1. Feststellung der Zahl der Kirchen, deren jede einen Pastor und eine Organisation erhalten müsse. 2. Gründung eines Predigerseminars (college). 3. Ernennung eines Bischofs für Afrika, der Weihen vollziehen könne.

ad 1. Die Zahl der sich anschließenden Kirchen (in Transvaal, Oranjestaat und Kapland) betrug 73 mit 10800 Gemeindegliedern. Vorher hatte Xaba 3975 gezählt, sodaß also dem Besuch Turners eine Zunahme von 6000 Kirchgliedern zu verdanken war. Woher kamen diese? Sämtlich aus anderen Kirchen- und Missions-Gesellschaften. Die Wesleyaner verloren 4000, die Kirche von England 1000, die schottischen Presbyterianer 1000, die Londoner Missionsgesellschaft 40. — Die kirchliche Weihe wurde 65 Pastoren, meist früheren Evangelisten, erteilt; andere legten eine Prüfung ab und wurden dann auf Empfehlung hin geweiht. Dadurch wird die Behauptung verschiedener Missionen, daß jeder, der es nur wünschte, die Weihe erhielt, berichtigt. Immerhin waren die Anforderungen nicht hoch, denn der Brief eines Eingeborenen berichtet von einer solchen Prüfung, in der er, der in Lovedale nicht über den dritten Grad hinausgekommen war, mit 14 von 30 Examinierten bestand. (Unter den Fächern, in denen geprüft wird, erscheint auch Arithmetik). Bischof Turner, Dwane und Xaba fungierten als Examinatoren. Dem Briefsteller wurde geraten, seine Ausbildung in Amerika zu vervollkommnen. Der Brief schließt: „Am 26. werde ich Erwachsene und Kinder in meiner Kirche in X. taufen. (Jedes der A. M. E. C. beitretende Kirchenmitglied muß sich taufen lassen). Diese Kirche gehörte

der französischen evangelischen Missionsgesellschaft und der holländischen reformierten Kirche. Der Bischof hat mich dort angestellt. Alle, die mir schreiben wollen, können es dorthin tun. Ich werde Z. im nächsten Juni besuchen. Rev. J. A. M." Diese Kirchen erhielten eine gemeinsame Organisation. Die Geistlichen tragen alle den Talar. Es wird zwischen Abendmahlsmitgliedern und denen, die es nicht sind, geschieden. Erstere zahlen 20 Mark im Jahr. Jede Gemeine unterhält ihre Kirche selbst. Gibt es Schulen, so zahlen die Schüler eine Mark im Monat. Diese Einnahmen bucht der Pastor hinten im Gebetbuch!

ad 2. Man beschloß die Gründung einer großen Universität für alle Zweige der Wissenschaft, um auch auf dem Hochschulgebiet von den Weißen ganz unabhängig dazustehen. Die Amerikaner erbieten sich einen Beitrag dazu zu zahlen in der gleichen Höhe, wie der sein würde, den die Afrikaner aufbringen würden. Turner kauft zur Verwirklichung dieses Plans 12 Ar Land in Queenstown.

ad 3. Zwecks Gründung eines apostolischen Vikariats für Afrika ersucht man Turner, einen Bischof einzusetzen. Dieser zögert. Seine Gründe sind: Damit würde die A. M. E. A. (in Amerika) auf ihre Autorität über Afrika verzichten, es würde ihr vielmehr eine Konkurrentin erwachsen; außerdem würde ein Präzedenzfall geschaffen, den Kuba, Haiti, Guyana benützen würden, um auch ihrerseits Unabhängigkeit zu fordern. Endlich dürfe ein Bischof allein keinen Bischof ernennen, er müsse dazu vom Konzil beauftragt sein. Da aber eine Verweigerung dieses Gesuchs sein ganzes Werk hier stark bedroht und er zur Ernennung eines „apostolischen Vikars" sich berechtigt glaubt, weiht er Dwane zu einem solchen, auch auf die Gefahr hin, in Amerika Unwillen zu erregen.

Das waren die Folgen des Turnerschen Besuchs. Es wäre aber falsch, wollten wir — wie es in einigen Missionsberichten geschehen ist — behaupten, daß dieser Turner auf seinem Triumphzug „alles gemacht" habe und somit die ganze Bewegung schließlich von Amerika nach Afrika herübergetragen worden sei. Nein, sondern alles war vorher sorgfältig vorbereitet. Turner hat viel geschafft, gewiß, aber nur auf der bereits geschaffenen Basis, die er vorfand. Die Konferenzen von Pretoria und Queenstown waren nicht das Werk eines augenblicklichen Enthusiasmus. Die Afrikaner hatten vorgearbeitet und die Sache in diese Bahnen gedrängt; sie hatten die Verbindung mit Amerika gesucht, sie hatten Turner ab-

sichtlich solch einen glänzenden Empfang bereitet, und das alles, um den Weißen zu imponieren. Daraufhin hatten dann die amerikanischen Neger Turner nach Afrika entsandt und allerdings nun ihrerseits damit die großartigen Pläne verbunden, in Südafrika eine weitgehende Missionsarbeit in die Wege zu leiten und somit ihre Rückkehr in die alte Heimat vorzubereiten. Dieser große Gedanke drängte nun freilich in den Hintergrund den ursprünglichen Zweck, den die Afrikaner bei dieser Verbindung mit Amerika im Auge hatten: nämlich in den Besitz einer Weihe zu gelangen, die die Regierung anerkennen müsse. Daß derselbe aber bei den Afrikanern das Hauptmoment blieb, zeigt die Tatsache, daß ein Konflikt entstanden wäre, wenn Turner diesem Begehren nicht gewillfahrtet hätte. Freilich konnte er später seine Versprechungen nicht halten. (Schluß folgt.)

Zur hundertjährigen Erinnerung an Dr. Karl Gützlaff.

Es war im Jahr 1820, daß der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. die Stadt Stettin im Pommerlande besuchte. Alles war in freudiger Erregung und ein 17jähriger Gürtlerlehrling wagte es sogar, dem König, als er nach beendigter Truppenschau eben den Wagen besteigen wollte, ein begeistertes Gedicht zu überreichen. Aber wegen seiner Kühnheit in Sorge, machte er sich schleunigst aus dem Staube und hielt sich den Tag über versteckt, bis ihn die Polizei aufspürte und ihn vor den König brachte. Dieser fand Gefallen an dem jungen Burschen und überwies ihn, da er für seine Ausbildung sorgen wollte, der Jänicke'schen Missionsschule in Berlin. So ward Karl Gützlaff Missionar. In der Folgezeit hat derselbe viel von sich reden gemacht und es ist ihm wegen seines brennenden Eifers und seiner rastlosen Tätigkeit für die Evangelisierung Chinas sogar der Name eines „Apostels der Chinesen" beigelegt worden. Aber mit Unrecht. Denn eine spätere Zeit mußte schließlich erkennen, daß sich seine angeblich großartigen Erfolge keineswegs als ein nüchternes und frucht-

bares Missionsunternehmen erwiesen. Nichtsdestoweniger wird sein Name als eines der ersten Missionspioniere Chinas und besonders als des ersten Deutschen, der dem Chinesenvolk sein Leben widmete, in der Missionsgeschichte unvergessen sein. Es ist deshalb nicht mehr als billig, wenn wir in diesen Blättern, in denen schon früher seiner mehrfach gedacht worden ist (vgl. Missions-Magazin 1859, S. 450 ff. und 1875, S. 99 ff.) anläßlich seines hundertjährigen Geburtstags das Gedächtnis an ihn wieder auffrischen.

Karl Gützlaff wurde zu Pyritz in Pommern am 8. Juli 1803 geboren, besuchte die dortige Dorfschule und wurde in Stettin bei einem Gürtler in die Lehre getan. „Voll Eifer zu studieren, die Welt zu bereisen und gemeinnützig zu werden" — denn so sah er zunächst seinen künftigen Missionsberuf an — trat er im April 1821 durch die Vermittlung des preußischen Königs in die Missionsschule von Jänicke ein. Unter den Verhältnissen, unter denen der strebsame Jüngling in die Reihen der Missionszöglinge eintrat und wobei der königliche Gönner nicht nach der Herzensverfassung seines Schützlings gefragt zu haben scheint, darf es nicht Wunder nehmen, daß es dem letzteren am eigentlichen Missionssinn fehlte und er seine Vorbereitung für den Missionsberuf nur als Mittel für seinen Ehrgeiz ansah. Indes der Einfluß seiner Umgebung rief bald in ihm eine innere Wandlung hervor und mit ganzem Ernst bereitete er sich vor für seinen hohen Beruf. Seine bedeutenden Geistesgaben und der eiserne Fleiß, mit dem er seine Studien betrieb, ließen etwas Tüchtiges von ihm erwarten.

Nachdem Gützlaff seine Studien in Berlin vollendet hatte, wurde er 1823 der holländischen Missionsgesellschaft zu Rotterdam überwiesen und von dieser im Jahre 1826 nach Niederländisch-Indien ausgesandt. Er sollte hier unter den Batakken auf der Insel Sumatra wirken, fand aber statt dessen seine Arbeit unter den angesiedelten Chinesen der Insel Rhiouw (etwas südlich von der Halbinsel Malakka). Er erlernte hier die gangbarsten chinesischen Dialekte und nahm den Namen Schi-Li, sowie chinesische Kleidung an. Aber schon im Jahr 1828, nachdem er eine reiche Engländerin geheiratet hatte, löste er, um auf eigene Hand Mission zu treiben, seine Verbindung mit der Niederländischen Mission und siedelte nach Bangkok in Siam über. Hier war er unter Chinesen und Siamesen tätig und widmete einen Teil seiner Zeit

der Bibelübersetzung ins Siamesische. Sein Aufenthalt in Bangkok nahm jedoch schon 1831 ein Ende, indem ihm im Februar jenes Jahres seine Gattin durch den Tod entrissen wurde. Geistig gedrückt und körperlich leidend, wünschte Gützlaff Siam zu verlassen. Sein Sinn stand nach China, das zwar den Ausländern verschlossen war, wo ihm aber für seinen Tatendrang ein größeres Arbeitsfeld winkte.

Auf einer Dschunke, die das verbotene Opium in unbewachte Buchten des chinesischen Gestades trug, trat er die Fahrt nach China an. Er kam bis nach Tientsin. Ueberall verteilte er Schriften und suchte den Chinesen mit dem Evangelium und ärztlichem Rat zu dienen. Dann kehrte er nach Makao zurück, von wo aus er 1832 und 1833 noch drei Reisen auf englischen Schiffen machte, die trotz des strengen Verbotes der chinesischen Regierung an verschiedenen Hafenplätzen Handel zu treiben versuchten. Gützlaff legte diese Reisen als Dolmetscher zurück und benützte dabei jede Gelegenheit, christliche Schriften unter den Chinesen zu verbreiten. Ueber diese Reisen berichtete er unter anderem im „Journal of three voyages along the coast of China" (London 1834) und es haben diese Berichte ohne Zweifel viel dazu beigetragen, seinen Namen in der europäischen Welt bekannt und berühmt zu machen.

Eine Niederlassung außerhalb Makaos war indes damals für Gützlaff noch nicht möglich. Hiefür war das Land noch durch die strengen Gesetze der chinesischen Regierung verschlossen. Makao blieb daher vorderhand der Ausgangspunkt seiner Wirksamkeit, die sich besonders auf literarischem Gebiet bewegte. Hier verheiratete er sich auch zum zweiten Male. Inzwischen brach 1839 der sogenannte Opiumkrieg zwischen England und China aus und Gützlaff mußte mit seiner Familie nach den Philippinen flüchten, kehrte aber bald wieder nach Makao zurück und durchstreifte evangelisierend sieben Monate lang die von den Engländern 1840 besetzte Insel Tschusan (vor der Bai von Hangtschau). Als „Freund der Chinesen" wurde er von den Engländern vorübergehend als Statthalter von Ningpo angestellt, um das Volk für sie zu gewinnen. Dann folgte er wieder dem englischen Kriegsheer und nahm tätigen Anteil an den inzwischen eingeleiteten Friedensverhandlungen zwischen den Chinesen und Engländern.

Mit dem Vertrag von Nanking (29. August 1842) fand der mehrjährige Krieg seinen Abschluß und den Engländern wurde die Insel Hongkong abgetreten. Ueberdies mußten außer Kanton die Hafenplätze Amoy, Schanghai, Ningpo und Futschau dem ausländischen Handelsverkehr geöffnet werden. Im übrigen blieb es den Europäern nach wie vor untersagt, das Land zu betreten; nur im Umkreise der Freihäfen war es ihnen gestattet, eine Tagereise weit zu reisen. Wer sich darüber hinaus wagte, wie dies später von einzelnen Missionaren geschah, tat es auf seine eigene Gefahr. Gützlaff aber hielt nun, besonders nachdem zwei Jahre später auch ein Toleranz-Edikt des Kaisers vom 28. Dezember 1844 erschienen war, China für die Mission geöffnet und verfehlte nicht, in seiner feurigen und begeisterten Weise auf dieses für die Evangelisierung Chinas bedeutungsvolle Ereignis hinzuweisen. Zunächst aber übernahm er nach dem Frieden für ein Jahr den englischen Statthalterposten auf der von den Briten als Unterpfand besetzten Insel Tschusan und wirkte hier nach Kräften für die Ausbreitung des Evangeliums, reiste im Lande herum, predigte, legte Schulen an, gab Bücher heraus und verteilte diese unter die Bevölkerung. Dann begab er sich 1843 nach Hongkong, wo in der neugegründeten Stadt Viktoria bereits einige Missionare eine rege Missionstätigkeit entfalteten. Gützlaff ließ sich hier nieder als englischer Sekretär der chinesischen Angelegenheiten, behielt aber gleichwohl in dieser Stellung seinen Eifer für die Bekehrung der Chinesen, ja er hoffte wohl auch, dadurch in besonderem Maße hiezu mitwirken zu können.

Inzwischen kam bei ihm ein weitgehender Plan zur Reife, den er schon in Makao ins Auge gefaßt hatte. Es war der kühne Gedanke, die Millionen Chinas in kurzer Zeit und wie im Sturm zu evangelisieren. Es sollte dies hauptsächlich durch christliche Chinesen geschehen, die als Evangelisten alle Provinzen des weiten Reiches predigend und Schriften verteilend durchziehen sollten. Das war an und für sich ein berechtigter Missionsgedanke, denn es war klar, daß die Wirksamkeit der Missionare, zumal in jenen Tagen, da der Zugang ins Land den Ausländern äußerst erschwert war, keine sehr ausgedehnte sein konnte. Auch ging Gützlaff von der Voraussetzung aus, daß das Evangelium den Chinesen viel annehmbarer erscheinen müsse, wenn es ihnen nicht von den ver-

haßten Ausländern, sondern von ihren eigenen Landsleuten gebracht würde. Die Missionare sollten sich nach seiner Meinung hauptsächlich nur mit der Ausbildung und Ueberwachung der eingeborenen Prediger befassen.

Das alles hat seine Berechtigung, wenn die Sache nüchtern und in den richtigen Schranken gehalten wird, aber der optimistische Gützlaff führte diesen Gedanken in seinem stürmischen Eifer in einer Weise aus, daß das kühne Problem zwar anfangs die heimischen Missionskreise aufs höchste begeisterte, aber schließlich mit einer großen Enttäuschung endete.

Das Mittel, dessen sich Gützlaff für diesen Plan bediente, war der von ihm in Hongkong gestiftete sogenannte „Chinesische Verein". Die Persönlichkeiten dazu fanden sich zunächst aus dem Kreise der getauften Chinesen, die von ihm und verschiedenen Missionaren für das Christentum gewonnen worden waren und die sich zum Teil als eifrige Mitglieder des Vereins bewiesen. Der Verein, der unter der Leitung Gützlaffs seine Boten nach allen Richtungen hin auf das chinesische Festland zu Predigt und Kolportage aussandte und anfangs nur in der Kanton-Provinz tätig war, dehnte sich nach und nach fast auf alle Provinzen des chinesischen Reiches, ja bis nach Tonkin und Kochinchina aus; denn Gützlaffs Beziehungen reichten weit. Zugleich erließ derselbe bei der wachsenden Zunahme des Vereins einen „Aufruf an die Christen von Deutschland", um hier das Interesse dafür zu wecken. Dr. Barth in Calw veröffentlichte seine Berichte im Calwer Missionsblatte und ließ es auch nicht an Unterstützung fehlen. Besonders aber ließ es sich der „Evangelische Missionsverein in Kurhessen" angelegen sein, eine von Deutschland ausgehende Missionswirksamkeit für China anzubahnen.

Unter den deutschen Missionsgesellschaften fand indes Gützlaffs Aufruf nur bei der Rheinischen und Basler Gesellschaft einen Widerhall. In dem Gefühl, daß ihm die Sache über den Kopf wuchs und bei seiner Stellung als englischer Beamter, die ihm für die Leitung seines Missionswerks nicht die nötige Zeit ließ, hatte sich Gützlaff schon 1839 nach Basel gewandt und um Zusendung einiger Brüder gebeten. Aber er hatte damals eine abschlägige Antwort erhalten. Nun aber schien China offen für die Mission zu sein und die Stimmung der Missionsfreunde in

der Heimat war so mächtig, daß man sich der Sache nicht wohl entziehen konnte; denn Gützlaff hatte durch seine enthusiastischen Berichte weite Kreise für seine vielversprechende Missionsmethode gewonnen. Daß dieselbe aber auf sehr schwachen Füßen stand, ahnten damals wohl wenige.

Zu seiner größten Freude trafen am 19. März 1847 vier deutsche Sendboten in Hongkong ein: Genähr und Köster von der Rheinischen, Hamberg und Lechler von der Basler Missionsgesellschaft. Sie schlossen sich zunächst Gützlaff und seinem chinesischen Verein an, lernten die Sprache und zogen mit seinen chinesischen Predigern im Lande umher, wobei nach einer geographischen Arbeitsteilung zu Werke gegangen wurde. Gützlaff war entzückt von der Anspruchslosigkeit der deutschen Brüder, die sich in allem den Chinesen und ihrer Lebensart akkommodierten, sowie von ihrem Eifer für die gute Sache. Gleicherweise nötigte Gützlaffs unermüdliche und aufopfernde Tätigkeit den neuen Ankömmlingen die höchste Achtung ab. Und auch der Betrieb des Werkes erfüllte sie anfangs mit freudiger Hoffnung; denn jede Woche sahen sie Prediger, mit Büchern und Geld versehen, nach verschiedenen Provinzen des großen Reiches ausziehen, andere mit Bekehrten von ihren Reisen zurückkehren. Längere Zeit waren sie auch fast jeden Tag Zeugen einer Heidentaufe. Aber gar bald regten sich Bedenken. Im näheren Umgang mit den eingeborenen Gehilfen merkten sie, welch eigentümlicher Art ihr Christentum war und daß die sogenannten Bekehrten oft kaum die allernotdürftigste Kenntnis der christlichen Wahrheit hatten. Es mußte ihnen auffallen, daß die eingeborenen Prediger bei ihrem Mangel an genügender Ausbildung fast immer dasselbe predigten, und noch mehr, daß die mitgebrachten Bekehrten ohne weiteres getauft und schon nach kurzem selbst als Prediger in ihre Heimat geschickt zu werden pflegten. Dieses und manches andere führte schließlich dazu, daß sich die deutschen Missionare von Gützlaff und seinem Verein trennten und im Gegensatz zu ihm darauf hin arbeiteten, eine feste Station zu gewinnen und eine Gemeinde zu sammeln. Mit Gützlaff selbst blieben sie im Frieden. Aber daß irgendwo ein Falsum in seiner Missionsmethode stecken müsse, war ihnen klar. Nur konnten sie der Sache nicht auf den Grund kommen.

Inzwischen trat Gützlaff 1849 eine Reise nach Europa an,

um dort durch persönliche Vertretung seiner Sache Arbeiter und Geldmittel für dieselbe zu gewinnen. Wie im Fluge durchzog er die meisten Länder Europas, predigte und warb in unermüdlicher Weise für die allgemeine Bekehrung des Chinesenvolks. Zugleich suchte er Vereine zu bilden, unter die er die Provinzen Chinas als Missionsgebiete verteilte. Die Leitung des chinesischen Vereins in Hongkong hatte er während seiner Abwesenheit dem Basler Missionar Hamberg übergeben, der mit dem redlichen Vorsatz, den Verein nach Kräften zu fördern, sich an die undankbare Aufgabe machte. Seine Stellung ließ ihn aber bald die Sache in ihrem wahren Lichte erkennen. Sein scharfer Blick und sein eindringendes Wort brachte die Gehilfen Gützlaffs dazu, daß sie sich ihm entdeckten. Nun trat es an den Tag, daß Gützlaff das Opfer eines unerhörten Betrugs geworden war. Es zeigte sich, daß die meisten seiner Prediger schnöde Lohndiener und Betrüger waren, zum Teil Opiumraucher und Götzendiener. Die von ihnen eingereichten Tagebücher über ihre Reisen und Bekehrungen waren halb oder ganz erdichtet, viele der Evangelisten waren gar nie an den angegebenen Plätzen gewesen, oder hatten doch ihres Amtes gar nicht gewaltet. Anstatt in ferne Provinzen zu reisen, saßen sie in nächster Nähe, verzehrten ihr Reisegeld und schrieben rührende Berichte. Die mitgegebenen Bücher warfen sie weg oder benützten dieselben als Brennmaterial und kochten damit ihren Thee. Andere brachten ihre Bücher als Makulatur dem Drucker zurück und dieser — ein Mitglied des Vereins — verkaufte sie zum zweiten Mal an den kurzsichtigen Gützlaff. Kurz, der ganze Chinesische Verein entpuppte sich als ein Truggebilde. Hamberg durfte hiezu nicht schweigen. Er nahm ein genaues Protokoll auf von den Geständnissen der betreffenden Leute und teilte es den Leitern der verschiedenen Missionsgesellschaften mit. Der von Europa im Jahr 1851 zurückgekehrte Gützlaff stellte sich zwar noch einmal an die Spitze des Vereins und suchte seinem Werk wieder aufzuhelfen, aber es ging seiner inneren Auflösung entgegen. Bald darauf, am 9. August 1851, starb Gützlaff im besten Mannesalter.

Der traurige Ausgang seines anfangs so viel versprechenden und vielfach bewunderten Missionsunternehmens hat den Glanz seines Namens bedeutend erbleichen lassen und das Ergebnis seines Wirkens hat gezeigt, daß mit einer künstlich forcierten Missions-

methode nichts Gründliches und Bleibendes ausgerichtet wird. Dessenungeachtet fühlen wir uns nicht berechtigt, seine Bedeutung herabzusetzen. Gützlaff war bei alledem eine Persönlichkeit, die von außerordentlichem Eifer für die Mission beseelt war und eine glühende Liebe zu seinem Chinesenvolk besaß, dazu ein unternehmender Geist und mit großen Gaben ausgerüstet. Es ist deshalb umso mehr zu bedauern, daß er diese Gaben nicht ungeteilt in den Dienst seines himmlischen Meisters stellte und sich nicht ausschließlich seinem Berufe als Missionar widmete. Schon der Umstand, daß er auf eigenen Füßen und nicht unter der Direktion einer Missionsgesellschaft stehen wollte, daß er es vorzog, sich in freien Bahnen zu bewegen, war eine Gefahr für seinen stürmischen Geist, der sich nur zu leicht über das rechte Ziel hinaus verirrte. Zu bedauern ist es vollends, daß er sich in die Dienste der englischen Regierung begab und dabei Beamter und Missionar zugleich sein wollte. Dadurch verlor er den richtigen Maßstab für die Bekehrung der Heiden. Seine ganze Erscheinung aber erinnert an die Worte des Apostels: Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. 1. Kor. 3, 11.

Die indische Missionskonferenz in Madras.

Von Miss. Kiefel.

(Schluß)

Am Montag den 15. Dezember begannen die Plenarsitzungen der Konferenz mit Beratung der Vorlage des Komitees für Literatur. Die Vorlage brachte eine große Fülle von Material und Vorschlägen. Das Hauptergebnis war die Bildung eines literarischen Komitees für ganz Indien (inkl. Barma und Ceylon) mit neunzehn Zweigkomiteen für jedes Sprachgebiet. Es steht zu hoffen, daß infolge dessen sich großer Eifer aller Missionen auf dem literarischen Gebiete zeigen werde. Zudem haben wir nun Einigkeit und Einheitlichkeit auf diesem Gebiete. Der Zersplitterung und Verschwendung der Kräfte und Mittel wird dadurch gesteuert. Die Herstellung von Katalogen über alles schon Vorhan-

tont und wie folgt begründet: 259 681 000 Mohammedaner gibts in der Welt, 125 000 000 unter christlicher Herrschaft. Englands König beherrscht in Indien 62 000 000, d. i. dreimal soviel als der Sultan beherrscht. Ueber fünf Millionen hat ihre Zahl in Indien in zehn Jahren zugenommen, zum guten Teil durch Uebertritte von anderen Religionen. Nie seien alle mit der Predigt zu erreichen.

Die verschiedenen Hinduklassen und Buddhisten und die Wege, sie zu evangelisieren, war das nächste, bot aber nichts besonders wichtiges.

Lebhafter wurde es bei der Besprechung der Predigt unter den Bergvölkern und Ureinwohnern, deren Massenbewegungen zum Christentum als „ein wirkliches, echtes Werk des heil. Geistes in den Herzen dieser einfachen Leute“ anerkannt wurde. Die großen Erfolge sowohl als auch die Gefahr, daß diese Völker in nächster Zeit vom Hinduismus und besonders vom Islam aufgesaugt werden müssen, wurde als besondrer Grund anerkannt, daß mit bedeutend mehr Kräften als bisher an diesen Völkern gearbeitet werden müsse.

Mit schmerzlichem Bedauern wurde in der weiteren Verhandlung festgestellt, daß in verschiedenen Tributärstaaten die Christen nicht nur den größten Leiden ausgesetzt seien, sondern daß in einigen dieser Staaten die Predigt des Evangeliums überhaupt verboten sei. Dem zu begegnen, wurde ein Komitee eingesetzt, welches diese Frage studieren, Rat erteilen und wo es gut erscheint, bei der Regierung vorstellig werden solle. Da indes der auf Antrag des siebenten Komitees eingesetzte Ausschuß alle öffentlichen Fragen, also auch diese, behandeln und verfechten soll, werden sich wohl beide Ausschüsse zu einem vereinigen mit getrennten Sektionen für die verschiedenen Fragen. Jedenfalls aber sind nun sämtliche Missionen Indiens hier in einem Ausschuß vertreten, deren Einsetzung den indischen Fürsten und auch der englischen Regierung bald unangenehm fühlbar werden dürfte.

Bei der Besprechung der Arbeiter wurde die Notwendigkeit einer viel größern Zahl von Missionaren betont und eine entsprechende Bitte an die Heimatsgemeinde beschlossen. Mit gutem Grund wurde eine größere Kenntnis der Sprachen der Eingebornen von den Missionaren gefordert.

Die Beschlüße unter 3 und 4 waren von geringem allgemeinem Interesse. Von großem allgemeinem Interesse mag für viele zu Hause sein, was auf Grund der Vorschläge des sechsten Komitees über „Industrie in der Mission“ beschlossen wurde.

Die Bedeutung der Industrie in der Mission war von der Konferenz schon dadurch anerkannt, daß sie neben ärztlicher Mission

und Frauenmission besonders behandelt wurde. Die Konferenz erwärmte sich aber nicht besonders dafür und verneinte, daß es „ein wesentlicher Bestandteil der Missionsarbeit“ sei und sie ging überhaupt schnell über die Frage hinweg.

Ebenso kühl, ja ablehnend stellte sie sich zu der Frage von christlichen Kolonien oder Niederlassungen, daß also die Mission nur Christen und erwachsene Hungernotwaisen in besondre Dörfer sammelt und ihnen Feld, Ochsen u. s. w. gibt. Die wenigen Missionare, welche die Sache vertraten, hatten einen harten Stand. Und wie wenig empfehlenswert die Sache ist, geht aus zwei Bemerkungen des Komiteeberichtes hervor: 1. Nur unter europäischer Fachleitung kann solche christliche Niederlassung gedeihen. 2. Es ist energisch darauf hinzuarbeiten, daß sie sich sobald als möglich selbst erhalten. Also von Geldgewinn für die Mission ist hier ebensowenig die Rede als bei der Industrie. Um unsern armen Christen, besonders den durch die Hungersnot bei den Wucherern so tief verschuldeten Bauern zu helfen und um sie dauernd aus deren Händen zu retten, fand mehr Anklang der Vorschlag, kooperative Kreditbanken nach dem Muster der Reiffeisen und Schultze-Delitzsch-Banken zu gründen. Und ich glaube auch, dies ist der rechte Weg, unsern armen Bauern zu helfen. Die Sache wird zwar noch viel Kopfzerbrechen machen. Aber wo es versucht wurde, war der Erfolg ein guter. Auch einige meiner Gemeinden haben im kleinen einen erfolgreichen Versuch gemacht.

Am Mittwoch hatten wir Schule und Frauenarbeit zu besprechen.

Die Schulfrage ist seit Jahren in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen; infolge gemachter Erfahrungen haben sich die Ansichten geklärt, darum war auch die Konferenz in allen Hauptfragen einig. Einig waren alle darin, daß die allgemeine Bildung von der Dorfschule an bis zu den Universitätsexamina am besten in sogenannten „offnen Schulen“ erfolgt, wo also Christen und Heiden zusammen unterrichtet werden, daß aber der Religionsunterricht beider soviel als möglich in gesonderten Klassen erteilt werden müsse und daß die religiöse Erziehung der Katechisten, Lehrer und Pastoren unbedingt in gesonderten Klassen erfolgen muß.

Daß die Heranbildung unsrer eingebornen Gehilfen hier zum drittenmale besprochen wurde, nachdem wir schon bei den Verhandlungen über „die Gemeinden aus den Eingebornen“ und bei „Evangelisation“ darüber beraten hatten, war ein schwacher Punkt in der Geschäftsordnung. Es wäre ersprießlicher gewesen, wenn diese Frage nur von einem Komitee mündlich und allseitig bearbeitet und zur Besprechung und Beschlußfassung vorgelegt worden wäre. Durch die

Wiederholung haben wir Zeit verloren. Auch bei einigen andern Fragen war das der Fall.

Von weittragender Wichtigkeit war auch hier der Beschluß der Kooperation, daß die verschiedenen Missionen auf demselben Missionsgebiete soviel als nur möglich die Einrichtung gemeinsamer Erziehungsanstalten für Lehrer, Katechisten und Pastoren anstreben sollten. Die südindische Missions-Assoziation hat bereits für alle ihre Missionen eine solche gemeinsame Erziehungsanstalt und sogar auch ein gemeinsames, theologisches Seminar. Beide Anstalten werden von den „vereinigten presbyterianischen Missionen Südindiens" unterstützt. An dem „Christian College" in Madras, welches die englischen und schottischen Missionen schon gemeinschaftlich haben, sollen künftig auch noch andre Missionen gleichen Anteil erhalten. Die darüber noch schwebenden Verhandlungen lassen ein befriedigendes Endresultat erwarten. Als von wesentlicher Wichtigkeit für die Missionsarbeit wurde die Elementar- oder richtiger Dorfschule anerkannt. „Jeder Christ muß wenigstens lesen und schreiben können."

Die Besprechung der Frauenarbeit nahm einen etwas humoristischen Anfang. Die Vorsitzende des betreffenden 38 Frauen zählenden Komitees, Miß Rosa Greenfield, beklagte sich über Zurücksetzung der Frauen auf der Konferenz. Auf jedem Gebiet der Missionsarbeit sei die Frau zu finden: beim Aufbau der Kirche der Eingebornen, bei der Evangelisation, Erziehung, Literatur, ärztlicher wie industrieller Mission, kurz in jedem Arbeitszweige, aber in keine der betreffenden Komiteen sei auch nur eine Frau gewählt. Aber die Frau habe seit Jahren schon das Fahrrad der Männer bestiegen. Dieses habe erst ein großes Vorder- und ein kleines Hinterrad gehabt, so wie die gegenseitige Stellung von Mann und Frau früher gewesen sei. Aber wie man's jetzt für besser hielte, beide Räder gleich groß zu bauen, so stehe zu hoffen, daß man bei nächster Gelegenheit der Frau auch ihr Recht zugestehen werde.

Vom Leiter der Konferenz mußte sie sich sagen lassen, daß die Frauen mit einem Fünftel vom Ganzen unverhältnismäßig mächtig stark auf der Konferenz vertreten seien, daß sie eigentlich eine Konferenz für sich bildeten, welche sich hier der unsern anschlösse. — Leider fragte niemand, warum kein einziger Mann ins Frauenkomitee geschickt worden sei. Männer sind doch meist die Oberleiter, jedenfalls immer die Berater und öffentlichen Vertreter der Frauen in dieser Arbeit.

Besprochen wurde die schwierige Frage der Taufe von Frauen, deren Männer, Eltern und Verwandte Heiden bleiben, ja vielleicht gegen die Taufe sind; weiter die nicht weniger schwierige Frage: wie

den um ihres Christenglaubens willen ausgestoßenen Frauen ein Lebensunterhalt zu schaffen sei. Hierbei wurde die Anstalt von Pandita Ramabai lobend erwähnt. Literatur für Frauen, die Arbeit an den Gefallnen und die Arbeit an den Frauen im Dorfe fehlten gleichfalls nicht bei der Besprechung. Das Ganze war mehr ein Bericht und eine Besprechung über den gegenwärtigen Stand der Frauenarbeit. Beschlüsse von irgendwelcher Bedeutung wurden gar nicht vorgelegt. Vergessen wurde aber nicht, der großen Sorge der Frauen, der Verheiratung ihrer Zöglinge genügende Beachtung zu schenken. Sogar die Poesie wurde dabei in's Feld geführt. „Ehen werden im Himmel geschlossen", sei nicht biblisch und nicht ganz richtig. Die Notwendigkeit, hier ein wenig in des Rades Speichen zu greifen, um den Wagen in Gang zu bringen, wurde da klar erwiesen und gewünscht, in den christlichen Vereinen junger Männer und deren Vereinigungen und Zusammenkünften die Mädchen und jungen Burschen zusammenzubringen, damit sie sich kennen lernten. Doch das war nur ein Wunsch des Frauenkomitees. So leicht ist die Frage der Verheiratung der Waisenmädchen nicht, und den guten Damen mags manchmal herzlich schwer werden, ihre Schützlinge an den Mann zu bringen, zumal sie ja selbst fast alle unerfahren sind auf diesem Gebiete.

Der letzte Konferenztag brachte zunächst die Besprechung der Vorlagen des siebenten Komitees: „Gegenseitige Rücksicht (Comity) und öffentliche Fragen." Unter öffentlichen Fragen wurde das Verhältnis der Regierung zur Mission besprochen und eine Dankadresse für unparteiische Gerechtigkeit und Schutz beschlossen.

Lebhafte Diskussion rief das nächste Thema: „Opium und Schnapshandel hervor. Im Komitee hatte eine Anzahl von uns beantragt, in respektvoller aber klarer Sprache der Regierung in einer Petition Vorstellungen zu machen und zweitens einen Ausschuß zu ernennen, welcher namens der Konferenz den öffentlichen Kampf über ganz Indien gegen beide Uebel organisieren und leiten solle. Gegen eine Petition an die Regierung waren die meisten, weil zur Zeit ein Erfolg nicht zu erwarten sei. Einstimmig aber waren alle dafür, daß gegen Opium wie Schnapshandel energisch und einheitlich vorgegangen werden müsse. Das Opiumlaster nimmt auch in Indien langsam aber stetig, der Trunk in erschreckender Weise zu, und das zum großen Teil infolge der Regierungspolitik in der Frage. Der Gewinn der Regierung durchs Opiummonopol ist zwar im letzten Jahre 1900/01 gegen das Vorjahr 1898/99 von 4 630 981 Pfund Sterling auf 2 230 308, also um 2 400 679 zurückgegangen, doch das ist nur vorübergehend und infolge der

Hungersnot. Und dem Weniger der einen Jahreseinnahme steht ein Mehr in der Herstellung von Opium in den Regierungsfabriken von Bengalen um 5358 Kisten gegenüber. 87 636 Acres wurden allein in Bengalen bebaut und den Opiumbauern dafür 300 000 Rupien gezahlt. Eine allgemeine zuverlässige Statistik des Opiumshandels ist überhaupt nicht zu haben. Das Opiumübel läßt sich auch nicht allein nach Zahlen beurteilen, sondern nach seinen Folgen; und diese sehen nur die, welche unter dem Volke leben. Ganz ebenso ist's mit dem Schnapshandel. Die Schnapsläden werden von der Regierung an den Meistbietenden verpachtet. Im Jahre 1885 betrug der Gewinn der Regierung 2 840 000 Pfund Sterling (à 20 Mark), in 1900 dagegen 4 127 000. Das ist das Doppelte, wenn dabei der Ausfall der Rupien in Rechnung gezogen wird. — Das Resultat unsrer Beratungen war die Erklärung: „Die Konferenz bedauert tief die furchtbaren Folgen des Opium- und Schnapshandels, und ihre Mitglieder verpflichten sich zu erneuter Anstrengung zur Abschaffung desselben.

Weit wichtiger aber war die Einsetzung eines ständigen Ausschusses der Konferenz, welcher im Namen der Konferenz irgendwelche in Indien bestehenden, die Freiheit und gesetzlichen Rechte der Christen bedrohenden öffentlichen Mißbräuche, wie den Schnapshandel, den Opiumhandel und andere öffentliche Fragen zur Kenntnis der Regierung bringen und auf ihre Abschaffung dringen soll. Bestehende Missions-Konferenzen und Vereinigungen sollen sich in allen öffentlichen Fragen an diesen Ausschuß wenden." Gott gebe, daß nun ein frischer, fröhlicher Kampf auf der ganzen Linie gegen diese Uebel entbrenne.

Eins der allerwichtigsten Themas war das folgende: Missionary-Comity. Für das vielsagende englische Wort Comity gibt's im Deutschen kein Wort. Es bedeutet gegenseitige Rücksichtnahme, gegenseitiges Wohlverhalten. Wie viel Elend und Schaden und Gewissensverwirrung hat die Mission schon erlebt, weil dieses Gesetz christlicher Liebe von den Missionen vielfach verletzt wurde, dadurch, daß sich eine Mission in das Gebiet einer andern eindrängte oder ihnen gar ihre Christen raubte. Besonders haben sich die Methodisten und die englische Hofkirche (S. P. G.) dagegen verfehlt. Alle früher angewandten Mittel, diesem Unrecht zu steuern, blieben fruchtlos. Wir hatten darum nach langer, heißer Debatte der Konferenz die Einsetzung eines Schiedsgerichts empfohlen. Besonders heiß war der Kampf um den Grundsatz möglichster territorialer (geographischer) Abgrenzung der Missionen. Dagegen wehrte sich die Hochkirche gewaltig. Die Freiheit des Geistes, die Pflicht, nicht nur

den eigenen Christen nachzugehen, sondern auch den eignen Landsleuten und die darausfolgende Notwendigkeit, auch dort Mission zu treiben, die Pflicht jedes einzelnen ausgewanderten Christen, überall Christum zu bekennen und Seelen zu gewinnen suchen, welche dann natürlich nicht andern Missionen überwiesen werden könnten; die Behauptung, daß alle Kirchen und Bekenntnisse, unbeschadet der Einigkeit im Geiste, nur im freien geistigen Kampfe den Eingebornen die volle Wahrheit des Evangeliums nahe bringen könnten und diese dann frei entscheiden müßten — alle diese Einwände wurden den Gegnern immer einer nach dem andern widerlegt. Ausschlaggebend wirkte der Hinweis auf die Praxis der englisch-kirchlichen Mission, die sich streng an den Grundsatz geographischer Missionsgebietsteilung gehalten hat und nie in fremde Gebiete eingedrungen ist. Die Zeit interterritorialer Mission ist für Indien noch lange nicht gekommen. Sie wird gekommen sein, wenn die Kirchen Indiens selbständig und unabhängig sein, also eine ausländische Mission nicht mehr nötig haben werden.

Daß geographische Abgrenzung der Missionsgebiete sehr leicht möglich und für viele Missionen noch Raum da ist, wurde durch folgende überraschende Zahlen erwiesen: Kathiawar hat 3 000 000 Einwohner und 3 Missionare. — Chanda in den Zentralprovinzen, mit einem Flächeninhalt von 215 deutschen Quadratmeilen, mit 2700 Dörfern und 690 000 Einwohnern hat keinen einzigen Missionar. — Rajpur hat bei 12 000 000 Einwohnern nur 12 Missionare. — Bhopal mit 2 000 000 Einwohnern ist der Mission eben geöffnet worden. — Dakka hat 2 209 000 Einwohner und nur 2 Missionare. — In Tipperah arbeiten 4 Frauen unter 1 500 000 Heiden. — Pubna hat für 3 000 000 Einwohner nur 5 Missionare. — Ballia hat auf 924 763 Einwohner keinen Missionar. — Radschputana hat auf über 12 000 000 Bewohner nur 24 Missionare. — Nordbengalen hat 10 000 000 Bewohner und nur 8 Missionare. — Kutsch soll die Bevölkerung von Uganda haben und hatte nie einen Missionar.

Folgende Beschlüsse gingen schließlich aus der Debatte hervor: 1. Obwohl die Konferenz das Recht aller Missionen anerkennt, ihre eignen in andere Provinzen ausgewanderten Mitglieder selbst zu versorgen, wie auch die Freiheit der Christen im Denken und Handeln, hält sie dennoch an dem Grundsatz territorialer (geographischer) Abgrenzung der Missionsgebiete fest. Ohne Not soll keine Missionsgesellschaft in das Gebiet einer andern eindringen. — 2. Die Bildung konföderativer Vereinigung verschiedener Missionen auf demselben Gebiete wird empfohlen, wie die südindische Missions-Assoziation,

ferner Zusammengehen in der Arbeit, wo es möglich ist. — 3. In Verbindung mit der Dezennial-Konferenz wird ein Board of Arbitration (Schiedsgericht) eingesetzt aus Vertretern (35) aller auf der Konferenz vertretenen Missionen. Andre Missionen können später beitreten. Fünfzehn Glieder dieses Schiedsgerichts bilden die ausführende Behörde. Jeder Streit soll nach Möglichkeit von den betreffenden Missionen selbst beglichen werden. Erst wenn das unmöglich scheint, soll das Schiedsgericht angerufen werden. Für das Schiedsgericht gelten folgende Grundsätze:

a) Es tritt nur in Tätigkeit, wenn es von beiden oder einer streitenden Partei angerufen wird. — b) Seine Entscheidungen sind endgültig. — c) Bei der Ernennung der Mitglieder eines Schiedsgerichts in einer besondern Sache sind beide streitende Parteien gleichmäßig zu berücksichtigen. — d) Das Schiedsgericht soll sich eingehende Kenntnis von unbesetzten Missionsfeldern verschaffen, um den Heimatsgemeinden sagen zu können, wo noch Missionsarbeit nötig ist. — Den Missionsgesellschaften sollen obige Beschlüsse zur Annahme und Beschlußfassung vorgelegt und empfohlen werden.

Mit der Beratung der Vorlage über ärztliche Missionen machte die Konferenz den Schluß. Diese ganze Beratung drehte sich um mehr technische Fragen und dürfte wenig interessieren. Damit hatte die Konferenz ihr Programm erschöpft.

Jedes Mitglied hat einen reichen Gewinn mit nach Hause genommen. Die Einigkeit im Geiste, die Macht der Mission ist in dieser Konferenz nicht nur neu zur Darstellung gekommen, sondern auch gewaltig gefördert worden. Ich nenne hier nur die verschiedenen Ausschüsse und das Missionsschiedsgericht. Alle Missionen werden von dieser Konferenz beeinflußt werden. Einzelnen wie der Mission im großen und ganzen ist ein neuer Anstoß zu ernsterer, eifrigerer und gründlicherer Arbeit gegeben worden. Der Herr der Ernte lege reichen Segen auf alle Beratungen und Beschlüsse.

Zum Bilde:

Basler Missionskapelle in Pukak (China).

Im März dieses Jahres waren es 50 Jahre, daß die Pioniere der Basler Mission in China, Hamberg, Lechler und Winnes sich auf ihrer ersten festländischen Station Pukak, eine Stunde von Lilong entfernt, niederließen und hier ihre erste Gemeinde sammelten.

Aber ihre Wirksamkeit war nicht von langer Dauer. Unter den Stürmen des Jahres 1856, die durch die Beschießung von Kanton herbeigeführt wurden und wodurch sich der Fremdenhaß in gesteigerter Weise kundgab, mußten sich die Missionare wieder vom Festland nach dem englischen Hongkong zurückziehen. Damit hörte Pukak auf, eine Missionsstation zu sein und zugleich kam mit der Vertreibung der Missionare aus Pukak das erste Jahrzehnt der Basler Mission in China zu einem wehmütigen Abschluß. Zwar konnte es Missionar Winnes drei Jahre später wieder wagen, sich auf dem chinesischen Festlande niederzulassen, aber er tat dies nicht in dem von ihm zuerst besetzten Pukak, sondern in dem nahen Lilong, das noch heute als Basler Arbeitsposten besteht und zugleich die älteste deutsche Missionsstation auf dem chinesischen Festland ist.

In Pukak wurde von da ab Jahrzehnte lang kein Gottesdienst mehr gehalten. Erst in neuerer Zeit sammelte sich daselbst wieder ein Häuflein von Christen, das von einem chinesischen Pfarrer bedient wurde. Nun hat auch die historische Missionsstätte ihre eigene Kapelle erhalten, die sich die Christen mit Hilfe ihrer chinesischen Glaubensgenossen erbaut haben. Ihre Einweihung, die am 20. Juni vorigen Jahres erfolgte und wozu sich verschiedene Missionare und zahlreiche Christen von nah und fern, darunter einige aus der alten Zeit einstellten, gestaltete sich zu einem herrlichen Feste. Ist es doch eine wunderbare Fügung Gottes, daß nun nach 50 Jahren sich wieder ein Gotteshaus an der Stätte erhebt, wo vor Zeiten die erste Saat aufsproßte und durch die feindseligen Heiden wieder zertreten wurde. Und wie die Kapelle nach außen hin ein schmuckes Aussehen zeigt, so ist auch ihr Inneres würdig ausgestattet. Die Kanzelbekleidung zeigt ein schönes weißes Kreuz auf blauem Seidengrunde gestickt. Die Altarbekleidung ist aus gelber und blauer Seide hergestellt. Ueber der Kanzel liest man auf einer schwarzen Holztafel in vier vergoldeten chinesischen Zeichen: „Das Wort des Herrn bleibet in Ewigkeit." Auch sonst sind nach chinesischer Sitte noch verschiedene Inschriften mit christlichen Sinnsprüchen angebracht, teils auf Wandtafeln, teils auf seidenen, schön gestickten Rollen. Die Hauptsache aber ist, daß das neue Gotteshaus ein Sammelpunkt werde für alle umwohnenden Chinesen zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit.

Missions-Zeitung.

Zwei Sittenbilder aus den Kolonien. Zunächst ein solches aus Madagaskar, das der norwegische Missionar Stene entwirft. Nachdem er von den Gefahren, die den Sakalava-Mädchen durch die französischen Kolonialtruppen und durch die arabischen und indischen Kaufleute drohen, gesprochen hat, fährt er fort: „Aber das verführerischste Heidentum ist doch das, welches von Weißen, von Kolonisten, Kaufleuten und Soldaten verbreitet wird. Denn es ist einträglich; der Europäer bezahlt sogar mit Gold. Die eingeborenen Frauen machen sich Halsbänder von Goldstücken und sie können sich Geschmeide kaufen. Und während die heidnische Frau, die ihrem Gatten die Treue bewahrt, und das junge Mädchen, das bei ihren Eltern bleibt, sich durch Arbeit kümmerlich ernähren müssen, trägt die (eingeborene) „Frau" eines Europäers neue Kostüme, ein dreifaches Perlenhalsband um den Hals und zwei silberne Armspangen um das Handgelenk, ungerechnet das Gold, das sie ihrem Hause zuführt. Ihre Familie aber, weit davon entfernt, die Stellung einer solchen „Frau" zu verachten, rechnet sie sich vielmehr zur Ehre an. Kehrt der Europäer in sein Heimatland zurück, so findet die Person nun umso leichter einen Mann."

Und von der Goldküste schreibt der Basler Missionar Bauer in Begoro: „In gar manchen Orten Akems haben sich Europäer niedergelassen, die den Goldgehalt des Landes prüfen; eigentlich Gold graben wollen und können es jetzt noch nicht, da es an Maschinen fehlt. Auch scheint es mir, daß sie nur darauf aus sind, ihre Aktien loszuschlagen und zwar möglichst hoch. Deshalb bohrt und gräbt man da und dort und sendet großartige Berichte ins Land hinaus, um Käufer anzulocken. Die meisten dieser Europäer, wohl fast alle, führen kein christliches Leben; im Gegenteil, so schlecht wie sie, führen sich selbst Heiden nicht auf. Selbst der schlechteste Heide ist kein Atheist; er weiß, was schlecht ist, er weiß aber auch, daß ein Gott ist, und er fürchtet seine Götter. Jene aber scheuen sich vor nichts mehr. Sonntag wird nicht gehalten. An einigen Orten verboten sie sogar den Christen das Läuten der Glocke, weil es sie störe; sie aber zerschlugen den ganzen Tag Steine und ließen die Schmiede hämmern. Dabei sind manche von ihnen Säufer und Wüstlinge, so daß es selbst den Heiden graut. Sehen sie ein nettes Mädchen, so muß es zu grunde gerichtet sein; gefällt es ihnen nicht mehr, so wird es weg-

gejagt. Sind sie auf der Reise, so muß ihnen ihr Diener Weiber besorgen. Geht einer zurück nach Europa, so leiht er seine Mädchen einem seiner Freunde, bis er zurückkommt, und das ist selbst den Heiden ein Greuel. Wieder andere suchen durch freundliches, gefälliges Wesen sich den Leuten angenehm zu machen, indem sie ihnen in allem nachgeben, um sie gegen die Mission einzunehmen. Die Mission ist solchen Leuten bis in die Seele hinein verhaßt; denn wir seien schuld daran, sagen sie, daß sie hier nicht machen können, was sie wollen: den Leuten ihr Land unentgeltlich abnehmen, sie wie Sklaven mit der Peitsche ohne Bezahlung zur Arbeit treiben u. s. w. Unsere Lehrer und Katechisten suchen sie durch noble Behandlung an sich zu fesseln; sie bieten ihnen Cigarren und Champagner an, und durch viele süße Versprechungen locken sie sie aus dem Missionsdienst. Denn sie selber lernen die Landessprache nicht, und deshalb sind ihnen unsere englisch sprechenden Leute als Vermittler unentbehrlich. — So arbeitet die glaubenslose, gewinnsüchtige Kultur am Ruin der Heidenvölker.

Tibet. Durch den neuerdings zwischen Rußland und China abgeschlossenen Vertrag, der auch einige Artikel über die Stellung der beiden Mächte in Bezug auf Tibet enthält, erscheint das letztere künftighin für die evangelische Mission noch verschlossener zu sein, als dies ohnedies bis jetzt schon der Fall war. Denn der dritte Artikel des Vertrags lautet: „In Tibet soll gänzliche Religionsfreiheit, soweit sie den russisch-orthodoxen Glauben und den Lamaismus betrifft, eingeführt werden; dagegen sollen alle anderen religiösen Lehren durchaus untersagt sein. Zu diesem Zweck sind der Groß-Lama und der Superintendent der russisch-orthodoxen Mission in Peking verpflichtet, in freundlicher Weise gemeinschaftlich dahin zu wirken, daß die freie Verbreitung dieser beiden Religionen gesichert sei; zugleich aber sollen sie auch mit allen nötigen Mitteln dafür sorgen, daß alle religiösen Streitigkeiten vermieden werden.“

Barma. Nach dem letzten Census leben in Barma nicht weniger als 73365 Mönche und andere „geistliche“ Persönlichkeiten, die lediglich vom Almosen der buddhistischen Bevölkerung unterhalten werden. Man ersieht daraus, wie reich das Land sein muß, das eine solche Menge von Leuten zu erhalten vermag, die ohne alle Beschäftigung nur dem Müßiggang leben. Anderseits läßt diese Tatsache auch erkennen, welch hohe Bedeutung der Buddhismus dem Almosengeben beilegt. (Mission Field.)

China. Von der stark vertretenen Volksklasse der chinesischen Bettler gibt Missionar R. Wilhelm in der „Zeitschrift für Missions-

kunde und Religionswissenschaft" (S. 103 ff.) eine sehr anschauliche Schilderung. Er schreibt: Eine naturnotwendige Folge der chinesischen sozialen Verhältnisse ist, daß es immer eine Anzahl Leute gibt, die keinen Anteil am Tisch des Lebens haben, sondern außerhalb der organischen Gesellschaft stehen. Ihre Zahl ist schwankend: Kriegsläufte, Revolutionen und Hungersnöte treiben ihnen neue Scharen zu; in fruchtbaren Jahren und Friedenszeiten gelingt es einem größeren Teil, sich über Wasser zu halten. Doch immer ist die Zahl der Ausgestoßenen nicht gering, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man einmal die Schwelle eines Yamens überschritten hat, wo immer ganze Scharen unter dem Schutz der äußeren Tore ihre Wohnung haben. Außerdem wohnen sie in alten Tempeln, verlassenen Häusern und zum großen Teil buchstäblich auf der Straße.

Die Arten, ihren Lebensunterhalt zu fristen, sind äußerst verschieden. Vom Krüppel, der an der Landstraße sitzt und sein ewig gleiches Lied ableiert, bis zum eigentlichen Dieb und Räuber gibt es unendlich viele Zwischenstufen. Leicht ist es ihnen nicht gemacht, so viel zusammenzubringen, als sie brauchen. Oeffentliche Armenpflege existiert bis auf minimale Ansätze nicht, und auch die Privatwohltätigkeit bewegt sich in verhältnismäßig engen Grenzen. Und man muß, um gerecht zu sein, auch zugestehen, daß es sich hier um einen Mißstand handelt, der äußerst schwierig und nur durch Aenderung der ganzen sozialen Verhältnisse bewältigt werden kann.

Andererseits haben die Bettler, so lange sie sich in ihren ziemlich weitgesteckten Grenzen halten, auch keine Unannehmlichkeiten von der Polizei zu befürchten.

Man muß sich wundern, auf welche Methoden die Leute verfallen, um die Aufmerksamkeit, die mehr oder weniger freiwillige Wohltätigkeit in Bewegung zu setzen. Vom Zurschautragen aller möglichen, oft geradezu gräßlichen Verkrüppelungen nicht zu reden, kommen doch selbst weitgehende Verstümmelungen am eigenen Leib oder an mitgeführten Kindern vor, die eigens zu diesem Zweck vorgenommen werden. Es soll vorkommen, daß Kinder von Geburt an zu diesem Beruf zugerichtet werden. Schreckliche Fälle werden erzählt von Kindern, die zu unförmlichen Klumpen zusammengeschnürt und so ernährt werden, daß, wenn sie ausgewachsen sind, der ganze Leib eine gestaltlose Masse bildet, von deren Anblick die Vorübergehenden sich nur durch eine Geldspende loskaufen können.

Andere benützen die Enge einer Straße, um ihre Füße unter die Räder vorüberfahrender Wagen zu strecken, so daß der Wagentreiber nur die Wahl hat, sie zu überfahren oder sie durch eine Gabe zum Zurückziehen des Fußes zu bewegen. Andere gehen noch weiter

in der Ausnützung der schlechten Wege. Zuweilen führt die Straße durch sumpfiges Land. Sie benützen die Gelegenheit und ziehen einen Graben quer über den Weg, so daß die Straße ungangbar ist. Darüber haben sie nun ein Brett als Brücke gelegt und erheben von den Vorübergehenden Brückenzoll. Bekanntlich sind die kleineren Flüsse in den seltensten Fällen überbrückt, sondern die Straßen führen mit Benützung seichter Stellen quer über den Fluß. Fußgänger werden gegen ein Trinkgeld von immer bereit stehenden Menschen hinübergetragen, während die Wagen durchs Wasser fahren. Auch hier haben findige Menschen Gelegenheiten entdeckt, ihre Dienste unentbehrlich zu machen. Sie vertiefen auf der einen Wegseite die Wagengeleise, so daß die Wagen beim Flußübergang das Gleichgewicht verlieren und ins Wasser fallen. Der Besitzer hat außerdem, daß alles im Wagen durchnäßt ist, noch die Annehmlichkeit, durch ein paar Stränge Käsch rasch die dabei stehenden Attentäter zu gewinnen, um seinen Wagen wieder aufzurichten.

Daß unter den Bettlern auch allerlei Vereinigungen und Organisationen bestehen, ist ohne weiteres klar. Von einer besonders merkwürdigen Organisation wird berichtet, deren Mitglieder mit großen Messern bewaffnet betteln. Diese Messer benützen sie dazu, um, falls man ihnen auf ihre Bitten nichts gibt, sich plötzlich im Gesicht eine Wunde beizubringen. Das kann für Markthändler, die ihre Waren auf dem Boden ausgebreitet haben, unter Umständen sehr peinlich werden. Die Waren werden blutig und beschmutzt, es gibt einen Auflauf, dabei wird wohl auch manches verdorben und die Käufer ziehen sich selbstverständlich zurück. Innerhalb dieser Bettlergilde soll die Regel bestehen, daß an jedem Markttage diejenigen ausgelost werden, die sich zu verwunden haben. Die Getroffenen trinken sich dann Mut zu und kommen an dem betreffenden Tag mit Sicherheit zu ihrer Wunde. Sie haben eine besondere Geschicklichkeit darin, sich ungefährlich und doch möglichst auffallend zu verwunden. Besonders auf den Dorfmärkten, wo sich die Leute viel leichter einschüchtern lassen, sind diese Messerbettler häufig.

Doch sind unter den Bettlern, ebenso wie unter den übrigen Menschen, gute und böse, wie Schafe und Ziegen in einer chinesischen Herde, fast ununterscheidbar gemischt. Dafür ein Beispiel, das vor kurzem in Kaumi vorgekommen ist. Im dortigen Hospital kam ein Blinder an, der seine alte blinde Mutter auf dem Rücken daherschleppte, ob ihre Augen nicht könnten geheilt werden. Die beiden sind vollkommen mittellos. Er hat seiner Mutter in einem Winkel des Yamentors eine Art Bretterverschlag zurecht gemacht, wo sie im Freien kampiert. Er selbst geht umher, um ihrer beider Lebensunterhalt zu

erbetteln. Als ihm einmal statt Geld eine Schüssel Suppe gereicht wurde, kostete er sie, und als er sie für gut fand, rannte er sofort damit zu seiner Mutter, um ihr den Genuß zukommen zu lassen. Dabei ist er stets zufrieden und in seiner freien Zeit als pietätvoller Sohn eifrig bemüht, seine Mutter durch Gesang und freundliches Wesen zu erheitern: ein leuchtendes Menschenbild mitten im Schmutz der ausgestoßenen Menschheit. Glücklicherweise konnte ihm wenigstens etwas geholfen werden. Seine Mutter zwar konnte nicht operiert werden, da ihre Augen vollständig zerstört sind, doch konnte ihm selbst durch eine glückliche Operation das Augenlicht wieder gegeben werden. Der Kreisbeamte wurde auf ihn aufmerksam, und zur Aufmunterung der Tugend wurde ihm und seiner Mutter ein Aufenthalt im städtischen Blindenhaus gewährt, und eine Geldsumme soll ihn instandsetzen, einen kleinen Handel zu eröffnen, um seinen und seiner Mutter Lebensunterhalt zu verdienen.

Kongo-Freistaat. Kürzlich hat der Sekretär der „Aborigines' Protection Society" (Gesellschaft zum Schutz der Eingeborenen), H. R. Fox Bourne, ein Buch erscheinen lassen unter dem Titel: „Civilisation in Kongoland", das allerwärts großes Aufsehen erregt. Er hat darin eine zusammenfassende Geschichte des Kongostaates gegeben und dabei die Frage beantwortet, ob der Kongostaat auch wirklich die Hoffnungen erfüllt habe, die man bei seiner Gründung hegte. Diese gingen darauf, daß für die ganze Bevölkerung seines weiten Gebiets, ja für ganz Centralafrika eine Art goldenes Zeitalter anbrechen werde, da Ausrottung des Sklavenhandels mit all seinen Begleiterscheinungen und Einführung christlicher Kultur und Civilisation als die hohen selbstgestellten Aufgaben des jungen Staatswesens in feierlichster Form vor aller Welt hingestellt worden waren. Auch die Gesellschaft zum Schutz der Eingeborenen war damals so sehr von der Gründung des Kongo-Freistaats eingenommen, daß sie in ihm einen mächtigen Bundesgenossen in ihrem Streben auf Schutz und Hebung der eingeborenen Bevölkerung jener Länder erblicken zu dürfen glaubte und deshalb den König Leopold II. die Stelle eines Ehrenmitglieds anzunehmen bat. Heute hat die Gesellschaft schon längst eingesehen, wie sehr sie sich getäuscht hat. Seit Jahren führt sie ihren schwersten Kampf gerade gegen den Staat, dessen Souverän ihr einstmaliges Ehrenmitglied ist. Und ihr Sekretär erbringt jetzt in seinem Buche den quellenmäßigen Nachweis, daß die Eingeborenen des Kongo-Freistaates unter einer Herrschaft stehen, die härter und drückender ist, als es die der Halbaraber im Manyema-Gebiete gewesen ist. Denn die Verwaltung, die es nur auf Ausbeutung der

Bevölkerung abgesehen hat, fußt zum Teil auf einem System, das nur eine Sklaverei im neuen Stil herbeiführt. (Nach: Die deutschen Kolonien, S. 71.) Wir hoffen demnächst nähere Mitteilungen im Missions-Magazin über die dortigen Zustände zu bringen.

Berichtigung. Aus Dänemark geht uns die berichtigende Notiz zu, daß es sich bei dem neuen Missionsunternehmen in Arabien (Miss.Mag. S. 226 f.) nicht um einige dänische Missionare handelt, sondern nur um einen, der von Hebron aus bereits unter den Beduinen missioniert hat. Die beiden übrigen dänischen Missionare, darunter ein Missionsarzt, sind in Damaskus stationiert und zwar steht der Arzt vorläufig am dortigen Hospital der „Edinburger ärztlichen Mission".

Bücheranzeigen.

Warneck G., Professor und Doktor der Theologie, **Evangelische Missionslehre,** 3. Abteilung, Schlußabschnitt: Das Missionsziel. Gotha, F. A. Perthes, 1903. Mk. 4.40.

Mit Freuden begrüßen wir den letzten, 5. Band der Warneckschen Missionslehre. Nun ist ein Werk vollendet, das einzig in der deutschen Missionsliteratur dasteht, die reife Frucht eines dem Studium der Mission und der Arbeit für sie gewidmeten Lebens, eine Quelle reicher Belehrung für den Missionsarbeiter wie für jeden, der ein tieferes Verständnis der Mission mit ihren Aufgaben und Problemen sucht.

Der vorliegende abschließende Band behandelt unter dem Titel „das Sendungsziel" in sechs Kapiteln das Problem (Kap. 43), die Mitarbeit der Eingeborenen als allgemeine Dienstpflicht (44), den eingeborenen Lehrstand (45), die finanzielle Selbstunterhaltung der heidenchristlichen Kirchen (46), die Organisation der Gemeinde (47) und den kirchlichen Verband (48). Es handelt sich kurz gesagt um die Aufgaben, die sich daraus ergeben, daß die Mission nicht nur einzelne Heiden zum Glauben zu führen und zu taufen, sondern aus ihnen Gemeinden, beziehungsweise größere kirchliche Verbände zu bilden und dieselben der kirchlichen Selbständigkeit entgegenzuführen hat. Manche der behandelten Fragen treten am Anfang der Arbeit noch nicht an die Mission heran (wiewohl ein klares Urteil darüber im Interesse eines von Anfang an zielbewußten Betriebes auch schon für den Anfang wertvoll ist), erheben sich aber nach Ueberschreitung des Anfangsstadiums. Heute ist dieses Anfangsstadium an vielen Orten längst überschritten und ihre ganze Entwicklung in der Gegenwart nötigt die Mission, mit allem Ernste an der kirchlichen Organisation der Heidenchristen und heidenchristlichen Gemeinden weiterzuarbeiten und ihre Entwicklung zu kirchlicher Selbständigkeit zu fördern und zu leiten. Es darf daher gerade der vorliegende Band als besonders zeitgemäß und den Bedürfnissen der Gegenwart entgegenkommend bezeichnet werden.

Die verschiedenen Probleme werden klar und nüchtern behandelt in gesundem kirchlichem Sinn ohne Ueberspannung und ohne Doktrinarismus, in beständigem Hinblick auf die realen Verhältnisse des Missionsgebietes und der

werdenden heidenchristlichen Kirche. Obwohl der Verfasser in diesem Band nicht viel mit konkreten Beispielen illustriert, sondern Zustände und Verhältnisse mehr im allgemeinen charakterisiert, so merkt man doch überall seine eingehende Bekanntschaft auch mit solchen Verhältnissen, die in der gewöhnlichen Missionsliteratur nicht behandelt werden, und mit dem gesamten Missionsbetrieb. Vor der Gefahr einer der natürlichen Entwicklung ungeschickt vorgreifenden und sie nach vorher ausgebildeter Theorie bindenden kirchlichen Gesetzgebung, wie einer zu gesetzlichen Gestaltung und Handhabung der Kirchen- und Gemeindeordnung sucht Warneck zu bewahren und vermeidet selbst in seinen Ratschlägen diese Gefahr, wie mir scheint, glücklich, ohne deswegen zu verkennen, daß eine Erziehung werdender heidenchristlicher Gemeinden ohne Gesetz nicht auskommen kann. Gegenüber dem ungeduldigen Drängen mancher Missionen auf Selbständigkeit der heidenchristlichen Gemeinden wird unter Hinweisung auf die in dem Charakter der heidnischen Völker liegenden Schwierigkeiten auf besonnene Nüchternheit gedrungen, und gegenüber einer da und dort sich zeigenden Neigung, „die kirchliche Selbständigstellung wesentlich zu einer Finanzfrage zu machen“, mit vollem Rechte betont, daß mit Aufbringung der Mittel zur Selbsterhaltung die geistige Selbständigkeit noch nicht gegeben oder garantiert ist (Seite 38).

Bei großer und dankbarer Zustimmung nicht nur zu dem Geist, in dem das Ganze geschrieben ist, sondern auch zu den lehrreichen Ausführungen im einzelnen sind es nur wenige Punkte, gegen die ich Bedenken geltend zu machen habe. Es mögen einige Einwendungen zum Wort kommen. Seite 43 wird mit Recht gefordert, daß man aus den eingeborenen Christen Arbeiter zu gewinnen suche und sich dabei nicht auf schulmäßig herangebildete und bezahlte beschränke. Aber wenn nun weiter gesagt wird, man solle überhaupt nicht sofort mit der schulmäßigen Ausbildung von Arbeitern (die dann bezahlt werden müßten) beginnen, so habe ich Bedenken gegen diesen Rat. In vielen Missionsländern bieten sich gerade in der Anfangszeit aus den Reihen der erwachsenen Christen nur Leute dar, die weder lesen noch schreiben können. Solche Leute mögen bei aufrichtiger Frömmigkeit und löblichem Eifer im Bund mit guter natürlicher Begabung manchen guten Dienst tun, aber sie sind für ihre geistliche Erkenntnis allein auf das angewiesen, was sie direkt vom Missionar erhalten, und müssen, sobald sie nicht mehr in der Umgebung des Missionars sind, geistlich verarmen, da sie nicht imstande sind, den kleinen Fonds christlicher Erkenntnis selber aus der Bibel zu vermehren. Solche Leute haben sich bald ausgepredigt. Die Forderung, die Warneck im Blick auf die freien Mitarbeiter aus den Gemeinden S. 41 stellt, „daß der fortführende mündliche Unterricht (durch den Missionar) der Ergänzung durch lichtvolle Lehrschriften und durch selbständiges Schriftstudium bedarf,“ ist im Anfangsstadium der Mission meist nicht erfüllbar, da alle Voraussetzungen — sogar die nötigen Schriften selbst — dafür fehlen. So weit ich es überblicken kann, ist es die Erfahrung auf allen vier Gebieten der Basler Mission, daß sich, vielleicht von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, Leute ohne allgemeine Geistesbildung und spezielle Berufsausbildung bald als ungenügend erweisen, und andere sind vielfach überhaupt nicht zu bekommen, wenn die Mission nicht für solche Ausbildung sorgte. Soviel ich sehe, hatte es die Basler Mission nicht zu bedauern, daß sie möglichst früh die Heranbildung von Missionsgehilfen in Angriff nahm. Liegen gar die Dinge so, daß man sich genötigt sieht, von Anfang an besonders auf die Jugend durch die Schule zu wirken — und das ist oft genug der Fall — so nötigt das Bedürfnis der Schule zur Ausbildung von Lehrern, die dann naturgemäß auch die ersten Missionsarbeiter an den

Erwachsenen werden und auch dafür vorbereitet werden müssen. Nach den Erfahrungen der Basler Mission bin ich geneigt, der Warneckschen Anweisung den Rat gegenüberzustellen, möglichst früh mit der Ausbildung von Gehilfen zu beginnen, aber allerdings diese Ausbildung im Anfang in bescheidenen Grenzen, wie sie durch den gesamten Kulturstand des betreffenden Volkes gegeben sind, zu halten.

Wenn dann in dem Abschnitt über Heranbildung eingeborener Mitarbeiter S. 100 empfohlen wird, daß die Zöglinge der Predigerseminare sich selbst erhalten sollen, so ist gewiß die pädagogische Berechtigung dieser Forderung anzuerkennen, aber auch die Schwierigkeit, beziehungsweise Unmöglichkeit der Durchführung dieses Grundsatzes. Man erwäge die Armut der indischen Christen oder mache sich klar, daß der Sohn eines armen Bauern in China in ein mehrere Tagereisen von seiner Heimat entferntes Predigerseminar eintritt. Da kann weder der Sohn selbst seinen Unterhalt bestreiten, noch wird der Vater in der Lage und willens sein, statt daß der Sohn für ihn arbeitet, für seine Verköstigung zu bezahlen. Die Beschaffung der Beköstigung ist z. B. in Indien und China durchaus nicht so einfach, wie Warneck annimmt, nicht einmal überall in Afrika.

Seite 236 verwirft es Warneck als einen unberechtigten Eingriff in die bürgerliche Rechtssphäre, wenn die Mission ein bestimmtes Alter für Eingehung der Ehe kirchengesetzlich normiert. Allein Kinderheiraten berühren nicht nur die bürgerliche Rechtssphäre, sondern sind unsittlich. Es ist daher nicht einleuchtend, warum nicht eine der Gemeinde zu gebende Lebensordnung diesen wie andern Unsittlichkeiten soll wehren dürfen.

In dem Abschnitt über Kirchenzucht werden S. 250 die verschiedenen Gesichtspunkte, unter die sie gestellt werden kann, berührt, aber nicht ins Verhältnis zu einander gebracht. Es ist aber für die Praxis der Kirchenzucht nicht gleichgültig, welcher der verschiedenen möglichen und berechtigten Zwecke derselben vorangestellt wird (ob die Wahrung der Ehre der Gemeinde und damit Gottes gegenüber denen, die draußen sind, oder die Selbstbewahrung der Gemeinde gegen eindringendes Aergernis oder die pädagogische Zucht an dem Sünder); denn je nachdem ein Zweck in den Vordergrund gestellt und als in erster Linie maßgebend angesehen wird, kann die Behandlung gewisser Fälle verschieden ausfallen. Hier wäre also eine eingehendere Behandlung der Prinzipien der Kirchenzucht wertvoll.

Aber es ist nur weniges Einzelne, wogegen ich ein Bedenken geltend zu machen habe. Ich freue mich, auch den letzten Band des schönen, lehrreichen Werkes warm empfehlen zu dürfen und wünsche ihm besonders unter den Missionaren selber viele Leser.

D. Theodor Oehler.

Die deutschen Kolonien. Monatsschrift für die sittliche und soziale Hebung der Eingeborenen in den Schutzgebieten. Herausgegeben von Gustav Müller, Pastor in Groppendorf bei Hakenstedt, Bez. Magdeburg. Monatlich ein Heft von 16 S. gr. Lex. 8⁰. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. (Nr. 2009 des Postzeitungskatalogs.)

Preis jährlich Mk. 3.—, mit Porto Mk. 3.36.

Inhalt des 5. Hefts: Die Gefährdung Togos und Kameruns durch den [B]ranntweinhandel. Vom Herausgeber. (Mit 2 Bildern.) — Der Kongofrei[st]at. — Koloniale Rundschau. — Bücherbesprechungen.

Tiele, Kompendium der Religionsgeschichte, übersetzt von Lic. Dr. F. W. T. Weber, 3. deutsche Auflage, durchgesehen von Dr. M. Söderblom. Breslau, Th. Biller, 1903. brosch. Mk. 4.60. | geb. Mk. 5.

Das vorliegende Buch ist eine kurzgefaßte Darstellung der Religionsgeschichte nach dem heutigen Stand der Forschung und soll wohl Theologiestudierenden dienen, um sich über die hauptsächlichsten Daten dieser Wissenschaft zu orientieren und damit für einschlägige Examina gerüstet zu sein. Hierzu dient es auch vortrefflich. Es gibt in der Tat das Neueste, das meist mit Geschick ausgewählte Charakteristische. In wenig Worten ist viel gesagt, eine Kunst, die wahrlich manches wissenschaftliche Lehrbuch besser verstehen sollte, als es oft der Fall ist. Die Quellenangaben an der Spitze der Abschnitte sind meist genau. Was dagegen der Einführung des Buches in Missions-Seminarien im Wege steht, ist die evolutionistische Auffassung der Religionsgeschichte. Es ist für Tiele der Animismus die Grundform, eine Art „primitiver Philosophie“, aus der alle Religion erwachsen ist. Die Folgen dieser Voraussetzung zeigen sich denn überall und zwar in Aufstellungen, die dem heutigen wissenschaftlichen Stand nicht ganz gerecht werden. So wird der chinesische Gottesglaube nicht gehörig gewürdigt, sondern als „eine mit der ganzen alten Reichsreligion gereinigte, für den Behuf eines großen, stark patriarchalisch gearteten Staatslebens geordnete Geisterverehrung“ gefaßt. Natürlich fehlt dann die historisch zutreffende und wahrhaft objektive Darstellung des Gottes Schangti. Von der Religion der afrikanischen Völker, ausgenommen diejenige der Aegypter, ist ganz abgesehen und damit an der höchst wichtigen Tatsache vorübergegangen, daß gerade diese Völker in merkwürdiger Uebereinstimmung an Ein höchstes Wesen, dessen Name nie eine Pluralbildung hat, glauben. Auch an dem Allahglauben der Araber als uralte Religionsgestaltung gleitet die Darlegung vorbei und stellt die Entstehung des Islam zu optimistisch dar. Wir halten es mit dem Ausspruch von Prof. Konstantin Schlottmann, der lautet: „Ein Herabsinken aus dem geistigen Gottesbewußtsein in das Sinnlich-Natürliche ist oft vorgekommen und kommt noch vor; daß hingegen aus diesem in spontaner und zugleich volkstümlich lebenskräftiger Weise ein Fortschritt nach oben stattgefunden hätte, ist ohne Beispiel.“ Daß wir bei den ältesten Völkern Animismus finden, steht dem nicht entgegen. Die religiösen Vorstellungen laufen nicht bloß in aufsteigender und niedersteigender Linie, sondern neben einander steht in der geschichtlichen Zeit ein höherer und niederer Vorstellungskreis, aber der volksmäßig niedere, materialistische hat häufig das Uebergewicht erlangt, vide den rohen Materialismus in der katholischen Kirche; deswegen aber nun den niederen als den ursprünglichen darzustellen, ist weder historisch korrekt, noch streng wissenschaftlich. C. T.





Westafrikanische Waldscenerie.

Missionsanfänge am Kwa Ibo.

Ein Bild aus der westafrikanischen Mission.

Zwischen dem wasserreichen Nigerdelta im Westen und dem Flußgebiet von Alt-Kalabar, hinter dem im Osten das mächtige Kamerungebirge emporragt, wälzt der Kwa-Ibofluß seine trüben Fluten in die Bai von Biafra. Sein oberer Lauf ist noch nicht erkundet und man weiß nicht, wo er seine Quelle hat. Nach den Angaben der Eingeborenen soll er einem See entströmen, aber manche Anzeichen lassen darauf schließen, daß er eher auf einem Berglande entspringt, als daß er seinen Ursprung in einem sumpfigen, niederen Gebiete nimmt. An seinem Unterlauf steht er durch verschiedene Wasserläufe nicht allein mit dem nahen Kalabar in Verbindung, sondern auch mit den Mündungsarmen des Niger im Westen, von denen der Opobo- und der Bonny-Fluß die nächsten sind.

Hier im Mündungsgebiet des Kwa Ibo, das politisch zum britischen Protektorat von Süd-Nigeria gehört, hat ein kleines Missionswerk seinen Anfang genommen, das innerhalb eines Jahrzehnts fröhlich aufgeblüht ist und sich nun auch landeinwärts auszudehnen beginnt. Es ist dies die sogenannte Kwa Ibo-Mission, deren Arbeiter keiner der bekannten größeren Missionsgesellschaften angehören, sondern zunächst einem kleinen Kreis von irischen Missionsfreunden in Belfast, der als Verein christlicher Männer, aus dem die Gründer der Kwa Ibo-Mission hervorgegangen, sich für das Werk interessierte und nach Kräften dieses unterstützte. Erst nach und nach hat sich ein Komitee gebildet, das die Leitung und Fürsorge der Mission übernommen und verschiedene Hilfsvereine

in Irland im Anschluß an den Hauptverein ins Leben gerufen hat. Wie aber das Werk seinen Anfang und gesegneten Fortgang genommen hat, sollen uns die nachstehenden Blätter erzählen.*)

---

1. Der Ruf in die Arbeit.

Eines Morgens las der Leiter der Missionsschule Harley House in London, Dr. Grattan Guinneß, seinen jungen Leuten am Frühstückstisch einen Brief vor, worin einige Eingeborene Westafrikas ihre Bitte um einen weißen Lehrer aussprachen. Das Schreiben kam zunächst von Alt-Kalabar und war von einem der dortigen schottischen Missionare dem bekannten Dr. Guinneß zugesandt worden. Die Schreiber waren einige Eingeborene, die dem Volksstamm der Ibuno am Kwa Ibo angehörten. Als Händler waren sie nach Alt-Kalabar gekommen und hatten hier an dem großen Handelsplatz Duketown bei den schottischen Missionaren das Evangelium, sowie den sozialen Umschwung kennen gelernt, den die Mission in diesem vorher so finstern Lande mit seinen blutigen Gebräuchen herbeigeführt hatte. Zu gleicher Zeit hatte sich ein christlicher Händler von Alt-Kalabar an den Ufern des Kwa-Ibo niedergelassen und versammelte allsonntäglich einige Häuptlinge um sich, um von der „Sache Gottes" mit ihnen zu reden. Dadurch kamen verschiedene Ibuno in Berührung mit dem Evangelium und ihr Verlangen nach weiterem Unterricht führte dazu, daß sie jenen Brief mit der Bitte um einen Lehrer abfassen ließen und ihn Missionar Foster in Alt-Kalabar überbrachten. Dieser ließ ihn dann weiter gehen an den schon genannten Dr. Guinneß.

Der Brief fand einen lebhaften Widerhall im Herzen eines jungen Mannes namens Bill, der ein Jahr zuvor (1886) in Harley House eingetreten war, um sich hier für den Missionsdienst vorzubereiten. Er entstammte einem Jünglingsvereine Irlands, dessen Mitglieder sich in verschiedener Weise am Werk der Stadtmission beteiligten und von denen schon mehrere seiner Freunde

---

*) Nach: *In the Land of the Oil Rivers.* The Story of the Qua Iboe Mission. By Robert L. M'Keown. London: Marshall Brothers. 1902.

in Harley House zu weiterer Ausbildung für den Missionsdienst eingetreten waren. Bill betrachtete die in jenem Brief ergangene Einladung als einen mazedonischen Ruf und bot sich für die Arbeit am Kwa Ibo als Freiwilliger an. Die Familie Guinneß versah ihn mit Reisegeld und der nötigen Ausstattung. Mehr konnte sie vorderhand für den jungen Mann nicht tun, da Harley House — abgesehen von der von ihm betriebenen Mission am Kongo — seine Zöglinge nach deren Ausbildung nicht selbständig aussendet, sondern an die mit ihm verbundenen Gesellschaften und Vereine der innern und äußern Mission abtritt.

Ohne irgendwelchen finanziellen Rückhalt zu haben, schiffte sich Bill Ende 1887 nach dem ungesunden Nigergebiet ein und verbrachte zunächst einige Wochen bei den schottischen Missionaren in Alt-Kalabar. Dann begab er sich an den Kwa Ibo, wo er sich neben seiner Missionsarbeit den Unterhalt durch seiner Hände Arbeit zu erwerben hoffte. Er sah aber bald ein, daß dies unter den dortigen klimatischen Verhältnissen eine Unmöglichkeit sei. Dagegen war ihm der Anfang für seine Niederlassung und Missionsarbeit einigermaßen erleichtert. Kurz vorher hatte eine Missionarin, die zu Bischof Taylors Missionstruppe gehörte, die Absicht gehegt, sich am Kwa Ibo niederzulassen und deswegen den Bau eines kleinen Missionshauses angeordnet. Hinterher hatte sie sich aber, noch ehe das Haus fertig war, anders besonnen und war an den Kongo gegangen. Als Bill am Kwa Ibo eintraf, hatten die Eingeborenen bei der Nachricht, es sei ein Lehrer für sie unterwegs, das Häuschen vollends fertig gemacht und mit Palmblättern gedeckt. So fand er doch wenigstens ein leidliches Obdach vor. Wegen seines Unterhaltes aber, von dem er durch eigenen Erwerb absehen mußte, wandte er sich an seine irischen Freunde und bat sie, wenigstens 25 Pfund (= 500 Mark) im Jahr für ihn aufzubringen.

Bill ging nun ungesäumt an seine Arbeit. Er lehrte die Leute, so gut es zunächst durch einen Dolmetscher ging, und hielt Gottesdienste in den einzelnen Gehöften der meist freundlich gesinnten Häuptlinge. Er brachte auch die Leute bald so weit, daß sie für diese Versammlungen eine kleine Kirche aus Lehm errichteten, worin etwa zweihundert Leute Platz hatten. Die Schule hielt er in seinem Häuschen und er wurde dabei von der schot-

tischen Missionsdruckerei in Alt-Kalabar mit den nötigen Fibeln und Lesetafeln in Efik versehen. Die Aussichten für die Mission unter den Ibuno waren so günstig, daß er sich schon vor Ablauf des ersten Jahres (1888) ans Harly House wandte und um einen Mitarbeiter bat. Dem Rufe folgte sein alter Freund A. Bailie, der nach einiger Zeit bei ihm eintraf.

Die Schwierigkeiten für die beiden jungen Leute waren nicht gering. Nicht allein kostete es viel Mühe und Arbeit, sich die Landessprache, das Efik, anzueignen, wofür sie allerdings die sprachlichen Hilfsmittel der Schotten benützen konnten, auch das Klima erwies sich wie überall an der Westküste, zumal in den sumpfigen Niederungen des Nigergebiets, als äußerst aufreibend und mörderisch. Zu alledem war ihr Unterhalt ein durchaus unsicherer und spärlicher. Waren sie doch nur auf ihre Freunde in Irland angewiesen, die sich mittlerweile unter dem Namen der „Kwa Ibo Association" zu einem Missionsverein zusammengeschlossen hatten und im folgenden Jahr 75 Pfund (1500 Mark) aufbrachten. Auch Dr. Guinneß steuerte so viel er konnte für das Unternehmen bei, aber das Ganze reichte doch kaum zum täglichen Leben der beiden Missionare. Schließlich erhielten sie auch noch im dritten Jahr die Nachricht, daß sie fortan keinerlei finanzielle Unterstützung mehr vom Harley House erwarten dürften; dagegen sei man bereit, sie an den Kongo zu versetzen und sie in der eigenen Mission zu verwenden.

Sie befanden sich in einer schwierigen Lage und der Entscheid war nicht leicht. Aber dessen ungeachtet konnten sie sich nicht entschließen, ihrem Arbeitsfeld den Rücken zu kehren. Im Vertrauen auf Gottes weitere Hilfe entschlossen sie sich, geduldig auszuharren und getrost weiter zu arbeiten. Hiezu wurden sie noch dadurch ermuntert, daß sich die ersten Früchte ihrer Arbeit zeigten. Sie durften eine Frau und einen jungen Burschen als die Erstlinge der Ibuno taufen. Ueberhaupt zeigte sich von da an eine größere und wärmere Teilnahme unter den Eingeborenen für die „Sache Gottes". Bald war auch bis auf einen gewissen Grad der Einfluß der Mission aufs Volksleben wahrzunehmen: in einem der Stadtteile wurde das Gesetz proklamiert, daß niemand am Sonntag fischen dürfe, und ebenso verboten mehrere Häuptlinge ihren Leuten den Besuch des Marktes am Tage des Herrn. Manche der Ein-

geborenen fingen an, sich anständig zu kleiden, und mehr und mehr wurden allerhand Palaver oder Rechtshändel vor die Missionare zur Schlichtung gebracht.

Viel wichtiger aber war, daß das Evangelium Eingang in so manchen Herzen gefunden hatte. Belief sich doch die Zahl der Getauften im Jahr 1890 schon auf 14, die der Taufbewerber auf 9 Personen. Einer der ersteren war ein angesehener Mann, dem es mit seinem Christentum ganzer Ernst war und der sich bis an seinen Tod, der zwölf Jahre später erfolgte, als ein musterhafter Nachfolger Christi erwiesen hat. Er besaß als Heide zwölf Frauen — ein großes Kapital für ihn — und er handelte mit Schnaps. Bei seiner Taufe entließ er elf seiner Weiber und gab den einträglichen Schnapshandel für immer auf. So viel er konnte, suchte er dem christlichen Einfluß unter seinem Volksstamm Bahn zu machen und bessere, geordnete Verhältnisse herbeizuführen. Im Jahr 1901 erlag er samt seiner Frau einer Pockenepidemie.

Mittlerweile sah sich der Pionier Bill genötigt, für eine Zeitlang nach Europa zurückzukehren, teils um sich von seinen Fiebern zu erholen, hauptsächlich aber, um dem aufblühenden, aber mangelhaft unterstützten Werke eine größere und sicherere Unterlage in der Heimat zu schaffen. Es gelang ihm dies auch, indem sich in Belfast ein Komitee bildete, unter das sich verschiedene Hilfsvereine stellten. Die Kwa Ibo-Mission erhielt dadurch nicht nur eine bestimmte heimatliche Leitung, sondern auch die Aussicht auf eine regelmäßige finanzielle Unterstützung. Mit frohem Mut kehrte Bill mit einer Lebensgefährtin im Jahr 1891 auf sein Arbeitsfeld zurück, wo inzwischen Bailie das Werk mit Erfolg fortgeführt hatte und dem es auch gelungen war, die Häuptlinge von Ibuno zu bestimmen, fortan den üblichen Mord von Zwillingskindern zu verbieten.

---

2. Weiterer Ausbau der Küstenstation.

Die Ortschaften der Ibuno im Mündungsgebiet des Kwa Ibo, unter denen die Missionare ihre Wohn- und Arbeitsstätte aufgeschlagen hatten, befinden sich auf beiden Seiten des Flusses und liegen, wie die der Duala in Kamerun, hauptsächlich auf dem

linken Ufergelände. Miss. Bill fand bei seiner Rückkehr von Europa eine Anzahl von Taufbewerbern vor, die er sorgfältig prüfte. Unter ihnen befand sich auch ein junger Mann, namens John Ewainan, der Erstling von der Ortschaft Impanek, der aus angesehener Familie stammte und fleißig die Schule besuchte. Meist kam er in seinem Kanoe zu dieser herbeigerudert. Er war auch bestrebt, an Sonntagen seine Volksgenossen um sich zu sammeln und ihnen aus Gottes Wort vorzulesen.

Schon von Anfang an hatten es die Verhältnisse den Missionaren nahe gelegt, irgend einen Zweig der Industrie unter den Eingeborenen einzuführen, um ihre Christen, die nach Landessitte meist dem Handel oblagen, zweckmäßiger zu beschäftigen. Nach längerer Ueberlegung erschien ihnen als das Geeignetste für die Eingeborenen wie für die künftige Entwicklung der Mission, die Errichtung einer Sägemühle zu sein. Man legte die Sache den heimischen Freunden vor und diese brachten zu dem Zwecke 80 Pfund zusammen. Die nötigen Maschinenteile wurden beschafft und nach manchen Schwierigkeiten kam es so weit, daß die Sägemühle zum großen Erstaunen der Eingeborenen in Betrieb gesetzt werden konnte.

Mittlerweile war man auch so weit, den ersten Gehilfen aus den Eingeborenen für die Missionsarbeit anstellen zu können. Es war dies David Ekong, der Erstling der Mission, den Bill seiner Zeit mit nach Europa genommen und hier hatte ausbilden lassen. Er erwies sich als eine große Hilfe für ihre Schultätigkeit und wurde dann später zum Evangelisten unter seinem Volk eingesetzt. Es war das umso wichtiger, als die beiden Missionare durch die fortwährenden Fieberanfälle vielfach lahmgelegt wurden. Nicht nur wurde Bill von dem gefürchteten Schwarzwasserfieber befallen, auch seine Frau erkrankte so schwer, daß sie sich genötigt sah, nach $2^1/_2$jährigem Aufenthalt an der Küste nach Europa zurückzukehren. Ihr Mann begleitete sie bis Akra (an der Goldküste) und kehrte von da wieder auf sein Arbeitsfeld zurück. Unterwegs traf er auf dem Dampfer mit dem damaligen General-Konsul des Niger-Protektorats zusammen und berichtete ihm von seinem industriellen Unternehmen am Kwa Ibo. Dies führte dazu, daß des Konsuls Nachfolger die Missionsstation gelegentlich besuchte und mit den Missionaren ein Abkommen traf, wonach sie die Errichtung einer

Schreinerwerkstätte und die Ausbildung von je sechs bis zwölf Schreinerlehrlingen mit mindestens dreijähriger Lehrzeit versprachen. Die Regierung dagegen verpflichtete sich zu einem jährlichen Beitrag für den Unterhalt der Werkstätte und zur Zahlung von jährlich 8 Pfund für jeden Lehrling.

Schon im folgenden Jahre 1894 hatte man sieben junge Burschen beisammen, mit denen man die nötigen Gebäulichkeiten errichtete, Baumaterial für eine neue Kirche sammelte und die Werkstätte eröffnete. Als Leiter derselben traf von Europa John Kirk ein, der dort von Frau Bill für das Werk gewonnen worden war und sie zurück begleitete. Das erste war, daß man an den Bau einer neuen Kirche ging; denn die alte war bei ihrer leichten Bauart nicht nur sehr schadhaft geworden, sondern auch viel zu klein für die zunehmende Zahl der Christen und Kirchenbesucher. Die Gemeindeglieder steuerten 50 Pfund (1000 Mark) für ein Eisendach zusammen und beschafften das nötige Bauholz. Vereint begaben sie sich in die Mangrovewaldung und fällten hier das harte, dauerhafte Holz. Dann wurde dasselbe an Ort und Stelle geflößt, von wo es auf einem Karren, der auf einem hölzernen Schienengeleise lief, zur Sägemühle weitergeschafft wurde. Die neue Kirche wurde an der Stelle des ehemaligen Hauptheiligtums von Jbuno errichtet, einer Stätte, wo vormals der greuliche Götzendienst des Dschudschu seine Opfer gefordert hatte. Ein hübscher Turm ziert das Kirchlein, dessen Glocke die Bewohner der drei umliegenden Städte zum Gottesdienst einladet. Zu demselben finden sich allsonntäglich ca. 400 Besucher ein.

Leider mußte im Jahr 1895 der Leiter des Werks, Miss. Bill, zu einem Erholungsaufenthalt nach Europa zurück, wohin schon vorher seine leidende Frau hatte reisen müssen; aber ein Jahr später stand er wieder auf seinem alten Posten, unterstützt von einem neuen Mitarbeiter, E. Heaney, den er während seines Aufenthaltes in Europa für das Werk gewonnen hatte. Heaney richtete sein Augenmerk besonders auf die große Ortschaft Jmpanek, infolge dessen sich dort eine Gemeinde bildete.

Nun begannen aber wieder die Baunöte. Das bisherige Missionshaus erwies sich als ungenügend und für die Gesundheit der Europäer nicht zuträglich. Zudem stand es in Gefahr, in absehbarer Zeit vom Fluß weggewaschen zu werden. Man mußte

sich deshalb zu einem neuen Bau entschließen, überhaupt die Missionsgebäulichkeiten auf einen günstigeren Platz verlegen. Ein solcher fand sich in der Nähe der neuen Kirche, der ihnen von den Eingeborenen geschenkt worden war. Es war ein heiliger Hain, wo die Ibuno ehemals ihre Menschenopfer dargebracht hatten. Als man das Dickicht lichtete und den Bauplatz klärte, fanden sich daselbst unzählige Gebeine und Schädel, die hier im Waldesdunkel bleichten und wo die Leoparden und Hyänen in mitternächtlicher Stunde an den Opfern, die an die großen Bäume festgebunden worden waren, ihre Mahlzeit gehalten hatten. Hier an dieser grausigen Stätte erstand innerhalb der nächsten drei Jahre die neue Missionsniederlassung. Es war keine geringe Aufgabe für zwei einzelne Missionare ohne geschulte Handwerker, nur mit Hilfe ihrer ungeübten Lehrjungen ein großes, solides Wohnhaus zu errichten. Dazu kamen dann noch die Gebäulichkeiten für die Werkstätten mit einem Maschinen- und Heizraum, sowie ein Häuschen für den eingeborenen Gehilfen. Zwischen der Sägemühle und dem Flußufer aber wurde ein Schienengeleise gelegt, um die größten Bauhölzer direkt zur Säge zu führen. Ein eiserner Kran, der am Landungsplatz aufgestellt wurde, war das Geschenk eines Missionsfreundes in Belfast.

Das neue Missionshaus erwies sich als weit gesünder, wenn es auch nicht an mancherlei Krankheit unter den Missionsgeschwistern fehlte. Besonders war dies der Fall bei Frau Bill, die auch im Jahr 1900 wieder so schwer erkrankte, daß sie mit ihrem Gatten Erholung in der irischen Heimat suchen mußte. Bei ihrer Heimreise hatten sie die freudige Genugtuung, daß sich das Werk in hoffnungsvollem Aufblühen befand. Ueber 300 Kommunikanten gehörten der kleinen Kirche an, die in wenigen Jahren an den Ufern des Kwa Ibo inmitten des finstersten Heidentums entstanden war. Dabei war das Werk derart in der Zunahme begriffen, daß sie außer ihren drei verheirateten Lehrern einige ihrer erprobtesten Christen zu Kirchenältesten und Mitarbeitern in der Pflege des christlichen Gemeinwesens einsetzten. Zugleich hatten sie ihre Christen daran gewöhnt, den Unterhalt für die Lehrer und zwei Evangelisten aus ihren eigenen Mitteln zu bestreiten.

---

3. Unter dem Volksstamm der Ibibio.

Währenddem hatte Missionar Bailie, der 1888 dem Pionier der Mission an die Seite getreten war, seinen ersten Urlaub in der Heimat dazu benützt, sich einige ärztliche Kenntnisse zu erwerben und sich vor seiner Rückkehr nach Afrika 1892 zu verheiraten. Er hatte zunächst noch eine Zeitlang in Ibuno neben Bill weiter gearbeitet, siedelte aber später nach Okat über, weiter oben am Fluß, wo er sich unter den Ibibio niederließ und eine Station errichtete. Diese lag auf einer Uferhöhe des Awa-Kriek, nicht weit von dessen Mündung in den Kwa Ibo, etwa fünf Stunden von der Küste entfernt.

Es war ein schwerer Anfang für das einzelne Missionspaar. Die armselige und notdürftige Behausung, die sie während des Baus der Station beziehen mußten, die aufreibenden Bauarbeiten und das ungesunde Klima mit seinen Fiebern setzte ihrer Kraft so zu, daß man mehrmals für ihr Leben fürchten mußte. Doch Gott schonte ihrer und ihre Gesundheitsverhältnisse besserten sich, sobald sie angewöhnt waren und eine gesündere Wohnung bezogen hatten. Nur der Charakter des Volkes machte ihnen viel Not, denn die Leute waren im Gegensatz zu den Ibuno, die sich im ganzen ziemlich ehrlich und anständig in ihrem Benehmen zeigten, eine äußerst diebische Bande. Nichts war vor ihren begehrlichen Augen und diebischen Griffen sicher. Eines Tages kam der Missionsfrau ein Nachtgewand abhanden. Bald darauf war Bailie nicht wenig erstaunt, als er bei einer Volksversammlung einen alten Häuptling in eben demselben Nachtgewand daherstolzieren sah. Trotz der größten Wachsamkeit verschwanden alle möglichen Gegenstände des Missionseigentums: Werkzeuge, Bretter, Matten, Hühner und selbst Kleidungsstücke. Die Missionsleute waren sogar eine Zeitlang genötigt, all ihr Hab und Gut in ihrem Schlafzimmer aufzubewahren, um es nicht bis zum nächsten Morgen zu verlieren. Die Anwesenheit des Missionars war den Eingeborenen ein Rätsel und sie konnten sich dieselbe nicht anders erklären, als daß er dabei einen selbstischen Zweck verfolgte. Sie hielten sich deshalb auch für vollkommen berechtigt, die Weißen auf jegliche Art und Weise auszuplündern. Dementsprechend hatten sie auch keinerlei Verständnis für die gute Botschaft. Sie kamen nur zum Missionshaus, um Medizin zu verlangen und um zu betteln. Schlug man ihnen

ihre bettelhaften Forderungen ab, so erklärten sie Bailie, nichts von seiner Predigt wissen zu wollen. Der Boden für die geistliche Wirksamkeit des Missionars erwies sich unter diesem Volk als äußerst hart. Hiezu trug auch viel das Mißtrauen bei, das ihm die Leute entgegenbrachten. Bailie dachte deshalb auf Mittel und Wege, um dem Volk näher zu kommen und die einzelnen mehr unter seinen Einfluß zu bringen. Er hoffte das durch Anlegung einer Kaffeepflanzung zu erreichen. Auch sollte der Ertrag der Pflanzung die Unkosten der Station zum Teil tragen. Als daher der General-Konsul des Nigergebiets den Kwa Ibo-Bezirk besuchte, trug er ihm seinen Plan vor und bat um Unterstützung des Unternehmens. Diese sagte der Konsul bereitwilligst zu und versprach, die nötigen Kaffee-Setzlinge zu liefern, sowie vier Jahre lang für jeden Baum einen Penny zu dessen Unterhaltung beizutragen. Bailie erwarb nun das nötige Grundstück und pflanzte in der folgenden Regenzeit 1000 Kaffeebäume und später noch weitere 3000. Die Erwerbung des nicht allzugroßen Grundstücks kostete indes mehr Mühe als Geld, denn man hatte es mit so vielen Instanzen und Eigentümern zu tun, daß schließlich die zehn Acker aus 40 verschiedenen Grundstücken zusammengesetzt waren.

Damit war der ganze Hügelabhang gegen den Fluß hin der Mission als Eigentum zugesprochen und Bailie legte nun einen ordentlichen Fahrweg bis zum Flußufer und zum Weichbild der Stadt Okat an, ein Werk, das die höchste Bewunderung der Eingeborenen hervorrief, da ihnen bis jetzt nur schmale, unebene Waldpfade bekannt waren. Die Angewöhnung der Leute aber zu regelrechter Arbeit kostete nicht geringe Mühe. Fast schien es aussichtslos zu sein, sie je dazu zu bringen, daß sie hintereinander weg einige Stunden ohne Unterbrechung aushielten. Nicht selten verließen sie mehrmals des Tages ihre Arbeit, in der Meinung, nun sei doch wohl der Monat, für den sie angeworben waren, zu Ende und verlangten ihren Monatslohn oder die ausbedungenen Lebensmittel. Die Geduld des Missionars wurde auf die höchste Probe gestellt. Aber seinen Zweck erreichte er doch damit bis auf einen gewissen Grad. Die Arbeiter kamen dadurch unter den Einfluß des Evangeliums und aus ihnen gingen denn auch die ersten Früchte der Missionsarbeit hervor. Nur darin sah man sich ge-

täuscht, daß die Pflanzung den Unterhalt der Missionsstation bestreiten würde. Der Preis des Kaffees war an der westafrikanischen Küste so niedrig, daß der Ertrag nicht einmal die Unkosten der Pflanzung zahlte.

Die Anwesenheit des Missionars hatte bald zur Folge, daß die üblichen Menschenopfer im Bezirk für immer eingestellt werden mußten. Eines Tages wurde es ruchbar, daß in der benachbarten Stadt Impok ein Menschenopfer dargebracht werden sollte. Missionar Kirk, der sich damals in Okat befand, zeigte die Sache dem englischen Distrikts-Kommissar an. Dieser erschien am folgenden Tage, um eine Untersuchung des Falles anzustellen. Leider konnte das Opfer nicht mehr gerettet werden; in der Nacht vorher war es getötet und der kopflose Rumpf in den Wald geworfen worden. Der Kommissar wollte deshalb den Häuptling der Stadt gefangen nehmen, aber die Eingeborenen widersetzten sich und verwundeten den Beamten und seine Begleiter. Sie flüchteten sich ins Missionshaus und wurden hier verbunden. Die Folge davon war, daß bald darauf eine Truppe von 80 Soldaten vor Impok erschien und die Stadt in Brand schoß. Der alte Häuptling aber wurde gefangen nach Alt-Kalabar abgeführt, wo er bald darauf starb.

Das Strafgericht über die Stadt verbitterte anfangs die Leute und sie hielten sich eine Zeitlang noch mehr als zuvor von der Mission fern, wollten auch ihre Kinder die Schule nicht mehr besuchen lassen. Aber nach und nach übte die Freundlichkeit der Missionare und die ärztliche Hilfe, die sie den Kranken zuteil werden ließen, eine solche Wirkung aus, daß ein Umschwung in der öffentlichen Meinung eintrat. Selbst Frauen fingen an, die Gottesdienste zu besuchen, und Eltern übergaben ihre Kinder dem Missionar für die häuslichen Geschäfte. Endlich, anfang 1899, hatte Bailie die Freude, die Erstlinge von Okat, acht Jünglinge, taufen zu dürfen. Von da an war der Bann gebrochen und die Zahl der Christen mehrte sich nach und nach bis auf 40. Auch in den benachbarten Ortschaften fand das Evangelium Eingang und es konnten mit der Zeit drei Außenstationen gegründet werden. In Okat aber wurde an Stelle der anfänglichen kleinen Kapelle im Jahr 1900 eine neue, größere Kirche an den Ufern des Awa-Kriek erbaut. Und wie das Missionswerk nach innen und außen gedieh, so grünte und blühte es rings um die Station herum.

Die Kaffeepflanzung, neben der noch eine Kakaoplantage angelegt wurde, entwickelte sich zu schönem Wachstum. Außerdem führte Bailie noch mancherlei andere tropische Gewächse ein und die Station ist nun eine anmutige Stätte inmitten dem Grün der fruchttragenden Orangen-, Limonen-, Mango- und Guavenbäume.

Die Hauptsache aber ist, daß sich unter den Ibibio nach mehrjähriger Geduldsarbeit die Totengebeine zu regen anfangen und sich da und dort Lebensspuren zeigen. Der Umschwung zeigte sich besonders bei der letzten Urlaubsreise von Bailie und seiner Frau. Während ihnen noch im Jahr 1896 bei ihrer vorletzten Abreise nur einige wenige Leute Lebewohl sagten und kaum ein Eingeborener sein Bedauern darüber zu erkennen gab, so war dies das letzte Mal ein ganz anderer Abschied. Aus fast allen Ortschaften des Bezirks erschienen Deputationen der Häuptlinge, die ihre lebhafte Teilnahme über die Abreise des Missionars aussprachen und um baldige Rückkehr baten. Und als der Tag des Abschieds kam, begleitete eine Schar sauber gekleideter Christen die scheidenden Missionsleute an den nahen Flußstrand und sagte ihnen unter herzlichen Segenswünschen Lebewohl auf Wiedersehen. (Schluß folgt.)

Unabhängigkeitsbewegungen der Farbigen in Südafrika.

Von Pred. Bechler in Herrnhut.

(Schluß)

---

4. Aethiopische Propaganda.

Die Zeit vom März 1898 bis Oktober 1899 bezeichnet eine Epoche ruhiger Entwicklung der äthiopischen Kirche. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß sie sich in aller Stille gebaut und gekräftigt hätte. Sie strebte vielmehr nach rascher äußerer Ausbreitung. Und zwar benützte sie zu ihrer Propaganda hauptsächlich zwei Mittel: Die Predigttätigkeit und die Verführung, die Herüberlockung von Evangelisten.

In der Predigt heben ihre Glieder geflissentlich diejenigen Stellen hervor, in denen die Bibel von Aethiopien oder von den Kuschiten spricht und wenden diese auf sich an. Daneben ergehen sie sich, da sie die Regierung, die Europäer und die weißen Missionare nicht offen angreifen können, in allen möglichen Erörterungen, die das Ungenügende der europäischen Arbeiter zeigen sollen. Afrika könne allein durch Afrikaner christianisiert werden, daraus hätten die tüchtigsten Missionare selbst kein Hehl gemacht, ja diese hätten eben dieses Ziel selbst verfolgt, nur sei ihre Arbeit oft durch politische oder kirchliche Beweggründe gestört worden oder durch das Dazwischentreten ihrer weißen Landsleute. Die weißen Missionare sollten an den Weißen arbeiten, den Schwarzen gegenüber blieben sie die Fremden, die das rechte Verständnis für die Eingeborenen nicht haben könnten und darum mehr zu leisten nicht imstande wären. So äußern sich Xaba, Mokone u. a. An diesen Behauptungen ist viel Richtiges, aber ebenso steht fest, daß die Eingeborenen durch ihr Leben und Auftreten sich durchaus nicht befähigt gezeigt haben, die Arbeit der Missionare ihrerseits in die Hand zu nehmen. Abgesehen davon, daß sie diesen Europäern mit schnödem Undank lohnen, gründen sie keine Kirchen, die die Arbeit jener entbehrlich machen könnten, sondern treiben in erster Linie Politik und gehen auf in dem Selbstruhm ihrer Rasse.

Neben der Predigt ist eine zweite nicht minder fruchtbare Art und Weise ihrer Propaganda die Herbeiziehung von Zugehörigen anderer Kirchen, hauptsächlich von Evangelisten. Da schreiben sie an Häuptlinge, besonders an Evangelisten, breiten den ganzen Ruhm ihrer Kirche vor ihnen aus, bieten ihnen Unabhängigkeit von den Weißen an und schmeicheln ihrem Ehrgeiz. Und viele lassen sich in der Tat blenden und werden verführt. Es lockt sie der Reverendtitel, der höhere Gehalt, die größere Ehre und allerlei Vorteile, die die neue Stellung mit sich bringt, wie billigere Eisenbahnfahrten, niedrigere Steuern u. dergl. So werden viele ihrer Kirche oder Missionsgesellschaft untreu und ziehen oft mit ihrer ganzen Gemeinde, mit Kirche und Schule, auch mit dem Geld, das ihnen anvertraut war, ins andere Lager hinüber. Auch Häuptlinge zwingen ihre Untertanen zum Uebertritt. Uebrigens suchen oft die Ueberredenden immer wieder neue unabhängige Kirchengemeinschaften zu gründen. So hat sich eine freie brüdergemein-

liche äthiopische Kirche, auch eine presbyterianische Kirche Afrikas, eine kongregationale Kirche Gazas u. s. w. gebildet.

Einige Beispiele von solchen Abtrünnigen:

1. Die Trennung Sibyas. Dr. Dalzell von der Gordon Memorial Mission in Natal erklärte einmal seinem Evangelisten Sibya gegenüber, in der Zukunft würden die Schwarzen ihre Kirchen einmal selbst leiten. Das bringt den Mann zum Nachdenken, er hört, wie es anderwärts zugeht, verlangt geweiht zu werden und geht, als man ihm nicht willfährt, nach Kapstadt, läßt sich ordinieren, kehrt zurück und zieht nun mehr als die Hälfte der Gemeinde in Sandikou zu sich hinüber.

2. Mazwi. Der Evangelist der Brüdermission Jonathan Mazwi hatte die Leitung der Außenstation von Gosen, New Hope, in Händen. Ein Aethiopier kommt ins Land. Missionar Asboe warnt seine Leute. Mazwi antwortet auf Befragen nach seinen Beziehungen zu den fremden Eindringlingen unklar, hält Erweckungsversammlungen ab, die bald einen politischen Charakter annehmen, und stellt, als er seines Amts entsetzt wird, die Forderung, daß die Stationsgebäude der Majorität ausgeliefert werden müßten; ferner verbietet er dem Missionar, gewisse Kraale weiter zu besuchen u. s. w. Ein zweiter Aethiopier mischt sich hinein, schürt das Feuer, und das Ergebnis ist, daß sich Mazwi, der „afrikanisch presbyterianischen Kirche“ anschließt. Hier zeigte sich deutlich, daß der Evangelist oft nur das Werkzeug der äthiopischen Agitatoren ist, denn Mazwi versuchte erst noch, freilich wohl auf Drängen seiner Anhänger, eine „äthiopische freie Brüderkirche“ zu gründen, um so wenigstens in etwas seiner geistlichen Mutter, der Brüdermission, treu zu bleiben; Mzimba aber, der Gründer der „afrikanischen presbyterianischen“ Kirche zog den charakterschwachen Mann ganz zu sich herüber und schmeichelte seinem Ehrgeiz durch die Ordination.

Die Brüdermission an den 700 heidnischen Kaffern in den Lokationen am Sonntagsfluß, die von der Hauptstation Enon aus betrieben wurde, befand sich in einem kritischen Stadium, als im Jahr 1900 die Aethiopier auch dorthin ihren Weg fanden. Ja sie hatten dort, nach ihrer Ansicht und tatsächlich, noch mehr Recht zur Eröffnung einer Tätigkeit, als sich daselbst (in Klaaskraal) eine englisch hochkirchliche Gemeinde befand, die zur Zeit nicht mehr bedient wurde und die zu annektieren sie sich voll berufen fühlten, da sie kurz zuvor als „äthiopischer Orden“ in den Schoß der alleinseligmachenden Hochkirche aufgenommen waren. Damit setzten sie sich mitten zwischen zwei unserer Außenstationen, ja sie waren schon auf diesen selbst mit

Erfolg geschäftig gewesen, denn bald mußten die leitenden Gehilfen derselben (Muwana und Mali) entlassen werden, weil sie von der Sache der Aethiopier zu begeistert waren und unsere Taufkandidaten verwirrten. Die Bewegung konnte sich hier übrigens nicht nach Wunsch ausbreiten, denn der anglikanische Bischof weigerte sich bald, die störende Arbeit der Aethiopier zu dulden und bestimmte auch den Verwalter der dortigen Ländereien der Guardian Company, im gleichen Sinn aufzutreten.

Noch an einem dritten Punkte, in Witkleibosch, in der westlich von Port Elizabeth gelegenen Landschaft Tzitzikama, griffen die Aethiopier störend in unsere Missionsarbeit ein. Die dortigen Verhältnisse sind schon an sich schwierige, kein Wunder daher, daß die Eindringlinge hier leicht Boden gewannen, zumal sie hierhin von Unzufriedenen geradezu gerufen worden waren. Witkleibosch ist eine der vier Fingureserven, in denen die Regierung des Kaplandes in den 30er Jahren des verflossenen Jahrhunderts eine größere Anzahl Fingus aus dem Kafferlande ansiedelte. Bald rief sie zur Pflege dieser Leute die Mission und gab ihr Land in der Nähe. So entstand unsere Station Clarkson. In den 90er Jahren nun setzte die Regierung feste Ordnungen für die Reserven auf und ernannte den Clarksoner Missionar zum Obmann der Fingus. Dieses Eingreifen wie die bald darauf erfolgende Stationierung eines weißen Missionars in Witkleibosch selbst rief eine Opposition hervor. Die treuen Gemeindeglieder waren mit beiden Anordnungen einverstanden, vor allem aber die Mitglieder der früheren Häuptlingsfamilie bäumten sich auf. Ihnen bedeutete eine derartige Nähe eines Weißen, zumal als offiziellen Vertreters der Regierung, eine unerwünschte Kontrolle. Sie hielten sich von ihm fern, ja riefen nun ihrerseits Aethiopier aus dem Kafferlande herbei. Diese hielten bald Gottesdienste, errichteten eine Konkurrenzschule und denken an den Bau eines eigenen Hauses für Kirchen- und Schulzwecke. Der Boden für weitere Wühlereien ist hier günstig. Wir hoffen aber immer noch, daß der treue Teil der Christen am Ort die Oberhand behalten wird und die Unzufriedenen, wenn sie nun den Arbeitsbetrieb der Aethiopier aus eigener Anschauung in nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit haben, derart abgeschreckt werden, wie es an einem vierten Punkte, wo jene Störenfriede in unsere Mission eingriffen, geschehen ist. In Pella nämlich, nördlich von Kapstadt, wurden die Farbigen durch das schnelle Taufen der Aethiopier ohne gründliche Vorbereitung, ja oft auch überhaupt ohne Unterricht, in den meisten Fällen so abgestoßen, daß sie ihnen den Rücken wandten und nur zu höherer Wertung unserer Missionsarbeit geführt worden sind.

3. Mzimba. Dieser Mzimba war der erste eingeborene Pastor der presbyterianischen Mission und als solcher sehr geachtet. Früher Evangelist in der „freien Kirche von Schottland“, hatte man ihn nach Schottland entsandt, damit er Geld für einen Kirchbau sammle. Dort wurde er sehr gefeiert und hatte mit seiner Sammlung großen Erfolg. Das Geld vertraute er seinen Freunden an und suchte Händel mit den Missionaren. Man versammelte schließlich ein Presbyterium. Da legte er sein Amt nieder. Durch eine Klage vor Gericht zwingt man ihn zur Herausgabe des Geldes, das Kirchengebäude aber behält er trotz gegenteiliger Versprechungen. Er ist Fingu. Alle Fingus (außer dem Pastor Makiwane) schließen sich ihm an, die Kaffern nicht. So gründet er die „presbyterianische Kirche Afrikas“, die von der äthiopischen unabhängig dasteht, doch aber kaum ohne diese entstanden wäre. Diese Gemeinschaft Mzimbas breitete sich rasch aus; er selbst weilt jetzt in Amerika.

4. Die äthiopische Kirche von Marela. Die wesleyanische Kirche Großbritanniens erkannte vor einigen Jahren der wesleyanischen Kirche Südafrikas die Selbständigkeit zu, unterstützte sie nur noch mit jährlich abnehmenden Beiträgen. Diese selbständige Stellung vertrugen die Afrikaner noch nicht, die Entwicklung war zu rasch gegangen, mehrere Stationen mußten aufgegeben werden, und eine von diesen war es, das Dorf Marela, das sich den Aethiopiern anschloß.

5. Die äthiopische Bewegung am Sambesi und im Bassutoland. Zwei Bassuto-Evangelisten der Pariser Mission, Paulus Kaneli und Willie Mokalapa, die am Sambesi tätig sind, beklagten sich über ihren ungenügenden Gehalt (und doch hatten sie davon zurückgelegt), über zu geringe Achtung von seiten der Eingeborenen und über die Handlungsweise der europäischen Missionare in einem besonderen Fall, nämlich zur Zeit der Hungersnot. Da hätten jene sie darben lassen, während sie selbst, die Missionare, Geschenke aus Europa erhalten hätten. (Letzteres ist nichts als Verleumdung.) Im Jahr 1899 besuchten diese zwei Evangelisten ihre Heimat, Bassutoland, und verbreiteten dort (in Morija) weitere Klagen: sie wären doch von der Bassutokirche ausgesandt, und nun hingen sie am Sambesi ganz von den dortigen Missionaren ab. Man antwortete: sie seien nicht von der Bassutokirche ausgeschickt worden, sondern freiwillig gegangen. Bald darauf trat die Synode in Thaba Bossiu zusammen. Auf ihr kam auch der Aethiopianismus zur Sprache. Die Missionare sprachen eifrig gegen diese Bewegung. Willie Mokalapa stimmte ihnen voll bei, ja richtete einen sehr energischen Brief in gleichem Sinn an sie und sprach die Absicht aus, an den Sambesi zurückzukehren. Dieser Brief wurde im „Leselinyana“ veröffentlicht.

Aber was geschieht? Bald darauf schickt Missionar Jalla vom Sambesi an die Konferenz in Lesuto die Abschrift eines Schreibens, das Mokalapa an den König Lewanika gerichtet hatte, in dem er ausführt, er sei als Pionier des Aethiopianismus heimgekehrt; zugleich macht er ihm glänzende Versprechungen für den Fall, daß er ihm beiträte. Sein erster Brief war also Blendwerk und Lüge. Bisher ist es ihm aber noch nicht gelungen, der äthiopischen Bewegung am Sambesi Boden zu verschaffen. — Paulus Kaneli hatte an diesem Intriguenspiel seines Kollegen keinen Anteil.

Im Jahr 1900 versuchten die Aethiopier auch ins Basutoland einzudringen. Sie sandten dem Häuptling Lerotholi Moshesh in Morija ein Exemplar des Voice of Missions, bald darauf einen Schwarzen, endlich kam Mokone in die Hauptstadt des Häuptlings Makeneng und hielt Gottesdienste ab; der Häuptling aber erklärte: was sie brächten, sei ziemlich dasselbe wie das, was sie schon hätten, sie brauchten sie nicht. So konnten sich bis jetzt im Basutoland nur einige wenige kleine Gruppen von Aethiopiern bilden.

Genug. Die Beispiele haben gezeigt, in welcher Weise die Aethiopier vorgehen.

Was noch ihre kirchliche Wirksamkeit betrifft, so ist diese die gleiche wie in andern Kirchen, sie hat nichts Originelles und der Erfolg schwankt. Immerhin muß das Wachstum der äthiopischen Bewegung ein rasches genannt werden. Acht Monate nach Turners Besuch hatte Dwane bereits so viel Erfolge zu verzeichnen, daß er (im Dezember 1898) sich aufmachte und nach Baltimore reiste, um dort Bericht zu erstatten.

---

5. Turner und Dwane — Amerika und Afrika.

Turner hatte nach seiner Rückkehr in Wilberforce in Amerika vor einem Bischofskonzil von seiner afrikanischen Reise Bericht gegeben und die Sympathie der Amerikaner für das neue Werk gewonnen. Er wirbt nun weiter für die Sache, hauptsächlich durch seine Zeitung Voice of Missions, die er selbst in Atlanta herausgibt und die zum Organ der neuen Kirchen Südafrikas wird. Dieses Blatt hat weder Urteil noch geschichtlichen Sinn, führt eine grobe Sprache, ergeht sich immer nur in Lobeserhebungen der

schwarzen Rasse und ist daher sehr charakteristisch für den plötzlich befreiten amerikanischen Neger. Die Neger Afrikas haben dank der vortrefflichen Erziehung durch die Missionare, die sich als bewundernswerte Pädagogen erwiesen haben, ihren guten natürlichen Sinn bewahrt und sind vernünftiger als ihre amerikanischen Vettern. Die Verbindung, die sie mit Amerika eingingen, war nicht zum Vorteil und Heil für den Aethiopianismus.

Es fehlte schon nicht an mancherlei Unzufriedenheit. Hatten sich die Afrikaner gewundert, daß Turner mit der Ernennung Dwanes zum apostolischen Vikar anfangs gezögert hatte, so verurteilte man vielfach diese Ernennung in Amerika. Turner habe dazu kein Recht gehabt. Die Meinungen der Bischöfe sind geteilt. Der Streit darüber steht im Vordergrund, zurücktritt dagegen die Begeisterung, für das neue College beizusteuern.

So war die Stimmung in den Kreisen, in die Dwane, zum zweitenmal auf amerikanischem Boden, im Januar 1899 eintritt. Bald nach seiner Ankunft (am 5. Januar) hält er in Baltimore eine Programmrede, in der er erklärt, warum Turner ihn zum apostolischen Vikar habe ernennen müssen, und sich der vielen Leiden rühmt, die er erduldet habe, um seiner Kirche zur Anerkennung zu verhelfen und endlich seine großen Rhodesia, Sambesia, Abessynien und Aegypten umfassenden Pläne entrollt, sowie die Mittel angibt, deren er zu ihrer Ausführung benötigt sei. Und daran knüpft er, wenn auch nicht ganz deutlich, Gedanken, die uns nicht fremd sind: Die Europäer haben in Afrika nichts geleistet, wie denn auch Afrikaner in Europa nichts erreichen würden. Afrika müsse durch Afrikaner evangelisiert werden; darum sollten auch die Amerikaner nicht auf große Erfolge rechnen. Ein Bund mit Amerika sei schön und gut und gegenseitige Hilfe erwünscht, mehr aber sei nicht von nöten. Auch den Wert der methodistischen Arbeitsmethode zieht er in Frage und weist auf die schädigende Wirkung beständigen Predigerwechsels in Afrika hin. Was er will, ist nichts anderes, als selbst in der Stellung eines selbständigen Bischofs Afrika leiten, frei von der Kontrolle und Oberaufsicht Amerikas, unterstützt jedoch durch die finanzielle Hilfe der neuen Welt. Sympathie findet er viel, Hilfe aber wenig. Die Bischöfe erlangen vom Staat Pensylvanien eine Erklärung, in der die afrikanisch methodistische bischöfliche Kirche als solche anerkannt wird

und erkennen ihrerseits Dwane als Vikar an, aber das gegenseitige Verhältnis bleibt ein loses, und viel Geld nimmt Dwane nicht mit nach Afrika.

---

6. Dwanes Bund mit den Anglikanern und seine Folgen.

Nach seiner Rückkehr fand Dwane die äthiopische Kirche in normaler Entwicklung. Es waren die ersten jährlichen Konferenzen gehalten worden, die eine im März 1897 in Transvaal, die andere am 12. April in Debe, einem Kafferndorfe bei Kingwilliamstown, das auf Wunsch seines Häuptlings Kama der äthiopischen Kirche beigetreten war.

Bis dahin hatten die Führer der äthiopischen Bewegung in Uebereinstimmung mit einander gearbeitet. Von da an aber ging Dwane mehr und mehr seine eigenen Wege. Es kam zu Reibereien, das Mißtrauen gegen ihn nahm überhand. Ein Amerikaner schreibt im Christian Recorder, Dwane sei kein rechter Bischof u. dergl. So mißtraut man Dwane in Amerika und in Afrika.

Ueber dieser Erkenntnis des geringen Wertes der amerikanischen Freundschaft kommt Dwane zu dem neuen Gedanken: man schüttle doch die Abhängigkeit von Amerika von den Schultern! Das führt ihn zur Verbindung mit der englischen Hochkirche (S.P.G). Er tritt zunächst in Beziehung zum anglikanischen Bischof in der Kapstadt und erwägt die Gründung eines äthiopischen Ordens innerhalb der anglikanischen Kirche. Nachdem er Mokone für diesen neuen Plan gewonnen hat, beraumt er auf den 6. Oktober 1899 eine Konferenz in Queenstown an, an der zwar des Kriegs wegen verhältnismäßig wenige (34) Abgeordnete teilnehmen können, der er aber nun den Vorschlag des Bruchs mit Amerika und des Anschlusses an die anglikanische Kirche unterbreitet. Als Gründe stellt er folgende sechs Tatsachen fest: 1. Er werde als Bischof nicht voll anerkannt. 2. Die Amerikaner hätten nicht die versprochenen 40 000 Mk. zur Gründung eines College in Queenstown gegeben, und 3. das Versprechen einer Gabe von 4000 Mk. als Beitrag zur Errichtung einer Kirche in Kapstadt nicht eingelöst. 4. Das Bischoftum der A.M.E.C. werde nicht anerkannt. 5. Die Regierung versage ihren Eheschließungen die Anerkennung. 6. Das Gehalt der Pastoren sei ungenügend.

Obgleich die Transvaal-Konferenz nicht um ihre Meinung befragt worden war, stimmte die Mehrzahl der Versammelten (30 von 34) dem Antrag zu, und so erfolgt der **Anschluß Dwanes** und seines Anhangs an die **anglikanische Kirche** und damit die **Gründung des „äthiopischen Ordens“** innerhalb derselben, den sich Dwane freilich auch hier ziemlich unabhängig stehend denkt, nur pekuniär unterstützt.

Nachdem beiderseits Zugeständnisse gemacht waren, tritt am 25. August 1900 eine Synode der Anglikaner zusammen, auf der sofort am zweiten Tag Dwane aufgenommen und zum „Provinzial des äthiopischen Ordens“ ernannt wird. In 23 Paragraphen wird die Ordensregel festgesetzt. Kein Aethiopier darf ohne Prüfung aufgenommen werden, der Provinzial wird durch den Bischof auf fünf Jahre ernannt. Letzterer hat die Oberaufsicht über den ganzen Orden. Kein Aethiopier darf innerhalb zehn Meilen von einem anglikanischen Posten Evangelisationsarbeit treiben.

Was die **Tätigkeit** des Ordens betrifft, so treten zunächst 14 Pastoren in das theologische Institut des Rev. Kettle in Queenstown, das nach Kettles bald eintretendem Tode „Vater Puller“ leitet. Dwane unternimmt mit diesem Vater Puller eine Rundreise, um die äthiopischen Kirchen für sich zu gewinnen. Hie und da versuchen sie dies mit Anwendung von Gewalt. In Debe öffneten die Eingeborenen, da Dwane die Polizei in Bewegung setzte, die Kirche, aber — bewachten den Schlüssel. Das erzählt Vater Puller selbst mit großer Naivität. Ueberhaupt bekommt man aus seinen Berichten den Eindruck, daß die Masse der äthiopischen Kirche sich dem neuen Klerus durchaus nicht unterwirft. Und was die Handlungsweise der Anglikaner betrifft, so wird sie von den Missionaren sehr verschieden beurteilt. Die einen rühmen ihr geschicktes diplomatisches Vorgehen, mit dem sie die Masse der Schwarzen durch einfaches Blendwerk zu fangen verstand; die andern meinen, sie hätten nichts erreicht, ja sie seien nicht mehr, was sie sein wollten: die wichtigste Mission des englischen Afrika. Ihr neuer Orden sei nur ein Asyl für die Aethiopier, von dem aus sie sich neu konstituieren und mit mehr Erfolg wie bisher revoltieren könnten.

Die Sache ist noch zu neu, um ein abgeschlossenes Urteil darüber abgeben zu können. Jedenfalls ist der Jubel einzelner Missionare, als sei der Aethiopianismus tot, verfrüht. Die Gefahr desselben bleibt bestehen.

Für die äthiopische Kirche bedeutete Dwanes Abfall eine Erlösung. Die einen begleiteten dies Gefühl mit Worten der Entrüstung über sein eigenmächtiges Handeln, die andern sind froh, den mächtigen Vikar los zu sein. Turner hatte diese Entwicklung Dwanes kommen sehen. Dagegen kehrt Mokone bald wieder zurück zu den Amerikanern. Er schreibt an Turner, er sei nur vorübergehend abgeirrt, er wolle Turner nicht bloßstellen, die afrikanische Kirche nicht blamieren u. s. w. Vielleicht ist seine Absicht einfach die, Dwanes Nachfolger zu werden. Sei dem, wie ihm wolle, die äthiopische Kirche leidet jedenfalls durch die Trennung Dwanes keinen wesentlichen Schaden, sondern geht alsbald an ihre Reorganisation und füllt die Lücken der Abtrünnigen durch neue Kräfte aus. An Dwanes Stelle tritt einstweilen Fantsi, bis ein Superintendent (Fitzpatrick) aus Amerika anlangt. Man will sich von amerikanischen Bischöfen leiten lassen und keinen neuen hohen Würdenträger in Afrika haben. Die Nötigung, sich gegen Dwanes Propaganda zu verteidigen, macht die Aethiopier bescheidener, die Angriffe auf die Missionsstationen werden seltener, man beschränkt sich auf Propaganda durch Häuptlinge. Man arbeitet an der Festigung des Werks, erlangt aber weder die obrigkeitliche Anerkennung, noch die Möglichkeit, sich viel Geld zu verschaffen. Da unternehmen die Amerikaner ihrerseits wieder einen großen Versuch. Sie entsenden einen ihrer bedeutendsten Männer als „Bischof von Afrika". Coppin heißt er. Er landet Anfang des Jahres 1901 in der Kapstadt, bringt eine namhafte Summe Geldes zur Gründung eines College mit und kauft zu dessen Unterbringung ein Gebäude in der Kapstadt. Auch eröffnet er dort eine neue Kapelle. Ja sogleich geht er an die Aufnahme afrikanischer Jünglinge, die, nachdem sie wohl auf amerikanischen Universitäten einen letzten Abschluß ihrer Ausbildung erlangt haben werden, die Lehrer und Leiter der neuen Generation, der neuen Aera der sogenannten äthiopischen Kirche abgeben sollen.

III. Rückblick und Ausblick.

Wir haben die äthiopische Bewegung in ihrer Entstehung und ihrer bisherigen Entwicklung kurz betrachtet und damit einen Einblick gewonnen in die mächtigste Aeußerung des Freiheitsdranges der Eingeborenen Südafrikas in der Gegenwart. Es erübrigt nur noch, einige zusammenfassende Schlußbemerkungen anzufügen über die Ursachen, das Wesen und die Zukunft jener Bewegung, sowie einige Lehren aus ihr zu ziehen.

Missionare behaupten, der Aethiopianismus sei entstanden aus dem Rassengegensatz und dem Ehrgeiz der Farbigen. Gewiß. Von großem Ehrgeiz aber kann man kaum reden, wenn sich mehr als 10 000 Menschen zusammentun und eine Verfassung annehmen, bei der es fast keine hierarchischen Ehrenstellen gibt. Und wenn man von Rassengegensatz spricht, so hat man nicht ohne weiteres an große politische Träume zu denken. Bis jetzt gibt die Geschichte noch keinen Anlaß, zu glauben, daß auch nur die Leiter der Bewegung an eine eigene politische Zukunft denken. Die Farbigen sind, wie anfangs betont, loyale englische Untertanen. Aber allerdings ist, wie gleichfalls schon ausgeführt, im Volk der Farbigen das Selbstbewußtsein erwacht, sie sind sich ihres Werts bewußt geworden, auch grade im Unterschied von den Weißen, und wollen daher selbständig dastehen. Und dies umsomehr, je mehr sie die einschränkenden Gesetze für die Eingeborenen und die Nichtbeachtung, ja Geringschätzung, in einzelnen Fällen sogar Feindschaft von seiten der Europäer als einen lästigen und unberechtigten Druck empfinden. Die Begriffe, die sie von Freiheit haben, sind vielfach noch recht kindlich, ja kindisch und oft direkt unchristlich und insofern vollends für eine Kirche falsch, sofern viele mit der Möglichkeit zu rechnen scheinen, als sei dies Freiheitsideal in Form von völliger Ungebundenheit und Zuchtlosigkeit zu verwirklichen. Wir müssen aber auch das berechtigte Moment in diesen Unabhängigkeitsbestrebungen anerkennen. Das Christentum wollte ja die Farbigen, wie alle Menschen, frei machen. Es hat ihnen erst die Sklavenfesseln abgenommen und ihnen dann auf wirtschaftlichem, sozialem, sittlichem und religiösem Gebiet zu rechter Freiheit verhelfen wollen. Es ist nur natürlich, daß im Lauf der Zeit gerade die Arbeit der Verchristlichung und der damit ver-

bundenen Hebung des braunen Mannes Bedürfnisse in ihm geweckt hat, denen zufolge ihm seine Stammesexistenz nicht mehr genügt und er seine im allgemeinen Organismus der menschlichen Gesellschaft ziemlich rechtlose Stellung mit einer würdevolleren zu vertauschen bestrebt ist.

Ihrem Wesen nach erscheint also die sog. äthiopische Kirche als eine soziale Bewegung eines Volkes, das sein Recht verlangt in dem Moment, wo es zum Bewußtsein seines Werts durchgedrungen ist und darum Druck und Beeinträchtigung in freiem Handeln nicht mehr verträgt. Politische Ziele verfolgt die Bewegung noch nicht, ihre Träger sind loyale Untertanen, sie kann aber politische Zwecke in ihr Programm aufnehmen, ja könnte, wenn nicht recht geleitet oder abgelenkt, geradezu zu einer politischen Gefahr werden. Diese Möglichkeit liegt um so mehr vor — und damit kommen wir auf die Zukunft zu sprechen — da Mokone nach dem Rücktritt Dwanes die Verbindung mit Amerika nicht gelöst hat. Die Amerikaner, im eigenen Lande gegenwärtig von nichts in ihrem Denken und Handeln so beherrscht, wie von der Monroedoktrin, haben nun die gleichen Ideen auch auf südafrikanischen Boden hinübergebracht und in die Reihen der Aethiopier geworfen: Afrika den Afrikanern! Das ist aber Politik, vollends wenn die Parole so absolut und allgemein gegeben wird. Treibt die äthiopische Bewegung in Zukunft in diesem Fahrwasser, dann muß es auch auf politischem Gebiet zu einer Auseinandersetzung, zum Kampf kommen. Der äthiopischen Kirche aber wäre als solcher der Todesstoß gegeben, denn eine Kirche, die Politik treibt, trägt den Todeskeim in sich. Will die äthiopische Kirche sich als Kirche erhalten, so gehört die Zukunft der Richtung Javabus und seines Blattes Imvo, welche anerkennen, daß die Farbigen Afrikas noch auf längere Zeit hinaus der Erziehung durch die Mission nicht entbehren können.

Fragen wir nun zum Schluß noch, welche Lehren sich aus dieser Bewegung für uns, für die Organe der evangelischen Mission ergeben, welche Aufgaben sie in Zukunft der sogenannten äthiopischen Kirche und damit den Unabhängigkeitsbestrebungen der Farbigen Südafrikas gegenüber hat.

Es kann wohl nicht geleugnet werden, daß von seiten mancher Missionsleitungen und Missionare Irrtümer, ja Fehler begangen

worden sind. Man hat es häufig an der nötigen Assimilation und der gebotenen Weisheit bei der Behandlung und Erziehung der Farbigen, wie überhaupt im Zusammenleben mit ihnen, fehlen lassen. Ich denke nicht an deutsche Missionare. Die englische Sprache ist in Südafrika weit verbreitet, aber der Farbige spricht sein holländisches Platt, sein Kaffrisch, kurz seinen Dialekt, zumal auf dem Lande ist das Englische durchaus nicht allgemein gebräuchlich, ja nicht einmal allgemein verstanden. Dann aber muß es als ein Fehler bezeichnet werden, wenn es noch immer Missionare geben soll, die die Eingeborenensprache nicht lernen, sondern das Lehramt den einheimischen Evangelisten überlassen. An solchen Orten muß sich allmählich eine Kluft zwischen Geistlichen und Gemeinden bilden. Pädagogisch falsch ist auch folgende Handelsweise eines Predigers, von der der baptistische Missionar Ch. Morris auf der ökumenischen Konferenz in New York im Jahre 1901 berichtete. Er führte aus, daß die Zustände in Südafrika vielfach noch nicht besser seien, als vor 100 Jahren, wo „Hunden und Hottentotten“ die Kirchen verboten waren, denn in einer amerikanischen Kirche seien die Gemeindeglieder von der Teilnahme am Abendmahl zurückgewiesen worden, weil gerade fremde Weiße zum Besuch anwesend waren. Ein wesleyanischer Geistlicher mußte bei seinem Superintendenten in der Küche essen, durfte auch den Hausgottesdiensten nicht beiwohnen und dergleichen mehr. Und solche Fälle sollen nicht vereinzelt dastehen, wenn wir auch ausdrücklich betonen wollen, daß der Vorwurf durchaus nicht etwa alle englischen Missionare trifft. Es war aber gewiß nicht zufällig, daß gleich anfangs die äthiopische Kirchenbewegung den festgefügten Gemeinden der Berliner (I) und der Hermannsburger Mission, in deren Arbeitsgebieten (Transvaal) sie entstand, fast gar keinen Abbruch tun, daß sie auch im Fortgang den andern deutschen und einigen englischen Gesellschaften, sowie auch der Pariser Mission keinen wesentlichen Schaden zufügen konnte, während wir einen eingeborenen Geistlichen der Wesleyaner nach dem andern zu den Aethiopiern überlaufen und die Anglikaner ihnen die Hand reichen sahen.

Vielleicht hätten die Missionsgesellschaften die äthiopische Bewegung verhindern oder wenigstens ablenken und dadurch ersticken können. Wenn sich eine solche Bewegung auch nicht aufhalten

läßt, so aber doch wenigstens ablenken. Hätte man die Aethiopier von Anfang an mit Achtung behandelt, so hätte man dem Gedanken, daß die Weißen ihre Feinde und Verächter sind, die Spitze abgebrochen und hätte vielleicht an der Leitung Anteil und jedenfalls Einfluß auf die Masse gewonnen. Ueber eine solche Bewegung aber nur aburteilen oder sie gar als töricht verlachen, macht die Sache nur schlimmer, wie die Geschichte der Sekten zeigt. Daß die Missionsgesellschaften imstande gewesen wären, auf die Bewegung Einfluß zu erhalten, beweisen Zustände auf all den Missionsgebieten in Südafrika, auf denen zwischen Weißen und Farbigen trotz streng durchgeführter Kirchendisziplin das beste Einvernehmen besteht.

Welches sind nun die Aufgaben der Mission diesen Unabhängigkeitsbestrebungen gegenüber für die Zukunft?

Südafrika ist im allgemeinen ein christianisiertes Land. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, daß immerhin das „im allgemeinen" noch recht betont werden muß, denn es fanden sich nach dem Zensus von 1891 unter den 1 527 224 Bewohnern der Kapkolonie (d. h. der ursprünglichen alten Kapkolonie (304 499) und der beiden 1875 und 1880 annektierten neuen Teile (423 913 + 25 412) nur 749 322 Christen und von diesen waren 356 960 Weiße und nur 392 362 Farbige. Die Zahl der letzteren aber betrug 1 150 237; es gab also noch vor zwölf Jahren rund 758 000 Heiden. Die Zeiten der Heidenbekehrung sind also noch nicht vorüber. Nur beispielsweise: die Brüdermission betreibt nicht nur im Kafferland, sondern auch im Westen der Kolonie in der Nähe von Port Elizabeth (bei Enon und in Witkleibosch) noch ganz direkte Missionsarbeit.

Und doch, „im allgemeinen" christianisiert mag der Süden Afrikas genannt werden. Die Missionsarbeit hat, wie angedeutet, eine Hebung der Bevölkerung auf verschiedenen Gebieten des Lebens zur Folge gehabt, und auch der christliche Staat hat dazu das Seine getan und Erhebliches geleistet. Nun folgt für die Mission die nicht minder schwierige Aufgabe, die Eingeborenen zur Selbstständigkeit zu erziehen, und zwar der Selbsterhaltung, Selbstverwaltung und Selbsterbauung durch einen National-Klerus die Wege zu bahnen. Vor dieser Aufgabe steht nicht nur die Brüdermission. Diese aber hat beispielsweise ihre 10 000 farbigen Kirchkinder

im Westen der Kolonie schon jetzt so gestellt, daß sie finanziell voll für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufkommen müssen und aus der heimatlichen Missionskasse nur noch auf einen jährlichen Zuschuß von 10000 Mk. rechnen dürfen. Da aber der Ertrag unserer Missionsgeschäfte an Ort und Stelle noch wesentlich mithilft und überdies die finanzielle Selbsterhaltung der Missionskirche nur eben einen Schritt zu ihrer Selbständigkeit bedeutet, so bleibt noch Großes zu tun. Und das um so mehr, da die bisherigen Erfolge der Arbeit auf diesem Gebiete es zweifelhaft erscheinen lassen, ob dies zertretene Sklavenvolk, dem man alles genommen hatte: Sprache, Sitte, Selbst- und Nationalbewußtsein, und dem die Mission erst allmählich eins dieser Güter nach dem andern wiedergeben mußte, ob dies Mischlingsvolk, das bis jetzt noch nicht viel von Volksbewußtsein wiedererlangt hat, auch nur in Jahrzehnten wieder zu selbstbewußtem Handeln sich aufschwingen und dazu fähig sein wird. So ist es für die Missionare nicht leicht, glaubensvoll weiter zu arbeiten, um womöglich dies Ziel aller Missionsarbeit doch zu erreichen. — Und doch, gerade die gegenwärtige Zeit mit ihren Unabhängigkeitsbestrebungen mahnt ernstlich an diese Pflicht. Es gilt noch viel mehr, als bisher geschehen, an der Vertiefung des Christentums im ganzen Volksleben zu arbeiten, damit alle Lebensgebiete davon durchdrungen werden. Es bedeutet einen langen, langen Prozeß, bis diese Durchsäuerung sich vollzogen hat — wir Deutsche sind auch nicht in einem Jahrhundert zu einem christlichen Volk und Staat geworden — und der Prozeß wird umso länger dauern, je mehr es in Südafrika auch gelten wird, nicht nur in den Missionsgemeinden selbst und an den Farbigen weiter zu arbeiten und dort vor allem die entsittlichende Wirkung der äthiopischen Kirche zu bekämpfen, sondern auch die Weißen rings umher zu beeinflussen, daß sie sich zu einer gerechten Behandlung der Eingeborenen aufschwingen. Ihre Hauptkraft wird die Mission darin erweisen, daß sie die schepsels-Idee aus der Welt schafft.

Freilich, die Stellung des Missionars wird keine leichte sein. Er steht zwischen Weiß und Farbig, d. h. zwischen Engländern bezw. Buren und Farbigen, ja auch zwischen der Regierung und den Farbigen, und die letzteren sind nur zu geneigt, ihn als im Bunde mit allen andern Weißen stehend anzusehen. Vollends

schwierig wird die Stellung, wenn der Missionar in irgend einer Weise im Auftrag der Regierung handeln muß. So sind verschiedene unserer Missionare zugleich Kommunalbeamte, einer sogar von der Regierung bestellter Häuptling eines Fingustammes. Schon bisher hat es in vereinzelten Fällen Prozesse gegeben, die der Vertreter der Mission als Kommunalbeamter gegen einen einzelnen Eingeborenen oder eine Gruppe von widerspenstigen Farbigen auf einer der sogenannten Grantstationen (institutions) anstrengen und ausfechten mußte. Mein eigener Vater hatte als Missionssuperintendent diese nicht beneidenswerte Aufgabe, und bei einem seiner Nachfolger wiederholte sich dieselbe Sache aus demselben Grunde. Und während des Burenkriegs kamen verschiedene unserer Missionare in sehr mißliche Lagen. Sie wollten und sollten neutral sein, und doch war es oft ganz unmöglich, dabei noch den Wünschen der Eingeborenen gerecht zu werden. So kam es z. B. in Elim zur Ausweisung mehrerer Ortsansässigen, nachdem diese bis zum Gouverneur gegangen waren und die Angelegenheit vom Magistrat in aller Form untersucht war. Der Missionar ist und bleibt aber der Anwalt der Eingeborenen, und die Zukunft wird nur noch ein erhöhtes Maß von Weisheit zur Ausübung dieses Amtes von ihm fordern.

Lassen es die Missionare an Takt und Weisheit fehlen, was wir weder hoffen noch glauben, dann könnte das zum Untergang der bestehenden Kirchgemeinden führen und der Aethiopianismus oder eine andere aus dem Freiheitsdrang der Farbigen geborene Organisation behielte den Sieg. Die evangelischen Missionsgesellschaften sollten sich, um stärker zu sein, zu gemeinsamer Arbeit auf diesem Gebiet zusammenschließen. Vielleicht kommt es einmal zu einer allgemeinen Missionskonferenz sämtlicher evangelischer Missionsgesellschaften in Südafrika, ja vielleicht führt die äthiopische Bewegung die fehlende Solidarität der Missionen Südafrikas herbei. Dann hätten wir ihr noch zu danken.

Und nun die letzte Forderung an die Missionen: Die Augen offen halten!

Daß diese Forderung auch und noch mehr den Staatsorganen gilt, darauf gehen wir nicht ein. Hatte die Kapregierung im letzten Jahrzehnt schon in dem von Hofmeyer („Onze Jan“) geleiteten Bond mit seinem politischen Programm: Afrika den Afri-

kanern (d. h. den aus Afrika gebürtigen Weißen) und allmähliche Loslösung von England! einen starken weißen Gegner, so ist ihm, wie wir sehen, durch den Aethiopianismus in seiner neuerlichen Gestalt aus dem Lager der Schwarzen ein zweiter Feind mit ähnlichen Absichten erwachsen. Die Mission hat wohl von der Bondpartei wenig zu fürchten, denn an Herabdrückung der Eingeborenen in die Stellung moderner Sklaven scheinen ihre Anhänger trotz gegenteiliger Behauptungen nicht zu denken.

Anders der Aethiopianismus. Ihm gegenüber gilt es, die Augen offen zu halten. Tot ist er nicht, wie Missionare gemeint haben. Wir sehen, daß er nicht nur eine vorübergehende, unorganisierte Zeiterscheinung ist, sondern daß er sich folgerichtig entwickelt und in seiner Organisation schon so gestärkt hatte, daß er sogar den Austritt Dwanes überstand. Dadurch ist er an Erfahrung reicher geworden.

Er wird auch an Anhängerzahl wachsen. Schon im Jahr 1901 zählte die äthiopische Kirche 11000 erwachsene Mitglieder, die von 68 ordinierten Geistlichen bedient wurden. Die Verbindung mit der anglikanischen Kirche wird ihm kaum großen Abbruch tun. Sie wird den Schwarzen nicht genügen, sie wollen ja eben nicht von weißen Autoritäten abhängig sein. Nicht zufällig ist es daher, daß „die äthiopische Gemeinde in der Kapstadt (700 Mitglieder), die dort zwei Kirchen und vier gemietete Räume in Gebrauch hat, mitsamt ihren sechs ordinierten eingeborenen Geistlichen von Dwanes Handeln unbeeeinflußt geblieben zu sein scheint." (Merensky A. M. Z. 1901, 438.) Vor allem aber wird Amerika seine Arbeit fortsetzen. Es spendet jährlich 64000 Mk. und hat bereits im Februar 1901 den Negerbischof Coppin aus Amerika nach Afrika entsandt.

Genug, wir fürchten, daß die äthiopische Bewegung noch viel Unheil stiften wird, eben um ihres Charakters einer sozialpolitischen Bewegung willen, eben weil die Schwarzen hier einen Boden gefunden haben, auf dem sie ihrem Freiheitsdrang Luft machen und ihr Unabhängigkeitsstreben, ihr Nationalgefühl entwickeln und pflegen können. Die augenblicklich noch immer nicht gelöste Frage, wie sich die englische und holländische Rasse in Südafrika zu einander stellen soll, wird in nicht zu ferner Zukunft abgelöst werden von der andern nach der Stellung von Weiß und Schwarz zu

einander. Darin mag die Times recht haben. Und weil von der Lösung dieser Frage für die Missionen weit mehr abhängt, als von der Lösung jener, darum gilt es für sie, die Augen offen zu halten gegenüber dem Aethiopianismus, gegenüber den Unabhängigkeitsbestrebungen der Farbigen Südafrikas überhaupt.

Eine schwere Anklage.

In den letzten Jahren sind zu wiederholten Malen in den öffentlichen Blättern schwere Anklagen gegen die Verwaltung des Kongo-Freistaats erhoben worden, wonach sich Beamte dieser Regierung unerhörte Grausamkeiten gegen die Eingeborenen erlauben und ein wahres Schreckensregiment führen. Auch unser Missions-Magazin hat seiner Zeit (im Jahrgang 1900, S. 382 ff.) darüber Mitteilungen gemacht, und zwar auf Grund von Berichten der presbyterianischen Missionare im Kasai-Distrikt. An der Glaubwürdigkeit jener Berichte war nicht zu zweifeln, da sie von Augenzeugen herrührten.

Seitdem sind die Klagen über vorgekommene Greueltaten und Grausamkeiten nie ganz verstummt, aber sie haben, da es nur vereinzelte Stimmen waren, die sich darüber vernehmen ließen, weder zu ernstlichen Untersuchungen noch zur Abstellung der greuelhaften Wirtschaft im Kongo-Freistaat geführt. Nun ist aber neuerdings ein mehrbändiges Werk von einem Kapitän Guy Burrows, dem Sekretär der Gesellschaft zum Schutz der Eingeborenen, erschienen, das sich mit der Frage über die Zivilisation am Kongo beschäftigt und in offener Weise jene haarsträubenden Vorgänge bespricht. Zugleich hat der Verfasser seinem Buche eine Reihe von photographischen Abbildungen beigegeben, durch die dem Leser Scenen vorgeführt werden, die das Gesagte unwiderleglich bestätigen und illustrieren. So zeigen z. B. einige derselben, wie Häuptlinge in empörender Weise gemartert und mißhandelt werden, während belgische Offiziere wohlgefällig zuschauen. Das Buch mit seinen Enthüllungen über das eigennützige und erbarmungslose Erpressungssystem der belgischen Verwaltung hat natürlich in den weitesten Kreisen Englands ungeheure Erregung hervorgerufen. Die Presse hat die Sache aufgegriffen und verschiedene Protestversammlungen sind da und dort abgehalten worden. Dabei

sind die Aussagen des Kapitän Burrows von mehreren Persönlichkeiten, die ebenfalls am Kongo längere Zeit gelebt haben und die dortigen Verhältnisse genau kennen, bestätigt worden. Am schwerwiegendsten kommen dabei die Angaben in Betracht, die ein eben vom Kongo zurückgekehrter Missionar der amerikanischen (südlichen) Presbyterianer namens Morrison in öffentlicher Versammlung gemacht hat und der sein Belastungsmaterial der Bundesregierung in Washington überreichen will.

Die Erregung in England mag nun freilich zum Teil ihren Grund in den nationalen Handelsinteressen haben, die durch das Vorgehen der belgischen Verwaltung neuerdings dadurch schwer geschädigt werden, daß der Freistaat gegen das Berliner Abkommen die Handelsfreiheit anderer Nationen mehr und mehr erschwert, ja geradezu ausschließt. Aber abgesehen davon ist doch auch das Humanitätsgefühl in starker Weise daran beteiligt und die Versammlungen, die besonders „die Gesellschaft zum Schutz der Eingeborenen" abhält, sehen es darauf ab, in Schrift und Wort die englische Regierung zu veranlassen, beim König Leopold von Belgien und dessen Regierung vorstellig zu werden, damit gründliche Abhilfe in der Verwaltung des Kongo-Freistaats geschaffen und fortan dem Berliner Abkommen vom Jahr 1884/85 gemäß gehandelt werde. Denn was in diesem seiner Zeit durch die auswärtigen Mächte bei Uebertragung der Hoheitsrechte im Kongo-Freistaat auf den belgischen Monarchen festgesetzt worden ist, das wird gegenwärtig von der belgischen Verwaltung geradezu mißachtet und mit Füßen getreten.

Wie sehr man aber in England auf eine allgemeine Teilnahme an der Entrüstung über die Vorgänge am Kongo und auf gemeinsames Vorgehen gegen das schmachvolle Verhalten der belgischen Regierung rechnet, geht schon aus dem Vorwurf hervor, den die Presse der englischen Baptisten-Missionsgesellschaft wegen ihrer Stellung zur Sache gemacht hat. Letztere, deren Missionsstationen sich bis weit hinauf am Kongo entlang hinziehen, wird beschuldigt, zu den vorgekommenen Greueltaten geschwiegen zu haben. Sie habe im Gegenteil erst vor kurzem eine Deputation nach Brüssel gesandt und dem König in überschwenglichen Ausdrücken für die Herabminderung der Steuern, die die Mission am Kongo zu entrichten hat, gedankt und seine „erleuchtete Regierung" gepriesen. Der Sekretär der Missionsgesellschaft hat nun zwar die gegen sie erhobenen Vorwürfe öffentlich zurückgewiesen und ihr Schweigen damit zu erklären gesucht, daß dem Komitee eine genaue Kenntnis der Vorkommnisse gefehlt habe und daß ihre Missionare nicht in jenen Distrikten arbeiteten, auf die sich die gemeldeten Greuel bezögen; aber daß die Missionare nicht von

der Mißwirtschaft der Kongo-Regierung unterrichtet seien, ist schwer zu glauben. Ohne Zweifel ist das Schweigen der Missionsgesellschaft dadurch zu erklären, daß sie sich nicht in die Regierungsverhältnisse des Freistaats mischen und den Missionaren ihre Stellung gegenüber der Beamtenwelt nicht erschweren wollte. Doch dem sei, wie ihm wolle. Der Entscheid darüber steht uns nicht zu. Die ganze Angelegenheit hat aber den Leiter einer anderen, ebenfalls am Kongo arbeitenden Mission veranlaßt, Stellung zu den Vorkommnissen im Kongo-Freistaat zu nehmen und in seinem Missionsblatt „Regions beyond“ (April 1903) ein offenes Wort darüber zu veröffentlichen. Es ist dies Dr. H. Grattan Guinneß, der Direktor der Balolo-Mission im Gebiet des mittleren Kongo. Er schreibt mit Beziehung auf die Verhältnisse am Kongo:

Die Tatsache, daß aus unserem Missionshaus während der letzten 28 Jahre über hundert Missionare, Männer und Frauen, nach dem Kongo ausgesandt worden sind und wir mit allem, was dort vor sich geht, stets auf dem Laufenden erhalten werden, läßt uns gewiß mit nicht geringer Sachkenntnis über jene Frage sprechen und urteilen. Dabei ist noch in Betracht zu ziehen, daß wir nicht nur in einem Distrikt arbeiten, der ausschließlich unter der Verwaltung der Kongo-Regierung steht, sondern auch Stationen auf solchen Ländereien angelegt haben, die einer der größten Kautschuk-Gesellschaften gehören. Das alles läßt uns unter den dort arbeitenden Missionsgesellschaften ganz besonders aus Erfahrung reden und legt uns zugleich eine Verantwortlichkeit auf, der wir uns nicht entziehen dürfen. Ueberdies war ich in der glücklichen Lage, als Begründer und Leiter der Balolo-Mission dem Kongogebiet im Jahr 1890/91 einen amtlichen Besuch abzustatten, um mich persönlich mit dem Stand der Dinge bekannt zu machen. Ich spreche somit aus eigener Erfahrung, wenn ich im Nachfolgenden die Verhältnisse am Kongo zu schildern versuche.

Bei der Besprechung jener Frage, welche Behandlung die Eingeborenen von den Beamten des Freistaats erfahren, ist zunächst daran zu erinnern, daß Kautschuk und Elfenbein in Westafrika ähnliche Wertobjekte sind, wie das Gold und die Diamanten im südlichen Afrika, und daß in diesen beiden Gebieten die Arbeiterfrage von der allergrößten Wichtigkeit ist. Nur darf man nicht vergessen, daß die klimatischen Verhältnisse am Kongo dem Europäer jede anstrengende Arbeit verbieten und daß somit die Einsammlung des Kautschuk in den weiten Urwäldern für ihn ausgeschlossen ist. Dieser Aufgabe kann sich nur der Eingeborene unterziehen, und selbst für ihn ist diese Arbeit mit ihren Anstrengungen, Schwierigkeiten und Gefahren keineswegs anziehend. Denn erstlich ist er jeder harten Arbeit abhold,

da er seit Urzeiten an ein leichtes, müheloses Dasein gewöhnt ist und ihm die reiche Natur seines Landes alles fürs Leben Nötige ohne sonderliche Anstrengung darbietet. Sodann ist er in keinerlei Weise darauf aus, sich wie die Weißen Reichtümer und Schätze zu erwerben. Seine Weiber, Sklaven und der nötige Bedarf von Lebensmitteln genügen ihm; im weiteren will er nicht geplagt sein. Seine Lieblingsbeschäftigung ist Rauchen, Schlafen, Fischen, Jagen, Kriegführen. Das bißchen Arbeit, die ihm etwa das Lichten des Waldes für seine Pflanzung, der Bau seiner Hütte und seines Dorfes, die Herstellung seines Baumboots, das Schmieden seiner Speere, Pfeilspitzen und Schmuckgegenstände verursacht, tut er nur, soweit sie ihm beliebt und nie aus Zwang. Unter einem Werktag versteht er deshalb etwas ganz anderes als wir und er haßt nichts mehr als den Zwang zur Arbeit. Da er wenig Bedürfnisse kennt und sein Verlangen nach überflüssigen Dingen leicht gestillt ist, hält es natürlich schwer, ihn zu einer regelrechten, anhaltenden Arbeit, wie sie europäische Spekulanten getan wissen wollen, zu gewinnen. Dieser angeborene und anerzogene Widerwille gegen jede ernstere Arbeit ist — man muß das zugeben — ein unglücklicher Charakterzug des Negers und es bedarf einer längeren Erziehung und Beeinflussung durch das Christentum, bis diese Arbeitsscheu überwunden ist und der Neger eine andere Anschauung vom Leben hat. Diese Umwandlung läßt sich aber nicht so schnell herbeiführen, wie sie das heutige Geschäftsleben für seine Zwecke ausgeführt sehen möchte, sondern es ist ein sehr langsamer, sich nur allmählich entwickelnder Prozeß.

Im Kongostaat liegen nun die Verhältnisse so, daß die Arbeiterfrage dort schon seit Jahren eine ganz bedeutende Rolle spielt. Auf der einen Seite hat mans mit einem Land zu tun, das von Natur die größten Schätze darbietet und zu deren Ausbeutung die gewinnsüchtigen Weißen die ungestümsten Anstrengungen machen; auf der andern Seite kann dies nur mit Hilfe der Eingebornen geschehen, die aber der ganzen Sache gleichgültig gegenüberstehen und der Gewalt schutzlos preisgegeben sind. Denn diese, die Gewalt, liegt natürlich in den Händen derer, die mit Flinten, Pulver und Blei ausgerüstet sind und deshalb der Versuchung nicht widerstehen können, die schutzlosen Schwarzen wie Sklaven zu behandeln und sie für ihre gewinnsüchtigen Zwecke auszunützen. Und zwar geschieht dies von den Beamten des Freistaats so gut wie von den Agenten der verschiedenen Kautschuk-Gesellschaften. Um den Kautschuk oder India Rubber in möglichst großen Quantitäten zu erlangen, wird sämtlichen Dorfbewohnern zur unerläßlichen Pflicht gemacht, daß jedermann wöchentlich zwei Kilo Kautschuk an einem bestimmten Platz

einzuliefern hat. Der betreffende Agent nimmt ihn in Empfang, wägt ihn und zahlt dem Lieferanten etwa zwei Pence (= ca. 20 Pf.) für das Pfund. Es ist das eine lächerliche Summe, wenn man bedenkt, daß das Pfund auf dem europäischen Markte mit drei Schillingen (3 Mark) bezahlt wird. Dabei will doch auch der Kautschuk-Sammler, abgesehen von seiner Mühe, gelebt haben, und hiezu reicht ein halber Penny, der auf seine Tagesarbeit kommt, wahrlich nicht aus. Ist dann solch ein unglücklicher Schwarzer nicht imstande, das geforderte Quantum zu liefern, so läßt ihn der Agent mit der sogenannten „chicotte“, einer Peitsche aus Flußpferdhaut, aufs unbarmherzigste schlagen. Fünfundzwanzig solcher Peitschenhiebe werden als das Maximum der Strafe angesehen, aber es werden nicht selten fünfzig, ja hundert ausgeteilt. Erst vor einigen Tagen habe ich einen unserer Missionare gesprochen, der eben vom Kongo zurückgekehrt ist. Er erzählte mir, daß er es wiederholt mit eigenen Augen angesehen habe, wie man den armen Leuten fünfzig und mehr Peitschenhiebe erteilt habe.

Aber die Forderung des Agenten allein würde natürlich die Eingeborenen nicht dazu vermögen, das gewünschte Quantum von Kautschuk zu liefern, wenn nicht eine bewaffnete Macht hinter ihm stände, die seinen Forderungen den nötigen Nachdruck verleiht. Es sind dies die eingeborenen Militärposten, die in den verschiedenen Ortschaften einquartiert sind und die Eingeborenen zu „überreden“ wissen, ihre Pflicht zu tun. Diese „Waldhüter“, wie sie genannt werden, gehören meist Stämmen an, die noch blutdürstige Kannibalen sind, und sehr oft kühlen diese ihr Mütchen an den unglücklichen Leuten, indem sie wie einst Pharaos Fronvögte sie überfordern und plagen. Sind die Eingebornen trotz aller Zwangsmaßregeln nicht imstande, das geforderte Quantum Kautschuk zu liefern, so werden ihre Dörfer niedergebrannt und Unschuldige niedergeschossen. Noch vor wenigen Jahren wurden solche brutale Exekutionen dadurch bekannt, daß man den unglücklichen Opfern die rechte Hand abschnitt, sie dem Agenten überbrachte und damit den Beweis lieferte, daß man die Patronen nicht umsonst vergeudet hatte.

Die erste Greueltat dieser Art, die zur Kenntnis unserer Missionare gelangte, geschah in Aequatorville, wo sich eine unserer Missionsstationen in der Nähe des freistaatlichen Regierungszentrums befindet. Die Missionare Sjöblom und Banks, die seitdem beide gestorben sind, waren entsetzt über die barbarische Handlungsweise und die Sache wurde nach der Rückkehr Sjöbloms nach England durch ganz Europa bekannt. Das Vorkommnis verhielt sich folgendermaßen: Sjöblom hielt eine Straßenpredigt. Bei dieser Gelegenheit, da sich

gerade viel Volks beieinander fand, stürzten plötzlich zwei Soldaten in den Haufen Volks und wollten einen Mann, der offenbar nicht genug Kautschuk abgeliefert hatte, gefangen nehmen. Sjöblom fragte die Soldaten, was sie mit ihm vorhätten und erhielt die Antwort, daß sie ihn erschießen wollten. Er bat sie, Geduld zu haben, was sie auch versprachen, wenigstens bis zum Schluß der Versammlung. Sie hielten aber nicht Wort, sondern nach etwa fünf Minuten drängten sie sich wieder unter die Leute, ergriffen den alten Mann, warfen ihn zu Boden und schossen ihn vor den Augen des Missionars nieder. In den nächsten Augenblicken war die Volksmenge auseinander gescheucht und der Missionar sah sich mit den beiden Soldaten, dem blutenden Opfer und einem Knaben allein auf dem Platz. Dem Knaben wurde nun befohlen, dem todwunden Manne die rechte Hand abzuschneiden, und dieser war noch so weit bei Bewußtsein, daß er schwache Versuche machte, seinen Arm der grausamen Tortur zu entziehen.

Bei einer andern Gelegenheit sah Frau Missionar Banks, wie eine arme Frau, die mit einem Korbe auf dem Rücken die Missionsstation passierte, von einem eingeborenen Soldaten geschlagen und mit lauter Stimme gescholten wurde. Frau Banks erkundigte sich nach der Ursache und fand bei der Besichtigung des Korbes, daß derselbe voller Hände war, die den Leuten bei einem Kautschuk-Palaver abgeschnitten worden waren. Es sollten 19 solcher Hände sein, aber die Frau hatte eine derselben verloren und wurde deshalb geschlagen. Frau Banks sah sich selbst die Hände, die geräuchert waren, an und fand, daß sie Kindern, Weibern und Männern angehörten. Viele der armen Opfer waren Verwandte der Frau, die den Korb zum Stationsbeamten tragen mußte.

Ueber diese Mitteilungen war ich so entrüstet, daß ich 1896 selbst nach Brüssel reiste und die Sache dem Baron von Etvelde vorlegte. Dieser wirkte mir für den folgenden Tag eine Audienz bei seiner Majestät dem König Leopold aus. Ich hatte eine längere Unterredung mit dem König und konnte ihm alle Einzelheiten jener traurigen Tatsachen mitteilen. Unter anderem wies ich auf die selbstmörderische Politik hin, die damit von vielen Beamten getrieben würde, indem sie sich dadurch selbst ihrer Leute beraubten, auf die man doch bezüglich der Arbeit in einem solchen Klima angewiesen sei. Der König schien das größte Interesse für meine Mitteilungen zu haben und beklagte auch die Handlungsweise jener Beamten. Es wurden auch demgemäß Bestimmungen erlassen, die zur Menschlichkeit mahnten und infolge dessen hörte man, soweit dies unsere Missionare bezeugen können, nichts mehr von abgehauenen, geräucherten Händen.

Aber nichtsdestoweniger existieren die Plackereien und Schandtaten der eingeborenen Soldaten nach wie vor.

Immerhin besteht ein großer Unterschied zwischen den Beamten der A. B. I. R. (afrik. belgischen India Rubber) Kompagnie und der Handlungsweise der Lokal-Verwaltung, und ich muß zur Ehre jener Gesellschaft sagen, daß, so oft wir Fälle von Grausamkeiten an die Direktoren zu berichten hatten, diese sofort die betreffenden Beamten zurückberufen haben. Ueberhaupt bestehen zwischen ihren Angestellten und unsern Missionaren nur freundliche Beziehungen und in vielen Fällen haben jene Beamten die Eingeborenen mit aller möglichen Rücksicht und Freundlichkeit behandelt, soweit es eben das System, unter dem sie arbeiten, zuläßt.

Das Traurigste aber bei dem ganzen Handel ist, daß das System der Zwangsarbeit, das die Beamten gegenüber den Eingeborenen ausüben, auch die anfangs wohlgesinntesten und menschenfreundlichsten Leute allmählich so entmenscht und ihr sittliches Gefühl so abstumpft, daß sie sich zu Taten hinreißen lassen, vor denen sie sich früher selbst entsetzt hätten. Das schlagendste Beispiel davon ist Major Lothaire, den ich im Jahr 1890 am Lulanga-Fluß kennen lernte und von dem ich damals schrieb, daß er ein durchaus edler, humaner und wackerer Vertreter des Freistaats sei. Die spätere Laufbahn dieses Mannes und sein Ruf ist zu allbekannt, als daß man noch viel Worte über ihn zu machen braucht. Der Kautschuk, der von der Mongalla-Konzession, deren Direktor er jetzt ist, geliefert wird, ist am Stanley Pool nur unter dem Namen des „roten Gummi" bekannt, und zwar wegen der fürchterlichen Menschenopfer, die mit seiner Gewinnung verbunden sind. Wenn nur die Hälfte davon wahr und erwiesen ist, was darüber schon von Lothaire bekannt geworden ist, so würde das genügen, um zu zeigen, welch verderblichen Einfluß das abscheuliche System des heutigen Kautschuk-Handels am Kongo ausübt. Das Verwerfliche der Sache kommt aber nicht allein auf Rechnung der Beamten, sondern noch vielmehr auf den Umstand, daß zur Eintreibung des Kautschuks die sogenannten bewaffneten „Waldhüter" benützt werden. Diese Tatsache geht aus einem Brief hervor, den ich erst kürzlich erhielt. Es heißt darin:

„Die Handelsgesellschaft verfährt jetzt nach einem ganz andern System, um den Kautschuk einzutreiben. Zehn Schildwachen, die mit Flinten bewaffnet sind, sind S . . . zugeteilt; ebenso stehen zehn in B . . und je zwei in verschiedenen Dörfern. Sie wohnen dort und kommen alle vierzehn Tage einmal mit dem eingelieferten Kautschuk hierher. Das bedeutet so viel, als das Land mit seinen Bewohnern ist damit ganz und gar jenen erbarmungslosen Burschen preisgegeben,

die nach ihrem Belieben die Leute unterdrücken, mißhandeln, ausplündern und niederschießen. Ein Herr L... sagte mir heute, daß er im Monat mit dem besten Willen nur $5^1/_2$ Tonnen Gummi auftreiben könnte. Der Direktor der Kompagnie, der ihm einen Gehilfen zusenden sollte, will das aber nur unter der Bedingung tun, daß er künftighin $7^1/_2$ Tonnen liefert. Das ist aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo schon ohnedies jeder verfügbare Mann mit einem Bewaffneten hinter sich auf der Suche nach Gummi ist, unmöglich. Die Gesetze, die bei Ihrer Abreise vom Kongo seiner Zeit in Kraft treten sollten, gelten heutzutage nichts; niemand kehrt sich an sie und statt ihrer haben wir die Schreckensherrschaft der Musketen, des Gefängnisses, der Peitsche und der Ketten. Dazu kommt dann noch der Transport den Fluß hinunter und jede Art von Bedrückung und Plackerei, die sich gar nicht im einzelnen aufzählen läßt. Unser Platz hat sich gegen früher sehr verändert. Man hat eine neue Stadtlinie angelegt, aber die Häuser liegen sehr zerstreut und machen einen armseligen Eindruck. Die Leute leben wegen der Bedrückung durch die Soldaten meist im Busch. Ich habe deshalb außer den Kindern nur sehr wenige Eingeborene zusammengebracht."

Aus einer solch systematischen Einschüchterung der Eingeborenen kann natürlich nichts Gutes hervorgehen und wir möchten deshalb darauf dringen, daß wirksame Schritte unternommen werden, um dieser schändlichen Politik so bald als möglich ein Ende zu bereiten; denn sie läuft nicht nur schnurstracks jeder Wohlfahrt der Bevölkerung zuwider, sondern widerspricht auch jedem menschlichen Gefühl, sowie den Humanitätsideen, denen der Kongo-Freistaat seine Entstehung verdankt. Wir möchten dabei keine Anklage gegen bestimmte Persönlichkeiten führen, sondern nur im allgemeinen gegen ein System protestieren, das seinen Grund in nichts anderem hat als in der Gewinnsucht und im Durst nach Gold.

Zum Schluß möchte ich noch betonen, daß nicht nur unsere Missionare bei den zuständigen Behörden des Freistaats ernstliche Vorstellungen gemacht haben, so oft es die Gelegenheit erforderte, sondern es hat auch unser Komitee in London durch mich die verantwortlichen Leiter auf dem Kontinent davon in Kenntnis gesetzt. Außerdem habe ich nicht verfehlt, in öffentlichen Vorträgen über die Verhältnisse am Kongo das Kautschuk-System zu kennzeichnen. Und da ich Gelegenheit hatte, solche Vorträge zu Hunderten in den größten Versammlungssälen von Großbritannien, Australien, Neuseeland und Amerika zu halten, so ist wohl alles geschehen, was von unserer Seite in dieser Richtung geschehen konnte, und es ist die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf die betreffenden Mißstände

gelenkt worden. Unser Wunsch ist nur der, daß alle, denen das Wohl und Wehe Afrikas am Herzen liegt, sich mit uns im Gebet vereinigen, damit unser Zeugnis die Wirkung habe, den Unterdrückten und zu Boden Getretenen die ersehnte Befreiung zu bringen.

So weit Dr. Grattan Guinneß in seinem Missionsblatt. Inzwischen hat sich von kirchlichen Vereinigungen auch das „Free Church Council" den verschiedenen Protest-Versammlungen gegen die Willkür und Grausamkeit der belgischen Beamten angeschlossen und am 13. März zu Brighton folgende öffentliche Erklärung abgegeben: „Das National-Konzil der evangelischen Freikirchen ist erschüttert von den Berichten, denen, weil sie so zahlreich und so wohlbegründet sind, leider geglaubt werden muß, über die furchtbaren Grausamkeiten, die von den Beamten der Kongoverwaltung an den Eingeborenen des Kongostaates begangen worden sind; denn es sind Grausamkeiten, die eine Beschimpfung der Humanität und eine Schmach für die Zivilisation bedeuten. Das Konzil bittet deshalb die Regierung Sr. Majestät des Königs (von Belgien), Maßregeln zu ergreifen, welche die beklagten Grausamkeiten aus der Welt schaffen und den Eingeborenen die Wohltaten einer zivilisierten und christlichen Regierung gewährleisten."

Was nun die Angaben des schon erwähnten Missionar Morrison betrifft, von denen wir zum Schluß einige anführen möchten, so zeigen dieselben, daß sich die Schreckensherrschaft am Kongo bis in die neueste Zeit herein erstreckt und nicht bloß in der Zwangsarbeit besteht, sondern auch in einer gewaltsamen Rekrutierung der farbigen Staatstruppen. Morrison hat, wie die „Deutschen Kolonien" (Heft 6 und 7) berichten, seine Erfahrungen im Kongo-Freistaate während einer Tätigkeit von $6\frac{1}{2}$ Jahren gemacht. Er war in Luebo am Lulua im Distrikt Luluaburg stationiert und in der letzten Zeit der Präses der Kongo-Mission der amerikanischen (südlichen) Presbyterianer. Gelegenheit zum Bericht über seine Erfahrungen hat er in einer am 5. Mai in London von der „Gesellschaft zum Schutz der Eingeborenen" einberufenen öffentlichen Versammlung gehabt und dabei u. a. folgende Angaben gemacht:

„In den Monaten Juni, Juli und August vorigen Jahres hatten wir in Luebo, und zwar in der ganzen Gegend zwischen Luebo und Luluaburg wieder eine Schreckenszeit. Es war gerade ein neuer Offizier, namens Deschamps, in Luluaburg eingetroffen. Er kam in meiner Abwesenheit nach Luebo und sandte seine Soldaten aus, um mit Gewalt Männer aufzugreifen, wo immer sie angetroffen wurden. Die Leute flohen, um sich in Sicherheit zu bringen, sogleich in die Wälder; einige Weiber und Kinder suchten, wie sie das in solchen Fällen gewöhnlich tun, auf den Grundstücken der Mission Zuflucht.

Der Offizier zog mit einer Anzahl in dieser Weise gefangener Männer ab. Nach meiner Rückkehr, ein paar Tage nach dem Abmarsch des Offiziers, fand ich die Bevölkerung in einem Zustand der Aufregung, und ich erhob bei den Behörden Klage über den Vorgang. Kaum hatte ich meinen Brief abgeschickt, so traf im Auftrage von Deschamps ein anderer Offizier, namens Ducès ein, um, wie er sagte, Soldaten anzuwerben. Ich ging zu ihm und bat ihn um Schutz für die Eingeborenen und daß niemand mit Gewalt ergriffen würde. Er versprach das. Nach einigen Tagen aber erhielt er gemessene Befehle von seinem Vorgesetzten Deschamps. Infolgedessen fing er an, Leute mit Gewalt aufzugreifen. Sie flohen in die Wälder und etwa acht oder zehn Tage lang waren die Soldaten auf der Suche nach Männern. So gelang es ihnen, 18 oder 20 habhaft zu werden und ich habe sie, mit Stricken um den Hals aneinander gebunden, unter bewaffneter Bewachung wegführen sehen.

„Als ich wegen dieser Angelegenheit Einspruch erhob, wurden einige von diesen Männern zurückgesandt, aber andere erhielten ihre Freiheit nicht wieder. Noch am Tage vor meiner Abreise von Luebo kam der alte Häuptling des Dorfes zu mir mit der Bitte, ich möchte doch versuchen, seine Söhne, die der Staat weggeschleppt habe, ausfindig zu machen und heimzusenden.

„Das ganze Vorkommnis berichtete ich an die vor einigen Jahren vom König eingesetzte Eingeborenen-Schutz-Kommission, deren Sekretär Rev. George Grenfell ist, mit der Bitte, dafür zu sorgen, daß die Eingeborenen in ihren Rechten geschützt würden. Darauf erhielt ich nur die Antwort, daß der Staat Gesetze über Zwangsarbeit erlassen habe und daß ohne Zweifel die Beamten ganz im Rahmen ihrer Befugnisse gehandelt hätten. So suchte die Kommission sich selbst und die einer solchen Gewalttat schuldigen Beamten mit einer gesetzlichen Form zu decken.

„Ich bin sechs Jahre in Luebo gewesen und habe die längste Zeit davon als Anwalt der Eingeborenen in ihren Konflikten mit dem Staate gewaltet. Ich war sehr tief betrübt, als ich, je näher die Zeit meiner Abreise herankam, die Angst sehen mußte, welche manche von ihnen befiel. Sie kamen oft zu mir mit der Frage: ‚Wer wird uns nun vor dem Staate schützen?‘

„Als ich am 25. März in Leopoldville den Zug bestieg, fand ich drei Güterwagen mit Sklaven besetzt, welche unter militärischer Bewachung nach Matadi hinuntergeschickt wurden. Außerdem waren ein Dutzend oder mehr mit Ketten am Halse, offenbar Gefangene, dabei. An den verschiedenen Haltepunkten hatte ich kurze Unterredungen mit den Gefangenen und stellte fest, daß es Baluba-

und Batetela-Leute, aus der Umgegend von Lusambo waren, bloß ein paar Tagereisen östlich von Luebo. Auf meine Frage, was sie so fern von ihrer Heimat zu suchen hätten, antwortete der eine, der Staatsbeamte in Lusambo habe ihrem Häuptling den Befehl gesandt, Tribut zu bringen. Als er darauf mit einer Anzahl seiner Dorfbewohner zu dem Posten ging, so erzählten sie mir, wurden sie ergriffen, auf den Flußdampfer gebracht und nach Leopoldville hinabgeschafft, wo sie eine Nacht geschlafen hätten; nun seien sie auf die Eisenbahn gesetzt und kämen, sie wüßten nicht, wohin. Sie befanden sich natürlich in großer Angst und fragten mich wiederholt, ob es in dem Lande, wohin sie kämen, auch Lebensmittel und Wasser gäbe.

„Bei meiner Ankunft in Matadi, am 27. März, traf ich auf der Station mit Dr. Sims zusammen, der zu der Kommission gehört, welche über an Eingeborenen verübte Grausamkeiten zu berichten hat. Als die Sklaven aus dem Zuge geholt wurden, bemerkte Dr. Sims mir gegenüber: ‚Sehen Sie da die Sklaven des Staates? Ich weiß nicht, wo sie ergriffen sind.‘ — Ich will hier bemerken, daß es Regel ist, wenn Männer zu Soldaten gemacht werden, sie in einen von ihrem Geburtslande weit entfernten Distrikt zu bringen. Als ich z. B. durch Boma kam, traf ich Baluba-Soldaten, welche vom Kasai-Distrikt dahin geschafft worden waren.“ Soweit Missionar Morrison.

Wir hoffen, die von verschiedenen Seiten erhobenen Proteste gegen diese Zustände im Kongo-Freistaat werden endlich einmal dazu führen, daß von maßgebender Seite Schritte zu ihrer Abschaffung getan werden. Und zwar scheint dies zunächst von England aus zu geschehen. Denn aus Anlaß einer „Kongo-Debatte“ im englischen Unterhause am 20. Mai hat die Regierung die Erklärung abgegeben, daß sie sich mit den übrigen Signaturmächten der Berliner Konferenz über die Zustände im Kongo-Freistaat in Verbindung setzen wolle. Daß dies geschieht, ist höchste Zeit, und es ist nur zu wünschen, daß es zu einer gründlichen Reformation der freistaatlichen Verwaltung komme. Denn abgesehen davon, daß durch jene schmachvollen Zustände am Kongo jegliches Recht und jede Menschlichkeit mit Füßen getreten und der Name der europäischen Christenheit geschändet wird, eine derartige Ausbeutung und Knechtung der Eingeborenen muß notwendig schließlich zu Empörung und Aufständen führen, die dann wiederum nichts als Blutvergießen im Gefolge haben. Wo aber bleibt da der vielgepriesene Einfluß der europäischen Zivilisation, zu deren Einführung sich die Gründer des Kongo-Freistaats verpflichtet haben?

Die Mission in Marokko.

Von Stadtpfarrer J. Haller.

Schon seit längerer Zeit dauern die politischen Wirren in Marokko, aber kaum irgendwo wird dessen gedacht, daß seit einer Reihe von Jahren evangelische Missionare dort in Tätigkeit sind.

Die Bevölkerung ist durchaus mohammedanisch, obwohl sie sich ethnologisch aus zwei sehr verschiedenen Bestandteilen zusammensetzt. Die Ureinwohner sind Berber. Sie sind durchaus verschieden von den Arabern. Die Hautfarbe ist hell, ähnlich der des Europäers. Sie sind arbeitssam, sparsam, ausdauernd; an dem überlieferten Herkommen halten sie zäh fest. Ihre Sprache ist hamitisch. Als der Islam seinen Einzug hielt, nahmen sie zwar die Religion der Eroberer an, bewahrten aber vielfach ihre alten, dem Koran widersprechenden Berbersitten. Das herrschende Volk der Araber hat in Marokko noch die Oberherrschaft, während sie diese im übrigen Nordafrika verloren haben. Seit dem 16. Jahrhundert steht Marokko unter den Sherifs von Tafilet, südlich vom Großen Atlas.

Ein erster Missionsversuch, der in den 50er Jahren von dem Engländer Hoskins gemacht wurde, blieb ohne Frucht.

Von Wichtigkeit war die Gründung der Nordafrikanischen Mission im Jahre 1881 in London. Sie war ursprünglich nicht für Marokko bestimmt. Ein Engländer, Georg Pearse († 1902), der unter dem französischen Militär in Algier als Evangelist tätig war, gewann 1876 ein besonderes Interesse an den Kabylen, einem Zweige des Berbervolks. Drei Jahre später machte der bekannte Londoner Missionsmann Dr. Grattan Guinneß mit seiner Frau eine Reise durch Kabylien östlich von der Stadt Alger. Die etwa 250 000 Berber, welche in dem malerischen Dschurdschura-Bergland dicht geschlossen wohnten, zogen ihn an. Er überredete Pearse und seine Frau, dort eine Mission zu unternehmen. Im Winter 1880—81 wurde das in Betracht kommende Gebiet durchforscht. Gleicher Zeit hatte ein Engländer, E. H. Glenny, den Plan gefaßt, in Algerien zu missionieren. Pearse und Glenny vereinigten sich. Da keine der bestehenden größeren Missionsgesellschaften die junge Kabylenmission übernehmen wollte, bildete sich in London die Nordafrikanische Missionsgesellschaft. Ihr Leiter ist Glenny geblieben. Die Zahl der Missionare wuchs stark; namentlich ist das weibliche Element stark vertreten; es fehlt ihnen vielfach eine gründlichere Vorbildung. Es waren 1902 29 männliche und 41 unverheiratete weibliche Missionare. Das Missions-

gebiet erweiterte sich allmählich. Nicht nur das eigentliche Kabylien, sondern auch Tripolis, Tunis und Marokko wurden mit zusammen 16 Stationen besetzt. Die Arbeit soll sich auf alle Berber erstrecken. Sie wird hauptsächlich durch Hausbesuche, Schriftenverteilung, Predigt, auch durch ärztliche Tätigkeit betrieben. In Marokko hat die Nordafrikanische Mission im Jahre 1883 begonnen und seitdem 5 Stationen errichtet, auf denen 8 Missionare, darunter 2 Aerzte, 14 Missionarinnen, davon 1 Aerztin, tätig sind. Am vielseitigsten ist die Missionsarbeit in Tanger (gegründet 1884), wo Missionsspital, Industrie-, Knaben- und Mädchenschule sich befinden. Die andern Stationen sind Tetuan (1889), ebenfalls im Norden und zwar am Mittelmeer gelegen, Casablanca mit einem Hospital (1890), an der Küste des atlantischen Ozeans, Fes (1888), die Hauptstadt nördlich vom Atlas, und Laratsch, das seit 1887 besetzt ist. In Fes hat im Oktober v. J. Missionar David Cooper das Leben verloren. Er wurde von einem fanatischen Mohammedaner auf offener Straße erschossen, der sich vorgenommen hatte, den ersten Europäer zu töten, der ihm beim Verlassen der Moschee begegnen werde.

Ist die Tätigkeit der Nordafrikanischen Mission auf die nördlichen Gebiete von Marokko beschränkt, so wollte ein Missionsarzt Dr. R. Kerr durch die Gründung einer „Zentral-Marokko-Mission“ im Jahre 1886 das Binnenland erschließen. Kerr war zuvor im Dienst der englischen Presbyterianerkirche gewesen. Die neue Gesellschaft hat ihren Sitz in Glasgow. Sie unterhält die Station Rabat an der Küste des atlantischen Ozeans mit 2 Missionaren und 1 Missionsschwester. Das in ihrem Namen liegende Programm hat sie also noch nicht ernstlich in Angriff genommen.

Einen andern Teil des Landes hat sich die „Süd-Marokko-Mission erwählt. Sie wurde 1888 von J. Anderson aus Glasgow gegründet; den Anlaß gab dessen Besuch in Tanger. Ihr Sitz ist ebenfalls Glasgow. Sie hat auf 5 Stationen 7 Missionare und 6 Missionarinnen. Vier der Stationen liegen an der Küste von Mogador, Safi, Mazagan und Azimur, nur eine im Binnenland: Marrakesch (Marokko). Die südmarokkanische Mission pflegt besonders die ärztliche Arbeit.

Dazu kommt weiter die Arbeit der Open Bethren, d. h. der weniger exklusiven Richtung der Plymouthbrüder. Sie haben in Marokko und Algerien zusammen 5 männliche und 2 weibliche Missionare. Genaueres über Ort und Art ihrer Tätigkeit konnte ich nicht finden. Die Mission trägt den Charakter der Freimission.

Neben die englischen Missionsunternehmungen tritt eine amerikanische. 1891 gründete G. S. Fisher in Kansas einen Evange-

liumsbund (Gospel Missionary Union). Er begann 1895 seine Tätigkeit im Norden von Marokko in Fes und El Ksar. Sie galt hauptsächlich den den Schilta-Dialekt sprechenden Berbern. Aber im vorigen Jahr wurden beide Stationen aufgegeben, weil sie im arabischen Sprachgebiet lagen. Dafür wurden die Stationen Mekines und Agorai gegründet und mit zahlreichen Berberstämmen Beziehungen angeknüpft. 7 Missionare und 3 Schwestern stehen in der Arbeit.

Die große Zahl von Missionsunternehmungen ist etwas befremdend. Immerhin mag man bedenken, daß Marokko ein Land von 812 000 qkm ist mit 8 Millionen verschiedenartiger Menschen.

Der äußere Erfolg der Mission ist wie in allen mohammedanischen Ländern klein. In Tunis, Algier und Marokko zusammen übersteigt die Zahl der Getauften kaum 100. Von Bedeutung sind einige sprachliche Leistungen. In den Rifi-Dialekt, der von den Berbern an der marokkanischen Nordküste gesprochen wird, wurde das Matthäus- und Johannesevangelium schon im Jahre 1884 übersetzt und gedruckt. Im vorigen Jahr wurde außerdem die Uebersetzung des Matthäusevangeliums in einen südmarokkanischen Dialekt der Berber ausgeführt.

Alles in allem handelt es sich um Vorarbeiten der evangelischen Mission.

Eine bedeutend größere Ausdehnung hat die katholische Mission. Es gibt eine katholische Präfektur Marokko mit Sitz in Tanger. Im Jahr 1890 zählte man auf 8 Hauptstationen 6260 Katholiken. Sie standen unter der Leitung von 30 Priestern, 27 Schul- und Laienbrüdern, 16 Schwestern. 20 Schulen wurden von 817 Schülern besucht.

Die Kriegswirren werden zunächst jede Missionsarbeit hemmen; dagegen kann eine etwaige Einmischung europäischer Mächte je nach Umständen auch die Ausbreitung des Evangeliums fördern.

Eine Verleumdung der Mission.

Daß Reisende und Forscher oft sehr wenig oder gar kein Verständnis für die Missionstätigkeit unter den Heiden haben, ist leider eine Tatsache, die einem oft genug in Reisewerken entgegentritt. Es wundert uns das nicht, da sie Christentum und Heidentum von einem Standpunkt aus beurteilen, der ihnen die christliche, zumal evangelische Missionstätigkeit als etwas Zweckloses erscheinen läßt. Es fehlen ihnen die Augen für die inneren segensreichen Einwirkungen derselben auf die Völker der Heiden. Ueberdies trägt

auch nicht selten Unkenntnis der Sache mit Schuld am verkehrten Urteil; denn viele derselben schenken der Mission wenig Beachtung und sind daher meist gar nicht über den Betrieb und Erfolg einer Mission genügend orientiert. So konnte es z. B. vor einiger Zeit vorkommen, daß ein deutscher Reisender, der Ostafrika bereiste und über die dortigen Missionen in absprechender Weise urteilte, auch die Basler Mission unter denselben aufzählte. Der Mann schrieb als Augenzeuge über die dortigen Gebiete, und doch war er nicht einmal so weit orientiert, zu wissen, daß die Basler Mission gar nicht in Ostafrika, sondern auf der entgegengesetzten Westküste arbeitet. Die absprechenden Urteile werden dann ohne weiteres von der Presse aufgegriffen und anstandslos weitergegeben, ja oft noch in hämischer Weise kommentiert.

Ein Beispiel dieser Art ist uns kürzlich wieder in einer Besprechung eines aus dem Norwegischen übersetzten Werkes von Fridtjof Nansen über „Eskimoleben" in den „Blättern für Bücherfreunde" entgegengetreten. In diesem Buche scheint sich Nansen ungünstig über die Missionstätigkeit unter den Bewohnern Grönlands geäußert zu haben; aber der Rezensent unterläßt es, den Wortlaut wiederzugeben. Dagegen schreibt er von sich aus: „Ganz besonders sympathisch berühren die Ausführungen Nansens über die unselige Wirksamkeit der Missionare. Es ist eine der schlimmsten Verirrungen des Menschengeistes, Völkern eine Religion aufzuzwingen, die unter ganz anderen Verhältnissen, bei Menschen anderer Art, in andern Klimaten entstanden ist und für die die zu Bekehrenden noch nicht reif sind und vielleicht nie reif werden. Nansen verurteilt die Mission ganz entschieden und begegnet sich darin mit andern einsichtsvollen Reisenden, die ebenso entschieden die Mission in China oder auf den Südseeinseln verurteilen. Auch aus Nansens Buch geht hervor, daß der geringe Nutzen, den manche Mission und mancher Missionar schaffen, von dem unermeßlichen Schaden, den sie stiftet, weit übertroffen wird. Den Eskimos speziell ist sie recht schlecht bekommen, leiblich und geistig, und dabei ging sie von einem wahrhaften Menschenfreund, von Hans Egede aus. Wie mag es da erst anderswo ausschauen, wo die Missionare keine Egedes sind. Bedauerlich für uns Deutsche ist, daß in Grönland die Herrnhutischen, deutschen Missionare durch Eigennutz und Herrschsucht ganz besonders hervorragen."

Wir könnten diese Ausführungen des Rezensenten als gegenstandsloses Gewäsch, als abgenutzte Redensarten hingehen lassen, wenn sie nicht geradezu Verleumdungen der Mission enthielten, wie man sie heutzutage nicht mehr für möglich halten sollte. Worin soll die „unselige Wirksamkeit" der Missionare bestehen? Etwa darin, daß sie als Anwalt der Eingeborenen deren Bestes suchen, sie vor der Ausbeutung, Uebervorteilung und Verführung der Weißen, die an ihre Küste kommen, zu schützen bemüht sind? Ja diese Wirksamkeit der Missionare ist vielen der Herren sehr unbequem. Davon wissen z. B. die Beamten der Kongo-Regierung zu erzählen. — Und welche evangelische Mission dächte je daran, den Eingeborenen die christliche Religion aufzuzwingen? Da hat der Rezensent eine ganz mittelalterliche Idee vom heutigen Missionsbetrieb und offenbar nicht die geringste Kenntnis von der neueren Missionsgeschichte. Daß die Heiden aber erst geistig heranreifen müssen für das Christentum, darüber ist sich der Rezensent wohl selbst nicht klar und er scheint das

Christentum nur als eine Komposition von Dogmen zu verstehen, die den Heiden beigebracht werden müßten. Und wodurch soll wohl diese Reife herbeigeführt werden? Etwa durch die europäische Kultur und Zivilisation? Wenn der Rezensent mit der Sache nur einigermaßen bekannt wäre, so würde er wissen, daß eine Zivilisation ohne das Christentum die Heidenvölker anerkanntermaßen zu grunde richtet, wie denn auch Nansen selbst in seinem Buche zugibt: Vom „Giftstrahl unserer Zivilisation" getroffen, siecht das arme Völkchen im Norden droben hin. — Er hätte füglich noch hinzusetzen können: Der segensreichen Wirksamkeit der Mission allein ist es zum Teil zuzuschreiben, daß das Völklein der Eskimo noch nicht gänzlich ausgestorben ist. Statt dessen wird den Herrnhuter Missionaren in perfider Weise Eigennutz und Herrschsucht vorgeworfen. Wir würden gern erfahren, worin sich dieser Eigennutz und diese Herrschsucht äußert; aber er schweigt davon. Der Rezensent weiß offenbar nicht, welche Opfer sichs die Brüdermission über 160 Jahre lang hat kosten lassen, den Eskimo eine hingebende Pflegerin zu sein. Und wer könnte und wollte in einem Lande wie Grönland und Labrador noch von einem Eigennutz der Missionare reden, wo die klimatischen und sozialen Verhältnisse die höchsten Anforderungen der Entsagung an den Missionar stellen! Man kann deshalb in jenem Vorwurf nichts als bare Verleumdung erblicken. Und wenn etwa die nötige Kirchenzucht und eventuelle Bevormundung als Herrschsucht der Missionare ausgelegt wird, so wäre das nur ein Beweis davon, daß Nansen und der Rezensent nicht das geringste Verständnis für die dortigen Verhältnisse, wie überhaupt für den Betrieb einer Mission haben. — Doch genug. Die Besprechung des Nansen'schen Werkes dient nicht zur Empfehlung des Buches, so überschwenglich es auch gepriesen wird. Das Gesagte zeigt, wie bereitwillig Leute, die der Mission gänzlich fern stehen und nichts davon verstehen, den Stab über sie brechen.

Missions-Zeitung.

China. Am 11. April d. J. starb in Peking der erste Sekretär der chinesischen Regierung, Yung-lu. Seit längerer Zeit lag er schwer krank an der Wassersucht darnieder, aber er weigerte sich, einen ausländischen Arzt zu Rate zu ziehen. Im letzten Augenblick wurde der Arzt der japanischen Gesandtschaft herbeigerufen, aber es war zu spät; die Krankheit war schon zu weit fortgeschritten. — Yung-lu galt allgemein als der mächtigste Untertan und zugleich als der einflußreichste Beamte Chinas. Er war ein Mandschu und gehörte zum Haushalte des Prinzen Tschun. Außer seinem erblichen Adel hatte er nicht weniger als 17 amtliche Titel. Im Dezember 1894 wurde er ein Mitglied des Auswärtigen Amtes und Kommandant von Peking. In schneller Aufeinanderfolge wurde er dann Präsident des Kriegsrates,

Mitglied des Groß-Sekretariats, Vizekönig von Tschili und Generalissimus der Armee. Zur Zeit seines Todes war er der ausübende Premierminister von China, der tatsächliche Herrscher des Kaiserreichs. Sein Einfluß auf die Kaiserin-Witwe war so groß, daß selbst während seiner Krankheit, die ihn von den Sitzungen des großen Rates fernhielt, keiner seiner Kollegen es wagte, Bestimmungen in irgend einer wichtigen Frage zu treffen, ohne ihn zuvor um Rat zu fragen oder ohne seine Zustimmung einzuholen. Denn es war in der Tat vorgekommen, daß wichtige Angelegenheiten, für die man schon die Unterschrift der Kaiserin-Witwe erhalten hatte und über welche man vorher das Gutachten Yung-lus wegen Abwesenheit nicht einholen konnte, bei seinem Wiedererscheinen am Hofe sofort umgestoßen wurden, nachdem er nur ganz kurz mit der Kaiserin-Witwe konferiert hatte.

Welche Rolle er in der Palast-Revolution von 1898 gespielt hat, ist schwer zu sagen. Die Berichte darüber widersprechen sich. Einige behaupten, daß er der eigentliche Anstifter der Bewegung war, die die Absetzung des Kaisers zu Gunsten der Kaiserin-Witwe zur Folge hatte; andere dagegen bestehen darauf, daß durch seine Vermittelung das Leben des Kaisers geschont wurde. Er scheint immer eine Doppelrolle gespielt zu haben. Ausländern gegenüber war sein Verhalten äußerlich freundlich, aber im Herzen widerstand er ihnen aufs heftigste, wie auch den Reformen, die, wie er wohl wußte, dem freien Verkehr mit jenen folgen würden. Sein Tod ist jedenfalls von den wichtigsten Folgen für China. Sein Nachfolger wenigstens als Groß-Sekretär ist Prinz Tsching, ein schon alter, körperlich schwacher Mann, dem es an der Fähigkeit fehlt, sowohl Beschlüsse zu fassen, als sie auch auszuführen. Die Nation erwartet aber einen tüchtigen Mann, der seiner mächtigen Stellung gewachsen ist und Autorität hat. Viele hohe Beamte setzen ihre Hoffnung auf den einsichtigen und angesehenen Tschang Tschi-tung oder Yuan Schi-kai, von denen wohl auch der eine oder andere einmal auf den wichtigen Staatsposten gelangen könnte.

Indien. In den Jahren 1891—1901 ist die Zahl der Mohammedaner in Britisch-Indien von 57 ⅓ Millionen auf 62 ½ Millionen, d. h. um mehr als 5 Millionen gewachsen. In derselben Zeit weisen die Buddhisten eine Vermehrung von 7 131 000 auf 9 476 000, d. h. von über 2 ⅓ Millionen auf. Abgenommen hat dagegen die Zahl der Hindu, von 207 731 000 im Jahre 1891 auf 207 146 000 im Jahre 1901. Zu beachten ist, das der Islam keine „einheimische" Religion in Indien ist.

In demselben Zeitraum ist die christliche Bevölkerung in Britisch-Indien auf 2 923 241 gestiegen, das bedeutet eine Vermehrung um 638 861, eine im Hinblick auf die Gesamtzahl der dortigen Christen recht ansehnliche Ziffer. Mit Recht wird aber darauf aufmerksam gemacht, daß die Vermehrung der Christenzahl durch energische und eifrige Propagandaarbeit geschieht, auf die viel Geld, Zeit und Kraft verwendet wird, während die Vermehrung des Islam ohne solchen Apparat sich vollzieht. Sodann, daß die Ziffern in den christlichen Missionsberichten auch nominelle, bloß äußere Bekehrungen miteinschließen. Endlich, daß die christliche Bevölkerung in Britisch-Indien zu einem großen Teile fluktuierend ist, wodurch die Zahlen etwas Schwankendes bekommen.

Tatsache ist, daß die Zahl der Christen in Britisch-Indien nach langer Missionsarbeit noch nicht 3 Millionen erreicht hat (alle dortigen christlichen Europäer eingeschlossen), während die Mohammedaner in den letzten 20 Jahren um mehr als 12 Millionen gewachsen sind, d. h. das Vierfache der Gesamtzahl christlicher Bevölkerung. — Soweit der Bericht. Man wird gut tun, nicht zu übersehen, welche Anforderungen der Islam einerseits, das Christentum andererseits an den Menschen stellt.

Eine neue Religionsstatistik der Erde veröffentlicht der Direktor H. Zeller vom Kgl. Württ. statistischen Landesamt in der Allg. Missions-Zeitschrift. Darnach beträgt die Summe aller Erdbewohner 1 544 510 000.

Von diesen sind 534 940 000 Christen, 10 860 000 Israeliten, 175 290 000 Mohammedaner und 823 420 000 Heiden. Unter letzteren sind die Konfuzius-Anhänger am zahlreichsten, reichlich 300 Millionen. Auf je 1000 Menschen kommen 346 Christen, 7 Israeliten, 114 Mohammedaner und 533 Heiden. Es darf mit Sicherheit behauptet werden, daß die Christen viel stärker wachsen als die Anhänger der andern Religionen. Asien, die Wiege des Menschengeschlechts, hat die bunteste Mischung der Religionen. Mehr als ein Drittel seiner Bewohner hängt der Lehre des Konfuzius an, ein Viertel sind Brahmanen, ungefähr je ein Siebentel Mohammedaner und Buddhisten, auf die übrigen Religionen zusammen entfällt nicht ganz ein Zehntel der Asiaten. In Afrika huldigen nahezu drei Viertel der Bewohner einem rohen Polytheismus; neben ihm ist die Lehre Mohammeds von zahlenmäßiger Bedeutung, von je 1000 Afrikanern hängen ihr 229 an und sie entfaltet hier noch eine namhafte Werbekraft. Asien und Afrika bergen die frühesten Kulturstätten der Menschheit, in ihnen schien das Christentum in den ersten Jahrhunderten festen

Fuß zu fassen, heute ist es dort bis auf spärliche Reste zusammengesunken, und erst seit 100 Jahren bahnt sich das Kreuz langsam und mühevoll seinen Weg. Die christlichen Länder sind heute Europa, Amerika und Australien mit Polynesien. Europa und Amerika beherrschen die Weltpolitik, obwohl dem Christentum bis jetzt nur ein Drittel der Erdbewohner angehört. Nicht die Zahl regiert die Welt, sondern der Geist.

Madagaskar. Seit die Pariser Missionsgesellschaft in hochherziger Weise 1897 den durch die französische Okkupation und die Jesuiten bedrängten evangelischen Missionsgemeinden Madagaskars zu Hilfe eilte, hat sie im ganzen 69 Missionsarbeiter dahin ausgesandt, von denen gegenwärtig noch 48 in der Arbeit stehen. Trotz dieser scheinbar großen Anzahl macht sich doch bei der Zunahme des Werks das Bedürfnis nach weiteren Mitarbeitern geltend. Auch die Ausgaben steigern sich von Jahr zu Jahr. Eine Hauptursache hievon ist die notwendig gewordene Erhöhung der Gehälter für die eingeborenen Missionsarbeiter. Dessenungeachtet sind diese immer noch niedrig genug, denn das Gehalt des besten Evangelisten beträgt im Monat nicht mehr als 22½ Mark, während sein Sohn im Regierungsdienst 75 Mark im Monat erhält. Aber schon eine Gehaltsaufbesserung von 4 Mark im Monat macht für die 700 Evangelisten und Lehrer eine Mehrausgabe von 33 600 Mark im Jahre aus. Dazu kommen noch die Ausgaben für notwendige Bauten. Zwar suchen die madagassischen Christen soviel als möglich für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufzukommen, aber trotzdem wird die Unterhaltung und Fortführung des dortigen Missionswerks noch für lange Zeit auf die auswärtige Unterstützung angewiesen sein.

Bücheranzeigen.

Gundert, H. † Dr. phil. **Die evangelische Mission,** ihre Länder, Völker und Arbeiten. Vierte, durchaus vermehrte Auflage, bearbeitet von D. G. Kurze und Pastor F. Raeder. 686 S. 1903. Calw und Stuttgart, Verlag der Vereinsbuchhandlung. geb. Mk. 5.

Mit dem allgemeinen Wachstum des Missionswerkes hat auch diese neueste Auflage des Gundert'schen Handbuches eine sehr bedeutende Erweiterung und Stoffvermehrung erfahren. Aber es ist nicht nur diese, die das Buch zu einem wertvollen Nachschlagewerk macht, sondern besonders seine Genauigkeit, Zuverlässigkeit und Lückenlosigkeit. Schon die darin enthaltene Uebersicht über die zahlreichen Missionsgesellschaften und Missionsvereine der Heimat bietet eine erstaunliche Fülle von Missionsgeschichte und Missionskenntnis. Und wie hier, so erhält man auch über den Stand der Missionssache auf den gesamten

Arbeitsgebieten in lichtvoller Klarheit und übersichtlicher Gruppierung genauen Bescheid. Ein ausführliches Register erleichtert das Nachschlagen. Gegenüber der früheren Ausgabe weist die neueste Auflage ein etwas größeres Format auf und eine Vermehrung von 155 Seiten. Ueberhaupt ist das Buch fast eine neue Bearbeitung und die Fülle von geographischen, ethnographischen, religions- und missionsgeschichtlichen, sowie statistischen Angaben muß selbst einen Fachmann in Erstaunen setzen. Das Buch ist ein „geschriebener Missionsatlas" und ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Missionskunde, umfassend und doch übersichtlich

Grundemann, R. D. Neuer Missions-Atlas aller evangelischen Missionsgebiete mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Missionen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1903. Calw und Stuttgart, Verlag der Vereinsbuchhandlung. brosch. Mk. 7.–, geb. Mk. 8.

Zur Orientierung und Veranschaulichung dessen, was das Gundert'sche Buch bietet, ist der treffliche Missionsatlas von D. Grundemann unentbehrlich, und es trifft sich glücklich, daß derselbe zu gleicher Zeit in vervollständigter und verbesserter Gestalt erschienen ist. Dadurch, daß diesmal die politischen Grenzen farbig und die Missionsstationen in rote Ringe gefaßt sind, hat derselbe an Uebersichtlichkeit bedeutend gewonnen. Auch sind sämtliche Karten der ersten Auflage einer genauen Durchsicht unterzogen worden. Die Ausführung der Zeichnung ist sehr sauber und das Lesen der Namen leicht. Die Karten von China und Japan sind ganz neu gezeichnet. Der verdiente Kartograph hat sich auch bei dieser neuen Auflage die ungeheure Mühe, die die Herstellung eines solchen Kartenwerks erfordert, nicht verdrießen lassen und er erachtet es gewiß als die beste Belohnung, wenn sein Atlas von recht vielen als ein Führer durch die weiten Gebiete der Missionsfelder benützt wird.

Römer, Chr. Textbuch für Prediger. Eine Sammlung biblischer Texte für Festgottesdienste und Kasualreden. Nebst Winken über die Bedeutung und Gestaltung der Fest- und Kasualrede. 398 S. Stuttgart, D. Gundert. brosch. Mk. 2.80 in Lwd. Mk. 3.60. in schwarzem Glanzlederband, für den Kanzelgebrauch Mk. 4.50.

Was das würdig ausgestattete Büchlein im wesentlichen enthält, deutet sein ausführlicher Titel an. Auch für die Mission, die äußere wie die innere, gibt es eine reiche Auswahl von Texten alten und neuen Testaments an. Im übrigen ist kein kirchlicher Anlaß unbedacht und die reiche Textsammlung mit ihren Winken ist gewiß allen Predigern und Missionaren eine willkommene Gabe.

Bornhäuser, Lic. K., Prof. Wollte Jesus die Heidenmission? Eine moderne theologische Frage für die Missionsgemeinde beantwortet. 80 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. 80 Pf.

Für Missionskreise könnte diese Frage als überflüssig erscheinen, da für sie die Heidenmission in Jesu ausdrücklichem Befehl Matth. 28, 19. 20, begründet ist; aber gegenüber der Behauptung von Prof. Harnack ist diese überzeugende Entgegnung eine dankenswerte Klarlegung, die zur Beruhigung der Gemüter und zur Gewißheit der angefochtenen Sache führen kann. Das Schriftchen ist deswegen ausdrücklich für die Missionsgemeinde berechnet und so gehalten, daß auch der Laie den Ausführungen folgen kann.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Verkauf heiliger Schriften in Uganda.

Mathura Nath Bose,

der Gründer der Gopalgandsch-Mission unter den Tschandalen.

Eine Lebensskizze aus der indischen Mission.

Von Pfr. A. Stern in Bern.

Die Lebensgeschichte dieses hervorragenden Bengalen zeigt uns, wie der Herr auch heute noch unter den Völkern, unter denen sein Reich soll gebaut werden, sich seine Werkzeuge erwählt und sie durch seine weisheitsvolle und gnadenreiche Führung zu seinem Dienste zubereitet. Und während in betreff vieler Hinduchristen geklagt wird, daß nach ihrer Bekehrung ihnen mehr an einem ehrenvollen Fortkommen in der Welt, als an der Förderung des Reiches Christi gelegen ist, so lernen wir an Bose einen Mann kennen, der mit apostolischem Eifer und großer Aufopferung das Werk des Herrn trieb, so daß sein Tod, der am 2. September 1901 erfolgte, nicht nur von seiner um ihn versammelten Gemeinde, sondern auch von den Christen der verschiedenen Missionskirchen in Bengalen als ein schwerer Verlust empfunden und beklagt wurde.

Leider besitze ich über das Leben und Wirken des Heimgegangenen keine ausführlichen Berichte, sondern hauptsächlich nur einen längeren Nekrolog, den der betagte, schottische Missionar Macdonald in einer englischen christlichen Zeitschrift (The Indian Witness) in Kalkutta veröffentlicht hat. In diesem Nachruf erwähnt er, daß er während eines Zeitraums von 40 Jahren intime Bekanntschaft mit dem Heimgegangenen unterhalten habe und wie er auch an der Leitung seines Missionswerkes als Sekretär beteiligt gewesen sei. Wir dürfen darum sicher sein, daß, was uns Hr. Macdonald über den Mann berichtet, zuverlässig ist.

Im Jahre 1881 erschien in Edinburg in Schottland der erste Teil einer Selbstbiographie des Verstorbenen, die mehrere Auflagen erlebte und mit Boses Bekehrung schließt. Eine Fortsetzung ist nicht erfolgt. Leider konnte ich das Buch nicht bekommen. Macdonald entnimmt demselben seine Mitteilungen.

I.

Bose wurde geboren im Jahr 1843 in Tschandpur, einem Dorfe in der Provinz Jessur im östlichen Bengalen, und wuchs auf als ein Hindu, der nach seiner Väter Weise die Hindugötter verehrte und alle die Zeremonien des Götzenwesens mitmachte. Schon als Knabe hatte er einen tiefeingewurzelten Haß gegen das Christentum, ohne daß er sich hätte Rechenschaft geben können, warum er es haßte. Später lernte er einsehen, daß der natürliche Mensch einen Widerwillen gegen die Wahrheit hat. Einst kam ein Missionar in seine Heimat und schenkte ihm ein Evangelium. Aber der Junge zerriß das Buch, um seiner Verachtung gegen die Religion des Ausländers Ausdruck zu geben.

Da Bose schöne Gaben kundgab, wurde er ermutigt, gleich andern strebsamen Jünglingen nach Kalkutta zu gehen, um sich dort in einer der höheren Schulen auf das Universitätsstudium vorzubereiten und so sich den Weg zu bahnen, um einmal als Richter oder Advokat zu Rang und Reichtum zu gelangen. Beim Abschied von seinem Dorfschulmeister warnte ihn dieser, der den strebsamen Geist des Jünglings kannte, ja nicht in ein Missionsseminar einzutreten; tue er das, so werde er Christ werden. Aber das Seminar der schottischen Freikirche, einst gegründet und zu großer Höhe gebracht durch den berühmten Missionar Dr. Duff, hatte wegen seiner tüchtigen Lehrkräfte einen so guten Ruf unter den aufstrebenden jungen Bengalen, daß Bose sich trotz seinem Haß gegen das Christentum entschloß, sich als Schüler aufnehmen zu lassen. Gegen den christlichen Religionsunterricht, dem er sich hier unterziehen mußte, glaubte er genügend gefeit zu sein, wenn er sich die Ohren verstopfe und sich gegen den Bibelunterricht völlig teilnahmlos verhalte. Aber gegen die Wirkungen der göttlichen Gnade konnte er dennoch sein Herz nicht verschließen. Diese zeigten

sich zunächst darin, daß er die Schlechtigkeit der Hindugötter erkannte und infolge davon von der Hindureligion nichts mehr wissen wollte. Dabei hatte er ein tiefes, religiöses Bedürfnis; er verlangte nach Herzensreinheit, fand aber, daß sein Herz voller Unreinigkeit sei. Das machte ihn sehr unglücklich. Seine Studien betrieb er mit Erfolg; er bestand das Maturitätsexamen und erlangte als 18jähriger Jüngling ein Stipendium.

Im Jahr 1862 lernte ihn Hr. Macdonald kennen als Schüler in der höheren Abteilung des Seminars; aber was in dessen Herzen vorging, war ihm noch völlig unbekannt.

Bose bezeugt von sich: Ich wanderte durch die Straßen von Kalkutta, ein müder, schwerbeladener Sünder. Das Leben war mir eine Last, und ich kam mir vor wie das verkörperte Unglück. Den ganzen Tag lang seufzte ich und sagte zu mir selbst: „Was soll ich tun? Wenn ich jetzt sterbe, komme ich gewiß in die Hölle, denn mein Herz ist voll Sünde." Er fing auch an, körperlich zu kränkeln, und manchmal fragte er sich, ob er seinem Elend nicht durch Selbstmord eine Ende machen sollte. Aber er fürchtete, es würde nach dem Tode nur noch schlimmer kommen. Er befand sich in einem Herzenszustand, wie ihn auch Paulus durchgemacht haben muß, als er unter dem Druck des Gesetzes schmachtete, und wie er ihn Römer 7 beschreibt, ein Herzenszustand, wie ihn auch Luther im Kloster durchgemacht hat.

Bose hatte einen Freund, der ein eifriger Anhänger der sogenannten Brahma Samadsch war, der modernen Religionsgenossenschaft, über die hernach einiges bemerkt werden wird. Diesem Freund eröffnete er seinen Herzenszustand, und als dieser ihn fragte, welcher Religion er angehöre, bekannte er ihm, seit einiger Zeit bete er die Hindugötter nicht mehr an. Der Freund erklärte ihm, es sei töricht, keinerlei Religion zu haben und schlug ihm vor, ihn in seine Versammlung zu begleiten; dort werde er finden, wonach er verlange. Bose folgte dem Rat; er ging mit zu den Brahmas, und das Neue der Sache, sowie der schöne Gesang zog ihn an und beruhigte ihn für eine Weile. Aber bald fing das alte Elend wieder an; er fand keinen Trost gegen die Anklagen seines Gewissens und keine Kraft zum Sieg über die Sünde. Er klagte seine innere Not den Führern der Brahmas, unter ihnen auch dem hervorragenden Leiter dieser Ge-

meinschaft, Kesab Tschander Sen. Sie rieten ihm, um Heiligung zu beten, und so betete er denn jeden Abend: „O Gott, erbarme dich mein! Nimm meine Sünden weg und gib mir ein besseres Herz!" Aber er fand keine Hilfe und keinen Frieden.

Es mag hier angezeigt sein, einiges über die Reformbewegung der Brahma Samadsch mitzuteilen. Sie geht zurück bis in die Tage eines edlen Brahmanen, Rammohan Roy, der aus der brahmanischen Aristokratie entstammend, durch abendländische Bildung zu der Erkenntnis gekommen war, daß das Christentum hoch erhaben über der Hindureligion stehe und daß diese in ihrer hergebrachten Gestalt sich nicht halten könne; aber von der väterlichen Religion konnte er doch nicht loskommen. Er vertrat den Glauben, daß die Weden eigentlich einen reinen Monotheismus lehrten (was später bei genauerer Kenntnis derselben als irrtümlich erkannt wurde) und stiftete im Jahr 1828 eine Gebetsversammlung, wobei er erklärte: „Meine Absicht bei der Gründung dieser Kirche ist die, meine Landsleute zu überreden, den Götzendienst aufzugeben und Monotheisten zu werden." Ja er war so tief überzeugt von den Vorzügen des Christentums, daß er die Grundsprachen der Bibel erlernte zum Behuf eines gründlichen Studiums derselben. Schon im Jahr 1819 hatte er anonym einen Traktat herausgegeben mit dem Titel: „Die Vorschriften Jesu, der Weg zum Frieden und Glück." Um mit eigenen Augen die Früchte des Christentums an einem christlichen Volk kennen zu lernen, reiste er im Jahr 1831 nach England, wo er 1833 starb und als Heide begraben wurde.

Der zweite Leiter der Samadsch, Debendra Nath Tagor, erklärte nach ernstlichem Studium der Wedas, diese nicht mehr als unfehlbare Quelle der Wahrheit ansehen zu können. Doch machte unter ihm die neue Religionssekte keinen großen Fortschritt. Erst als im Jahr 1858 ein 20jähriger Jüngling in sie eintrat, der die religiöse Begeisterung seiner feurigen Seele, verbunden mit seinen reichen Gaben und der Energie seines Willens ganz in ihren Dienst stellte, trat eine Wendung ein. Es war dies Babu Kesab Tschandra Sen. Dieser ward 1838 von einer orthodoxen Hindufamilie geboren und in den heidnischen Sitten erzogen. Er erlangte seine Ausbildung zunächst in einer heidnischen Schule, dann in einer englischen Regierungsschule, wo er sich tüchtige

Kenntnisse erwarb und frühe die Redekunst übte. Mit Vorliebe studierte er Philosophie, besonders Psychologie. Schon frühe spürte er einen Zug zu Gott in sich. Er hat öfters erzählt, er habe in seiner Jugend Visionen von Johannes dem Täufer, von Christus und vom Apostel Paulus gehabt. Nach langen Kämpfen und viel Gebet habe sich eine Flut von Licht in sein Inneres ergossen, und indem sie die Finsternis seiner Seele zerstreute, ihm Frieden gebracht. Dabei bildeten das Studium der heiligen Schrift, sowie die Schriften von Dr. Chalmers und die des Unitariers Th. Parker einen wesentlichen Faktor seiner innern Entwicklung. „Die Bibel," sagt er, „ist mir ein gesegnetes Heim, in welches ich mich zurückziehe ... Sie ist das Lebenswort, bei welchem ich den Widerhall dessen finde, was ich als den heiligen Schatz meines Lebens erachte." Seine Reden sind durchzogen von biblischen Sprüchen, und das Beste, was sie enthalten, ist alles aus der heiligen Schrift entnommen.

Im Jahre 1858 sagte sich Tschandra Sen, 20 Jahre alt, vom Einfluß seines Hauspriesters los, brach die Kaste und trat in die Brahma Samadsch ein, zog sich aber durch diesen Schritt eine heftige Verfolgung von seiten seiner Verwandten zu. In der Samadsch machte er bald seinen Einfluß geltend; er wurde 1862 zum Atscharja, d. h. Priester der Samadsch ordiniert und zu ihrem Sekretär ernannt. Gegenüber der in ihr herrschenden konservativen Richtung, die an gewissen alten Gebräuchen festhalten wollte, vertrat er den Fortschritt, verlangte das Ablegen der Brahmanenschnur von seiten der Brahmanen und damit auch das Aufgeben der Kaste. Diese Forderung veranlaßte eine Spaltung. Tschandra Sen mit den ihm anhängenden jüngeren Elementen trat aus und bildete „die fortgeschrittene Brahma Samadsch von Indien", während die Zurückbleibenden unter ihrem bisherigen Leiter Debendra Nath sich Adhi Samadsch, d. h. ursprüngliche Samadsch nannten. Während letztere mehr und mehr an Bedeutung verlor, gewann erstere einen raschen Aufschwung unter Tschandra Sens Leitung. Indische Zeitungen und zahlreiche Flugschriften verbreiteten die neue Lehre über ganz Indien und es schien eine Zeitlang, als ob sie eine große Zukunft haben würde. Tschandra Sen und seine Sendboten besuchten auch andere Städte, wie Madras, Bombay, wo sie Zweiggesellschaften gründeten. Auch mit den Unitariern und Theisten

Englands traten sie zuerst durch Korrespondenz in Verbindung, und im Jahr 1870 besuchte Tschandra Sen England, wo man ihn mit großer Begeisterung aufnahm. Sogar Kanzeln von Dissenters wurden ihm für seine Vorträge eingeräumt. Er ließ sich aber dort von keiner der verschiedenen Parteien gewinnen; er kehrte zurück, bestärkt, wie er sagte, „in seiner Vorliebe für Indien und für den Theismus". Sein Auftreten in Indien nach seiner Rückkehr zeigt, daß er in England einer Gefahr, die schon manchem jungen Hindu dort viel geschadet hat, nicht entgangen ist, der Gefahr der Eitelkeit. Er hielt sich berufen und befähigt, eine neue Religion zu stiften.

Diese neue Religion sollte nicht nur über die indischen Religionen, sondern auch über das Christentum erhaben sein; sie sei berufen, die Allgemeine Religion Indiens, ja der ganzen Welt zu werden. Die neuen Lehren aber, die er verkündigt, kommen schließlich einer Verwässerung des Christentums gleich. Es gibt einen persönlichen Gott und Vater aller Menschen; sein Wesen ist Liebe; ihn sollen wir ohne Bilder im Geist anbeten. Er offenbart sich in der Brust eines jeden Menschen, daher auch in den Religionen aller Zeiten und aller Zungen Wahrheit zu finden ist. Geschriebene Offenbarung aber ist ein Unding; Offenbarung ist Seelenstimmung, nichts Aeußerliches. Gott vergibt dem Menschen, der sich von ihm abgewandt hat, wenn er sich ihm wieder zuwendet, sich bekehrt. Reue und Bekehrung, das ist Versöhnung. Diese Versöhnung fordert eine stets wiederholte und das Leben hindurch, ja unter Umständen bis ins zukünftige Leben hinein fortgesetzte sittliche Reinigung, bis die volle Gemeinschaft mit Gott und damit die volle Seligkeit erreicht ist. Das Gesetz Gottes, das Christus verkündet hat, heißt: Liebe zu Gott und zu den Menschen. Alle Menschen sind Brüder, und darum ist die indische Kaste eine verabscheuungswürdige Verletzung der natürlichen Gottesordnung.

Obwohl er von Jesu als dem größten und wahrsten Wohltäter des menschlichen Geschlechts reden konnte, wollte er doch in seiner Lehre nichts, als den tieferen Gehalt der indischen Religion ausgesprochen sehen. Und während er gegen die göttliche Verehrung Jesu protestierte, ließ er es geschehen, daß er selbst Versöhner, Mittler, Fürsprecher genannt wurde; ja er konnte Gebete

ertragen, in denen sich seine Verehrer mit Worten an ihn wandten, wie die: „Gütiger Herr, wir sind große Sünder; laß du uns durch die Kraft des Staubes deiner Füße Heil erlangen. Sei du unser Stellvertreter und führe uns zu den Füßen deines gnädigen Vaters." Als ich einst Kesabs Freund und Nachfolger, Tschandra Mozumdar, besuchte, fand ich auf seinem Tisch eine Photographie von ersterem, und darunter hatte er in englischer Sprache geschrieben: »abide in me« (bleibe in mir). Ein bezeichnender Zug. Kesab bildete sich ein, seinen Anhängern sein zu können, was Jesus den Seinen war und ist; und Jesu Worte faßte er als Phrase auf, die er glaubte auf das Verhältnis zwischen sich und seinen Verehrern anwenden zu können.

Die ganze Entwicklung des Mannes zeigt eine rückläufige Bewegung. Während er offenbar am Anfang derselben dem Reich Gottes sehr nahe stand und christliche Beobachter in Indien in Erwartung waren, er werde den entscheidenden Schritt tun und für die Jungbengalen, überhaupt für gebildete Hindus ein Bahnbrecher zum Heil in Christo werden, hat er sich mehr und mehr von diesem entfernt und hat auch Hunderte und Tausende von aufgeklärten Bengalen auf eine falsche Bahn geführt. Handmann, ein Kenner dieser Bewegung, zeigt in seiner interessanten Schrift: „Der Kampf der Geister in Indien", wie durch Kesab das Christentum hinduisiert wurde. „Die ganze biblische Terminologie wird gebraucht, um ihr einen fremden, einen indischen Sinn unterzulegen. Er vertauschte den geschichtlichen Jesus mit einem Gedanken-Christus." Sehr gut sagt ferner Handmann: „In Kesabs Reden, wie in seinem Leben machen sich drei Prinzipien geltend: Der mystische Pantheismus des alten Brahmanismus, verbunden mit einem Zug zur Askese, die überwältigende Macht und Anziehungskraft der einzigartigen Lichtgestalt des Gottessohnes im Evangelium, die sein Herz tief ergriffen hatte, und der Dünkel eines in der westlichen Bildung geschulten Verstandes, der sich unter keine Autorität beugen, sondern jene beiden Gegensätze vereinigen will. Diese drei bestimmenden Ausgangspunkte seines inneren Lebens kämpfen in ihm um die Herrschaft. Sein Lebensgang zeigt, welcher von ihnen schließlich den Ausschlag gab. Hiezu kommt noch ein starkes Nationalgefühl, das gewissermaßen den indischen Geschmack zum Maßstab der Wahrheit macht."

In seiner späteren Entwicklung suchte Kesab Tschandra Sen die verschiedenen Zeremonien der Hauptreligionen zu verschmelzen. Das christliche Abendmahl und die Taufe wurden in heidnischer Umgestaltung nachgeahmt. Zugleich wurden aber auch die altindischen Feueropfer eingeführt und sogenannte mystische Tänze und öffentliche Aufzüge des Tschaitanja, eines Stifters des Krischnadienstes. Mit solchen Gesängen und Tänzen wollte man die Vereinigung aller Religionen darstellen. Das „hinduisierte Christentum" endete in einem Narrentanz! Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden. Der bald darauf erfolgte Tod Tschandra Sens (er starb 1884 im besten Mannesalter) machte diesem Narrenspiel ein Ende, denn seine Jünger schämten sich desselben.

Sens intimsten Freunde, die er seinen „Apostelrat" genannt hatte, und seine Familie wollten die Lehre von der beständigen Gegenwart ihres verstorbenen Meisters aufrecht erhalten, aber sein Nachfolger, der schon erwähnte Tschandra Mozumdar, ein beredter und dabei besonnener Mann, verwarf diese abgöttische Verehrung eines Toten und lenkte die Samadsch in nüchterne Bahnen zurück. In jenem Jahr (1884) zählte man in ganz Indien 173 Samadsches mit etwa 1500 eigentlichen Mitgliedern und ungefähr 8000 Anhängern.

In der Beurteilung dieser Bewegung ist anzuerkennen, daß sie für den aus dem krassen Heidentum Kommenden einen Fortschritt zur rechten Erkenntnis und Verehrung Gottes bedeutet und dadurch dem Wahrheitssinn edlerer Naturen etliches Genüge bietet; und er mag für solche als ein Wegweiser zu Christo dienen. Für solche aber, deren Verstand und Herz schon erreicht war vom Evangelium, hat er schon häufig das Mittel gebildet, sie wieder kalt zu machen und zum Stillstand und Zurücksinken zu bringen. Und so finden wir auch bei seinen Anhängern solche, die große Verehrung für Christum bezeugen, und wiederum andere, bei denen sich ausgesprochener Haß gegen Christum kundgibt.

Der Fundamentalirrtum dieser Religionssekte ist die Verkennung der Sünde. Und doch sollte man erwarten, daß wahrheitliebende Hindus, denen die Richtigkeit der Hindugötter zum Bewußtsein gekommen ist, am ehesten bereit sein würden, die Verdorbenheit des menschlichen Herzens anzuerkennen und die Unfähig-

keit des Menschen, sich selbst von den Fesseln der Sünde frei zu machen. Denn wie tief verdorben muß die menschliche Phantasie sein, die solch scheußliche Göttergeschichten erfinden konnte, wie die Hindumythologie sie aufweist! Und wie tief muß der sittliche Standpunkt eines Volkes sein, wenn die Männer auch ihren besten Freunden nicht zutrauen dürfen, mit ihren Frauen gesellschaftlichen Verkehr zu unterhalten. Nicht umsonst müssen sie diese in Zenanas verschlossen halten. Kesab Tschandra Sen und seine Genossen haben das Wesen und die Macht der Sünde nicht erkannt und bewegen sich darum, wie Handmann richtig bemerkt, mehr auf dem intellektuellen Gebiete, als auf dem des Gewissens; von einer herzerneuernden Buße wollen sie nichts wissen. So finden wir bei ihnen erst ein mächtiges Aufstreben im Suchen nach Wahrheit und Gottesgemeinschaft, — und dann ein kraftloses Zurücksinken in den Sumpf alten Unglaubens. Sie suchen Gott in eigener Kraft zu erreichen, aber anstatt Gott zu finden, finden sie nur ihr Ich.

Die ganze Bewegung erinnert an das Aufflackern der griechischen Philosophie im Neuplatonismus, der als ein Damm der christlichen Mission im vierten Jahrhundert entgegengesetzt werden sollte. Hätte Kesab Tschandra Sen das Sündenbewußtsein und die Wahrheitsliebe eines Mathura Nath Bose gehabt, er hätte sich anders entwickeln müssen, und er hätte für Jungbengalen der Führer zu Christo werden können.

II.

Damit kehren wir zur Geschichte dieses Mannes zurück. Wir haben gesehen, wie er in die Brahma Samadsch geführt wurde; wie er sich anfangs von ihrer Gottesverehrung angezogen fühlte, dann aber den Frieden nicht fand, den er suchte. Eines Sonntagmorgens wohnte er einer Versammlung von jungen Leuten an, die Kesab Tschandra Sen um sich versammelt hatte, um sie in der Brahma-Religion zu unterrichten. Es war dies zur Zeit des früheren, bessern Stadiums des Brahmaführers. Er las den Anwesenden vor aus dem zuvor erwähnten Buch von Rammohan Roy, dem Gründer der Samadsch. Es war ein Abschnitt aus der Bergpredigt. Bose wurde sogleich gefesselt von dem, was er hörte. Er sagt: Ich hörte Worte, die meinen sterbenden Geist mit neuem Leben zu erfüllen schienen. Mein Herz hüpfte vor Freuden, als

es die gnadenvollen Worte hörte.“ Er fragte seinen Nebensitzer nach dem Verfasser des Buchs, und sobald der Unterricht zu Ende war bemühte er sich, ein Exemplar des Buches zu bekommen. Ein Freund lieh ihm eins. Er erzählt: Ich nahm den köstlichen Schatz, trug ihn mit einem Herzen voll Hoffnung nach Hause, nahm ein eiliges Mahl ein, um ja keine Zeit zu verlieren, und fing gleich an zu lesen. Das himmlische Manna erschien mir süßer als Honig und Honigseim. Ich las in meinem Zimmer, bis es dunkel war; dann ging ich ins Freie und hielt mein offenes Buch gegen Westen, so daß ich bis zum letzten hellen Augenblick lesen konnte. Der Freund kam und fragte mich, warum ich nicht wie sonst mit ihm spazieren gegangen sei. Ich zeigte ihm mein Buch und sagte ihm, ich hätte endlich gefunden, wonach meine Seele dürstete. Er nahm das Buch, sah es an und sagte: Alles das steht auch in der Bibel. Rammohan Roy hat nur Stücke daraus ausgewählt und zusammengestellt.“

Mit einem Male war nun Boses Widerwille gegen die Bibel und gegen das Christentum ins Gegenteil umgewandelt; er las jetzt die Bibel, vornehmlich die Bergpredigt des Herrn, und die Geschichte seines Leidens und Sterbens war ihm ein unvergleichliches Heilmittel für seine kranke Seele. Seine Schwermut verschwand und er wurde glücklich. Er sagt: „Ich las die Bibel täglich zu Hause und las sie mit größter Aufmerksamkeit im Unterricht; an Sonntagen pflegte ich Herrn Macdonald in seinem Hause aufzusuchen, um mir die schwierigen Stellen erklären zu lassen.“ Manchmal hielt er die Bibel in die Höhe und sagte zu Studiengenossen: Gibt es wohl noch ein Buch wie dieses? Ich habe Milton, Johnson, Addison und andere berühmte Schriftsteller gelesen; aber kann man ihre Werke mit diesem Buch vergleichen? Uebrigens die Grundwahrheiten des Christentums waren ihm nicht alsobald einleuchtend. Er sagt: Ich wünschte zu verstehen, warum der allmächtige Gott sich also herablassen sollte, daß er sich seiner himmlischen Herrlichkeit entäußerte und auf unsere sündige Erde herabkam, daß er sich solcher Schmach und solchem Leiden unterziehen und zuletzt gleich einem Übeltäter am Kreuz sterben sollte. Aber die Bücher, die ich las, besonders Bushnell's „Charakter Jesu“ und die Argumente von Missionar Macdonald überzeugten mich, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist, und daß alles, was

er gelitten hat, er für die Erlösung von Sündern erlitt, von denen ich einer der größten war. Ich glaubte an Christum und fühlte mich geborgen in seinen Armen. Ich spürte auch, daß ich nicht mehr unter der Gewalt der Sünde und des Satans war, wie zuvor."

Um diese Zeit machten die Brahmas einen erneuten Versuch, Bose für ihre Sache zu gewinnen. Sie hielten ihm vor, daß er im Fall seines Übertritts zum Christentum Vater und Mutter und alles verlieren würde, werde er aber ein Brahma, so gewinne er beides, diese Welt und die zukünftige. Viele jungen Leute, sagt Bose, werden Brahmas, um beide Seiten zu gewinnen und verlieren darüber ihre Seelen. Er empfand tief das Opfer, das er bringen müsse, wenn er sich öffentlich zum Christentum bekennen wollte, und bei seinem empfindsamen, liebebedürftigen Gemüt dürfen wir uns nicht wundern, wenn er eine Zeitlang zögerte; denn als Christ in einem Hinduhaus zu leben, auch wenn er geduldet wäre, ist nicht möglich. Alles ist, wie er sagt, mit dem Götzendienst verwoben und wenn er sich von demselben absondern wollte, müßte er mit seinen Angehörigen auf beständigem Kriegsfuß leben.

Bose erkannte bald, daß er nicht länger zuwarten dürfe. Der Herr stärkte ihn, den entscheidenden Schritt zu tun, und am 26. März 1865, in seinem 22. Lebensjahr, bekannte er sich durch die h. Taufe öffentlich zu Jesu in Gegenwart vieler Zeugen. Nach seiner Taufe machte er einen Versuch, in seiner Hinduwohnung zu bleiben; aber die abergläubischen Nachbarn protestierten dagegen, ihr Gemeinwesen werde durch die Anwesenheit eines Christen verunreinigt, und so nahm er seine Wohnung bei seinen christlichen Freunden im Studentenheim der Mission der schottischen freien Kirche. Er bereitete sich um diese Zeit auf die höheren Examina vor, erlangte im Jahr 1866 den B. A.-Grad (der unserm Doktortitel entspricht) und im Jahr 1868 erwarb er den Titel eines B. L. (Dr. der Rechte), der ihn befähigte, den Advokatenberuf im Obergericht zu Kalkutta auszuüben.*) Er hatte nun die besten Aussichten, in diesem weltlichen Beruf sein Glück zu machen. Es war eine versuchungsvolle Laufbahn, die sich vor ihm auftat und er bekennt: „die Liebe zur Welt war noch in meinem Herzen; ich verlangte

*) Als fleißiger Student hatte er mehrere Stipendien, Medaillen und Preise erworben.

nach beidem, sowohl in der Welt vorwärts zu kommen, als auch meinem Gott zu dienen. Und da ich Gott nur mit halbem Herzen diente und mit der andern Hälfte die Welt liebte, so hatte ich nur einen schwachen Geschmack vom verborgenen Manna."

So machte er um diese Zeit einen Kompromiß mit seinem geteilten Herzen; er nahm neben seinem Advokatenberuf noch eine Anstellung an als Professor der Mathematik im College der Londoner Missionsgesellschaft, und zu gleicher Zeit hatte er ein Verlangen, das Wort Gottes zu verkündigen, indem er fühlte, daß das allein ihm Befriedigung gewähren konnte. Besonders trieb es ihn, hinauszugehen in die Dörfer der Umgegend von Kalkutta. Er pflegte einen christlichen Bruder mitzunehmen und einen Knecht, der das Bettzeug trug; denn in den Dörfern dieser armen Reisbauern gibt es keine Herbergen, wo man einkehren könnte. „Wir übernachteten in den Hütten der Bauern und predigten ihnen die frohe Botschaft von unserm Heil. Unsere Nahrung bestand in dem, was diese armen Leute uns geben konnten; aber vom himmlischen Manna gesättigt, fragte ich wenig nach Essen und Trinken; ich war voll Freude; der Meister war mit uns und bekannte sich zu seinem Wort. Wo wir hinkamen, fanden wir die Leute bereit und willig, uns zu empfangen und zu bewirten. Diese Predigttouren erweckten in mir ein solches Interesse an den armen Landleuten von Bengalen, daß ich ein Verlangen bekam, mich unter ihnen als Missionar niederzulassen."

Ein vom Heidentum bekehrter Hindu derselben Mission, der das gleiche ernstliche Verlangen hatte, daß das Evangelium den armen Landleuten Bengalens gepredigt werden möchte, ein Kaufmann namens Mukerdschi, den der Herr in seinem Geschäft gesegnet hatte, vernahm, daß Bose bereit wäre, seine Ämter als Professor und Advokat und alle Aussichten auf eine erfolgreiche Laufbahn in der Welt aufzugeben, wenn es ihm möglich gemacht würde, sich ganz der Predigt des Evangeliums zu widmen und zwar unter den niedrigsten und verachtetsten seiner Landsleute. Man berichtete jenem Mukerdschi, Bose beanspruche nichts weiter als das Nötigste für seinen Unterhalt, worauf er sich bereit erklärte, ihm und seiner Frau die nötigen Mittel zum Unterhalt darzureichen. Er wolle das Seil halten, wenn der junge Mann in die Tiefe hinunterzusteigen bereit sei. Mukerdschi hatte schon früher sein Augenmerk auf die

elenden Tschandalen geworfen und sich bereit erklärt, irgend einem, der unter sie ginge, 1200 M. im Jahr zu geben. Unserem Bose, der bisher als Professor einen Gehalt von 4000 M. bezogen hatte, hätte er gerne mehr gegeben, aber dieser lehnte das ab.

Die Tschandalen, unter denen Bose sich niederlassen sollte, sind Hindus einer besondern Art, Auswürflinge oder Namasudras genannt. Es sind Glieder verschiedener Kasten, die einst das Unglück hatten, von einem ungemein heiligen Brahmanen aus Dakka verflucht zu werden. Daraufhin hatten sie ihre Heimat verlassen und sich in den Sümpfen des Faridpurdistrikts angesiedelt. Mit großer Anstrengung häuften sie inmitten der Sümpfe ziemlich hohe Hügel auf, um ihre Lehmhütten darauf zu bauen. Hier leben sie noch jetzt, mit Ackerbau, Fisch- und Vogelfang beschäftigt. Auch flechten sie Matten und Körbe. In heißen Zeiten sind sie vom Wassermangel, in der nassen Jahreszeit von Wassernot bedroht. Während der Regenmonate ragen ihre Hütten wie Inseln aus der überschwemmten Ebene empor; dann muß auch ihr Vieh oft wochenlang im Wasser stehen und sich mit möglichst wenig Futter behelfen. Natürlich sehen die Tiere am Ende der Regenzeit wie Skelette aus und viele sterben. Die Leutlein aber, die so lange auf den bloßen Boden angewiesen sind, werden als eine körperlich kräftige, von den nicht verfluchten Nachbarn durch Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe sich auszeichnende Rasse geschildert. Nur ihre Häuptlinge haben sich mit Lesen und Schreiben befaßt, während im allgemeinen krasse Unwissenheit herrscht.

Unter diesen Leuten ließ sich Bose mit seiner jungen Frau nieder, zwei Tagereisen weit entfernt vom nächsten christlichen Nachbar, und etwa 36 Stunden nördlich von Kalkutta. Gopalgandsch heißt der Markt des bengalischen Distrikts Faridpur. Doch bevor er Kalkutta verließ, ließ er sich von einem zu diesem Zweck gebildeten Presbyterium von Missionaren und eingeborenen Geistlichen verschiedener Denominationen unter Gebet und Handauflegung zu seinem künftigen Beruf ordinieren. Das geschah am 27. März 1874.

Er mußte bald erfahren, daß die Arbeit im Reich Gottes schwere Kämpfe, Verluste und mancherlei Enttäuschung mit sich bringt. Es war eine aufopferungsvolle Arbeit, hier unter den rohen Leuten, fern von aller gebildeten Gesellschaft, mitten in den Moräften von Gopalgandsch. Wohl ein halbes Dutzendmal des Tages

mußte er knietief durchs Wasser gehen und manchmal tagelang an den Folgen darnieder liegen. Bald nach seiner Ansiedlung starben ihm Gattin und Kindlein hinweg. Als die Gattin auf dem Sterbebette lag, bestimmte sie, daß ihre Juwelen verkauft und für die Ausbreitung des Werks verwendet werden sollten. Die Teilnahme der Hindunachbarn, deren Herz erweckt worden war, war groß. Eine Enttäuschung war es auch, daß ein Gehilfe, den er aus Kalkutta mitgenommen hatte, dem Demas gleich, ihn verließ. So war das erste Jahr sehr schwer und es brachte nicht viel Ermutigung. Bose predigte hauptsächlich durch das Singen von bengalischen christlichen Liedern, und diejenigen, welche ihn besuchten, berichteten, wie weithin die früheren Schelmenlieder der Bauern durch Gesänge verdrängt wurden, welche die frohe Botschaft von Christo zum Inhalt hatten.

Im zweiten Jahre 1875 konnte er elf Erwachsene taufen, die aber harte Proben ihres Glaubens zu bestehen hatten. Einer von diesen war ein Aussätziger, der nicht nur von seiner Sünde, sondern auch von seiner Krankheit geheilt wurde. Der fortgesetzte Gebrauch eines Öls, das in neuerer Zeit als ein wirksames Mittel gegen den Aussatz gerühmt wird, schenkte ihm seine frühere Gesundheit und Kraft wieder, sodaß er nicht nur in seinem Geburtsort wohnen und vom Ertrag seiner Felder leben konnte, sondern auch ein erfolgreicher Missionar unter seinen Nachbarn wurde. So kamen nach und nach Männer und Frauen herbei, die in Bose's Unterricht traten oder ihn in ihre Hütten einluden, um sie zu lehren. Der Einfluß seiner kleinen Gemeinde breitete sich mit jedem Tag weiter aus. Der Herr der Heerscharen war mit dem treuen Arbeiter. Inmitten der heidnischen Wildnis durfte er in den 27 Jahren seiner Wirksamkeit einen Garten Gottes bauen, sodaß er, als der Herr ihn am 2. September 1901 heimnahm, 250 Christen um sich versammelt fand, abgesehen von den vielen, die während dieser Zeit im Glauben an den Herrn gestorben sind. Dazu waren im Umkreis zehn Dorfschulen errichtet, in denen Kinder von Heiden, Knaben und Mädchen, biblischen Unterricht erhielten und noch erhalten. Bose war auch ein begabter Dichter und die christlichen Lieder, die er dichtete, gehören zu den schönsten und innigsten der bengalischen christlichen Gesänge. Missionar Macdonald sagt: „Oft habe ich ihn gesehen, seine Augen geschlossen und die seiner Zuhörer mit Tränen gefüllt, wenn er aus tiefster Seele die süßen

Strophen sang, die er selbst gedichtet hatte. In seinem erhobenen Antlitz sah man einen Ausdruck des Entzückens, den die nie vergessen werden, die ihn singen gehört haben. Christum und zwar den Gekreuzigten zu verkünden war sein Hauptwerk; aber daneben tat er was er konnte für das irdische sowohl als das ewige Wohl seiner Nama-Sudras.

Die Regierung übertrug ihm das Amt eines freiwilligen (unbezahlten) Friedensrichters, und er benützte dieses Amt, um die armen Leute gegen die Unterdrückungen und Räubereien von benachbarten, mächtigen Gutsbesitzern zu beschützen. Als die Gegend von Hungersnot heimgesucht war, erwies er sich als ein echter Volksfreund und leistete der Regierung besonders gute Dienste in der Leitung der Unterstützungsarbeiten, die zur Linderung der Not betrieben wurden. Zu drei verschiedenen Malen wurde ihm von einem hohen Beamten der Dank der Regierung in anerkennenden Schreiben bezeugt. Großes Interesse erregte sein Werk bei den Missionsfreunden in Schottland und zweimal wurde er eingeladen, sie zu besuchen. Die Reise hin und zurück und die übrigen Ausgaben wurden von einem reichen Schotten bestritten. „Seine jährlichen Missionsberichte", sagt Macdonald, „sind voll interessanter Mitteilungen über seine Bekehrten, über seine Arbeiten und Erfahrungen, und allemal hat er zu berichten von der liebenden Fürsorge seines himmlischen Vaters für ihn und sein Werk."

Er schien eine Vorahnung zu haben, daß der Herr ihn bald und unerwartet abrufen könnte, und so trug er Fürsorge, daß im April des Jahres vor seinem Tod zwei seiner Evangelisten, die er sich selber herangezogen hatte, zu Missionaren und Pfarrern der Gopalgandsch-Mission von einem Presbyterium in Kalkutta ordiniert wurden. Es waren Leute, die durch mehrjährigen Dienst als Evangelisten ihre Tüchtigkeit zu diesem Amt bewiesen hatten. Alle Missionsfreunde in Indien, Europäer sowohl als Bengalen, vernahmen mit tiefem Schmerz seinen am 2. September 1901 erfolgten Tod. Ein Hindu, der das friedvolle Antlitz des Gestorbenen sah, rief aus: „Das ist nicht der Tod! Er ist geradeswegs in den Himmel gegangen." Missionar Macdonald bezeugt von ihm, wenn die Worte des Apostels Römer 12, 10—13 auf irgend jemand anwendbar sind, so sind sie es auf den bengalischen Missionar von Gopalgandsch. Die Missionars-Konferenz von Kalkutta widmete

dem Heimgegangenen in ihrem Protokoll einen Nachruf. Nachdem sie ihrem tiefen Schmerz über dessen Tod Ausdruck gegeben, stellten sie ihm folgendes Zeugnis aus: „Herr Bose führte die Leute, denen er sein Leben widmete, nicht nur zu Jesu, er gab ihnen nicht nur geistliche Nahrung, sondern er erwies sich auch als ihr Freund in allen ihren Nöten und Schwierigkeiten. Er war ein Mann von festem Glauben und von völliger Aufopferung. Sein Verlangen war allezeit nach oben gerichtet, und er war ein durch und durch geistlich gesinnter Christ, der in der bengalischen Kirche nicht seinesgleichen hatte. Sein Einfluß auf andere war darauf gerichtet, sie zu Jesu zu ziehen. Seine geistlichen Dienstleistungen waren allezeit begehrt und dienten stets zur Belebung der Gemeinde des Herrn. Seine geistlichen Lieder, die Produkte seiner geistlichen Gesinnung, gehören zu den lieblichsten und begeistertsten Dichtungen der bengalischen christlichen Poesie. Die Mitglieder der Konferenz bitten den Herrn, daß das hervorragende Beispiel des Heimgegangenen in der bengalischen Kirche viel Frucht tragen möge zu seiner Ehre. Sie bitten den Herrn, er möge sich der Gopalgandsch-Mission in dieser schweren Zeit besonders annehmen und für den weitern Erfolg derselben Sorge tragen, damit sein Reich unter den Tschandalen weiter gebaut werde. Sie bitten im besondern auch, daß er sich der verwaisten Witwe und ihrer sechs Kinder annehme und als der Gott des Trostes und Vater der Barmherzigkeit sich an ihnen erweisen wolle."

Missionsanfänge am Kwa Ibo.

Ein Bild aus der westafrikanischen Mission.

(Schluß)

4. Weiter flußaufwärts.

Die Missionare hatten sich in ihrer Arbeit nicht auf ihre nächste Umgebung beschränkt; bot ihnen doch das breite Gewässer des Kwa Ibo eine bequeme Wasserstraße, um weiter ins Land vorzudringen. So wurden von Anfang an kleinere und größere Ausflüge stromaufwärts gemacht, teils um das Land und seine Bevölkerung kennen zu lernen, teils um nach

neuen Anknüpfungspunkten zu suchen. Die Besetzung von Okat war der erste Schritt ins Land hinein gewesen und damit war der Anfang gemacht, die zahlreichen Ortschaften, die sich an den Flußufern entlang ziehen, unter den Schall des Evangeliums zu bringen.

Von Okat aus wurden dann die Reisen immer weiter ausgedehnt, besonders in der Zeit, da nach der Beschießung und Zerstörung von Impok die Bevölkerung der Mission entfremdet zu sein schien. Auf diesen Fahrten stromaufwärts kam Miss. Kirk u. a. auch mehrmals in die Stadt Etinan auf dem linken Ufer des Kwa Ibo, etwa 15 Stunden von der Küste entfernt. Zu gleicher Zeit wurden christliche Ibuno-Händler von der Küste die ersten Zeugen christlichen Lebens unter den Ibibio am Fluß hinauf. Denn wo immer sie des Handels wegen hinkamen und sich vorübergehend niederließen, feierten sie den Sonntag und hielten ihre gottesdienstlichen Versammlungen, zu denen jeder Eingeborene Zutritt hatte, der daran teilnehmen wollte.

So wurden u. a. auch einige junge Leute von Etinan mit dem Evangelium bekannt und erhielten davon solche Eindrücke, daß sie den Fluß herunter an die Küste zu den Missionaren kamen und um einen Lehrer baten. Diese konnten ihnen zunächst keinen geben, aber die Bitte wurde so dringend wiederholt, daß die Missionare nicht umhin konnten, der Sache näher zu treten. Sie begaben sich Ende 1898 nach Etinan und kehrten hier im Hause des Häuptlings, der sie zu sich eingeladen hatte, ein. Der überaus freundliche Empfang und was sie an Vorbereitungen für die Ankunft eines Lehrers hier zu sehen bekamen, zeigte ihnen, wie sehr den Leuten daran gelegen war, daß die Missionsarbeit unter ihnen aufgenommen werde. Denn bereits hatten dieselben ein Stück Land zur Ansiedelung geklärt und das nötige Bauholz für ein Schulhaus beschafft. Außerdem hatten sie einen guten Weg angelegt und ein nettes Haus mit zwei Zimmern für den Missionar erbaut und dasselbe mit dem nötigsten Mobiliar versehen. Selbst für einen kleinen Tisch mit einigem Geschirr, für Kamm und Haarbürste war gesorgt. Er durfte das kleine Heimwesen nur beziehen.

Die Missionare waren von diesen sichtbaren Zeichen ernstlichen Verlangens so ergriffen, daß sie den erneuten Bitten der Leute nicht länger widerstehen konnten. Sie beschlossen daher, daß Kirk,

der zuletzt in Okat gearbeitet hatte, nach Etinan übersiedeln und damit die dritte Station anlegen sollte. Inzwischen war auch ein kleiner Flußdampfer, den Freunde in der Heimat für die Mission am Kwa Ibo hatten erbauen lassen, in Ibuno eingetroffen. Auf ihm trat Kirk, begleitet von einem eingeborenen Lehrer, seine Flußfahrt 1899 nach seinem neuen Arbeitsposten an. Für seine Predigt fand er von Anfang an eine zahlreiche und aufmerksame Zuhörerschaft. Sein Haus wurde für die Gottesdienste bald zu klein und mit Eifer gingen die Leute daran, eine Kapelle zu bauen, die zugleich als Schulzimmer diente. Dann wurde eine Lehrerwohnung errichtet und der Bau eines größeren Missionshauses vorbereitet.

Der Boden für die Missionsarbeit war hier ein günstigerer als in Okat. Die Leute waren von einem solchen Lerneifer beseelt, daß manche schon nach kurzer Zeit das Neue Testament in ihrer Sprache lesen konnten. Selbst alte Leute strengten all ihre Geisteskräfte an, um sich das Alphabet anzueignen und die seltsame Kunst des Lesens wegzubekommen. Die Nachfrage nach Neuen Testamenten und Gesangbüchern war so groß, daß sie gar nicht befriedigt werden konnte. Der Missionar hatte alle Hände voll zu tun mit Lehren, Bauen, Predigen, ärztlicher Hilfeleistung und Schlichten von allerlei Palavern. Noch war das Jahr 1899 nicht herum, als sich schon mehrere Leute zur Taufe meldeten. Aber Kirk hielt es für geraten, sie erst gründlich zu prüfen und zu unterrichten. Doch wurden am 18. Februar 1900 die Erstlinge, sieben junge Leute, in den Tod Christi getauft. Es war eine zahlreiche Versammlung, die sich aus den Heiden dazu eingefunden hatte und vor der die Täuflinge die an sie gerichteten Fragen beantworteten und öffentlich ihren Glauben an Christum bekannten.

Die Taufen mehrten sich und am Ende des zweiten Jahres zählte die Gemeinde zu Etinan bereits über 30 Kommunikanten und im dritten Jahr nahezu 60 außer einer großen Anzahl von Taufbewerbern. Auch der Zudrang zur Schule war so groß, daß das Schulgebäude mehrmals vergrößert werden mußte. Die Zahl der Schüler betrug im letzten Jahr (1902) ca. 200. Für den Unterricht derselben hatte Miss. Kirk in dem Ibuno-Jüngling Equlo, der seine Ausbildung in Irland genossen, einen treuen, wackern Gehilfen. Auch im Äußern machte sich der Einfluß der Mission bald bemerk-

lich. Viele Frauen und Mädchen fingen an, sich anständiger zu kleiden, und die Männer lernten eine bessere Bauart für ihre Häuser.

Dieser Anbruch einer neuen Zeit, da die Lichtstrahlen des Evangeliums die Dunkelheit des Heidentums zu zerstreuen begannen, mußte natürlich den Zorn der heidnischen Geheimbünde erregen, deren finsteres Treiben dadurch in Abgang zu kommen drohte. Sie setzten denn auch alles daran, der Einwirkung des Evangeliums Widerstand entgegenzustellen. Zunächst hatte der Häuptling, auf dessen Einladung die Missionare nach Etinan gekommen waren, die Ungunst seiner Widersacher zu erfahren, und zwar auf die mannigfachste Weise. Sodann wurde der Mann, der das Grundstück für das neue Missionshaus an die Mission abtrat, vergiftet, und eine Frau, die sich standhaft weigerte, mit ihrem heidnischen Manne den bösen Geistern zu opfern, wurde heimlich beseitigt. Die schlauen Fetischpriester aber gaben vor, der Fetisch habe sie beide umgebracht. Einige Zeit darauf schlossen die Häupter der geheimen Gesellschaften einen Bund mit einer benachbarten Stadt, das Missionshaus und die Kapelle zu zerstören. Der Plan wurde Gott sei Dank vereitelt, aber ein freundlich gesinnter Eingeborener kam dabei ums Leben. Solange die Macht und das gefürchtete Ansehen dieser Geheimbünde nicht gebrochen ist, wird das aufblühende Missionswerk und die dortige Christengemeinde stets mit dem geheimen und offenen Widerstande derselben zu rechnen haben.

Leider kommt aber noch ein weiterer Umstand in Betracht, durch den die dortige vielversprechende Arbeit unliebsam gehemmt wird. Das ist, wie so oft bei Missionsunternehmungen, die ein rasches Wachstum aufweisen, der Mangel an finanziellen Mitteln. Das Werk der Kwa Ibo-Mission hat während eines Jahrzehnts eine solch rasche Ausdehnung genommen, daß der sie unterhaltende Kreis von Freunden mit seinen Leistungen kaum mit ihm Schritt halten kann und Mühe hat, die erforderlichen Geldmittel aufzubringen. So hat z. B. der Neubau eines Missionshauses in Etinan, der bis zur Aufstellung des Fachwerks fortgeschritten ist, sistiert werden müssen. Auch hat man davon absehen müssen, dem einzelnen Kirk, der der wachsenden Arbeit allein nicht mehr gewachsen ist, einen Mitarbeiter zur Seite zu stellen. Und doch eröffnet sich gerade in Etinan mit seinen volksreichen Ortschaften ein reiches

Feld, von wo aus auch die weiter landeinwärts gelegenen Gebiete den Missionar zur Arbeit einladen. Zudem ist mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß die Gegenden weiter nördlich für den Europäer viel gesunder sind als die sumpfige Niederung an der Küste. Auch findet sich daselbst eine viel zahlreichere und dichtere Bevölkerung als hier. Zwar sind jene Gebiete, die nicht unmittelbar am Wasserweg liegen, noch wenig erkundet, aber man weiß doch soviel, daß auch dort die Völker des Evangeliums bedürfen als einer Leuchte im finstern Lande.

---

5. Verschiedene Arbeitszweige.

Wir haben in den vorstehenden Blättern in Kürze und Schlichtheit die geschichtliche Entwicklung der kleinen Kwa Ibo-Mission erzählt. Es bleibt uns nur noch übrig, einige Worte über verschiedene spezielle Zweige ihrer Arbeit zu sagen.

Als eine sehr wichtige Aufgabe, der sich die Missionare nicht wohl entziehen konnten, drängte sich alsbald die Notwendigkeit auf, den Eingeborenen in ihren mancherlei Krankheiten und körperlichen Gebrechen ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen. Wie überall in Westafrika, sonderlich im ungesunden Küstenland, trifft man auf Schritt und Tritt solche, die der leidenden Menschheit angehören und die dabei ihren eingeborenen Kurpfuschern, meist betrügerischen Fetischpriestern und Zauberdoktoren, überlassen sind. Die verheerendste Krankheitserscheinung ist die Syphilis, die zugleich die Ursache ist von all den mannigfachen offenen Wunden und widerlichen Geschwüren, mit denen so viele Eingeborene mehr oder weniger behaftet sind. Außerdem leiden sie infolge des überaus feuchten Klimas vielfach an Rheumatismus und Lungenentzündung, besonders während der kühlen Regenzeit. Sodann ruft das schlechte, faulige Trinkwasser und die mancherlei unverdauliche Nahrung allerhand Störungen des Magens und der Verdauungsorgane hervor. Auch trifft die Annahme nicht zu, als ob die Eingeborenen im allgemeinen vom Klimafieber verschont blieben. Das ist im Nigergebiet wie überall längs der Westküste nicht der Fall. Sie werden davon ebenfalls ergriffen, nur nicht immer in dem gleich heftigen Grade wie die Europäer.

Eine der schrecklichsten Krankheitserscheinungen aber ist der Aussatz und die Elephantiasis, ein Leiden, das jeder ärztlichen Behandlung spottet. Für die davon befallenen Opfer ist dasselbe gleichbedeutend mit dem Tode bei lebendigem Leibe. Beim Aussatz faulen die Glieder nach und nach ab, bei der Elephantiasis — auch einer Art von Aussatz — schwellen einzelne Gliedmassen zu ungeheurem Umfang an. Einer der Missionare traf einmal in einem kleinen Dorfe nicht weniger als zehn Personen an, die mit der Elephantiasis behaftet waren. Die Bewohner jenes Dorfes nährten sich ausschließlich von Fischkost und hatten nur sehr unreines Trinkwasser. Auch Epidemien treten häufig auf, z. B. die Pocken, die sich bei dem Mangel an sanitären Schutzmaßregeln oft mit fürchterlicher Schnelligkeit verbreiten und Tausende dahinraffen. Zu alledem ist auch, wie sich denken läßt, die Sterblichkeit unter der Kinderwelt außerordentlich groß und man darf wohl annehmen, daß kaum 50 Prozent der Kinder das erste Lebensjahr zurücklegen.

Zwar haben die Eingeborenen auch ihre Ärzte, die sogenannten Zauberdoktoren; aber es ist das eine schlimme Sorte von Leuten, die ihre Heilkünste mit einem geheimnisvollen Nimbus umgeben und sie gewöhnlich unter allerlei Hokuspokus verrichten. Man hält sie für Personen, die mit der unsichtbaren Geisterwelt in Verbindung stehen und deshalb vorgeben, sie seien imstande zu ermitteln, von welchem bösen Geiste die Krankheit herrühre. Denn ein solcher ist nach dem Glauben der Neger unfehlbar die Ursache jeder Erkrankung. Demnach steht es auch nur in der Macht eines solchen Zauberdoktors, durch Beschwörung und Opfer auf den unheimlichen Geist einzuwirken und den Patienten demgemäß zu behandeln. Eine eigentliche medizinische Kur erfolgt erst in zweiter Linie und nur nebenher. Denn von der Heilkunde haben sie in der Tat einige Kenntnisse und verstehen sich auf die Wirkung gewisser Pflanzen und Kräuter, sind auch nicht ganz ungeschickt im Anlegen von rohen Verbänden, im Schröpfen und in der Anwendung von Blasenpflastern. Aber vom Bau des Organismus, von den Krankheitsursachen und deren Beseitigung kann bei ihnen kaum die Rede sein.

Angesichts der mannigfachen Krankheiten, zu deren Linderung und Hebung meist ganz verkehrte Mittel ergriffen werden, ist es für einen Missionar unmöglich, sich teilnahmlos zu verhalten. Es drängt ihn, mit seiner Hilfe beizuspringen und sei es auch nur,

um mit seinem gesunden Menschenverstand den Leidenden mit seinem guten Rate zu dienen. Überdies steht ja wohl auch jedem Europäer, der in einem fremden Lande wie Afrika meist auf sich selbst angewiesen ist, soviel Kenntnis der gebräuchlichsten Heilmittel zu Gebote, daß er in einfachen Krankheitsfällen mit Rat und Tat eintreten kann. Freilich die Eingeborenen haben die übertriebensten Ideen von seiner Heilkunde und meinen, ihm sei kein Fall unmöglich, ja es wohne ihm eine übernatürliche Macht inne und es liege ganz in seiner Hand, jegliches Übel zu bannen.

Es ist daher erklärlich, daß ein Missionar in Afrika gar bald von allen Seiten von Leidenden aller Art überlaufen wird und jedermann Hilfe gegen seine Gebresten bei ihm sucht und erwartet, auch wenn er keineswegs ein geschulter Arzt ist. Auch unter den Missionaren der Kwa Ibo-Mission befand sich bis jetzt kein solcher, aber ein jeder von ihnen hatte sich vor seiner Aussendung durch einen medizinischen Kurs die allernötigste Kenntnis und Anwendung der unentbehrlichsten Medikamente angeeignet und sich mit der antiseptischen Behandlung vertraut gemacht. Hiezu kam dann noch die auf dem Arbeitsfelde erworbene Erfahrung, sodaß sie bei dem gänzlichen Mangel an Ärzten weit und breit die mannigfachsten Kuren zu unternehmen genötigt waren. Zu dem Zweck unterhalten sie auch in Ibuno und Okat je eine kleine Apotheke und verabreichen im Jahr für nahezu 6000 Mark Medikamente an mehr als 6000 Patienten. Diese werden meist von den Missionaren unentgeltlich behandelt, wogegen sie sich die Medikamente bezahlen lassen. Auch entrichten zahlfähige Patienten gern eine Kleinigkeit, sodaß der medizinische Zweig der Mission keinerlei Unkosten verursacht. Aber so viel auch von den Missionaren für die leidenden Eingeborenen geschieht, so ersetzt das keineswegs die regelrechte Tätigkeit eines Missionsarztes, und ein solcher fände daselbst ein dankbares Feld der Wirksamkeit. Aber bis jetzt ist es der kleinen Mission am Kwa Ibo noch nicht gelungen, einen solchen für ihr Gebiet zu gewinnen. Ebenso täte ihr ein kleines Spital not, worin die Kranken eine zweckmäßige Pflege und die von auswärts kommenden Patienten ein freundliches Unterkommen finden könnten. Aber auch dieser Wunsch wird wohl noch nicht so bald in Erfüllung gehen.

Wie in allen Missionen Westafrikas, die es ausschließlich mit ungebildeten Naturvölkern zu tun haben, hatten auch die Missionare

am Kwa Ibo von Anfang an der Schultätigkeit ihre allererste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Natürlich galt es zunächst, unter den Eingeborenen das Verständnis und Bedürfnis nach Bildung zu wecken, denn ein solches tritt erst mit der Zeit ein, wenn das Volk den Zweck und Nutzen derselben einzusehen beginnt. Aber eine regelrechte Schularbeit waren in Ibuno und Okat schwer in Gang zu bringen; denn die Bewohner des ersteren sind viel auf Handelsfahrten, die sie den Fluß hinauf für längere Zeit unternehmen und wohin sie ihre Knaben meist mitnehmen, und in Okat war die Gesinnung der Eingeborenen lange Zeit den Missionaren so abhold, daß sie ihre Kinder vom Besuch der Schule zurückhielten. Nur in Etinan zeigten sich, wie wir gesehen haben, die Verhältnisse dafür günstig. Doch ließen sich da und dort, selbst auf Außenorten, Schulen einrichten und auf manchen Plätzen erstellten die Eingeborenen selbst die Schulhäuser.

Als Lehrer standen den Missionaren einige ihrer Christen zur Seite, die sie seinerzeit, je nachdem es die Gelegenheit bei ihrem Urlaub ergab, mit nach Irland genommen und hier hatten ausbilden lassen. Es ist das freilich immer ein etwas riskiertes Unternehmen, Schwarze vorübergehend Besuche in Europa machen zu lassen, und es wiegen die Vorteile, die man für den Bildungsgang eines Eingeborenen dadurch erringt, nicht immer die Nachteile eines solchen Besuches auf. Denn die Aufmerksamkeit, die von manchen Kreisen der Heimat in oft unverständiger, wenn auch gutgemeinter Weise, den Afrikanern als jungen Heidenchristen und Vertretern der schwarzen Rasse zugewandt wird, wirkt nicht selten schädigend auf deren inneren Menschen. Ihr Selbstbewußtsein wird meist außerordentlich gehoben, sodaß sie ihre eigene Bedeutung überschätzen und nach ihrer Rückkehr nach Afrika sich über ihre Volksgenossen erheben. Sie sind dann geneigt, die Stellung eines Europäers zu beanspruchen, auch wenn gar kein Grund hiefür vorliegt. Das Endergebnis läuft schließlich darauf hinaus, daß sie weder für ihr Volk noch für die Arbeit der Mission ein Segen sind. Wir behaupten nicht, daß dies immer der Fall sei, aber die Gefahr liegt nahe, und wo immer eine Mission zweckentsprechende Lehranstalten für die Ausbildung ihrer Nationalgehilfen an Ort und Stelle besitzt, wird man es vermeiden, junge Eingeborene in der Heimat heranbilden zu lassen.

In unserem Falle scheinen die Missionare am Kwa Ibo, die bis jetzt keinerlei Institut für ihre Lehrer besitzen, nur günstige Erfahrungen mit ihren Leuten gemacht zu haben. Überdies empfinden es Engländer auch nicht so schwer wie die Deutschen, wenn ihre farbigen Gehilfen einen etwas starken Firnis englischer Zivilisation zur Schau tragen.

Den Zwecken der Schule dient der Kwa Ibo-Mission auch eine kleine Buchdruckerpresse, die der praktische Bill aufgestellt hat. Die nötigsten Lehrmittel, sowie Bibel und Gesangbuch, konnten zwar von der schottischen Mission am Kalabar bezogen werden, aber es lag ihm daran, die Fibeln und Evangelien für den eigenen Gebrauch selbst herzustellen. Er machte sich deshalb während des einen Urlaubs in Irland mit dem Setzen der Typen, mit dem Drucken, dem Heften und Einbinden von Büchern vertraut und verschaffte sich die hiezu nötigen Apparate. Seitdem hat er eine große Auflage eines kleinen Lesebuchs in der Efik-Sprache gedruckt, sowie eine Auswahl von mehr als 100 Psalmen und Kirchenliedern. Das Setzen besorgen jetzt Eingeborene, die darin eine große Fertigkeit erlangt haben.

Für die Predigtreisen den Fluß auf und nieder wurde bald die Wünschbarkeit eines Flußdampfers empfunden, ein Wunsch, der denn auch den Missionaren im Jahr 1898 erfüllt wurde. Ihre Freunde in der irischen Heimat sorgten dafür, daß ein kleiner Dampfer von 34 Fuß Länge und 7 ½ Fuß Breite gebaut und ihnen zugestellt wurde. Mit ihm wurde nicht bloß die Verbindung zwischen den drei Stationen hergestellt, sondern es wurden auch größere Fahrten stromaufwärts unternommen, bis er (1900) eines Tages zwischen Okat und Etinan auf den Grund ging. Die Steuerung versagte und der Dampfer wurde von der Strömung an das Ufer getrieben. Hier verfing sich ein starker Baumast im Sonnensegel und kehrte das im Lauf befindliche Fahrzeug geradezu um. Frau Bailie, die sich gerade in der Kabine befand, konnte sich nur noch durch das Kajütenfenster ins Freie retten und einen Baumast erfassen, an dem sich auch ihr Mann solange festhielt, bis ein vorübersegelndes Kanoe zu ihrer Rettung herbeikam. Der Dampfer lag eine Zeitlang auf dem Grund, bis Miss. Bill im folgenden Jahr 1901 von seinem Urlaub zurückkehrte und mit Hilfe seiner Kollegen ihn wieder hob. Es gelang ihm das schwierige Stück

Arbeit, indem er einen einfachen hölzernen Cylinder konstruierte und das Wasser herauspumpen ließ. Das Fahrzeug hatte zwar durch das Wasser vielfach gelitten, aber der Schaden ließ sich wieder herstellen und es tut nun wieder seine Dienste wie ehedem.

---

6. Schlußwort.

Die Kwa Ibo-Mission zählt jetzt im ganzen neun europäische Arbeiter — fünf Männer und vier Frauen. Davon befindet sich aber der eine oder andere nicht auf dem Missionsfelde, sondern entweder in der Heimat zur Erholung oder unterwegs. Trotz des höchst ungesunden Klimas und der schweren Fieber, die unter ihnen auftreten, ist doch, Gott sei Dank, seit dem Bestehen der Mission nur ein einziger Todesfall vorgekommen, und zwar erlag Frau Heaney, nachdem sie mit geschwächter Gesundheit in die Heimat zurückgekehrt war, hier noch nachträglich den Folgen der Malaria.

An Christen sind bis jetzt (1902) 700 Personen in Gemeinden gesammelt worden, und ca. 250 stehen im Taufunterricht. Die Christen sind zwar in mancher Hinsicht noch zarte, schwache Pflanzen, die sehr der Pflege bedürfen, aber im ganzen lassen sie sichs angelegen sein, nach dem Maß ihrer Erkenntnis ein christliches, Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Auch sind sie eifrigst bemüht, für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufzukommen. So brachte z. B. bei einer Gelegenheit im Jahr 1897 die Christengemeinde in Ibuno, die damals ca. 100 Glieder zählte, nicht weniger als 300 Mark auf. Natürlich sind auch Rückfälle vorgekommen, aber sie sind doch nur vereinzelt, und es ist weniger eine Rückkehr zu den ehemaligen heidnischen Gebräuchen, als vielmehr ein Sündenfall, dem unter Umständen auch wieder ein Aufstehen nachfolgt.

Seit die Mission am Kwa Ibo eingesetzt hat, ist besonders im Mündungsgebiet unter den Ibuno ein großer sozialer Umschwung wahrzunehmen. Die alten Gebräuche und blutigen Sitten dieses Volksstammes sind nahezu in Abgang gekommen. Der alte Aberglaube ist im Schwinden begriffen und hat sich überlebt; die grausamen Bräuche sind in die Acht getan. Schon ehe die britische Verwaltung allgemein in Kraft trat, fingen die Häuptlinge an, unter dem Einfluß der Mission barmherzige und vernünftige Gesetze an Stelle der üblichen rohen Landessitten einzuführen. Dem-

zufolge haben seit mehr als zehn Jahren die Menschenopfer und die Morde von Zwillingskindern unter den Ibuno gänzlich aufgehört. Ebenso gehören die sogenannten Gottesurteile, bei denen der Gifttrank den Angeklagten gereicht wurde, und die Hexenprozesse der Vergangenheit an. Zur Ausübung einer geordneten Rechtspflege hat die britische Regierung im Jahr 1900 in Ibuno einen Gerichtshof von Eingeborenen eingesetzt, der aus zwölf Vertretern des Volksstammes besteht. Hier wird nun nach bestimmten Gesetzen gerichtet und es erfreut sich ein jeder Bewohner des Landes bis zum geringsten Sklaven herab einer Sicherheit für Leib und Gut, wie sie vormals nie bekannt gewesen ist. Auch auf den Schnapshandel hat die Mission bis zu einem gewissen Grad eine einschränkende Wirkung ausgeübt. Denn nachdem einflußreiche Ibuno, die als Küstenvolk den Zwischenhandel zwischen den Stämmen des Inlands und den europäischen Kaufleuten in Händen hatten und den massenhaft eingeführten Schnaps gegen die Landesprodukte eintauschten, Christen geworden waren, gaben sie als solche natürlich den Handel mit Branntwein auf und es erlitt derselbe dadurch eine beträchtliche Einbuße. Leider besorgen aber noch Farbige von Opobo und Bonny dieses Geschäft, das von so unheilvollen Folgen für die Völker Afrikas ist. Umso anerkennenswerter ist die Art und Weise, wie sich ein junger Ibuno-Händler von dem verderblichen Schnapshandel ein für allemal lossagte. Als er eines Tages den Missionar über die traurigen Folgen desselben reden hörte, belud er in der Nacht sein Boot mit allen Schnapsfässern, die sein Magazin aufwies, fuhr damit auf den Fluß hinaus und leerte sie dort aus. Die Missionare erfuhren erst zwei Jahre später von dieser mannhaften Tat.

Langsamer als unter den Ibuno bricht sich der Einfluß der Mission unter den Ibibio Bahn; denn hier hat das Heidentum mit seinen alten Gebräuchen einen festen Hinterhalt in den geschlossenen Geheimbünden, deren Macht das gesamte Volksleben beherrscht. Aber auch hier wird es dem Evangelium zu seiner Zeit gelingen, neue und bessere Verhältnisse herbeizuführen. Darauf deuten schon manche Anzeichen hin. Zugleich werden auch der Mission immer mehr neue Türen landeinwärts aufgetan. So ist in neuerer Zeit das Gebiet von A r o, die Hochburg des blutigen Dschudschudienstes von Süd-Nigeria zugänglich geworden. Der

Einfluß dieses Fetischdienstes war weithin verspürbar, vom Binue an bis zur Bai von Biafra. Von weit und breit zogen Leute dahin, um das Orakel des Dschu-Dschu zu befragen. Die meisten derselben kehrten niemals zurück. Sie wurden entweder als Sklaven verkauft oder der vermeintlichen Gottheit geopfert. So langten im Jahr 1898 gegen 150 solcher Pilger, die sich auf dem Heimweg vom Croß-Fluß nach dem Niger-Delta befanden, in höchst erschöpftem Zustand in Ibuno an. Sie bildeten den kläglichen Rest von mehr als 800 Personen, die alle kurz zuvor das Heiligtum des Dschu-Dschu besucht hatten. Jetzt hat eine englische Expedition jenen Hort der Greuel zerstört und das Gebiet dem europäischen Kaufmann und dem Missionar erschlossen.

Die kleine Kwa Ibo-Mission, mit der wir uns in den vorstehenden Blättern bekannt gemacht haben, sieht sich angesichts der zahlreichen Bevölkerung Süd-Nigerias und der vielen offenen Türen in ihrem Gebiet vor eine große und dankbare Aufgabe gestellt. Aber ihre Kraft ist zur Zeit noch klein und gering, während ihr der Segen von oben nicht gefehlt hat. Möge ihr der Herr des Weinbergs die Kräfte mehren und fernerhin reiche Früchte bescheren!

Die heutige Doshisha.*)

In der Geschichte der bekannten christlich-japanischen Hochschule Doshisha spiegeln sich seit ihrer Gründung im Jahr 1875 zugleich die verschiedenen Phasen wider, in denen sich die Stellung der Japaner gegenüber dem Christentum und der westlichen Zivilisation bewegt hat. Während der ersten fünf oder sechs Jahre herrschte die Opposition vor, sodaß ihr Gründer Nisima nur mit der größten Schwierigkeit die Erlaubnis auswirken konnte, daß sich Missionslehrer in Kioto niederlassen durften. Hierauf trat die Aera der Popularität ein. Japan erkannte die Ueberlegenheit der abendländischen Zivilisation an und war darauf aus, sie in seinem Lande einzuführen. Es war die Zeit, da nach den Berichten der Missionare die hauptsächlichste Gefahr für ihr Werk darin lag, daß das Christentum volkstümlich wurde. Auch die Doshisha wurde davon beeinflußt. Das einfache Seminar (Training School) wurde zur Hochschule mit verschiedenen Fakultäten, wozu noch eine Abteilung für die Ausbildung von

*) Nach einem Bericht von Miss. D. G. E. Albrecht in Kioto.

Mädchen, ein Hospital und eine Schule für Krankenwärterinnen kam. Die Doshisha zählte damals ca. 800 Studenten und im Jahr 1889 wurden von denselben 172 in der dazu gehörenden Kirche getauft.

Mit dem Jahr 1890 nahm die konservative Reaktion ihren Anfang. Im gleichen Jahr starb Nisima. Beides war ein schwerer Schlag für die Doshisha. Die Ankunft einer Deputation von Amerika im Jahr 1895 beschleunigte die Spannung. Die Mission fühlte sich veranlaßt, den Beschluß der Verwaltungsbehörde, wonach die gemeinsame Arbeit mit der Mission abgelehnt wurde, zu verhindern. Aber vergeblich. Obgleich die Gebäude der amerikanischen Missionsgesellschaft gehörten und der amerikanische Board im Laufe der Zeit ca. 3 Millionen Mark an die Doshisha gewandt hatte, erklärte das japanische Komitee, vom 1. Januar 1897 ab auf weitere Beihilfe durch Geld und fremde Lehrer verzichten zu wollen und gestand den Missionaren nur noch für eine Zeitlang die mietfreie Benützung der von ihnen bisher bewohnten Räume zu. Zu gleicher Zeit sollte der Religionsunterricht (mit Ausnahme des theologischen Seminars) in Fortfall kommen. Die Schule nahm infolge dessen an Zahl der Studierenden und an Einfluß ab. Um den verlorenen Grund und Boden wieder zu gewinnen, sicherte sich die Verwaltungsbehörde (das japanische Komitee) die Uebertragung des Erziehungs-Departements und zwar auf Kosten des christlichen Charakters der Schule. Der fundamentale Artikel, auf dem die ganze Hochschule aufgebaut wurde und wonach die christliche Religion die Grundlage aller sittlichen Bildung in sämtlichen Zweigen der Schule sein sollte, wurde abgeändert. Trauer und Entrüstung erfüllte unzählige Herzen. Es schien, als ob die Schule für ihren ursprünglichen Zweck verloren sei.

Dem größten Dunkel folgte jedoch eine Morgenröte. Infolge besonderer Anstrengungen von seiten der Mission und dem American Board, die hierin von vielen hervorragenden Männern Japans unterstützt wurden, erklärte das japanische Komitee seinen Rücktritt, und unter den neuen Gesetzen des Reiches bildete sich ein neues Direktorium, zu dem drei stimmberechtigte Missionare gehörten. Die Doshisha wurde zu einer „Trust Company" (Kreditgesellschaft) organisiert.

Das neue Direktorium übernahm die Schule im Jahr 1899, und damit trat dieselbe in ihre vierte Aera ein. Auf die der Opposition war wie gesagt eine Zeit der Blüte gefolgt; dann trat der Niedergang und Verfall ein, jetzt folgte ihr Wiederaufbau. Sie hat auch in den letzten vier Jahren einen stetigen Fortschritt aufgewiesen und ist unter dem Segen Gottes gediehen.

In dem Bestreben, die Schule auf der Basis der ursprünglichen Konstitution wieder aufzubauen, ist das Direktorium durchaus einig

und handelt demgemäß. Jede seiner Sitzungen ist deshalb bis jetzt charakterisiert gewesen von herzlicher Uebereinstimmung und zielbewußtem Vorgehen. Durch weise und vorsichtige Verwaltung ist es auch dem Finanz-Komitee gelungen, das Auflaufen von Schulden zu vermeiden, ja es ist ihm sogar möglich gewesen, mit der Abzahlung der alten, von früheren Jahren her noch bestehenden Schuld zu beginnen. An der Spitze des Finanz-Komitees steht der Japaner J. Thono, ein Graduierter der Doshisha und Besitzer einer der großen Oel-Etablissements in Tokio, der sich das Wohl der Schule sehr am Herzen gelegen sein läßt. Präsident des Direktoriums war bis zum letzten Jahr das Parlamentsmitglied Saibara, dessen christlichem, tatkräftigem Takt die Doshisha viel von ihrem jetzigen Erfolge dankt. Gegenwärtig ist ein Herr Kataoka Präsident, der, obschon er sich vom politischen Leben zurückziehen wollte, um sich mit aller Kraft der Schule zu widmen, bis jetzt seinen Plan nicht ausführen konnte. Die Bedürfnisse seiner Partei, deren Führer er ist, und die von größtem Einfluß auf das japanische Nationalleben ist, haben ihn genötigt, sich noch einmal für die neueste Wahl zur Verfügung zu stellen und — im Fall er wieder gewählt wird — dem Unterhause im Reichstag zu präsidieren. Für die Doshisha wäre es ein großer Gewinn, wenn er seine politische Tätigkeit mit der auf dem Gebiet des Erziehungswesens vertauschen könnte. Sein bewährter Charakter, sein christlicher Glaubensmut, sein bestimmender Einfluß würde sowohl auf den Charakter der Studenten als auf die ganze Hochschule von unschätzbarem Wert sein. Wir hoffen, daß diese Zeit bald kommen werde. Aber auch schon jetzt übt die Tatsache, daß er an der Spitze der Doshisha steht, und sein regelmäßiger, monatlicher Besuch einen höchst anerkennenswerten Einfluß auf die Schule aus und gewährt ihr einen festen Bestand und guten Ruf.

Die Hochschule zählt jetzt 19 Professoren und 12 Inspektoren. Zu den ersteren gehören 6 Missionare, von denen aber nur zwei ihre volle Zeit der akademischen Abteilung widmen. Die übrigen 4 stehen zwar auch mit der theologischen Abteilung in Verbindung, aber sie sind noch in anderer Weise im Missionswerk beschäftigt. Von den japanischen Professoren haben 5 im Ausland studiert, die Majorität der Fakultät hat auf der Doshisha selbst graduiert, ist mit den Idealen und Zielen ihrer Gründer vertraut und vom alten „Geist der Doshisha“ erfüllt. Sie sind noch junge Leute, die noch am Anfang ihrer Lebensaufgabe stehen, aber denen es darum zu tun ist, daß ihre Alma mater wieder ihre frühere hervorragende Stellung einnehme.

Der Studiengang ist ein fünfjähriger in der akademischen, und ein dreijähriger in der höheren Abteilung. Nach Absolvierung derselben sind die Studierenden berechtigt, in die verschiedenen Universitätsabteilungen

einzutreten. Da indes die letzteren gegenwärtig aus Mangel an genügendem Besuch aufgehoben sind, bietet die „höhere Abteilung“ für die jungen Leute keine Anziehung. Zur Zeit weist dieselbe nur 17 Studenten auf.

Die Zunahme in der Zahl der Studierenden und der allmähliche Fortschritt in Bezug des Geistes, der sich in der Schule Bahn bricht, ist sehr erfreulich. Als das gegenwärtige Direktorium die Schule übernahm, ging die Zahl der Zöglinge in der akademischen Abteilung von 236 auf 136 herunter, und zwar infolge dessen, daß das Erziehungs-Departement sie nicht mehr als Mittelschule anerkannte. Jetzt zählt dieselbe Abteilung 312 Zöglinge, während die Mädchenschule von 69 auf 109 hinaufgegangen ist. Mit den 17 Studenten in der „höheren Abteilung“ und 20 Studenten der Theologie beläuft sich gegenwärtig die Gesamtzahl aller Studierenden der Doshisha auf 458, was eine Zunahme von mehr als 200 während des ersten Jahres unter dem neuen Regime bedeutet. Und zwar ist diese Zunahme nicht etwa auf Kosten geringerer Anforderungen erreicht worden. Im Gegenteil. Die Aufnahmeprüfungen sind strenger als früher. Beim Beginn des gegenwärtigen Schuljahres wurden 140 Petenten geprüft und nur 52 bestanden. Obschon ein stärkerer Besuch der Schule die finanziellen Verhältnisse derselben bedeutend erleichtert, denkt man doch nicht daran, die einmal festgesetzten Anforderungen auf Kosten derselben herabzusetzen. Gründlichkeit und Tüchtigkeit wird doch schließlich den Sieg davontragen.

Wie der gegenwärtige äußere Stand der Doshisha so ist auch der in ihr waltende Geist ein besserer. Nachdem man jahrelang es mit der freiwilligen Teilnahme an den Morgenandachten versucht hat, ist man jetzt so weit gegangen, dieselbe für alle Zöglinge obligatorisch zu machen. Das Ergebnis hievon ist durchaus befriedigend. Das tägliche Sichversammeln aller Schüler zum gemeinsamen Morgengebet und zur Anhörung einer kurzen Ansprache ist überaus wichtig für die Weckung und Aufrechterhaltung des „Doshisha-Geistes“, der seiner Zeit durch ihren Gründer Nisima ins Leben gerufen worden ist. In der College-Kirche wird jeden Sonntag regelmäßig Gottesdienst gehalten, dem ca. 120 Studenten anwohnen, während ungefähr dieselbe Zahl an der Sonntagsschule teilnimmt. Die wöchentliche Gebetsversammlung am Freitag Abend nach dem Wochenschluß (am Samstag findet kein Unterricht statt) wird von etwa 150 Schülern beiderlei Geschlechts besucht. Auch „der christliche Verein junger Männer“ ist wieder ins Leben getreten, und als ein Rädchen im großen Räderwerk hat sich eine Verbindung zu persönlicher Tätigkeit („Personal Workers' Band“) gebildet, die nun 20 Mitglieder zählt und sichs zur Aufgabe macht, an ihren Mitstudenten zu arbeiten. Diese Mitglieder kommen wöchent-

lich zusammen zur Bibelbesprechung und zum Austausch ihrer Erfahrungen. Auch findet am Sonntag nachmittag eine Versammlung statt, in der durch Mitglieder der Fakultät oder besuchende Geistliche die Hauptlehren des Christentums, oder die wichtigsten Erscheinungen des christlichen Lebens vorgetragen und besprochen werden, wobei die Studenten an der Diskussion teilnehmen und um weitere Auskunft über Punkte, die ihnen nicht ganz klar sind, fragen dürfen.

Ein dringendes Bedürfnis für die christliche Tätigkeit innerhalb einer solchen Schule, wie es die Doshisha ist, ist die Anstellung eines eigentlichen Anstaltsgeistlichen. Aber das hat bis jetzt leider teils aus finanziellen Gründen, teils aus Mangel an einer passenden Persönlichkeit noch nicht geschehen können. Dr. Nagaseko hat sich bisher in dankenswerter Weise das geistliche Wohl der Schule angelegen sein lassen. Seinem Eifer ist es auch zum Teil zuzuschreiben, daß sich am Schluß des letzten Semesters 12 junge Männer und 3 Mädchen taufen ließen.

Die Doshisha steht demnach gegenwärtig wieder auf dem positiven Standpunkt, den ihre Gründer einnahmen. Man läßt sich wieder angelegen sein, sie vor allem zu einem durchaus christlichen Institut zu gestalten. Ihre höchste Blüte, dessen sind wir überzeugt, liegt noch in der Zukunft. In der Gegenwart aber, wo über 100 Lehrer, Schulvorsteher, Schulinspektoren, ja selbst hohe Regierungsbeamte vor dem Volk als der Bestechung schuldig dastehen und zwar in Verbindung mit dem sogenannten „Lehrbuch-Schwindel“, da ist es an der Zeit in Japan, bei der Erziehung auf die Heranbildung des Charakters allen Nachdruck zu legen. Ein hervorragender Geschäftsmann Japans, der vor kurzem eine Ansprache an eine Versammlung von Kaufleuten und Bankiers hielt, sprach es als seine Ueberzeugung aus, daß die ideale Bildung eines Geschäftsmannes heutzutage darin bestehen sollte, daß sie die Geschäftskenntnis eines Graduierten der höheren Handelsschule, die Rechtskenntnis eines solchen der Abteilung für englische Jurisprudenz und die geistliche Ausrüstung eines Graduierten der Doshisha in sich vereinigen sollte. Wir hoffen auch, daß es mit der Zeit möglich sein werde, die akademische Abteilung der Universität wieder ins Leben zu rufen; aber es darf dies nicht auf Kosten des geistlichen Lebens der Schule geschehen. Denn hierin besteht das Wesen und die Voraussetzung ihres Daseins. Freunde einer christlichen Erziehung in Japan aber mögen Gott danken, daß die Doshisha aus ihrer geistlichen Gefangenschaft wieder herausgeführt worden ist, und sie dürfen der getrosten Zuversicht leben, daß sie fortan, wie zur Zeit ihrer Gründung, dazu dienen werde, das Reich unseres Gottes in Japan mitbauen zu helfen. (The Miss. Herald.)

[illegible]

Japan. [illegible]

Südafrika. [illegible]

Amerika. [illegible]

Uganda. [illegible]



Pflügende Chinesen.

Wie in Schaffhausen das Missionsleben entstanden ist.

Von Pfarrer Bernh. Beck in Lohn.

Schaffhausen gilt als ein missionsfreundliches Gebiet. Der hiesige Hilfsverein war einer der ersten und entstand bald nach Eröffnung der Missionsschule in Basel. Einer Reihe von Pfarrern, darunter von den trefflichsten, war die Heidenmission eigentliche Herzenssache, und daß sie dem Missionsbetrieb jederzeit nüchtern zusahen und sich gelegentlich Kritik erlaubten, schätzte man gerade an ihnen. Wir nennen nur Spleiß, Burckhardt, Dr. Kirchhofer, Alexander Beck und Leonhard Deggeller. Aus unserem kleinen Ländchen haben auch nicht weniger als 25 junge Männer das Missionshaus in Basel durchlaufen und sind dann als Missionare bei den Heiden oder als Prediger in entlegenen Christengemeinden tätig gewesen.

Welche Faktoren haben zusammengewirkt, daß so frühe und so stark in unserm Lande der Missionssinn rege wurde? so dürfen wir wohl fragen. Die nachfolgende Schilderung ist zugleich ein deutliches Beispiel dafür, wie tief die Mission in der Heimat wurzelt.

Unter den nicht weniger als fünfzehn Schaffhauser Briefen, welche das Missionsarchiv aufbehalten hat aus dem Jahrgang 1819 befindet sich einer, der bei aller Schlichtheit so instruktiv ist, daß wir ihn der Hauptsache nach wiedergeben müssen. Er datiert vom 15. Dezember 1819, ist an den Missionsinspektor gerichtet und stammt von einem Lehrer Beck (Großonkel des Missionsmannes Pfarrer Alexander Beck in Lohn).

„Es freute mich herzlich, vorgestern Gelegenheit zu haben, Ihre Dienstmagd in mein Haus aufnehmen zu können. Die gegenwärtige Jahreszeit ist für Fremde nicht einladend und macht, daß die Reisegelegenheiten seltener werden. Die Konstanzer Diligence war eigentlich die einzige Gelegenheit, deren sie sich hätte bedienen können, allein der hohe Preis wollte ihr nicht gefallen, und sie zog bei günstiger Gelegenheit die Fußreise vor. Der Herr, welcher alles zum Besten leiten kann, wird sie auf ihrer fernern Reise bestens begleiten, daß ich hoffe, sie werde gesund und wohl bei Ihnen ankommen.

Bei dieser Gelegenheit mache ich Ihnen die erfreuliche Anzeige, daß es mir unter Gebet und Flehen zu unserm lieben Herrn und Heiland gelungen ist, unter dem 3. dieses, als dem Sonntag unsrer vor zehn Jahren gestifteten Bibelgesellschaft einer Versammlung von Freunden meinen schon lange genährten Wunsch zu offenbaren, einen Missionshilfsverein zu stiften. Die sämtlichen Freunde stimmten sogleich in meine Wünsche ein. Letzten Sonntag wurde über diesen Gegenstand des weitern gesprochen und erkannt, daß unsre Missionsversammlung alle ersten Sonntage eines Monates solle stattfinden, daß diese mit Gesang aus dem Missionsheft und Gebet soll angefangen, hernach mit Lesung aus dem geschriebenen Missionsprotokoll und dem Missionsmagazin fortgesetzt und dann mit gleichen Gesängen sollen geschlossen werden. Es wird mich und meine lieben Brüder und Schwestern freuen, wenn Sie uns ... die nötige Anleitung geben; vorzüglich bitte ich Sie und sämtliche Missionszöglinge und Hilfsvereine, uns in ihr Gebet einzuschließen, damit der Segen des Herrn auf uns Armen ruhen möge ... Ich möchte, daß alle lieben Brüder an unsrer Freude teilnehmen und für uns beten, wie wir es für alle tun.“ Es ist dann vom Seminar in Beuggen die Rede und von den Erweckungen in Schaffhausen. „Spleiß arbeitet noch immer im Segen, wie auch Ammann in Basadingen und Vetter in Beggingen, und zu unsrer großen Freude bildet sich unter der Hand des Herrn ein junger Kandidat, Schalch, der ganz im Spleiß'schen Feuer predigt. ... Gelobt sei der Herr, der da kommt, und gelobt sei sein heiliger Name ewiglich.

Ich verbleibe Ihr im Herrn verbundener geringer Mitbruder

Alexander Beck, Provisor, zum Apfelbaum.“

An diesem Schreiben freut uns zweierlei:

1. Diese Leute wollten sich nicht nähern Pflichten entziehen, indem sie sich der Mission zuwandten;

2. es handelte sich dabei nicht um eine Mache.

Man hat schon oft gesagt, „warum in die Ferne schweifen? es gibt in der Nähe so viel Arbeit.“ Wo solche Mahnung nötig wird, handelt es sich jedesmal um eine Uebertreibung, eine Ausartung dessen, was die Mission von Anfang an sein wollte.

Wir haben absichtlich den Anfang jenes Briefes auch mitgeteilt. Die reisende Magd muß beherbergt werden, das ist Nummer eins; Nummer zwei dann erst der Blick in die Völkerwelt und ihre Bedürfnisse. Und mit welcher Freude wird erwähnt, daß die heimatliche Kirche und ihre Diener endlich aus den starren Fesseln des Rationalismus frei zu werden begannen und neues, evangelisches Leben sich kund tat — wohlgemerkt, in der Heimat; wenn das dann den Heiden auch zugute kam, wird niemand sich darüber beklagen dürfen. Sollte eins das andre ausschließen? Wir hörten auch, wie man sich in Schaffhausen für Beuggen interessierte, also für die Ausbildung guter Lehrer und die Versorgung armer Kinder; auch das hatte seinen Platz vor und neben der Mission. Die Schaffhauser Missionsfreunde haben lange Zeit von dem ihnen anvertrauten Geld ein Drittel nach Beuggen abgeliefert, also auch da die N ä h e n i c h t v e r g e s s e n.

Denselben Eindruck gewinnen wir aus einigen andern Briefen jener Zeit. Der Vorsteher der Blindenanstalt zu Schaffhausen, J. Kaspar Altorfer, dankt dem Missionsinspektor für einen Besuch in seiner Anstalt und eine Gabe. Jener Mann war selber 16 Jahre lang blind gewesen. Innerlich und äußerlich sehend geworden, nahm er sich dann armer Unglücksgenossen an und suchte das Auge der Blinden zu sein. Wenn der Missionsinspektor solche Leute nicht vergaß, und wenn ein Missionsfreund dabei die Blinden seiner Heimat pflegte, war es gewiß gut. In einem andern Briefe empfiehlt ein Schaffhauser Pfarrer einen armen Studenten; der Missionsinspektor möge ihm behilflich sein bei seinen Bekannten in Basel, durch Stundengeben etwas zu erwerben.

Es ist auch zu beachten, wie man die ersten Missionare eigent-

lich den Heiden vergönnte und fürchtete, die Heimat komme dabei zu kurz. Ein Schaffhauser Pfarrer schrieb damals, sein Sohn fühle schon länger einen unüberwindlichen Trieb, Missionar zu werden. Er habe als Vater große Freude an dem Sinne des Sohnes, aber, heißt es, „ich habe noch keine Beweise, daß es der Wille des Herrn mit ihm sei, jenes ihm vom Herrn anvertraute Talent eher unter den Heiden auf einer Südseeinsel, als unter den — darf ich sagen? — Heiden in seinem Vaterland anzuwenden.“ Also auch hier kommt das Vaterland vor der Südseeinsel. Der betreffende junge Mann konnte überdies wegen schwacher Brust in Basel nicht aufgenommen werden.

Aehnlich äußert sich kein Geringerer als der später eifrigste Missionsmann Schaffhausens, Spleiß, in einem Brief vom 13. Januar 1815: „Sonderbar genug wäre es, wenn aus der protestantischen Schweiz eine Mission ausginge, da doch so hoch nötig täte, daß eine solche zu uns einginge, um dem großen, unter Vornehmen und Gemeinen, unter spitzfindigen und plumpen Köpfen bei uns selbst vorhandenen argen Heidentum (ärger indes als das griechische, türkische oder indische) Einhalt zu tun.“ Und noch am 29. April 1819, wo er der Freude Ausdruck gibt über die Aufnahme des ersten Schaffhauser Zöglings und „daß Gott segnend sich so progressiv zu dem in seinem Namen begonnenen Institut bekennt,“ sagt er: „Lang ist die köstlichste Perle, denn den kenne ich. Mich soll er nicht reuen (!) in dem Dienst des Herrn, wo dieser ihn hin haben will, aber wir hatten so schöne Hoffnungen seinetwegen für unsern hiesigen Weinberg gefaßt, daß wir des Gefühls der Absterbung uns nicht erwehren können, wenn auch die Freude im Grunde vorherrschend ist, ihn im Dienste des Reiches unter den Heiden zu wissen.“ NB.: Lang ist später noch über zwei Jahrzehnte hindurch Pfarrer gewesen im Heimatkanton, und so hat auch hier die Heimat nichts verloren, wohl aber bei der reichen Erfahrung, die er mitbrachte, viel gewonnen.

Noch eine solche Stimme sei erwähnt. Der edle Oberschulherr Georg Müller schreibt an seinen Freund Miville betreffs jenes Pfarrersohnes, der sich nach Basel meldete: „Er war — ich zähle ihn schon nicht mehr unter die Unsrigen — einer unsrer hoffnungsvollsten Jünglinge, und bei unserm großen Mangel nicht sowohl an Prädikanten als an jungen Leuten mit recht wissenschaftlicher

Bildung, die wir brauchen könnten am Kollegium und überhaupt zu Jugendlehrern, ist es ein bedauernswerter Verlust, daß M. wegkommt. Es sind auch bei uns, obschon wir keine Javaner sind, Heiden; aber es gibt auch Christen, neuerweckte Christen, die der Pflege und Leitung bedürften. Ich habe alle Achtung für das Institut und wünsche ihm segensvollsten Erfolg, glaube aber nicht zu irren, wenn ich den Herren Vorstehern zutraue, daß sie nicht bloß auf weit entfernte Länder Bedacht nehmen, sondern sich auch freuen, wenn teils die Heiden in christlichen Ländern gute Lehrer bekommen, teils in solch jungen, aufkeimenden Pflanzen das Reich Christi gut gepflegt wird." Wir erwähnten schon, daß der betreffende Jüngling in Basel nicht aufgenommen wurde. Und daß man auch in Basel vom nächsten ausging, zeigt sich ja darin, daß man zuerst nur an eine Mission an der Wolga dachte unter den religiös verwahrlosten deutschen und schweizerischen Kolonisten.

Damit ist gewiß der Beweis erbracht, daß man nicht darum am Missionsleben sich reger zu beteiligen begann, um die nächsten Pflichten hintenanzusetzen. Rechte Missionsleute vergessen ob der Ferne die Nähe nicht.

Gehen wir nun auf den zweiten Punkt ein, der an jenem Brief nach Basel uns als erfreulich vorgekommen ist: **keine Mache, sondern etwas geschichtlich Gewordenes, in der religiösen Zeitlage Begründetes.** Die Pflanze ist als „längst ersehnt" naturgemäß hervorgewachsen aus dem für sie bereiteten Boden, und ihre Wurzeln gehen tief.

Aus dem Jahre 1819 stammt obiges Schreiben. Jenes Jahr war ein religiös sehr bewegtes: Da fand im Januar die große Reformationsfeier statt; verbunden war damit die erste öffentliche Feier der seit 10 Jahren bestehenden und nun schon recht erstarkten Bibelgesellschaft; endlich waren merkwürdige Erweckungen im Gange. Es wäre aber verkehrt, das Erwachen des Missionslebens herleiten zu wollen von einem dieser Faktoren. Das Richtige ist: alles hat zusammengewirkt; man kann nicht eine Erscheinung auf dem Gebiete des Reiches Gottes ablösen vom übrigen religiösen Leben. Wie es in Basel nicht etwas völlig Neues war, als man eine Missionsschule begann, sondern das nur einen Schritt weiter bedeutete in der Bekundung des schon vorhandenen Missionssinnes, so war es auch anderwärts und so auch in Schaffhausen nichts

Unvermitteltes, daß sich Missionshilfsvereine bildeten, sondern etwas längst Vorbereitetes.

Ja, wie konnten nur im Jahre 1819 an so vielen Orten die Missionsfreunde sich zusammentun? Haben sie das einander etwa nur nachgemacht? Ist die Mission damals eine Art Mode geworden? Solche oberflächliche Gedanken werden wohl die Gegenfrage nicht aushalten: Warum geschah denn das gerade in jenen Jahren um 1819?

Nun, kann man antworten, die große Reformationsfeier vom 3./4. Januar 1819 hat die Gemüter ergriffen und fürs Evangelium wieder mehr erwärmt. Das ist auch wirklich der Fall gewesen bis zu einem gewissen Grad. Einstimmig lautet das Urteil aus allen Gauen der deutschen Schweiz, daß jene Feier wahrhaft erhebend gewesen sei, „ein kirchengeschichtliches Ereignis", „der Anfang einer neuen Zeit." Das gilt auch von Schaffhausen, wo man zuerst nicht recht daran wollte; die einen besorgten kaltes Wetter, die andern einen Bürgerkrieg zwischen Katholiken und Protestanten. Schließlich gelang dann aber die Sache vorzüglich. Große Freude herrschte schon am Vorabend, als mit allen Glocken geläutet wurde. Am Sonntag Vor- und Nachmittag waren dann die Kirchen alle wieder einmal gefüllt. In der Stadt zogen etwa 1000 Kinder in bestem Schmuck zur großen St. Johanniskirche. Festredner war der gelehrte, fromme Oberschulherr Georg Müller, Bruder des Geschichtschreibers. Die Kanzeltreppe war bis oben von Bürgern besetzt. „Oben angekommen," sagt er, „war es mir herrlich wohl." Es ergriff ihn selbst, als er am Schlusse der ganzen Bürgerschaft und der teuern Kinderschar einen neuen Geist wünschte. Wie das? „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, also auch uns, und daß alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, also auch wir. Seiner Erkenntnis werden noch alle Lande voll werden, soweit der Himmel reicht. So herrliche Früchte das Christentum bereits getragen hat, so sind sie doch nur die erste hervorkeimende Frühlingssaat auf dem Acker der Menschheit gegen dem, was einst die volle Ernte zeigen wird, wo der Name Jesu Christi der einzige aller derer sein wird, die sich zu ihm als dem einzigen Hirten bekennen. Sein Reich komme!" Das konnte nicht ohne Nachwirkung verhallen, und bald hieß es, „ein besserer Geist regt sich in allen Quartieren der Stadt" und „ich verzage nicht

am Heil der nächsten Generation. Die Gärung ist noch unentschieden und könnte, wenn die guten Streiter nicht den Mut verlieren, eine Regeneration wie vor 300 Jahren hervorbringen." Daß das auch dem erwachenden Missionsleben zugute kam, versteht sich von selbst.

Aber warum hat jene Reformationsfeier einen so bereiteten Boden gefunden? Wir stehen nicht an, zu sagen: das hat neben den ernsten Ereignissen der napoleonischen Zeit und den schweren Jahren von Mißwachs und Teurung der Umstand bewirkt, daß man seit kurzem wieder mehr zur Bibel gegriffen hatte. Wie im Anfang die Missionstätigkeit der Apostel sich anschloß an das alttestamentliche Zeugnis und die Worte Christi, so wuchs auch jetzt das neue Missionsleben hervor aus einer neuen Liebe zur göttlichen Offenbarung. Der Missionssache ging voraus das Werk der Bibelverbreitung. Man weiß, wie von England aus um die Jahrhundertwende das Auge geöffnet wurde für den großen Bibelmangel, der überall herrschte, auch in Deutschland und der Schweiz. Den lebendigen Christen fiel das jetzt auf einmal schwer aufs Herz, und damit hatte Gott ein Hauptmittel gezeigt zur Regeneration der Kirche und zu ihrer Vorbereitung für den Missionsdienst.

Die Schaffhauser Bibelgesellschaft ist die zweite, die in der Schweiz entstand, bald nach der Basler. Ihr Stifter ist derselbe Provisor Beck. Am 3. Dezember 1809 gaben sich sieben Männer — zwei Lehrer, ein Buchdrucker, ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Wagmeister und ein Ladendiener die Hand, „jährliche Beiträge zu geben und zu sammeln, um möglichst viele Leute zu Stadt und Land mit Bibeln zu versehen zu billigem Preis, nötigenfalls auch unentgeltlich." Beck, der neben dem Lehramt auch einen Spezereiladen samt kleinem Buchhandel betrieb, eröffnete ein Bibeldepot. Daß er darob seine Schule nicht versäumte, so wenig wie sein Kollege, bezeugt der Oberschullehrer Ostern 1818: „Die 2. und 3. Klasse der deutschen Schule, wo Alex. Beck und Provisor Biedermann lehren, sind so excellente Schulen, als man sie nur wünschen kann." Mehrere Geistliche wurden von diesen Männern zu Rate gezogen und munterten sie auf zu ihrem Werk, sonst war viel Nasenrümpfen. Aber diese stille Tätigkeit war wichtig. Viele Leute unsers Landes lernten wieder die Schrift kennen und schätzen,

und das hat den folgenden Ereignissen wesentlich vorgearbeitet. Da mit der Zeit der Bibelvorstand ein aus Laien und Geistlichen gemischter wurde, war es wie überall nicht bloß die Bibelverbreitung, welche Gutes stiftete, sondern auch der Umstand, daß zum erstenmal so verschiedene Leute sich zusammentaten und in der Bibel etwas gefunden hatten, das über den Parteien und Ständen sei. Solche Annäherung ist aber immer wichtig.

Sogar in der katholischen Nachbarschaft regte es sich; über der badischen Grenze konnte man viele Bibeln verbreiten. An der Reformationsfeier waren auch katholische Pfarrer zugegen und kauften nachher einen Rest Exemplare der gedruckten Reden. Bischof Sailer hielt sich mehrmals in Schaffhausen auf und G. Müller sagt von ihm: „wer sollte ihn nicht hochschätzen und lieben, je mehr man ihn kennen lernt in seiner Seelenruhe, seiner heitern Andacht und innigem Wandeln mit Gott." Leider hat sich die Befürchtung bewahrheitet: „wenn nur das Gute, das so viele würdige katholische Geistliche, besonders aus Sailers Schule, im Geist des Evangeliums zu verbreiten suchen, nicht wieder durch die Jesuiten und andere verhindert wird." Die Bibelsache erstarkte in Schaffhausen nach und nach so, daß nach zehnjährigem Bestand eine öffentliche Bibelfeier gehalten werden konnte und zwar am Nachmittag jenes denkwürdigen Reformationsfestes, 4. Januar 1819. Die Behörden nahmen regen Anteil, die Bevölkerung lauschte den Worten, die gesprochen wurden, und als nachher die auf dem Altar aufgeschichteten Bibeln allen angeboten wurden, die solche begehrten, wurden etwa 900 Bibeln und 4—500 Neue Testamente verlangt. Das hat die Reformationsfeier erst recht zu bleibendem Segen gemacht, und aus den Bibelfreunden konnten dann bald auch Missionsfreunde werden.

Wir möchten die Wurzeln jedoch noch tiefer ausgraben und fragen weiter: woher kam es aber, daß in jenen Jahren so eine neue Liebe zum Wort Gottes erwachte und solch ein Eifer, die Schrift zu verbreiten? Die Antwort ist zum Teil traurig: Die Kirche hatte die Leute hungrig gemacht, die Prediger boten vielfach Stroh statt Brot. Ein öder Rationalismus hatte die meisten Kanzeln in Beschlag genommen und eiferte gegen Wunderglauben, Versöhnung, die Einzigartigkeit Christi und überhaupt gegen alles, was dem „gesunden Menschenverstand" unbegreiflich

erschien. Man versteht die Erweckungsbewegungen und den Bibel- und Missionseifer jener Zeit nicht, wenn man diese Mißstände im kirchlichen Leben nicht in Rechnung zieht. Bittere Klagen sind uns erhalten von einsichtigen, tiefer angelegten Männern jener Zeit, und man darf gar nicht alles erwähnen, was sie über den Zerfall der Sitten sagen. Eine Flugschrift aus dem Jahre 1803 nennt das Religionswesen in der Stadt Schaffhausen „so elend wie möglich." Der Besuch der Kirchen nimmt immer ab, auch auf dem Lande. Ursache ist der allgemeine Mangel an Achtung für die Religion, namentlich als Folge böser Flugschriften, aus dem Geist der Revolution geflossen und unter der Jugend verbreitet. Aber schon der Religionsunterricht ist mangelhaft und zu kurz, und daheim ist wenig gutes Vorbild, daher die Unwissenheit so groß. Auch ist die Gottesdienstform veraltet, der Predigten sind zu viele, man sollte etliche in Bibelerklärung umwandeln, auch Gesang und Gebet sind verbesserungsbedürftig. Aehnlich 1807: „überall Verfall der Religion, Verfall der Sittlichkeit, Verfall der Erziehung, immer gesteigerte Leichtfertigkeit. Wie wenig geschieht im ganzen vom Lehrstand, die Menschen zu Gott zurückzuführen." Ueber die Feste wird geklagt. „Die Weihnachtspredigt bot so wenig, nicht einmal Gedanken." „Mein Gott, wie wenig ist's mit dem Predigtwesen, wahres Stroh und Spreu, kein Funke Geist." Ein Osterthema war: von der Delikatesse der Weiber, ihrem feinen, zarten Gefühl. In unsern armen Gemeinden schlummern gewiß viele der besten Bedürfnisse unbefriedigt. Der Hirte schlummert mit den Schafen. Dabei sagen sie: „wir sehen eben weiter als unsre Väter." „Das geistliche Amt gerät in immer größere Verachtung, wobei der große Haufe die Bessern leider nicht ausnimmt. Wie elende moralische Salbadereien, die nirgends haften, weder kalt noch warm geben, sind ihre Predigten, wie wenig Mühe geben sie sich dabei, wie pfuschen sie und jammern dann, daß der Kirchenbesuch so in Abnahme gerate. Diese lose Speise ist keine Nahrung für gottsuchende Seelen." Auf die Jugend zumal wirkte das umso schädlicher, als die pädagogischen Grundsätze jener Zeit gleich oberflächlich waren wie die religiösen. Eine verderbte Natur wollte man nicht mehr anerkennen, Triebe und Leidenschaften wurden unterschätzt, die Klagen über schlechte Resultate der Erziehung wurden bei dieser Aufklärung je länger je häufiger. Noch Pfarrer Alex.

Beck, welcher in den 1820er Jahren die Schulen durchlaufen hat, sagt: „der Religionsunterricht war nicht geeignet, die Herzen zu erwärmen, auch der Konfirmandenunterricht war ziemlich trocken.“ Und noch schlimmer wäre es gewesen, wenn nicht auch noch Männer dagestanden hätten, wie der edle Müller, der sagte: „Gott erwecke aus unserm Gymnasium Männer, die einst unsern verfallenden Staat und unser laues, seelenloses Kirchenwesen wieder emporzuheben vermögen.“ Auch diese Armseligkeit, diese Austrocknung und Hungerkur hat das ihre beigetragen, daß dann das erwachte Leben umso mächtiger sich entfaltete und die Heiden mit einschloß in die liebende Fürsorge.

War es immer so gewesen, daß die biblische Lehre in vielen Kirchen verstummt war? Nein, der Zeit des Rationalismus ging ja die Zeit der Orthodoxie voraus, der Rechtgläubigkeit. Leider ist aber dabei das „Recht“ zu betonen, das „gläubigkeit“ ganz leise auszusprechen. An rechter Gläubigkeit fehlte es ja zu keiner Zeit bei den Stillen im Lande, aber in weitern Kreisen war noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die korrekte Lehre als die Hauptsache angesehen. Wenn man den Inhalt der Bibel, resp. der Bekenntnisschriften wußte und alles mit Bibelstellen belegen konnte, war man ein guter Christ. Die Lebensführung ließ dabei viel zu wünschen übrig. Daß man damals der Heiden gedacht hätte in weitern kirchlichen Kreisen, davon konnte keine Rede sein. Es war dazu noch nicht die Zeit. Ja man konnte nicht einmal ein regeres, freieres, nicht in die starre kirchliche Form gebanntes Leben ertragen. Spener und Zinzendorf haben das erfahren; wie wenig ist von den meisten ihre lebensvollere Anschauung geteilt worden. Und als 1709 auch in Schaffhausen eine pietistische Regung begann und Privatversammlungen abgehalten wurden, da schritt man ernstlich dagegen ein. Es gab ja manches dabei, was wir auch nicht billigen würden, aber man verwarf die ganze Bewegung als ungesund und beraubte sich so eines Segens, der durch die rüstig geleitete Bewegung der Kirche hätte zufließen können. Sechs Pfarrer wurden damals wegen Pietismus abgesetzt, und einer derselben wurde später, obwohl alt und erblindet, des Landes verwiesen mit andern Stadt- und Landbewohnern. Damit war auch dem Wunsche der Pietisten nach Verbreitung der Bibel und nach Betätigung unter den Heidenvölkern das Grab gegraben.

Die Zeit mochte es noch nicht leiden. Die Orthodoxie war nicht ohne Leben, aber steif und in Formen gebannt. Die Mission konnte da noch nicht Sache der Kirche werden.

Und doch haben wir hier die zartesten untersten Wurzeln des Schaffhauser Missionslebens gefunden und ausgegraben. Wohl immer, aber nachweisbar seit jener Zeit, also jetzt 200 Jahre, gab es in Schaffhausen einen Kern lebendiger Christen, und sie waren von Herzen der Missionsarbeit zugetan, welche von Halle und Dänemark aus versucht wurde. Als die Brüdergemeine entstand, freuten sie sich und vereinigten sich 1739 zu einer Sozietät. Ein Jahr darauf empfingen sie Zinzendorfs Besuch und er fand Wohlgefallen an ihnen, wie ein Brief und mehrere Gedichte beweisen. Namentlich freute er sich über das evangelische Zeugnis von vier Pfarrern, wovon zwei später Antistes wurden und Freunde der Sozietät blieben — der eine derselben wurde freilich fast einmal „wegen Zinzendorfianionie" gesprengt. Diese Herrnhuter in Schaffhausen hatten ihre wohlgeordneten Zusammenkünfte, ganz im stillen, aber unverboten, da sie den Gottesdienst der Kirche treulich besuchten. Sie zählten zuweilen 60 Mitglieder und auch auf den Dörfern gab es solche Bruderschaften; zudem nahmen zu Stadt und Land eine Reihe von Freunden dankbar Anteil am Segen solcher Gemeinschaft, ohne direkt beizutreten.

Diese Kreise erlangten für unser Land große Bedeutung und sie waren auch die ersten Missionsfreunde Schaffhausens. Sie lasen die Berichte aus Halle und wurden von Reisepredigern besucht, deren manche auch eine Zeitlang in heidnischen Ländern zugebracht hatten. So kam am Karfreitag 1802 Joh. Ludwig Beck nach Schaffhausen, der 25 Jahre in Labrador gewesen war. Müller sagt von ihm: „Man kann sich der innigsten Verehrung für diese Brüder nicht erwehren, wenn man hört und liest, was sie ausgestanden, und warum? um einem, den sie nicht sahen, aber doch lieb haben, Freunde, Verehrer, Seelen zu gewinnen. Den Wert einer einzigen Menschenseele, die sie für den Herrn gewinnen, schätzen sie über den Besitz eines Königreichs. Und was haben sie für Lohn in dieser Welt dafür? Armut, sodaß man ihren Namen kaum kennt, und von zehn, die sie kennen, neun sie als Schwärmer und Toren verachten! Und doch sind sie so freudig und vergnügt und reden nichts von ihren Taten, wenn

sie nicht eigens darüber gefragt werden. Und es sind wenige, die nicht heute, wenn der Ruf an sie käme, mit Freuden unter den Schnee von Labrador und Grönland, an den Sklavendienst in den Antillen, zu den rohen Hottentotten oder zu ihren geliebten Tschirokesen zurückkehren würden — einer Sache zulieb, aus welcher unsre Theologen, Philosophen und Historiker gar nicht klug werden können. Was das für ganz andere Menschen sind als wir!"

Ein andermal kam Missionar Rudolf von Grönland zu Besuch. Von ihm heißt es: „ein ehrlicher, frommer Mann, dessen Urteil mir weit wichtiger ist als vieler Theologen. O ihr ehrlichen, von den Weisen dieser Welt verachteten Nazarener, eure Treue ist groß und euer Lohn beim Herrn wird herrlich sein. Rudolf ist mir wegen seiner ehrwürdigen Einfalt und Herzensgüte sehr lieb." Als das Missionsmagazin einen Ausspruch des Miss. Schwarz brachte, welcher nach 50jährigem Dienst sagte: „Mögen andere sich rühmen, wessen sie wollen, ich finde allenthalben noch Unvollkommenheit. Aber Christus zu gewinnen und in ihm erfunden zu werden, ist mein Wunsch, solange ein Pulsschlag in mir ist", bemerkte ein Schaffhauser dazu: „das ist Christentum." Man sah zwar auch, daß in der Brüdergemeine manche allzusehr am Gefühl der Sündhaftigkeit kleben blieben und darüber in gewöhnlichen Jammerformeln sprachen, aber nicht sich zu erheben vermochten zu lebendigem Glauben an Vergebung und zu ernster Anstrengung zur Besserung. Auch gab es etwa bei ihnen einen Uebermenschen, wie jenen deutschen Brückenstein in Basel, der seinen Leuten keinen Abendspaziergang erlauben wollte und ein Proselytenmacher war. Ihn spedierte der Basler Rat mit der Begründung, der Kanton Basel habe den römischen Pabst bei sich abgeschafft und werde einen reformierten Pabst ebensowenig dulden." Im ganzen aber war Leben und Einfluß erfreulich in diesen Kreisen, und wir stimmen einem Ausspruch Müllers bei: „Die Brüdergemeine hatte den Zweck, die einfache Lehre des Evangeliums während der Periode des Unglaubens auf bessere Zeit aufzubewahren, und dieser Zweck ist erreicht worden. Denke man sich nur, diese Gemeinde wäre nicht dagewesen; wo hätte man auch das Evangelium und die Kraft desselben im Leben, Leiden und Aufopferungen, kurz in lebendigen Beispielen noch sehen können?" Auch Provisor Beck gehörte (später wenigstens) der Sozietät an,

und ebenso war die Familie, aus der unser erster Schaffhauser Missionar stammt, mit ihr verbunden. Die Sozietät und ihre Freunde bildeten in Schaffhausen eine Missionsgemeinde, lange ehe ein Missionsverein entstand, und ehe durch die spätern Ereignisse, namentlich auch die Erweckung, der Missionseifer hell aufloderte.

Verglichen mit der Landeskirche waren diese Brüderkreise in löblichem Zustande, aber eine Erfrischung tat auch ihnen gut. Die kam nach Gottes Leitung bekanntlich durch den württembergischen Pfarrer Urlsperger. Als er 1779 eine Reise machte, fand er da und dort Stille im Lande, die am biblischen Evangelium festgehalten hatten. Ihre Vereinzelung aber tat ihm weh, und er sah darin mit eine Ursache der allgemeinen Lauheit der Kirche. Ließe sich nicht ein Bund dieser zerstreuten Christen bilden? fragte er sich. Um Separation handelte es sich dabei so wenig als bei der Brüdergemeine. Man weiß, wie Urlspergers Gedanke besonders in Basel Zustimmung fand und am 30. August 1780 dort in aller Stille sich ein Kreis von Männern zusammentat „zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit“, später als „Deutsche Christentumsgesellschaft“ bekannt. Man weiß auch, wie diese Verbindung belebend wirkte, und daß sie der Mutterschoß wurde für die Bibel- und Missionssache, für Rettungsanstalten und andere Liebeswerke. Weithin reichte ihr Einfluß. Auch die Schaffhauser Sozietätsfreunde erhielten 1801 Urlspergers Besuch und von seinen Gehilfen und Nachfolgern, welche brieflich und durch Besuche die Verbindung aufrecht erhielten zwischen den Zweigvereinen und Zugetanen, haben manche auch unsre Stadt nicht vergessen. Besonders Dr. Steinkopf, der um die Jahrhundertwende seinen Posten bekleidete, ist in Schaffhausen in gutem Andenken. Als er 1801 nach London zog, um dort Prediger einer deutschen Gemeinde zu werden, wurde das allgemein bedauert, und doch war es göttliche Leitung. Denn in Basel wurden Blumhardt und Spittler seine Nachfolger, gerade die Männer, die man brauchte. In England aber war eine geistige Bewegung entstanden, die durch Steinkopf auch für unsre Gegenden segensreich wurde. Er war dabei, als im Traktatverein die Bibelnot zur Sprache kam, und als einer ausrief: „wenn wir Bibeln schaffen wollen für Wales, warum nicht für das ganze Land und die ganze Welt“, anerbot er sich, eine Reise zu unternehmen zu seinen Freunden in Deutsch-

land und der Schweiz, um mit ihnen darüber zu sprechen, — und das gab Anlaß zur Entstehung der Bibelgesellschaften.

Von da war es nicht mehr weit bis zur Entstehung von Missionsvereinen, wie wir schon früher sahen. Die Bibel führte ja von selbst zur Mission. Soll sie in der Welt verbreitet werden, so müssen ja Männer sich dazu hergeben, in die ganze Welt hinauszugehen und das Schriftzeugnis zu verkündigen, — und das ist eben Mission. Wenn die Sekretäre der Britischen Bibelgesellschaft, die auch das kleine Schaffhauser Werk mit mütterlicher Fürsorge bedachte und finanziell unterstützte, eben Steinkopf, Rektor Owen, Pinkerton u. a. vom Erfolg der Bibelverbreitung unter Christen und Heiden erzählten, blieb das nicht ohne Wirkung und gab dem schon vorhandenen Missionssinn neue Nahrung. Und während bis 1818 der Schaffhauser Bibelverein nur mit Basel und London verkehrt hatte, korrespondierte man von da an auch mit den Schwestergesellschaften von Bern, Zürich, Aarau, St. Gallen, Nürnberg, Hamburg und Stuttgart, wobei auch andere christliche Anliegen zur Aussprache kamen, und der Boden für ein gemeinsames Missionswerk geebnet wurde. Zum Teil dieselben Orte hatten dann auch die ersten Missionshilfsvereine.

Dr. Steinkopf war in England dazu gekommen, wie dort gerade verschiedene Missionsunternehmungen begannen. Er war in Schaffhausen zu Gast zwei Wochen, bevor bei Pfarrer von Brunn zu St. Martin in Basel die konstituierende Missionssitzung stattfand. Und als im folgenden Frühling Blumhardt nach Basel kam und seine Vorbereitungen traf, war Miville, einer der Väter der Basler Mission, acht Tage in Schaffhausen. Am 3. Oktober 1818 kam Blumhardt nach Schaffhausen, er besuchte auch G. Müller, der von ihm sagt: „er gefiel mir ausnehmend wohl, er hat nichts von den frömmelnden Manieren und Phrasen, sondern ist ein freier, offener Mann, wie ich's gern habe.“ So war man von Anfang an bei uns auf dem Laufenden, und daß man von Herzen dabei war, wenn auch nicht ohne manche Bedenken, hörten wir aus jenem Brief des warmen Missionsfreundes Provisor Beck. Schon etwas früher hatte er geschrieben, „es macht mir wahrhaft Freude, einmal Veranlassung zu haben, dem dortigen l. Missionsinstitut einige Beiträge einzusenden, und besonders von Leuten, die an einem Orte wohnen, wo das jüdische Sprichwort lange Zeit her konnte gebraucht

werden: was kann aus Nazareth Gutes kommen“ (9. Jan. 1819). Besonders aber zeigt es sich, wie früh und stark bei uns in den Brüderkreisen die Missionsliebe rege war, daran, daß schon 1818 unter den Missionszöglingen sich ein Schaffhauser befand, Jakob Lang, dessen Leben von seinem Sohne anziehend beschrieben worden ist. Daß man ihn ungern weggab, hörten wir, aber als es geschehen war, hielt man treu zu ihm. Sein Ergehen in Basel und später bei den Tscherkessen wurde in Schaffhausen mit großem Interesse verfolgt, wie auch die Geschicke seiner Klassengenossen Zaremba u. a., die man persönlich kannte. Das half mächtig mit, die Missionsliebe zu entfachen und warm zu erhalten, und man durfte füglich sich ein Jahr später zu einem Missionshilfsverein zusammentun.

Aber noch immer waren es nur diese stillen Kreise, die dem jungen Missionswerk zugetan waren. Was ihre Zahl vermehren half, waren die merkwürdigen Erweckungen im Schaffhauserland in den Jahren 1818 und 1819. Einerseits haben die Berichte vom Missionsfeld zu diesem Erwachen mitgeholfen, anderseits hat die Erweckung der Mission neue Freunde zugeführt.

In einem kleinen Dorfe des Hegaus, in Buch, wo ein Hauptrationalist geamtet hatte, übernahm der junge Theologe und Mathematiker David Spleiß den Pfarrdienst. Er war selbst in den Studienjahren durch ernste Kämpfe geführt worden, dann aber zu heller Erkenntnis Jesu Christi durchgedrungen. Von Natur schon ein lebhafter, origineller Mann, gab ihm die Geisteswirkung, die er von oben erfahren hatte, vollends ein ganz eigenartiges Gepräge, und er redete, wie keiner, mit Beweisung des Geistes und der Kraft. Da traten bei vielen seiner Zuhörer mit der Zeit merkwürdige Erscheinungen auf. Sie bekannten ihre Sünden und bezeugten, sie hätten „den Heiland gefunden.“ Spleiß freute sich darüber, aber was ihn bange machte, war das, daß merkwürdige körperliche Zuckungen und Angstschweiß, dann wieder exaltiertes Jauchzen und andre Erscheinungen öfters die innern Vorgänge begleiteten, oder auch ohne innere Ursache auftraten. Manchmal fuhren die Erweckten mit der Hand über die Kleider und sagten, „sie müßten den alten Adam abstreifen“, oder Kinder gerieten in Verzückung und das auch in der Schule während der Religionsstunde des Lehrers. Spleiß, der selbst beim Reden und Predigen merkwürdige Gesten machte, und dessen allzugroße Lebhaftigkeit in diesem

Falle besondre Befürchtungen erwecken konnte, hatte die Gnade, verhältnismäßig ruhig zu bleiben und mit allem Nachdruck das Schwärmerische zu bekämpfen. Er trat denen entgegen, welche jene körperlichen Zufälle als Zeichen der erfolgten Bekehrung ansahen und andre nicht für recht erfaßt hielten, bei denen es ohne solches zuging. „Und so geschah es, daß der Strom des Geistes zwar nicht versiegte, aber bald wieder in ein ruhigeres Bett zurückkehrte."

Daß die Bewegung weiter um sich griff im Kanton und seiner Umgebung, ist fast selbstverständlich. Von nah und fern strömten Leute herbei, den seltsamen Mann zu hören und die wunderlichen Vorfälle zu sehen. Mancher Neugierige hat dabei etwas mitbekommen, das ihn nicht mehr losließ. Und als der Bibel- und Missionsmann Owen Schaffhausen besuchte, verfehlte er nicht, sich auch nach Buch zu begeben. Seine Mitteilungen über die Bibelverbreitung unter Christen und Heiden müssen Eindruck gemacht haben. Denn ehe Spleiß selbst von Mission redete, waren seine Erweckten zu Missionsfreunden geworden, und unaufgefordert übergaben sie ihm Geld fürs Basler Missionshaus. Auch Jakob Lang, der von Kindheit an einen Zug zur Mission verspürte, und dessen inneres Leben hauptsächlich durch seinen frommen Bruder Provisor Lang Förderung erhielt, bekam in Buch noch die letzte Gewichtszulage, welche den Ausschlag gab. Spleiß empfahl ihn, als er am 14. Oktober 1818 nach Basel zog, mit den Worten: „mit Freuden, viel guten Wünschen und herzlichem Gebet begleitet senden wir Ihnen denn also unsern l. Jakob Lang, und in getroster Hoffnung. Gelobt sei Gott, der auch uns vergönnt (nachdem wir seit mehr als 1000 Jahren die Segnungen und den Frieden seines Reiches unter uns hatten und genossen), nun auch einmal jemand als hoffentlich recht tätiges Glied in diese große Angelegenheit eingehen zu lassen. Ich lebe der frohen Hoffnung, daß dieser Anfang auch den Segen mit sich führen wird, daß *eine regere Teilnahme an solch ausgezeichnetem Werk des Herrn bei uns erweckt werde.* Ein allerliebster milder Morgenschimmer davon ist mir die mitfolgende Gabe für Ihr Institut, deren größerer Teil mir von Erweckten und Gläubigen meiner teuren Gemeinde ist eingehändigt worden . . . die seit letztem Osterfest den wunderbaren Arzt und Heiland so selig erfahren haben. Herzrührende Gaben oder Scherflein vielmehr sind darunter von Kindern, die

alle ihre Habe „ihrem Heiland gaben“, auch von Erwachsenen aller Art in kindlich gläubiger Einfalt, entschiedenem Glauben und kräftiger Liebe. Wie uns und mich der Besuch des Herrn Owen gefreut hat, können Sie denken. Und wenn er nachher sagte: ah ce n'est pas pour rien que j'ai été à Buch, bezeuge ich: et moi — oh j'en sais autant qu'il n'a pas été pour rien chez nous . . .“

Schaffhausen machte damals eine merkwürdige Zeit durch — wie übrigens auch manche andern Gebiete. Schon der Besuch der Frau von Krüdener 1816 hatte viele Gemüter in Aufregung gebracht, und die Erweckungen hin und her, die aus dem Schoße der Kirche hervorgingen, taten das ihre. Die Sache hätte auch können fehlschlagen — wegen dem Schwärmerischen dabei (ein 93jähriger Mann sagte mir kürzlich, es sei schrecklich anzusehen gewesen, wenn Leute in der Kirche die Krämpfe bekamen) — und weil auch die Obrigkeit eine Zeitlang nicht übel Lust hatte, zu verfahren wie 100 Jahre früher mit jenen Pietisten, was natürlich nur zu Separation geführt hätte und zu größter Verwirrung. Wie gut, daß der weise G. Müller sie eines Bessern belehren konnte. Er sagte unter anderm: „religiöse Gärungen fangen immer mit etwelcher Heftigkeit an, mehr oder minder. Denn Religion ist das allermächtigste Ferment in der Menschheit. Gut und weise geleitet bleiben gesegnete Wirkungen niemals aus.“ Welch treffliche Briefe schrieb er an viele Pfarrer, die ihn um Rat fragten. „Dem taktvollen Verhalten Müllers ist es nächst Gott zuzuschreiben, daß die Erweckten weder durch rohe Behandlung zur Separation gedrängt, noch durch Ueberschätzung der allerdings merkwürdigen Vorgänge verhätschelt wurden“, sagt Pfarrer Alex. Beck. Gottlob überstand jetzt die Kirche die Krisis und assimilierte sich dem neuen Geist. Offizielle Berichte der Geistlichen vom August 1819 klagen noch über allerlei Unordnung, bezeugen aber, es sei ein neuer Hunger nach Gottes Wort im ganzen Lande erwacht. Die leer gewordenen Kirchen seien nun wieder vor- und nachmittags angefüllt, und die in Bibelstunden umgewandelten Wochengottesdienste gereichten den Geistlichen und den Gemeinden zu großem Segen. Das Ergebnis war: „in einer schönen Anzahl einzelner Seelen wurde ein Licht der Erkenntnis und ein Feuer der Liebe zum Heiland und der Freude an seinem Wort angezündet, welches sie nicht wieder

verloren, wenn man ihnen auch später nichts besonderes mehr anmerkte. Die bleibende Frucht aber bestand darin, daß sich damals in fast allen Gemeinden des Kantons ein gewisser Stamm lebendiger und erleuchteter Christen gebildet hat, die sich zwar in religiösen Privatversammlungen vereinigten, aber deshalb sich durchaus nicht von der Kirche trennten, sondern im Gegenteil die treusten und eifrigsten Glieder derselben geworden sind." So sagt Stokar in seinem trefflichen Buch „David Speiß", das über die Erweckungszeit Genaueres enthält. Auch in Schubert's Selbstbiographie ist ein interessanter Abschnitt über Spleiß.

Nun wird es begreiflich erscheinen, warum im Dezember 1819 jener Brief nach Basel abgehen konnte, der die Bildung eines Missionshilfsvereins mit regelmäßigen Zusammenkünften anzeigte. Wir sahen, wie tief die Mission in der Heimat wurzelt. Es war nichts Gemachtes, sondern etwas Gewordenes, dem heimatlichen zubereiteten Boden Entsprossenes. Jetzt war die Zeit da für Missionsarbeit, — aber auch — jetzt war es Zeit, daß die Missionsarbeit mehr Bedeutung erhielt. Die Missionsbetätigung hat von da an unserm Lande viel Segen gebracht und mächtig mitgeholfen, die erweckten Kreise einander näher zu bringen und in gesundem Leben zu befestigen. Man muß überhaupt nicht nur fragen: was tut die Heimat für die Mission? sondern auch: was hat die Heimat an der Mission? Auch das könnte mit geschichtlichen Tatsachen beantwortet werden. Kirche und Mission bedürfen einander. Nur noch einige Andeutungen nach dieser Seite.

Es muß eine liebliche Sache gewesen sein, als die Missionsfreunde zuerst in dem kleinen Zimmer eines Privathauses, dann in einem Saal sich zusammenfanden, die Angelegenheiten des Reiches Gottes zu besprechen, die Missionsprotokolle aus Basel gleichsam mitzuerleben und durchzubeten. Spleiß warnte dabei vor dem äußerlichen, mechanischen, geistlosen Betrieb. Die Mission sei das Werk der wahrhaft Gläubigen, welche kraft ihres hohen Amtes als Mitarbeiter Gottes die Missionare aussenden, aber auch tragen und unterstützen müssen durch ihre Gaben und Gebete. Denn dieses sei, was eigentlich Frucht schaffe. Nicht die Tausende von Franken an sich, auch nicht eine noch so große Schar von Missionaren, sondern was wahrer Glauben und Liebe zusammentrage sei gesegnet,

und nur solche Missionare, die vom Herrn berufen und von glaubenden und betenden Heimatsgemeinden getragen werden, seien imstande, die Welt mit dem Evangelium zu erfüllen. Er suchte die Missionsversammlung von unlautern Bestandteilen zu reinigen und den Gebetsgeist zu wecken, ja das Bewußtsein, daß es sich nicht um einen persönlichen Genuß, sondern um eine Arbeit am Werk Gottes handle. Bloß Neugierige hat er so angeredet, daß sie nicht wiederkamen. Von 1831 an wurden übrigens neben den intimern auch öffentliche Missionsstunden in einer Kirche abgehalten, wo jedermann Zutritt hatte.

Wie gut, daß die aus schläfrigem Christentum oder loser Weltliebe Erweckten solch einen Sammelplatz hatten. Da wurden sie ernüchtert und aufs Praktische hingewiesen. An den Taten Gottes unter den Heiden konnte das Herz weit und frei werden und anderseits immer mehr erkennen, wie abhängig wir sind von der Gnade des himmlischen Gebers. Der Schaffhauser Missionshilfsverein war nicht bloß der natürliche Abschluß einer Entwicklung, sondern auch eine Kraftstation für die Gegenwart und Zukunft. Da pulsierte Jahre lang das ernste religiöse Leben Schaffhausens, da war eine Stätte des Gebets, wo diejenigen sich einfanden, die dann auch beten konnten für die weitere Gemeinde, für Obrigkeit und Kirche und Schule. Da erhielten sie immer wieder neuen Antrieb zur Erfüllung der nächsten Pflichten. Es gab Leute unter ihnen, welche als Krankenpfleger geschätzt waren, aus diesen Kreisen ging auch bald eine Rettungsanstalt für arme Kinder hervor, und so manches Gute, das wir haben, rührt aus der Verbindung mit der Mission her.

Wer die Anfänge der Basler Mission ins Auge faßt, dem muß es auffallen, wie schnell dieselbe weit herum Anklang fand. Obschon etwas ganz Neues, gewann sie rasch Boden. Schon im Jahre 1819 kann das Missionsprotokoll wiederholt melden, es sei ein Hilfsverein entstanden. Unter dem 10. Januar 1820 aber ist eingetragen: „Erfreulich gestaltete sich der Missionsgeist in den Kreisen der Hilfsvereine im verflossenen Jahre. An der Pforte desselben zählten wir deren nur drei: Stuttgart, Leonberg und Barmen; jetzt sind es 15 geworden: Basel, Wuppertal, Dresden, Leipzig, Bern (durch Verschmelzung verschiedener bestehender Vereine), St. Gallen, Genf, Schaffhausen, Zürich, Frankfurt (mit sehr

28*

achtbaren Männern, 170 an der Zahl, darunter auch Bundestag-gesandte), Nürnberg und Erlangen.“ Diese Vereine subskribierten für den Unterhalt von 28 Missionszöglingen, mehr als man aufnehmen konnte in jenen ersten Jahren. So gab es schon weit herum Missionsfreunde, als in Basel die wichtige Frage auftauchte: sollen wir nur eine Bildungsanstalt bleiben und unsre Zöglinge an die bestehenden Missionen abgeben, oder sollen wir selber eine „deutsche Missionsgesellschaft“ werden? Kein Wunder, daß das Missionsmagazin im zweiten Jahre seines Bestehens zirka 2000 Leser hatte. Man interessierte sich wirklich für die Berichte, die dasselbe enthielt. Greise Männer, wie Antistes Merian in Basel, abonnierten noch darauf, „aber er wolle vorausbezahlen, da er nicht zu wagen hoffe, daß der Herr seinem vierundachtzigsten noch ein ganzes Jahr zulegen werde.“

Ist es nicht merkwürdig, wie das Missionsleben sich auf einmal so regte? Warum geschah das nicht früher, warum nicht hier jetzt, dort später?

So besteht ein heiliger Zusammenhang zwischen Weltgeschichte und Reichsgottesgeschichte (Basler Missions-Studien Heft 5) — und zugleich auch zwischen der Geschichte der heimatlichen Kirche und der Mission in der Ferne. Es muß alles vorbereitet sein. Die Reichsgottesereignisse, und damit auch der Missionsverlauf, sind etwas in den geschichtlichen Verhältnissen Begründetes. Die Mission gedeiht nur, wenn sie in der Heimat wurzelt.

Darum ist es aber eben lehrreich, nicht nur den Missionsbetrieb draußen zu verfolgen, wie er beginnt und wächst, stille steht oder voranschreitet, sondern auch zuzusehen, wie die Mission mit der Heimat zusammenhängt, aus ihr die Kraft bezieht und auf sie zurückwirkt.

Dazu haben wir hier einen Beitrag gegeben in der Weise, daß wir einfach eine Reihe geschichtlicher Tatsachen reden ließen. Was so aus dem heimatlichen Boden hervorgewachsen ist, was unsrer heimatlichen Kirche so viel Segen vermittelt hat, verdient unser ganzes Interesse und unsre herzlichste Liebe.

Zum Schlusse ein Wort, das Prof. von Orelli sprach, als 1889 der Ev. kirchliche Verein in Schaffhausen tagte: „In Schaff-

hausen weiß man es ja, wie gesegnet das rechte Gemeinschaftsleben in der Stille ist. Hier war in den Tagen des sel. Antistes Spleiß und seiner Freunde Pfarrer Joh. Burckhardt und Dekan Kirchhofer ein Herd solchen christlichen Stilllebens, an dem sich viele Einheimische und Auswärtige erbaut und erwärmt und belebt haben. Der Segen davon ist bis heute spürbar. Liebe Brüder und Schwestern von Schaffhausen: lassen Sie dieses heilige Feuer nicht ausgehen auf Ihrem Herd!"

Aus dem Missionsleben eines Pioniers in der Südsee.

Im vorigen Jahrgang des Missions-Magazins, S. 282 ff. haben wir von der Arbeit und dem Heimgang eines polynesischen Evangelisten erzählt, der der Mission auf der Insel Lifu die Bahn brach und das erste Reis des Christentums unter den dortigen Kannibalen pflanzte. Im Nachstehenden sei noch eines weiteren Südseeländers Erwähnung getan, der mit ähnlichem Eifer und ausdauernder Treue unter seinen heidnischen Volksgenossen gearbeitet und später als einer der ersten Evangelisten unter den wilden Bewohnern von Neu-Guinea seinen Lauf beschlossen hat. Derselbe Missionar Macfarlane, der uns den Lebensgang jenes Pao erzählt hat, soll uns im Zusammenhang mit den schwierigen Anfängen der Londoner Mission an der Südküste von Neu-Guinea auch das Lebensbild dieses Glaubensboten zeichnen.

I.

Gutscheng, so ist sein Name, war auf der Insel Uvea geboren, die wie Lifu zur Loyalitätsgruppe gehört und östlich von der großen Insel Neu-Kaledonien liegt. Sie zählt zu den niedrigen Korallen-Eilanden, die von Riffen umgeben sind und eine Lagune als Binnengewässer einschließen. Die Bevölkerung gehört drei verschiedenen Volksstämmen an: den Urbewohnern, einem von Neu-Kaledonien eingewanderten Stamm und einem solchen, der von der fernen Wallis-Insel hierher verschlagen worden ist. Gutscheng gehörte zu dem Stamm, der seiner Zeit von Neu-Kaledonien her eingewandert und durch Kriegslust und Kannibalismus berüchtigt war. Da sich die drei

Volksstämme überhaupt viel befehdeten, so war Gutscheng schon von Kindheit auf an all die Greuel, die die Südsee-Insulaner bei ihren Stammeszwistigkeiten und kannibalischen Festen verübten, gewöhnt und lernte sie als etwas Herkömmliches kennen. Selbst in den Zeiten, da der Zwist ruhte, kannten seine Altersgenossen nichts anderes als Kriegsspiele, die sie am Meeresstrand miteinander aufführten. Dabei schwangen sie ihre Speere und Keulen und ruderten in ihren kleinen Kanoes auf der Lagune herum.

Bei diesen rauflustigen Melanesiern ist die Würde der Häuptlinge und Volksführer gewöhnlich nicht erblich, sondern sie befindet sich meist in den Händen derer, die sich durch ihre körperliche Größe und Kraft, sowie durch besondere Tapferkeit hervorgetan und sich an die Spitze ihres Volks gestellt haben. Die einzelnen Stämme sind stolz auf diese ihre Herren und gehorchen ihnen ohne weiteres im Kriege wie im Frieden. Dabei kommts nicht selten vor, daß solche Volkshäupter zu Tyrannen werden und ihren Stamm auf das grausamste bedrücken. Doch wissen sich die Eingeborenen in solchem Falle zu helfen.

So geschah es zur Zeit, als Gutscheng noch ein Knabe war, daß sich die Bewohner des westlichen Teils der Insel Lifu gegen ihren Häuptling erhoben und ihn absetzten. Um aber den andern Angesehenen des Volks keinen Anlaß zur Eifersucht zu geben, verzichteten sie darauf, einen der Ihrigen zum Häuptling zu machen, sondern erwählten hiezu einen Auswärtigen. Ihre Wahl fiel auf den bisherigen kaledonischen Häuptling von Uvea, dessen rechte Hand Gutschengs Vater war. Ukenizo nahm den Ruf an und so wurde er das Oberhaupt von so vielen Tausenden, als er es bisher von Hunderten gewesen war. Bei dieser Gelegenheit kam auch Gutscheng mit seinen Eltern nach der Insel Lifu, wo sie sich in der Nähe der später entstehenden Missionsstation niederließen.

Bald darauf traf Miss. Macfarlane auf der Insel Lifu ein und setzte hier die Arbeit des Evangelisten Pao fort. Gleich von Anfang an, erzählt Macfarlane, bot sich uns der junge Gutscheng, der durch Paos Zeugnis für das Evangelium gewonnen worden war, als Diener an. Er erklärte sich zu jedem Dienst bereit, nur um in der unmittelbaren Umgebung des Missionars leben zu dürfen. Wir nahmen sein Anerbieten an und er erwies sich nicht allein äußerst dienstbereit, sondern auch intelligent und lernbegierig. Von da an bis an seinen Tod am Fly-Fluß in Neu-Guinea, war und blieb Gutscheng meine rechte Hand, der mir in meiner Missionsarbeit auf der Insel Lifu treulich zur Seite stand und auch mein Gehilfe war, als ich später mit Lebensgefahr die ersten Missionsstationen an der Küste von Neu-

Guinea anlegte. In allen Stellungen, die er nacheinander einnahm: als Hausdiener und Schüler, als Lehrerzögling und als Pastor seiner Gemeinde, sowie als Pionier unter den Wilden von Neu-Guinea hat er sich stets als eifrig und treu, hingebungsvoll und durchaus zuverlässig erwiesen.

Da er immer um den Missionar war, genoß er von Anfang an ein ziemlich großes Ansehen unter dem Volk, besonders in den Dörfern des Inlands, wo die meisten Leute damals noch Heiden waren. Gutscheng begleitete mich meist auf meinen Predigttouren auf der Insel. Da mußte er denn gewöhnlich, wenn ich mich des Abends zur Nachtruhe in meine Hütte zurückgezogen hatte, noch stundenlang den Alten die mancherlei Fragen über die Religion und das Leben der Weißen beantworten, während sie in einem Palmenhain um ihr Lagerfeuer saßen und Kokosnußmilch tranken. Hinterher erzählte er mir dann ihre Unterhaltungen, wobei manch Ergötzliches vorkam.

So erinnere ich mich, daß die Leute in das größte Erstaunen gerieten, als ich das erste Pferd von Samoa her auf der Insel Lifu einführte. Sie hatten noch nie in ihrem Leben eine derartige Kreatur gesehen und hielten das Tier für einen großen Hund. Einige Zeit darauf wurde Gutscheng von einem alten Mann gefragt, wie es denn komme, er habe seinen Hund jetzt sechs Monate lang aufs beste gefüttert, in der Erwartung, daß er auch so groß werden würde wie der des Missionars, — um ihn zum Reiten zu benützen. Aber es scheine, daß sein Hund absolut nicht größer werden wolle. Die Sache machte den jungen Leuten auf der Missionsstation nicht wenig Spaß. Aber dem alten Heiden war seine Enttäuschung nicht zu verargen; denn er konnte ja nicht wissen, was ein reichliches Futter bei einem Hund auszurichten vermochte, da bis jetzt noch niemand einen derartigen Versuch gemacht hatte.

Mein Pferd erregte natürlich großes Staunen und Bewunderung. Selbst Gutscheng war nicht wenig überrascht, als ich ihm eines Tages mitteilte, daß es nun auch „Schuhe" (Hufeisen) tragen werde. Wie das möglich sein sollte, leuchtete ihm natürlich nicht ein. Ich hatte mir von England eine kleine Feldschmiede und eine Partie Bandeisen mitgebracht und wollte nun versuchen, ein Paar Hufeisen nach eigener Konstruktion herzustellen. Zu dem Zweck ließ ich das Pferd auf ein Brettstück treten und zeichnete mir mit einem Bleistift genau die Hufe ab. Dann ging ich mit Gutscheng ans Werk, während uns die Eingeborenen neugierig umstanden und gespannt zuschauten. Gutscheng zog die Blasebälge, ich hantierte mit dem Eisen. Als die Funken sprühten und das glühende Eisen eine bestimmte Form annahm, sperrten die Leute Mund und Nase auf und ihr Jubel war

groß. Ich muß gestehen, auch ich fühlte etwas wie Stolz auf mein Machwerk, als das Stück Eisen nach und nach die Form eines Hufeisens annahm. Aber die größte Schwierigkeit stellte sich erst heraus, als es galt, das Eisen am Huf zu befestigen. Da ich keine eigentlichen Hufnägel besaß, versuchte ichs zunächst mit gewöhnlichen Nägelstiften. Daß ich bei der Prozedur so vorsichtig gewesen war, das Pferd an einem Pfosten festzubinden, daran hatte ich wohl getan; denn es gab unverkennbar zu verstehen, daß es mit meinem Hufbeschlag nicht einig sei. Da es aber einsah, daß es nicht vom Platze könne, so schien es die Absicht zu haben, uns zum weichen zu bringen. Ich drehte ihm den Rücken zu und hielt den einen Huf zwischen meinen Beinen, während ich die Nägel einschlug und bei jedem Hammerschlag sorgfältig nachsah, welche Richtung der Nagel nahm. Die Eingeborenen sahen mit der größten Spannung zu und waren nicht wenig erstaunt und befriedigt über die anfängliche Standhaftigkeit des Tieres, die ihnen umso mehr Respekt einflößte, als sie es einem jeden zur hohen Ehre anrechnen, wenn er sich nach einem Gefecht eine abgebrochene Speerspitze aus dem Körper herausschneiden läßt, ohne eine Miene zu verziehen. Allein die Geduld des Pferdes hatte ihre Grenzen. Mit einem Male tat es einen gewaltigen Ruck und ich flog einige Meter weit auf den Boden. Verschiedene Fetzen meiner hinteren Gewandung blieben zurück. Die Eingeborenen wußten sich vor Lachen nicht zu fassen. Ich erhob mich so schnell als möglich und machte einen schwachen Versuch, mit in die allgemeine Heiterkeit einzustimmen. Zugleich schob ich meinen Arbeiterschurz mit einem energischen Ruck nach hinten, weil ich das Gefühl hatte, daß er da besser am Platz sei als vorne.

Mein nächster Versuch ging nun dahin, einige regelrechte Hufnägel herzustellen, aber ich fand, daß es leichter ist ein Hufeisen anzufertigen als einen Hufnagel. Denn aus einem Stück Eisen eine scharfe Spitze zu schmieden, die nicht splittert, ist keine leichte Aufgabe für einen Stümper. Schließlich kam ich auf den Einfall, die Eisen mit kurzen Schrauben auf dem Huf zu befestigen; aber als ich einen der Eingeborenen aufforderte, den Huf so lange zu halten, bis ich die Löcher gebohrt hätte, da machte derselbe zur Belustigung aller Zuschauer ein so abwehrendes Zeichen, daß ich wußte, von dieser Seite sei auf keine Mithilfe zu rechnen. Nur mein treuer Knappe Gutscheng ließ mich nicht im Stich. Mit seiner Unterstützung gelang es schließlich, die Hufeisen mittelst Schrauben zu befestigen. Später erhielt ich von Sydney aus passende Hufeisen mit allem Zubehör und noch dazu von einem Hufschmied eine ausführliche Anweisung über Hufbeschlag. Gutscheng hatte es dann bald weg, sowohl das

Pferd zu beschlagen als auch zu reiten. Aber auch noch bei einem anderen Unternehmen, das sich in der Folgezeit als ein großer Segen für die Bewohner von ganz Lifu erwies, war er mir von unschätzbarem Wert.

II.

Während der ersten sechs Monate meines Aufenthalts auf der Insel Lifu machte ich verschiedene Ausflüge in die Nähe und Ferne, einerseits um mich in der Sprache zu üben, anderseits um die verschiedenen Dörfer und ihre Bewohner kennen zu lernen. Dabei machte ich die Beobachtung, daß das Wasser, das sich in einzelnen großen Höhlen in der Mitte der Insel vorfand und vollkommen frisch war, mit der jedermaligen Flut und Ebbe stieg und fiel. Es schien demnach das Seewasser aus der Tiefe durch das Korallengestein der Insel nach oben zu dringen, während zugleich das Regenwasser von oben her durch die Felsmassen sickerte und schließlich auf dem Salzwasser stehen blieb. Da das Süßwasser leichter ist als das letztere, so trat kaum eine Vermischung ein und es wurde deshalb die obere Schicht von der unteren bei Flut und Ebbe gehoben und gesenkt. War dieser Schluß richtig, so durfte man hoffen, daß man auch anderwärts auf der Insel auf gutes Wasser stoßen würde, sobald jemand einen Schacht bis auf das Niveau des Meeres hinuntertrieb. Ein Brunnen aber, der jederzeit genießbares Wasser liefern würde, mußte natürlich eine große Wohltat für alle Insulaner sein, die kein anderes Mittel wußten, sich mit gutem Wasser zu versehen, als daß sie das Regenwasser in ausgehöhlten Kokosnußstämmen sammelten. Natürlich war dieses Wasser sehr spärlich und unrein.

Ohne daß ich meine Ansicht und Erwartungen den Eingeborenen gegenüber aussprach, beschloß ich einen Versuch mit einem Brunnen zu machen. Ich sagte ihnen nur, daß ich nach Wasser graben wollte. Nachdem ich eine Winde hergestellt hatte, gingen wir daran, einige Meter vom Missionshaus entfernt das Loch zu graben. Anfangs hatte ich keinerlei Schwierigkeit Arbeiter hiefür zu gewinnen; denn obschon die Eingeborenen darüber lachten und aufs bestimmteste erklärten, daß man hier kein Wasser in der Tiefe finden werde, da sich in der Nähe keine Höhlen befänden, so wollten sie doch ein Stück weit graben, um die sonderbare Idee des Missionars durch den Tatbeweis zu widerlegen. Da das Missionshaus ca. 40 Fuß über dem Meeresspiegel lag, so wußte ich im voraus, daß ich auch bis zu dieser Tiefe hinabgraben mußte, bis ich auf Wasser stoßen würde. Als die Leute jedoch etwa 20 Fuß tief gekommen waren, warfen sie ihre Werkzeuge

weg und weigerten sich um jeden Preis, weiter zu arbeiten. Ich versuchte andere Arbeiter einzustellen, aber es war umsonst. Kein Mensch wagte sich in die Grube hinunter. Offenbar hatten sie die Sache unter sich besprochen und die gesamte Bevölkerung war gegen mein Problem.

Dazu kam noch etwas, woraus sich ihr Widerstand erklärte. Unsere Schüler waren u. a. auch mit den ersten Elementen und Geheimnissen der Erdkunde bekannt gemacht worden. Sie erzählten natürlich davon zu Hause bei den Ihrigen, daß die Erde rund sei und daß Peretania (Großbritannien) auf der anderen Seite der Weltkugel läge, gerade unterhalb Lifu. Diese wunderbare Kunde interessierte die Eingeborenen, aber sie hätten höchstens darüber gelächelt und den Kopf geschüttelt, wenn ihnen das Graben des Brunnens nicht allerlei zu denken gegeben hätte. Sie hatten nur ganz unbestimmte Vorstellungen von den örtlichen Entfernungen und es genügte ihnen, zu wissen, in welcher Richtung meine Heimat lag. Allein nun glaubten sie den Grund herausgefunden zu haben, warum ich so hartnäckig darauf bestände, neben dem Missionshaus ein Loch durch die Erde zu graben. Daß das nicht geschah, nur um Wasser da unten zu finden, schien ihnen ausgemachte Sache; davon konnte ja keine Rede sein, denn nach ihrer Ansicht war dort keins zu holen. Meine Absicht mußte eine andere sein. Was das Hin- und Herreisen für Gefahren mit sich brachte, das wußten sie aus Erfahrung, selbst wenn es nur eine Reise zu den nahe gelegenen Inselgruppen war. Welch gefahrvolles Unternehmen müßte es erst sein bis zum entfernten Peretania! Und nun war ihnen auch alles weitere klar. Der Missionar wollte sich nur einen Weg durch die Erde zu seinem Heimatland bahnen und zwar auf dem kürzesten Wege. Was aber damit zusammenhing, das wurde von den Leuten nach allen Seiten hin erwogen. Erstlich hätte das von ihrer Seite eine ungeheure Arbeit erfordert, bis das Loch durch die Erde gegraben worden wäre. Dann — so kalkulierten sie — war der Missionar bei der verhältnismäßig kurzen und gefahrlosen Reise jeden Augenblick leicht versucht, einen Besuch dort zu machen. Hiezu müßten sie dann wieder herhalten und ihn jedesmal durch die Winde hinunter- und heraufhaspeln. Wieder ein gehöriges Stück Arbeit. Und wer weiß, ob sie da nicht eines Tages den Eimer noch dazu leer heraufziehen würden, weil es dem Missionar eingefallen war, einfach zu Haus zu bleiben. Alles das in Betracht gezogen, fanden sie es geratener, daß die ganze Sache besser unterbliebe.

Meine Zuflucht blieb unter diesen Umständen Gutscheng, der Getreue. Es gelang ihm drei Gefährten zu gewinnen, die ihm bei der Brunnengrabung helfen wollten, nachdem ich bestimmt versichert

hatte, daß ich nicht tiefer als bis zum Meeresspiegel gehen wollte. Das Werk nahm nun seinen Anfang. Woche um Woche verging in munterer Arbeit. Ja, es ging dabei so fröhlich zu, daß manches Scherzwort von unten und oben zwischen den Arbeitern und den Leuten, die neugierig zuschauten, ausgetauscht wurde. Ich hatte inzwischen sorgfältig die Höhenlage des Platzes gemessen und notierte mir täglich die genaue Tiefe des Brunnenschachtes, sodaß ich ziemlich bestimmt wußte, wann wir auf Wasser stoßen würden. Als daher die Arbeiter dem Niveau des Meeres nahe gekommen waren und eben eine Anzahl Eingeborene am Brunnenloch stand, begab ich mich von meinem Studierzimmer, das so nahe war, daß ich jedes Wort von ihrer Unterhaltung hören konnte, zu ihnen und fragte, ob sie jetzt Wasser gefunden hätten. „Wie? Wasser?" meinten sie. „Nein, das erwartest wohl du, nicht aber wir." „Gut", sagte ich, „da will ich doch selbst nachsehen." Ich ließ die beiden Arbeiter von unten heraufkommen und machte mich daran, in eigener Person in die Tiefe hinunterzusteigen. Doch vertraute ich mich nicht dem Eimer an, um mich hinunterhaspeln zu lassen, sondern ergriff das Seil und ließ mich daran in die Tiefe hinab.

Als ich unten angelangt war, ergriff ich einen Pickel und begann damit in der Mitte des Schachtes ein Loch zu hacken, wobei ich zugleich ab und zu nachsah, ob die Spitze des Instrumentes sich nicht naß zeigte. Währenddem machten sich die Leute oben lustig über mich und riefen mir unter schallendem Gelächter die eine und andere Frage zu: „Nun, hast du jetzt endlich Wasser gefunden? Wir sterben fast vor Durst! Gib nur Achtung, daß du da unten nicht ertrinkst!" So tönte es in einem weg. Ich pickelte emsig weiter und kehrte mich nicht an ihre Spötteleien. Inzwischen geriet ich doch in einige Aufregung, weil ich jeden Augenblick meinte, daß sich die Spitze meines Pickels feucht anfühlte. Und richtig, es war keine Täuschung; das Wasser sickerte langsam durch die letzte Bodenschicht hindurch. Ich rief nun den Eingeborenen oben zu, sie sollten sich von meiner Frau eine kleine Blechschüssel geben lassen und sie im Eimer herunterlassen; ich wolle ihnen darin Wasser von unten hinaufschicken. Die Leute, in der Meinung, ich ginge auf ihre Späße ein, waren darüber sehr belustigt und riefen mir zu, so ein kleines Blechschüsselchen voll Wasser lohne sich ja gar nicht für ein halbes Dutzend durstiger Kehlen; ich solle doch gleich einen ganzen Eimer voll heraufschicken. Ich tat, als ob ich das gar nicht hörte und bestand auf meinem Verlangen. Endlich erhielt ich, was ich gewünscht hatte.

Inzwischen hatte sich die kleine Vertiefung, die ich gemacht hatte, mit Wasser gefüllt und ich schickte davon die Blechschüssel halb gefüllt

nach oben. Das war eine Ueberraschung! Jeder kostete von dem Wasser und fand es als das beste und süßeste auf der ganzen Insel. In Wirklichkeit hatte es aber einen kleinen Salzgeschmack, da der Brunnen dem Seegestade zu nahe lag. Aber das beachteten die Eingeborenen gar nicht. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem Ereignis von Dorf zu Dorf. Ueberall erzählte man sich das Wunder: während ihre Landsleute Monate lang gegraben und kein Wasser gefunden hätten, sei der Missionar nur in die Tiefe hinunter gestiegen und habe in weniger als einer halben Stunde schon Wasser gefunden.

Wir gruben dann noch einige Fuß tiefer und erhielten dadurch genügend Wasser, das für uns und die Eingeborenen eine außerordentliche Wohltat war. Das Problem war somit glücklich gelöst und es wurden dann noch weitere Brunnen mit gutem Erfolg in den Dörfern weiter landeinwärts gegraben.

III.

Unser Gutscheng, um in seiner Geschichte fortzufahren, leistete nicht nur bei all diesen Versuchen hilfreiche Hand, er war auch bei der Errichtung der ersten Schulen mein unentbehrlicher Gehilfe. Selbst beim Bootbau, an den wir miteinander gingen, nahm er tätigen Anteil. Das Boot fiel zwar nicht ganz vorschriftsmäßig aus, aber es war stark und brauchbar, sodaß wir auf ihm manche Evangelistenfahrt zu den verschiedenen Stranddörfern machen konnten.

Mittlerweile hatte Gutscheng in unserem Gehilfenseminar seine Studien beendet und er war unstreitig der am besten geschulte Eingeborene auf der ganzen Insel, dabei zuverlässig und treu. So beschloß ich denn, an dem Platz, wo er als eingeborener Pastor angestellt war, ein Musterdorf durch ihn anlegen zu lassen. Die Leute jener Gegend wohnten, wie viele der andern Inselstämme, unter denen er zunächst als Lehrer gewirkt hatte, in einzelnen zerstreuten Höfen und Weilern, sodaß es schwer hielt, sie in Schule und Kirche zu bedienen. Ich nahm deshalb die Gelegenheit wahr, bei der Einführung Gutschengs, zu der sich die gesamte Bewohnerschaft versammelt hatte, den Leuten meinen Plan vorzulegen, der auch allerseits Zustimmung fand. Es wurde ein passender zentral gelegener Platz ausfindig gemacht und der Wald ringsum geklärt. Die Anlage und Errichtung der Gebäude überließ ich der Leitung Gutschengs, dem ich die nötigen Instruktionen hinterlassen hatte. Er führte alles zu meiner größten Zufriedenheit aus und es war eine Freude, bei den gelegentlichen Besuchen den Fortschritt der Ansiedelung zu beobachten. Gut-

scheng genoß auch bei den Eingeborenen wegen seiner Geschicklichkeit die größte Achtung und gern stellten sie sich bei der Arbeit unter seine Leitung.

Die Entstehung des Dorfes mitten in der Wildnis erregte unter den Bewohnern der Insel das größte Aufsehen. Von weit und breit kamen sie herbei und staunten die sauberen Häuser an, die vorn mit einem Gärtchen und dahinter von einer wohlgepflegten Pflanzung umgeben waren. Endlich nach zwei bis drei Jahren war das Werk vollbracht, und der Tag für die Einweihung der kleinen Kirche, die man aus Korallengestein erbaut hatte, konnte anberaumt werden. Die Eingeborenen fanden sich dazu von der ganzen Insel ein. Mit ihrem besten Staat unter dem Arm wanderten sie nach der Feststätte. Es war ein erhebender Anblick, bei dem das Herz mit Lob und Dank gegen Gott erfüllt wurde, als sich jung und alt im schmucken Gotteshaus versammelte, zumal wenn man bedachte, welch eine große Veränderung durch Gottes Gnade unter den Versammelten innerhalb von wenigen Jahren vorgegangen war, von denen die meisten noch vor kurzem wilde Kannibalen gewesen waren. Und wie zeugte schon das Aeußere der ganzen Niederlassung davon, daß eine neue Zeit angebrochen war. Auf der breiten, sauberen Straße, die durch das Anwesen führte, bewegten sich Scharen festlich gekleideter Bewohner, die mit heller Freude die schöne Kirche und das Schulgebäude bewunderten, sich am frischen Wasser aus dem neuen Brunnen erquickten und neugierig die wohnlichen Häuschen beschauten, die sich in langer Zeile dahinzogen. Es war ein Anblick, der das Herz erfreute.

(Schluß folgt.)

Buddhistisches und Antibuddhistisches in China.*)

Von Missionar C. J. Voskamp.

Es war im Jahre 61 nach Christi Geburt, da sah der Kaiser Ming-ti von der Dynastie Han im Traum ein wunderbares Gesicht. Die ungeheure Statue eines Mannes, glänzend in Gold, schwebte in den Palast des Kaisers, und der Glanz des Bildes erfüllte sonnenhell das Gemach. Dann habe der Kaiser seine Weisen und Zeichendeuter berufen, und auf ihren Rat eine Gesandtschaft nach den Ländern des Westens gesandt. Am dreißigsten Tage des zwölften

*) Nach dem Ostasiatischen Lloyd.

Monats, nach einer Abwesenheit von sieben Jahren, sei die Gesandtschaft zurückgekehrt und habe aus Indien zwei buddhistische Priester mitgebracht, die von Kabul aus auf weißen Rossen, — so erzählt uns der Chronist der Handynastie, — durch die Weiten des Reiches geritten waren. Der Kaiser empfing ehrfurchtsvoll die beiden Männer, die ihm uralte Handschriften auf Palmblättern und eine Statue des Buddha überbrachten. So hielt der Buddhismus seinen feierlichen Einzug in China.

Dreizehn Jahre früher hatten die ersten christlichen Prediger das Aegäische Meer gekreuzt und das Evangelium nach Europa getragen. Als Paulus in Troas in Kleinasien weilte, erschien ihm in der Nacht ebenfalls ein Traumbild. „Ein Mann aus Macedonien", so heißt es im sechzehnten Kapitel der Apostelgeschichte, „der stund und bat ihn und sprach: Komm herüber nach Macedonien und hilf uns!" Paulus zog mit seinen Gefährten nach Philippi, der Hauptstadt Macedoniens und predigte. Und dann entstand ein Aufruhr. Man riß den Männern die Kleider ab, stäupte sie, warf sie in das Innerste des Stadtgefängnisses und legte ihre Füße in den Stock. So hielt das Evangelium seinen feierlichen Einzug in Europa.

Schon dreihundert Jahre früher hatte der Buddhismns Einlaß in China begehrt. Auf dem ersten ökumenischen Konzil der Buddhisten, im Jahre 250 v. Chr., hatte der König Asoka, der noch heute in buddhistischen Tempeln Chinas göttlich verehrt wird, sich erhoben und mit zündenden Worten an die Pflicht gemahnt, die Lehre Buddhas unter den Völkern auszubreiten. „Wie sollten wir zaudern, wo es das Heil der ganzen Welt gilt", so hatte er in die gewaltige Versammlung gerufen, und seltsam muten uns die Worte an. Die Darma Mahamatra, die älteste Kolonialgesellschaft der Welt und zugleich die älteste Missionsgesellschaft des indisch-buddhistischen Geistes wurde gegründet. Die Ficus religiosa wurde als Symbol gewählt. Wie dieser Baum seine Zweige zur Erde senkt, wo sie Wurzeln schlagen und zum Stamm werden, und er zum Urwald heranwächst und langsam, aber unwiderstehlich die ganze Gegend erfüllt und vom Licht abschließt, so hat die Darma Mahamatra sich über ganz Hochasien ausgebreitet, und Millionen und aber Millionen von Lippen in Indien, in Siam, in Anam, in Tibet, in Japan, in China, in der Mongolei murmeln das tägliche Gebet zu Buddha: „Meine Zuflucht und meine Hoffnung ist in Buddha."

Asokas Sohn ging als erster Missionar nach dem Süden Chinas, und jede Handelskarawane, die nach Norden, in die Tiefen Asiens, hineinzog, war von buddhistischen Sendboten begleitet. Kein Gebirge war zu hoch, keine Wüste zu gefahrdrohend, kein Strom zu reißend

für Buddhas Jünger. Im Jahre 217 v. Chr. sollen die ersten von ihnen in der heutigen Provinz Shensi eingetroffen sein. Doch die Zeit war für China noch nicht gekommen. Mitten in den wilden Feudalstreitigkeiten, die das gewaltige Reich erschütterten, verhallten die Stimmen der Boten der Darma Mahamatra. Unter den Beutestücken, welche 122 v. Chr. eine aus Yarkand zurückkehrende chinesische Armee mitbrachte, befand sich auch eine goldene Statue des Buddha, die im Palast des Kaisers Aufstellung fand. Ist diese goldene Statue der Kern jener Erzählung von dem Traumbild des Kaisers Ming-ti, wie ein chinesischer Geschichtsschreiber mutmaßt, oder haben die alten nestorianischen und römischen Missionare recht, wenn sie berichten, daß eine dunkle Botschaft von jenem neugebornen König der Juden, zu dem einst die Weisen aus dem Morgenland wanderten, zum Kaiser Ming-ti gedrungen wäre, und daß jene Gesandten des Kaisers statt nach Judäa nach Indien geraten seien?

Die Geschichte der Einführung des Buddhismus in China ist die Geschichte eines Kampfes, eines langen, hartnäckigen Ringens zweier Welten und Weltanschauungen miteinander, der indischen Welt und ihrer phantastischen Gestalten und Gewalten mit der kühlen, nüchternen, auf die Bedürfnisse der diesseitigen Welt sich beschränkenden Lebensanschauung des Konfuzius. Nur langsam, unendlich langsam durchdrang der neue Glaube die große Volksmasse. Immer sah das Volk mit Mißtrauen auf die indischen Mönche, die in fremder Zunge lange Gebete hermurmelten. „Welchen Nutzen bringt dieses ewige Schlagen der Gongs oder das Räuchern der Sandelholzstäbchen, was sollen die brennenden Kerzen am hellen, lichten Tage?“ so fragten die konfuzianischen Gelehrten ihre buddhistischen Gegner am Hofe. Bald trug kaiserliche Gunst den Buddhismus durch die Provinzen, bald ordnete kaiserliche Ungnade die Schließung sämtlicher Klöster und die Einziehung der gewaltigen Klostergüter an.

Im Jahre 335 erschien das erste kaiserliche Edikt zu Gunsten der Buddhisten. Neunzig Jahre später befahl ein Kaiser die Zerstörung der Götzen und der Bücher in den Tempeln. Eine Verfolgung brach im ganzen Reiche los, und viele Priester wurden ermordet. Doch die Verfolgung währte nur kurze Zeit, worüber der chinesische Chronist ein wenig freundliches Bedauern äußert. Hundert Jahre später war der kaiserliche Wunsch an allen Stadtmauern zu lesen, daß jede Stadt einen buddhistischen Tempel errichten sollte. Den Priestern wurden hohe Aemter im Staate gegeben und die Liu-pu, die sechs Ministerien, mit Buddhisten als Präsidenten besetzt. Der Sohn des letzteren Kaisers bekannte sich feierlich zum Buddhismus und ließ 467 eine dreiundvierzig Fuß hohe Buddhastatue errichten,

zu der er aus seiner Schatzkammer hundert Zentner Bronze und sechs Zentner Gold hergab.

Dann brach am Anfang des achten Jahrhunderts wieder eine furchtbare Verfolgung gegen die Buddhisten aus, als entdeckt wurde, daß sie durch Verschwörungen einen Thronwechsel zu ihren Gunsten herbeiführen wollten. Fünfzig Jahre später erklärte ein Kaiser der Dynastie Tang in einer großen Halle den Bewohnern seines Palastes die heiligen Schriften. Er sang sogar mit Vorliebe die buddhistischen Gebete in der Art, wie die buddhistischen Mönche in den Klöstern ihre Horen und Vigilien sangen, und nichts konnte die konfuzianischen Gelehrten bei Hofe mehr in Wut versetzen, als wenn sie den Himmelssohn Barbarenlieder plärren hörten.

Im neunten Jahrhundert kämpften Buddhismus und Taoismus um die Vorherrschaft am Hofe. Um 845 wurden 44 660 Tempel und Klöster der Buddhisten eingezogen und gegen 260 500 Mönche und Nonnen gezwungen, ins bürgerliche Leben zurückzukehren. Gegen 150 000 Sklaven in den buddhistischen Tempeln wurden auf freien Fuß gesetzt. Fünfzehn Jahre später saß wieder ein Kaiser auf dem Thron, der mit eigener Hand die heiligen Schriften der Buddhisten abschrieb und nicht müde wurde, die unglaublichsten Reliquien von Buddha aus den entferntesten Gegenden herbeizuschleppen. Knochen und Zähne von Buddha, Kleiderfetzen von seinen Gewändern kamen in gewaltigen Mengen nach China, wie einst die Kreuzfahrer das Abendland mit den wunderlichsten Reliquien aus dem gelobten Lande heimsuchten. Welch ein Anblick für die entsetzten Konfuzianer, als ein solcher Knochen des Buddha in den Palast getragen wurde, und der Himmelssohn auf sein Angesicht niederfiel und das Gebein verehrte!

Große Scharen von buddhistischen Mönchen kamen aus Indien nach China. Die gewöhnliche Angabe dieser Vaganten war, sie seien Söhne von indischen Königen. Es mag dies wahr gewesen sein, aber dann hätte man es nicht zu oft sagen dürfen, da die ungeheure Menge dieser Königskinder schließlich Argwohn erregte. Gewöhnlich waren diese Leute im Besitze irgend einer wundertätigen Reliquie des Buddha, und sie gaben an, sie hätten die Herrschaft über den Wind und die Wolken, sie ließen sich an den kleinen Fürstenhöfen als Hofregenmacher nieder, wo sie auch mit wundertätigen Buddhabildern operierten, „die die Augenlider klappen konnten auf und nieder“, wie man sie noch heute in chinesischen Tempeln findet.

In Indien scheint man mit großem Interesse die Fortschritte verfolgt zu haben, die der Buddhismus in China machte. In den Annalen der chinesischen Dynastien finden sich Briefe von indischen

Fürsten an die chinesischen Kaiser, die in gewählten Ausdrücken und mit feinen Schmeicheleien den chinesischen Kaisern ihren Dank und ihre Bewunderung aussprechen für die Gunst, die sie den Bestrebungen der Darma Mahamatra schenkten. Sie geben dem Wunsch und der Hoffnung Ausdruck, daß China mit Indien in noch innigere Verbindung treten möchte. Wir haben eben in der Einführung des Buddhismus in China ein gewaltiges Beispiel von Verquickung der Mission mit Politik, und man gewinnt den Eindruck, als handele es sich bei dieser Mission, die mit politischen Mitteln getrieben wurde, um mehr als um das Verlangen, ein fremdes Volk für einen neuen Glauben zu gewinnen.

Im Jahre 915 erhielten die Buddhisten die Insel Puto, südlich von Ningpo, zum Geschenk, die seitdem ein berühmter Wallfahrtsort geworden ist. Vierzig Jahre später ließ ein Kaiser die bronzenen buddhistischen Götzenbilder einschmelzen, um Käsch daraus zu machen, und diese Käsch sollen von Münzensammlern um ihres Alters und ihrer Schönheit willen sehr gesucht sein.

Dann kamen die Mongolenkaiser der Dynastie Yüen, die mehr als irgend eine Dynastie für den Buddhismus gewirkt hat. Doch machte der immense Grundbesitz der ins Zahllose sich vermehrenden Tempel und Klöster und die Lage der ländlichen Bevölkerung, die in weiten Kreisen des Reiches zu diesen Klöstern in ein Hörigkeitsverhältnis geriet, wie man noch heute im deutschen Laushangebiet studieren kann, die Maßregel der kaiserlichen Regierung nötig, den Grundbesitz eines Tempels oder Klosters auf ein bestimmtes Maß zu beschränken. Oft, sehr oft ist durch ein Edikt der immer wieder sich anhäufende Grundbesitz verringert worden. Die Jünger des großen Inders haben es eben meisterhaft verstanden, andere mit der Hoffnung auf die Güter der jenseitigen Welt zu trösten, während sie sich die Güter dieser Welt zum Eigentum machten. Mancher Kaiser ließ für den Buddhismus kostbare Tempel und Klosteranlagen aufführen, während er zu gleicher Zeit scharfe Gesetze gegen die erließ, die als Novizen eintreten wollten. Es erinnert dies an das Tun jenes Kirchenvorstandes, der eine neue Orgel für eine Kirche bewilligte, aber den Orgelspieler verweigerte.

Unter den Ming-Kaisern wandte sich aus politischen Gründen die Gunst wieder mehr dem Konfuzianismus zu. Die römischen Sendboten gelangten zu hohem Ansehen und gingen bei Hofe aus und ein. Der berühmte Matteo Ricci hatte eine Disputation mit einem hervorragenden Buddhisten. Er sagte ihm unter anderm, daß, wenn die Lehre von der Seelenwanderung wahr wäre, die Gefahr vorhanden sei, daß jemand seinen Vater oder seine Mutter heiraten könnte, ein Argument, das noch heute von Konfuzianern den Buddhisten gern ent-

gegengehalten wird. Der buddhistische Gegner erwiderte nicht ungeschickt, solche Fälle würden dann durch besondere Erleuchtung vermieden werden.

In der gegenwärtigen Tsing-Dynastie hat sich das Wohlwollen der Herrscher bald den Buddhisten zugewandt, bald sich von ihnen abgewandt. Die Politik hat aber die Kaiser gelehrt, in der Mongolei und in Tibet einen ganz andern Ton gegen den Buddhismus anzuschlagen. Die Lamas aus diesen Ländern sind stets mit großer Ehrfurcht bei Hofe aufgenommen worden. Der erste Kaiser Shun-Chih, ein rauher Sohn der Steppe, dem einst ein chinesischer Staatsmann auf seine stolze Bemerkung: „Ich habe auf dem Rücken meines Pferdes das ganze Reich erobert", die schlagende Antwort gab: „Kannst du auch vom Rücken deines Pferdes das ganze Reich regieren?" schor sich nach dem Tode seiner Lieblingsfrau das Haupt. Der Kaiser Kan'g-Hi spricht sich in seinen sechzehn Abhandlungen über Moral, die in den Städten Chinas von konfuzianischen Predigern erklärt werden, scharf gegen die Irrlehre der Buddhisten aus. „Sie kümmern sich", so faßt er sein Urteil zusammen, „weder um Himmel noch Erde, sondern jeder kümmert sich lediglich um sich selbst. Sie verbreiten grundlose Erzählungen über künftiges Glück und über künftiges Elend. Sie trachten nur nach Gewinn, und ihre gottesfürchtigen Gebräuche dienen ihnen als Deckmantel eines gottlosen Tuns." Tsu-Hsi, die gegenwärtige berühmte Kaiserin-Witwe, ist eine eifrige Verehrerin der buddhistischen Göttin Kwun-Yin, und die letzte Boxerbewegung ist, wie sich immer deutlicher herausstellt, mit Hilfe ihrer buddhistischen Hofprälaten organisiert worden. Das hindert die energische Frau aber nicht, gelegentlich ganz antibuddhistisch zu handeln. Als sie auf ihrer letzten Flucht in einem Ort Halt machte, drängte sich ein Mann durch die Menge, kniete an der Sänfte der Kaiserin-Witwe nieder und flehte sie an, den Boden Chinas von allen Barbaren zu reinigen. Der Sieg würde mit Hilfe der Götter und der von den Himmlischen herabgesandten Geisterkrieger — ein stummer Wink der Kaiserin-Witwe, und Kehle und Rede des Mannes waren durchschnitten.

Ein neues Moment ist in der gegenwärtigen Dynastie zu dieser Entwickelung des Buddhismus in China aufgetreten. Zu den ungeheuerlichen Titeln der chinesischen Kaiser, die mit T'ien-tze (Himmelssohn) beginnen, ist der neue Titel „Buddha der Gegenwart" gekommen. Damit hat der chinesische Kaiser aus politischen Gründen sich eine gewisse päpstliche Gewalt in der buddhistischen Kirche angemaßt, die im Jahre 1877 in der Pekinger Hofzeitung durch eine kaiserliche Verfügung ausgeübt wurde. Unter den Edikten in dieser ältesten Zeitung der Welt, die hohe Würdenträger in dieser und in

jener Welt degradiert oder zu höheren Chargen beruft, wurde dem altersschwachen Dalai Lama — d. h. Meeres-Lama, weil seine Erkenntnis tief sei, wie der Ozean, — verboten, nach seinem Tode als Neugeburt in einem Kinde wieder zu erscheinen. Der chinesische Hof übte zum erstenmale die Gewalt aus, einen Nachfolger für diesen hohen, wichtigen Posten zu ernennen, und zum erstenmale fand man nach dem Tode des Ozean-Lamas vor dem Tempeltor in Lhasa nicht den Säugling, in dem Buddha Gestalt genommen hatte.

Früh haben sich eifrige Buddhisten unter den Chinesen aufgemacht, um nach Indien zu wallfahren. Eine der interessantesten Reisebeschreibungen ist die des Mönches Fahien (gegen 400), die unter dem Titel Fo-Kwui-ki in den chinesischen Buchhandlungen immer wieder neue Auflagen erlebt. Der Ahnherr der jetzigen Dynastie, Shunchih, ließ eine besonders schöne Ausgabe des Buches herstellen. Fahien reiste fünfzehn Jahre lang durch Westchina, Afghanistan, über den Himalaya nach Indien und besuchte die buddhistischen Fürstentümer, daher der Titel des Buches, und sammelte die heiligen Bücher, die er nach seiner Rückkehr übersetzte. Das Buch wird noch heute von Chinesen gern gelesen und gibt wertvolle Aufschlüsse über das Leben der damaligen Zeit. Für uns interessant ist, daß, als er auf einer Dschunke, die nach Kanton bestimmt war, zurückkehrte, durch Stürme bis in die Gegend von Kiautschau verschlagen wurde. Er erwähnt den Laushan, wo die Schiffer gutes Trinkwasser und ein wild wachsendes Gemüse fanden, das er Li-ho-tsai nennt. Die Gegend war menschenleer.

Zweihundert Jahre später machte der berühmte Buddhist Hüantsang eine Reise von sechzehn Jahren nach Indien. Fünf Jahre brachte er an einem Ort in Nord-Indien zu, um Sanskrit zu studieren. Hüan-tsang muß ein ungewöhnlich tüchtiger und gründlicher Mann gewesen sein. Er hat eine Grammatik des Sanskrit verfaßt, die sich in den Büchern der alten buddhistischen Klöster Chinas noch heute findet. Dann hat er eine sehr große Anzahl von alten Sanskrithandschriften ins Chinesische übersetzt, die sowohl im Stil als in der Uebersetzung tüchtige Meisterschaft zeigen soll. Ein unter Chinesen sehr beliebter Roman ist auf der Reisebeschreibung des Hüan-tsang aufgebaut. Ich unterhielt mich einst mit einem gebildeten Mann im Innern Chinas, dessen ganze Kenntnis der außerchinesischen Welt aus diesem uralten Werke stammte.

Der Widerstand, der sich der Einführung des Buddhismus in China entgegensetzte, wurde, wie ich schon erwähnte, besonders von den konfuzianischen Gelehrten getragen. Namentlich die großen Dichter und Prosaschriftsteller der glänzenden Dynastie Sung, der augusteischen

Periode Chinas, waren unermüdlich in ihren Angriffen gegen die Buddhisten. Wie im Mittelalter in Deutschland die Religionsgespräche, so waren am kaiserlichen Hofe in China die Wortgefechte zwischen konfuzianischen und buddhistischen Gegnern üblich, und die Schriften, die den Buddhismus hart angreifen, sind Legion. Dem Konfuzianer sind die Geschichte, die Dogmen sowie die Anhänger des Buddhismus gleich verhaßt. Er argumentiert, daß die zahllosen Priester und Mönche den Staat arm machen. Das Zölibat zerstöre die fünf Beziehungen der Menschen und vernichte die Familienbande. Mit glühendem Spott greift er die Lehren der Seelenwanderung, der Scheinexistenz der sichtbaren Welt und der Seelenwanderung, der zukünftigen Vergeltung an. Wir hörten schon, wie um 800 ein chinesischer Kaiser einen Knochen Buddhas in Empfang nahm. Der damalige Reichskanzler Han-Wun-kung schrieb seine berühmte Abhandlung Fo-kwu-piau „über Buddhas Knochen“, die noch heute jeder konfuzianische Gelehrte mit Vergnügen liest und zitiert. „Buddha ist seit langer Zeit tot“, so ruft er entrüstet aus, „und nun bringt der Himmelssohn den stinkenden Knochen eines toten Barbaren in das Innere seines Palastes! Was kann der Knochen, der Zahn oder Nagel eines Toten für einen Lebenden tun? Können diese Dinge dich, wenn du hungrig bist, sättigen, wenn dich friert, dich erwärmen, und wenn du krank bist, dich heilen?“ Zum Schluß fordert Han-Wun-kung den Buddha feierlich auf, Rache an ihm, dem Schreiber, zu nehmen und so zu beweisen, daß er lebe.

Eine dramatische Szene schildert uns der Chronist der Sung-Dynastie um 1260. In einer Staatsratssitzung erhob sich Fu-Yi, ein grimmiger Feind des Buddhismus und machte den Vorschlag, durch ein kaiserliches Edikt im ganzen Reiche bekannt zu machen, daß Mönche und Nonnen heiraten müßten. Sie wären Faullenzer, die das Leben des Müssigganges nur wählten, um von den Abgaben an den Staat verschont zu bleiben. Der Buddhismus habe die allgemeine Sittlichkeit des Volkes verdorben. Schon Konfuzius habe erklärt, daß Leben und Tod von einem höheren Willen abhängig seien, und die Lehre von der Seelenwanderung, die die Seelen der Abgeschiedenen in höhere oder niedere Daseinsformen triebe, wäre reiner Schwindel. Darauf erwiderte Sian-Yü, ein Freund der Buddhisten, Buddha wäre ein Heiliger, und Fu-Yi hätte sich eines großen Verbrechens schuldig gemacht, daß er den Heiligen gelästert habe, worauf ihm Fu-Yi heftig entgegnete: Loyalität und kindliche Liebe seien die größten Tugenden, und die Mönche versündigten sich dadurch, daß sie sowohl ihre Fürsten als ihre Eltern verachteten. Sian-Yü aber, der dieses Gesindel verteidige, wäre ebenso, wie jene, aller Tugenden

bar. Sian-Yü faltete ergebungsvoll die Hände und erwiderte sanft: „Die Hölle wäre gerade für solche Menschen wie Fu-Yi angezündet.“ Dieses Mal siegte die konfuzianische Partei, um dann bei der nächsten Laune ihres kaiserlichen Herrn oder beim Thronwechsel den Buddhismus einen umso größern Triumph feiern zu sehen.

Den größten Einfluß auf die Ausbreitung des Buddhismus in China hat zweifelsohne die buddhistische Literatur ausgeübt, die früh ins Chinesische übersetzt wurde. Jeder Reisende, den der Glaubensdrang nach Indien trieb, sammelte buddhistische Urkunden, und Chinesen und Inder, Kaiser und Mönche, die feinsten Kenner sowohl der chinesischen als auch der Sanskritliteratur waren unermüdlich beschäftigt, diese Bücher in eine Sprache zu bringen, die noch heute das Entzücken der chinesischen Gelehrten ist. Während der Regierung Kublai Khans, des Gründers der Yüan-Dynastie, der den berühmten venetianischen Reisenden Marco Polo bei Hofe empfing und ihm eine hohe Beamtenstelle gab, wurden aus der kaiserlichen Schatzkammer, wie die Historiographen der Yüan-Dynastie berichten, einmal dreitausend Taels Gold bewilligt, um die heiligen Bücher Buddhas in güldener Schrift zu schreiben. Die chinesischen Gelehrten lesen mit Interesse diese Schriften schon um der glänzenden Form willen, während für tiefer angelegte Naturen unter ihnen das übersinnliche Element, das durch diese Schriften geht, im Gegensatz zu der etwas hausbackenen Moral der chinesischen klassischen Schriftsteller besonders anziehend ist. Die Zahl dieser buddhistischen Kings, wie sie im Chinesischen heißen, d. h. der unmittelbar von Buddha herrührenden Belehrungen, beläuft sich etwa auf das Siebenhundertfache des Neuen Testaments oder auf das Dreihundertfache unserer Bibel. Es ist gerade in unseren Tagen, wo sich der Streit der christlichen Theologen über die Zeit der Abfassung des neutestamentlichen Kanons um die Wende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt dreht, von Interesse zu bemerken, daß der buddhistische Kanon tausend Jahre, nachdem der Gründer gestorben war, vollendet wurde.

Was alles an buddhistischen kanonischen Büchern erschienen ist, ist nach China gebracht worden. Manche von ihnen sind Ueberlieferungen der wirklich von Buddha vorgetragenen Lehren. Die meisten sind durch Anwendung des Shin-bi, des Geistergriffels entstanden, der noch heute viel in buddhistischen Tempeln angewandt wird, auch bei den Versammlungen der zahllosen, auf buddhistischer Grundlage ruhenden geheimen Genossenschaften Chinas eine große Rolle spielt. Ich habe in einem Kreise Südchinas lange als Missionar gearbeitet, wo dieser Geistergriffel viel in Tätigkeit gesetzt wurde. Es gelang mir nie, bei diesen nächtlichen Versammlungen zugegen zu sein. Man denke sich an einem wagerecht aufgespannten Seidenfaden einen Faden

herabhängen, an dem unten ein pinselähnlicher, aus Pfirsichholz geschnitzter Stift so befestigt ist, daß die Spitze des Stiftes eine fein geglättete Sandfläche berührt. Auf unerklärbare Weise setzt sich dieser Stift in Bewegung und malt Figuren in den Sand, die Aehnlichkeit mit chinesischen Schriftzeichen haben. So erfahren die Buddhisten heute noch in China den Willen der Himmlischen, und so sind zum Teil die Lehren des Buddha niedergeschrieben. Auf meine sorgfältigen Erkundigungen wurde mir vielfach gesagt, es herrsche bei der Anwendung des Shin-bi viel Betrug, immerhin bleibe „ein unerklärbarer Rest.“ Auch bei der Befragung von Toten, beim Spiritismus, Hypnotismus und anderen, durch den Buddhismus aus Indien nach China eingeführten Erscheinungen bleibt vielfach ein „unerklärbarer Rest.“ Manche der ältesten Handschriften auf Palmblättern sollen sich noch heute in den ältesten Klöstern und Pagoden befinden, die ursprünglich ja zur Aufnahme von Reliquien und wertvollen Handschriften nach indischem Stile errichtet worden sind. In vielen dieser uralten Klöster findet man neben den üblichen Reliquien — das sehr große, reiche Kloster Hai-thong-sz in Kanton, das in der Nähe meiner Wohnung lag und das ich oft besucht habe, hat an allerheiligster Stelle einen Zahn Buddhas, der aber, wie mir versichert wurde, ein Stück Elefantenzahn sein soll — in acht oder zehn großen Bücherschränken die vergilbten, zum Teil durch Würmer zerstörten Büchersammlungen des buddhistischen Kanons, die Handschriften, Widmungen von frommen buddhistischen Kaisern enthalten, von denen die Priester sich nur ungern trennen. Oft auch findet man dort die Exemplare von Sanskritgrammatiken, wie sie der schon erwähnte Mönch und Reisende Hiung-Tsang verfaßt hat

Viele der in den buddhistischen Tempeln Chinas gebrauchten Gebetbücher, so besonders das Brevier, das sich in den Händen jedes Priesters und Mönches befindet, ist eine einfache Uebertragung der Sanskritlaute in chinesische Charaktere, und da diese schon vor zwölfhundert Jahren auf Befehl eines chinesischen Kaisers geschah, so kann der Philologe an der Hand solcher Bücher eine interessante Untersuchung anstellen, in wie weit sich die Aussprache dieser chinesischen Schriftzeichen im Lauf der Jahrhunderte verändert hat. Bei den buddhistischen Priestern aber, die von Sanskrit kaum etwas verstehen, ist dieses Herbeten von sinnlosen Lauten eine ganz stumpfsinnige Arbeit. Ich habe oft Priester in dieser Weise die Totenmessen lesen hören und stets ein unbeschreibliches Gefühl vorhandener Geistesöde dabei empfunden.

Die zahllosen, auf dem chinesischen Büchermarkt erscheinenden buddhistischen Abhandlungen, Traktate, Predigtsammlungen, Theater-

stücke, Gedichtsammlungen, Erzählungen, Märchen, Novellen, Romane — man findet darunter wahre Perlen erzählender Literatur — betonen es immer wieder und wieder, welchen ungeheuren Nutzen diese heiligen Bücher schon an und für sich dem Besitzer bringen. In meinen Notizbüchern findet sich folgende Stelle aus einem Traktat: „Wenn du das heilige Buch im Boot hast, so wird der Wind günstig sein und die Wellen gehen nicht hoch. Wenn du es auf deinen Reisen zu Lande bei dir hast, wirst du keinem Räuber begegnen und weder Kälte noch Hunger noch Durst empfinden. Legst du es auf das Dach deines Hauses, so weichen die Dämonen. Hat es dein Weib in ihrem Zimmer, so bekommt sie fünf Söhne und zwei Töchter. Wer es liest, erhält langes Leben, und wer es befolgt, erlangt Unsterblichkeit." Dann folgen Ermahnungen zur Wahrhaftigkeit und anderen Tugenden. (Schluß folgt.)

Zur gegenwärtigen Lage in China.*)

China ist ein so großes Reich und nach Umfang und Verschiedenheit der Verhältnisse dem gesamten Europa vergleichbar, daß es unmöglich ist für einen einzelnen Beobachter, über alle seine Gebiete und Vorkommnisse zu gleicher Zeit genau unterrichtet zu sein. In der Regel sind zu jeder Zeit große, ausgedehnte Distrikte des Landes mehr oder weniger von Unruhen heimgesucht oder gar in offenbarem Aufstand. Das ist auch gegenwärtig der Fall. Von diesen Gebieten mit ihren abnormen Verhältnissen soll indes hier nicht die Rede sein, sondern von dem Stand der Dinge, wie er sich sonst in den achtzehn Provinzen des Reiches einem aufmerksamen Beobachter darstellt. Dabei kann es nicht oft genug mit allem Nachdruck betont werden, daß die Wirksamkeit der christlichen Mission sich in den letzten Jahren als eine Macht, die tatsächliche Umwandlungen in den chinesischen Verhältnissen hervorruft, erwiesen hat und zwar in einer Weise, daß sie die Aufmerksamkeit der zivilisierten Welt auf sich zieht. Zwar ist ein großer Teil dieser Welt keineswegs gewillt, dies zuzugeben, aber die nachweisbare Tatsache steht dessenungeachtet fest.

Als Beispiel davon, wie sich die Meinungen in dieser Hinsicht schnurstracks gegenüberstehen, führen wir einige Sätze von zwei Be-

*) Nach einem Bericht von Miss. Dr. Arthur H. Smith in Paotingfu.

richterstattern der neueren Zeit über China an. Zunächst ein Wort aus dem Werk von Alexis Krause: „China in Decay“ (China im Verfall, erschienen im Jahr 1898), und diesem gegenüber eins aus dem neuesten Werk von Frau Isabella Bird Bishop (vom Jahre 1899). Nachdem der erstere Autor erwähnt hat, daß die Missionare seit „etwa 100 Jahren ihre Gegenwart den Chinesen gegen deren Willen aufgedrängt hätten“, und daß ihre größten Anstrengungen niemals zu einem nennenswerten Erfolg geführt hätten, bemerkt Krause: „Ist es nicht an der Zeit, daß das Possenspiel der Mission endlich einmal aufhöre? Hat es doch schon genug Unheil die ganze Zeit über angerichtet und es könnte eine weit bessere Verwendung gefunden werden für die Hunderttausende von Pfunden, die alljährlich damit vergeudet werden, um den Chinesen zu ändern.“ — Und das andere Wort von Frau Bishop. Nachdem sie dargelegt hat, wie sie von ihrer gänzlichen Gleichgültigkeit, ja fast Feindseligkeit gegen die Mission zu einer standhaften Freundin derselben durch ihre offenbare Notwendigkeit bekehrt worden sei, fährt sie fort (in: „The Yangtzu Valley and Beyond“, p. 523): Während ich sorgfältige Untersuchungen über das Werk der Mission sowohl bei ihren Arbeitern als auch bei Nichtbeteiligten anstellte und den gegenwärtigen Stand und das Verhalten der chinesischen Christen verglich mit dem, wie ich ihn zwanzig Jahre vorher in China antraf, habe ich mir meine bestimmten Ansichten über die protestantischen Missionen in China gebildet, die ich hiemit in Kürze meinen Lesern vorlegen möchte. „Die Mission ist heutzutage ein so wichtiger Faktor in dem Erwachen des chinesischen Reichs, daß kein vernünftiger, denkender Mensch sie unbeachtet lassen kann, ohne zu riskieren, daß er andernfalls Gefahr läuft, seinen Ruf von Verstand und Einsicht einzubüßen. Wenn ich es wage, über diesen Gegenstand zu schreiben, so geschieht es nur, um zu bezeugen, daß ich nicht gerade ein Enthusiast in der Sache bin, aber doch aufrichtig glaube, daß ‚alle Völker zu lehren‘ der Pfad der Pflicht und der Hoffnung ist.“

Das darauffolgende Jahr (1900) legte dann ein mächtiges Zeugnis davon ab, was das Christentum zu wirken vermag, daß es imstande ist, Chinesen sowohl zu Märtyrern um ihres christlichen Glaubens willen, als auch christliche Charaktere vom Typus der Kirche aller Zeiten ins Dasein zu rufen. Man hat es bis jetzt von keiner Seite zu verneinen gewagt, daß die Publikationen der protestantischen Missionare, besonders die der „Gesellschaft für Verbreitung christlicher und gemeinnütziger Kenntnis“ viel zur Erleuchtung des chinesischen Gemüts beigetragen haben, infolgedessen es im Jahre 1898 zu dem Versuch einer Reform kam. Seitdem ist jene Gesellschaft daran, durch

ihre publizistische Tätigkeit noch in einem weit größeren Umfang Licht unter den Massen zu verbreiten. Im letzten Bericht auf ihrem Jahresfest wird dargetan, daß der Verkauf ihrer eigenen Verlagsartikel während des letzten Jahres über 32 000 Silberdollar betrug, d. i. über 5000 Dollar mehr als während der drei vorangehenden Jahre zusammen. Der ungefähre Wert aller Bücher aber betrug nicht weniger als 62 685 Dollar. Zugleich ist es ein gewisses Zeugnis zu Gunsten der Gesellschaft, daß die intelligentesten und einflußreichsten Chinesen im ganzen Reich zu ihren Beförderern gehören. So übersandte der vorige General-Gouverneur der beiden Fluß-Provinzen, Liu-K'in-Yi, 200 Dollar, zwei Gouverneure der Provinzen je 500 Dollar, der Gouverneur der Provinz Schantung gab 1000 Dollar, und der liberal gesinnte Tschang Tschi Tung, der Verfasser von „Chinas einziger Hoffnung", überreichte 3000 Dollar.

Aber der zunehmende Absatz von Büchern beschränkt sich nicht auf jene Gesellschaft; dasselbe gilt von den Bibelgesellschaften, und sämtliche Missionsdruckereien sind mehr als je vollauf beschäftigt. Die bedeutendste und vielleicht auch die größte Missionsdruckerei überhaupt in China, die der amerikanisch-presbyterianischen Mission, hat ihre Geschäftsräume bedeutend erweitern müssen und die methodistischen Gesellschaften Amerikas sind daran, ein neues Etablissement zu errichten.

Eine weitere wichtige Tatsache ist, daß die Missionare gegenwärtig wie nie zuvor offenen Zutritt zu einflußreichen Persönlichkeiten haben. Hiezu haben verschiedene Ursachen mitgewirkt. Während der Zeit, als die Truppen der ausländischen Mächte Peking besetzt hielten, waren die Missionare verschiedener Nationalität in der Lage, den Ausschreitungen der militärischen Besatzung vielfach zu wehren und den Chinesen in der Aufrechterhaltung der Ruhe behilflich zu sein. Ferner haben die in letzter Zeit so offenkundig zur Schau getragenen herzlichen Beziehungen zwischen der Kaiserin-Witwe und den Damen der verschiedenen Gesandtschaften viele Vorurteile beiseite geräumt. Das Verhalten der Kaiserin-Witwe hat dann auch auf das der Mandschu-Fürsten und Fürstinnen Einfluß ausgeübt und sie sind ihrem Beispiel gefolgt. Man darf zwar darauf nicht zuviel geben, da dadurch die wahren Gefühle der Mandschu-Herrscher noch nicht erwiesen sind; aber das Endergebnis, wie überhaupt die einschneidenden Folgen dieses gänzlichen Niederbrechens der bisher unübersteiglichen Schranken lassen sich nicht voraussehen.

Von größter Wichtigkeit aber ist, daß seit den Boxer-Unruhen die Chinesen mehr als bisher zu unterscheiden gelernt haben zwischen den römischen Katholiken und den Protestanten. Als das unvermeidliche Resultat der Diktatur und Einmischung, die die katholischen

Würdenträger beharrlich verteidigen und durchaus nicht aufzugeben gesonnen sind, hat diese große kirchliche Organisation einen Haß auf sich selbst herabbeschworen, von dem die der Sache entfernt Stehenden sich keinen Begriff machen können. Mit Beweisen hiefür ließe sich ein ganzes Buch füllen. In dem voraussichtlichen Konflikt mit dieser Hierarchie ist es von außerordentlichem Wert, daß die Chinesen die beiden Zweige der christlichen Kirche, die tatsächlich in ihrer Methode wie in ihren Zielen so grundverschieden sind, richtig auseinanderhalten. In einer Unterredung, die einige Vertreter der protestantischen Missionen mit Prinz Tsching unlängst hatten, bemerkte der letztere zu seinen Besuchern, daß ihm der Unterschied zwischen beiden sehr wohl bekannt wäre und fügte dann hinzu: „Die Protestanten haben uns noch niemals Unannehmlichkeiten bereitet." Diese Bemerkung wurde aus freien Stücken gemacht und schien aufrichtig gemeint zu sein. Jedenfalls entspricht sie der Wahrheit.

Kürzlich hat sich in Shanghai eine China-Missionsallianz organisiert, die sich zur Aufgabe macht, zwischen allen protestantischen Missionen, die ihr beitreten, einen Verkehr herzustellen, der ein gemeinsames Handeln ermöglicht. Eine ihrer ersten Handlungen war der Beschluß, öffentlich ihre Mißbilligung zu äußern über jegliche Einmischung und Teilnahme an chinesischen Gerichtsfällen, es sei denn, daß es sich um ungerechte Verfolgung von Christen handelt. Diese Aeußerung wird jedenfalls dazu dienen, die Beamtenwelt davon zu überzeugen, daß sie es fortan mit einer Körperschaft von Ausländern zu tun hat, die es bestimmt ablehnt, sich irgendwie in die Gerichtsbarkeit Chinas zu mischen.

Eine der natürlichen Folgen, die sich aus den letzten Wirren Chinas und aus seinem Konflikt mit den Ausländern ergeben haben, ist das Erwachen eines stärkeren Nationalgefühls der Chinesen. Man sieht überall den Konfuzianismus in Gefahr. Ein freundlich gesinnter chinesischer Gelehrter sprach es kürzlich einem Christen gegenüber offen aus, daß bis jetzt die Konfuzianisten geglaubt hätten, das Christentum sei nur imstande, die unteren und unwissenden Klassen des chinesischen Volkes zu verführen. Aus diesem Traum sind sie nun aber unliebsam aufgeweckt worden, seit sie gemerkt haben, daß man auf ihre eigene Festung losstürmt. Sie sammeln sich deshalb instinktiv zu ihrer Verteidigung und es geschieht auf Anordnung der höchsten Autorität im Reich, daß fortan alle Studenten in den Regierungsschulen ohne Ausnahme der Tafel des Konfuzius gemäß dem Gesetz und Herkommen die vorgeschriebene formelle Verehrung darzubringen haben. Das Bestehen auf dieser Vorschrift hat bekanntlich den Rücktritt von Dr. Hayes und des gesamten chinesischen christlichen Lehrer-

personals vom Shantung-College zur Folge gehabt. Die einzigartige Lehranstalt in Taiyuenfu, der Hauptstadt von Schansi, die von Geldern errichtet wurde, die sonst den Missionen als Entschädigungssummen zugefallen wären, steht auf einem andern Fuß und ist an sich eins der interessantesten Experimente auf dem Gebiet der chinesischen Lehranstalten. Das Resultat der sorgfältigen Aufmerksamkeit, die ihr die Regierung zuwendet, wird ohne Zweifel das sein, all den verschiedenen christlichen Colleges, die sich von Kanton bis nach Peking hin finden, neues Leben einzupflanzen. Das Ergebnis hievon läßt sich für die Zukunft gar nicht ermessen, und der Einfluß, den der christliche Verein junger Männer (The Young Men's Christian Association), sowie die Studentenbewegung in diesen Anstalten ausübt, tritt mit jedem Jahr immer mehr an den Tag und wird in der nächsten Zeit noch beträchtlich zunehmen.

Die verschiedenen Missionsgesellschaften haben nun nach der Niederwerfung der Boxer alle ihre Arbeit wieder aufgenommen und zwar auf einer besseren Grundlage als zuvor, und im allgemeinen auch in einem größeren Umfang. Besonders in Peking, Paotingfu und Tungtscho ist die gegenwärtige Missionspflanzung eine unvergleichlich bessere als vor drei Jahren. In Tientsin werden vier protestantische Missionen, die räumlich aneinander stoßen, voraussichtlich wegen dem Uebergewicht, das die dortige französische Niederlassung ausübt, ihre Anwesen verlegen müssen, und zwar zu ihrem Besten.

Ein weiteres Zeichen der neueren Zeit in China ist das allgemeine Bestreben, eine praktische Union zwischen den verschiedenen Missionsgesellschaften herzustellen. Die Folge davon wird von größter Wichtigkeit und weitreichendem Einfluß sein. Während unter den chinesischen Beamten im allgemeinen ein Gefühl der Erbitterung gegen die Fremden herrscht, wie dies ohnedies schon beim Volke der Fall ist wegen des harten Druckes, mit dem die Entschädigungsgelder herausgepreßt werden, wobei noch manch ungesetzlicher Druck unter dem gleichen Vorwande ausgeübt wird, scheint es doch eine Tatsache zu sein, daß das Leben eines Missionars gegenwärtig in China sicherer ist als je zuvor; denn die Beamtenklasse fürchtet für ihre Stellung und sogar für ihren Kopf, im Fall ein Ausländer absichtlich ermordet wird. Es ist auch nicht mehr möglich, einen Unterschied zu machen zwischen dem Schutz, dem man einem Missionar und irgend einem Ausländer schuldig ist. Die Zahl der letzteren aber scheint von Jahr zu Jahr zunehmen zu wollen. Die Schiffahrt auf den Flüssen des Landes, die Bearbeitung der Minen, sowie der Betrieb von Eisenbahnen bringt China immer mehr in Berührung mit dem Ausland und vermehrt die Gefahr eines Zusammenstoßes mit den auswärtigen

Mächten, wenn es sich die Beamten nicht überall angelegen sein lassen, diesem vorzubeugen.

Ueber die politische Zukunft des chinesischen Reiches, das so schwere Wirren hinter sich hat, läßt sich in Kürze kaum etwas sagen. Aber sie mag sein, welche sie wolle, die Mission hat die Aufgabe, mit mehr Energie und Glaubenszuversicht vorzugehen, als je zuvor. Jeder Einwurf gegen das Werk und seinen Erfolg ist gerade in letzter Zeit durch unleugbare Tatsachen widerlegt worden. Man hat vorgeschlagen, die nächste allgemeine Missionskonferenz im Jahr 1907 abzuhalten, zur hundertjährigen Erinnerung an die Landung von Robert Morrison, dem ersten protestantischen Missionare Chinas. Es wird das eine bemerkenswerte Zusammenkunft sein und die Gegensätze von einst und jetzt werden sicherlich die Aufmerksamkeit der denkenden Welt erregen. Ist es da nicht unerklärlich, wenn viele schüchterne Gemüter und weltlich gesinnte Seelen in solcher Zeit davon reden, weitere Missionsversuche in China aufzugeben? Die, welche ein Verständnis haben für die Vergangenheit, eine tiefere Einsicht in die Gegenwart und einen vorurteilsfreien, kühnen Blick in die nächste Zukunft, sie werden sicherlich nicht auf solche Ratschläge hören, sondern ihren Einfluß dazu benützen, daß nicht auf einmal halt geboten wird. Im Gegenteil, sie werden für ein gemeinsames, mutiges Vorgehen sein, in der gewissen Zuversicht, daß trotz aller Widerwärtigkeiten und Kämpfe doch schließlich der Sieg winkt.

Missions-Zeitung.

Ostafrika. Am 1. Juli d. J. hat die Berliner Missionsgesellschaft I die Arbeit in Daressalam, dem Hauptplatze Deutsch-Ostafrikas, und auf den südwärts davon liegenden Stationen von Usaramo, Kisserawe und Maneromanga, die bisher in den Händen der evang. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) lag, übernommen. In Daressalam besitzt die Mission drei wertvolle Grundstücke; auch auf den andern beiden Stationen stehen die Missionsgebäude auf Grundstücken, die der Mission gehören. Auf den drei Stationen finden sich kleine Gemeinden, welche Ende 1902 208 Christen zählten; 69 Taufbewerber standen im Unterricht und 279 Kinder besuchten die Tagesschulen. Leider wird die Arbeit auf diesem Gebiete dadurch sehr erschwert, daß Europäer viel vom Fieber zu leiden haben. Miss. Klamroth, der bisher im Innern des Landes arbeitete, soll die Leitung auf diesem neuen Arbeitsgebiete übernehmen.

Südafrika. Ein ergreifendes Friedensbild aus kriegerischer Zeit wird uns im Hermannsburger Missionsblatt mitgeteilt. Es war das Missionsfest in Bethanie (in Transvaal). Trotz des Krieges wollten die schwarzen Christen es feiern. Der Missionar war zwar fort, in Natal, aber der König Jakobus hatte durch Bitten und Vorstellungen einen Paß von der englischen Regierung für Miss. Meyer in Bersaba verschafft, sodaß derselbe die Gemeinde in Bethanie bedienen konnte. Und nun fand das Missionsfest statt. Schwarze Lehrer und Kirchenvorsteher waren mit dem Missionar die Festprediger. Wohl einige tausend schwarzer Christen waren zusammengekommen und bildeten die andächtige Festgemeinde. Die Posaunen erschallten, die Lieder erklangen. Da kommt von den Bergen her eine Schar berittener Buren angesprengt. Wie lange hatten sie keinen Gottesdienst gefeiert! Nun kommen sie gerade zum Missionsfest. Rasch steigen sie von den Pferden und lassen diese grasen. Die Waffen wagen sie nicht aus der Hand zu legen; es ist ja Kriegszeit und jeden Augenblick müssen sie kampfbereit sein. Das Gewehr im Arm stellen sie sich am Rande der Festversammlung auf und tiefbewegt hören sie die geistlichen Lieder und das Evangelium des Friedefürsten. Da rinnt manche stille Träne über das wettergebräunte Gesicht in den langen dunkeln Bart, und gestärkt, getröstet und erquickt sprengen sie wieder von dannen.

Jamaika. Am 7. September waren es 100 Jahre, daß der in Jamaika als unermüdlicher Vorkämpfer der Sklavenbefreiung wirkende Baptistenmissionar William Knibb geboren wurde. Die baptistischen Gemeinden Jamaikas wollten denn auch diesen Tag gebührend feiern. Knibb wurde 1803 in Kettering in England geboren, an demselben Ort, wo elf Jahre zuvor, 1792, die baptistische Missionsgesellschaft gegründet wurde. In ihrem Dienst ging Knibb 1823 als Lehrer nach Jamaika, wo kurz vorher sein Bruder dem Klima erlegen war. Er arbeitete zuerst in Kingston und wurde später der Prediger der Negergemeinde zu Falmouth. Zugleich nahm er hervorragenden Anteil an der Bekämpfung der Sklaverei und trat in Jamaika wie in England für die Aufhebung derselben ein, wodurch er sich den Haß und die Verfolgung der erbitterten Pflanzer zuzog. Er erlebte aber die Freude, daß am 1. August 1838 den gedrückten Negersklaven die Stunde der Freiheit schlug. Auch Knibbs Missionstätigkeit war von hervorragendem Erfolg. Er taufte nicht nur ca. 6000 Neger, sondern legte auch Christendörfer an, sammelte Beiträge in England, und regte hier den Gedanken an, von Westindien aus durch Negerchristen Mission in Afrika zu treiben. Im Blick darauf gründete er das Missionsseminar Kalabar. Am 15. November 1845 wurde er aus seiner segensreichen Wirksamkeit abgerufen.

Japan. Der Agent der Japanischen Buch- und Traktatgesellschaft gibt folgende Statistik: Gemeindeglieder (über neun Jahre alt): katholische 44 659, protestantische 44 585, griechisch-russische 21 344; 33 protestantische Gesellschaften mit zusammen 782 Missionaren und Missionarinnen, die katholische Kirche mit 279 europäischen Geistlichen, Brüdern und Schwestern; die russische Mission mit nur 4 Missionaren. Eingeborene ordinierte Geistliche sind es bei den Protestanten 380 (neben 453 Gehilfen), bei den Katholiken 46 (neben 9174 Katechisten, Mönchen und Nonnen), bei den Russen 57 (d. h. Priester, sonst keine Gehilfen). Die Protestanten haben 164 Stationen und 702 Außenstationen mit 456 Gemeinden, die Katholiken 99 Stationen mit 252 Gemeinden, 210 Kirchen und Kapellen und 174 „organisierte Gemeinden“ (?). Die Protestanten haben 62 Pensionate mit 4706 Zöglingen und 88 andere Schulen mit 5884 Schülern, zusammen 10 590 Schüler; die Katholiken 7 höhere Lehranstalten mit 795 Zöglingen und 70 andere Schulen mit 5021 Schülern, zusammen 5816 Schüler; die Russen 2 Pensionate mit 72 Zöglingen, sonst keine Schulen. — Seit 20 Jahren sind in den höheren Regierungsschulen zahlreiche Engländer, Amerikaner und Deutsche als Lehrer angestellt gewesen, darunter manche, die das Christentum in Verruf gebracht haben. Ein Schuldirektor hatte so schlechte Erfahrungen mit einem solchen Ausländer gemacht, daß er sich vornahm, in Zukunft nur noch „Missionsausländer“ anzustellen! Als vor zwei Jahren sechs neue Lehrer des Englischen nötig waren, wandten sich die betreffenden Schulvorstände an die Missionare, und durch ihre Vermittlung wurden sechs junge Amerikaner gewonnen, die ihre Arbeit ganz im Sinn der Mission tun, und das so sehr zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten, daß jetzt wieder sechs Männer der gleichen Art aus Amerika verschrieben worden sind. Ihr Einfluß ist ein ausgezeichneter. Die japanischen Staatsschulen sind ja religionslos, außerhalb der Schulstunden aber dürfen diese Lehrer mit ihren Schülern die Bibel lesen und überhaupt wie Missionare wirken, und in neuester Zeit hat sogar der Minister des öffentlichen Unterrichts den Studenten den Rat gegeben, sich mit dem Christentum bekannt zu machen. Man fühlt, daß es ohne Religion doch nicht geht.

Heimat. Nach 50jährigem ununterbrochenem Missionsdienst auf den Höhen des Himalaya ist der Brüdermissionar A. W. Heyde mit seiner Gattin in die Heimat zurückgekehrt und in den wohlverdienten Ruhestand getreten. Miss. Heyde wurde im Jahr 1853 mit Miss. Pagell nach Indien ausgesandt, um unter den Mongolen zu wirken, mit deren Sprache sich die beiden Pioniere schon in der

Heimat etwas bekannt gemacht hatten. Sie wurden aber, da ihnen die Mongolei verschlossen war, zu den Tibetern ins Hochgebirge des Himalaya geführt. Hier ließen sie sich im britischen Gebiet in Kyelang nieder. Miss. Heyde verheiratete sich dann im Jahr 1858 und hat mit seiner Gattin bis zum Jahr 1898, ohne je nach Europa zurückzukehren, auf dem harten Arbeitsfelde treulich ausgehalten. Die letzten Jahre brachte er in Dardschiling zu, wo er an der Revision des Neuen Testaments ins Tibetische angestrengt arbeitete, das heißt das Schrifttibet der vom Brüdermissionar Jäschke hergestellten Bibelübersetzung der Umgangssprache anpaßte. Außerdem hatte er im Auftrag der indischen Regierung das berühmte Jäschke'sche Wörterbuch des Tibetischen umzuarbeiten. Nachdem er seine Aufgaben gelöst hatte, konnte der verdiente Veteran in seine Heimat zurückkehren, die er wie gesagt seit 50 Jahren nicht mehr gesehen hatte und wo ihm Gott noch einen stillen Ruheabend bescheren wolle.

Bücheranzeigen.

Repertorium zu Warnecks Allgemeiner Missions-Zeitschrift. Band 1—25: 1874—1898. Von Ph. Horbach, Pfr. em. Mit Vorwort von D. C. Mirbt, 561 S. 1903. Gütersloh, C. Bertelsmann. brosch. Mk. 7 | geb. Mk. 8.

Wir haben hier kein bloßes Namens- und Sachregister der Allgemeinen Missionszeitschrift vor uns, sondern ein Nachschlagewerk, das durch seine Anordnung, Vollständigkeit und Exaktheit zu einer alle behandelten Gegenstände umfassenden Inventarisierung gestaltet ist. Der gesamte Inhalt der Missions-Encyklopädie, wie Warnecks Missionszeitschrift wohl genannt werden darf, ist dadurch für jedermann erschlossen und ohne Schwierigkeit läßt sich infolge der übersichtlichen Rebruzierung jeder Gegenstand auffinden. Zugleich hat der fleißige Bearbeiter, dem eine ungewöhnliche Belesenheit auf dem Gebiet der Missionsliteratur zu Gebote steht, auch noch auf weitere Quellen, wie z. B. auf das Missions-Magazin u. a. zur Ergänzung in den Randbemerkungen hingewiesen. Das vorliegende Repertorium ist schon an sich eine wissenschaftliche Leistung, die dem Bearbeiter alle Ehre macht, und ist für die Benützung des in der Missionszeitschrift aufgespeicherten Materials ein höchst wertvolles und nicht zu entbehrendes Hilfsmittel.

Müller, K. F. Im Kantonlande. Reisen und Studien auf Missionspfaden in China. Mit vielen Bildern nach eigenen Aufnahmen. Berlin N.O. 43. Buchhandlung der Berliner Miss. brosch. Mk. 3 | geb. Mk. 4.

Ansprechende Skizzen von einem deutschen Marinepfarrer, die er gelegentlich seiner Besuche in der südlichen Kantonprovinz entworfen hat und worin er als Augenzeuge besonders seine Eindrücke von einzelnen Stationen der Basler, Rheinischen und Berliner Mission mit Wärme schildert. Sehr geeignet zum Vorlesen am Familientisch und in Missionsvereinen.

75 Jahre Rheinischer Missionsarbeit. 1828—1903. Gedenkbuch zum 75-jährigen Jubiläum der Rheinischen Mission. Barmen. Missionshaus. 1903. 319 S. Mit zahlreichen Illustrationen. geb. Mk. 1.

Diese hübsch ausgestattete Festgabe enthält in engem Rahmen und in einzelnen Bildern die Hauptzüge der rheinischen Missionsgeschichte, ihre gegenwärtigen Aufgaben und Ergebnisse. Die letzteren sind nach ihren verschiedenen Arbeitszweigen gruppiert. Die Geschichte der einzelnen Gebiete kommt freilich etwas sehr kurz weg, sie wird aber durch Stationsbilder u. a. ergänzt. Das außerordentlich billige Buch, das in volkstümlicher Weise geschrieben und sehr gut illustriert ist, orientiert vortrefflich über die ausgedehnte und gesegnete Arbeit der rheinischen Mission.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11,000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen, sowie 130 Textbeilagen. Dritter Band: Bismarck-Archipel bis Chemnitz. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1903.

Von diesem bedeutenden Nachschlagewerk, das in 20 Bänden in Halbleder geb. zu je 10 Mark erscheint, liegt uns der dritte Band der neuesten Auflage vor und wir können auch ihm nachrühmen, daß er inhaltlich ein Universalwerk ersten Ranges ist und dabei, was die Ausführung seiner Karten, Pläne und Bilder betrifft, die höchste Anerkennung verdient. Die Nachweise von Literatur und Persönlichkeiten reichen bis in die allerneueste Zeit herein und es ist in den Artikeln auch der Mission die ihr gebührende Aufmerksamkeit geschenkt (vgl. Basler Mission, William Carey). Wir möchten hiemit aufs neue auf dieses wertvolle Nachschlagewerk des gesamten Wissens aufmerksam machen.

Die Bibel in Bildern. 240 Darstellungen, erfunden und auf Holz gezeichnet von Julius Schnorr von Carolsfeld. In kleinerem Maßstabe herausgegeben von Prof. Dr. Chr. G. Hottinger. Südende-Berlin. Professor Dr. Hottingers Verlag. Geschenkeinband Mk. 2.

Diese schöne Ausgabe der Schnorr'schen biblischen Bilder auf gutem feinem Papier mit den betreffenden erklärenden Textesworten darunter (auf je einer Seite zwei Bilder) bringen wir hier gerne zu empfehlender Anzeige. Die geschmackvolle Ausstattung samt der guten Wiedergabe der schönen Bilder macht das Werk zu einem prächtigen Geschenkband, der noch dazu sehr billig ist.

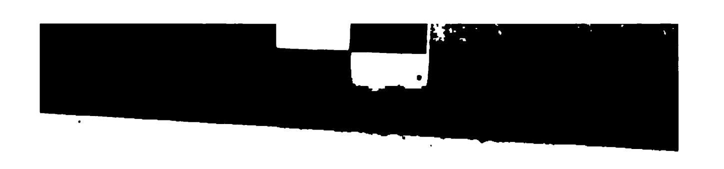
Zehme, S. Die Lehre von der Seelenwanderung in ihrer Bedeutung für das religiös-sittliche Leben des Inders. Eine Missionsstudie. 39 S. Leipzig. Ev.-luth. Mission. 30 Pfg.

Schwartz, D. v. **Die Entwicklung der Leipziger Mission.** Vortrag. 21 S. Ebenda. 10 Pfg.

Hofmann, J. **Lichtstrahlen im dunklen Erdteile.** Aus der Missionsarbeit unter den Wakamba (Ostafrika). 20 S. Ebenda. Illustr. 10 Pfg.

Drei instruktive Schriftchen aus der Leipziger Mission.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



An der Küste von Neu-Guinea.

Rechtsfragen in der Mission.

Von Dr. H. Christ in Basel.

Wenn ich über Rechtsfragen reden soll, soweit sie in die Arbeit der evangelischen Heidenmission eingreifen, oder sich wenigstens mit ihr berühren, so denke ich nur an solche, welche uns draußen auf den Basler Arbeitsfeldern: Goldküste, Kamerun, Südindien und Südchina begegnen, und nicht an jene, mit denen wir es in unserm heimatlichen Betrieb etwa zu tun haben. Aber auch in dieser Begrenzung ist mein Thema ein fast unabsehbares, denn eine Mission wie die Basler, die Evangelisation, Kirche, Schule, Landbau, Industrie, Handel, kurz gesagt: nahezu alle Lebensverhältnisse umfaßt oder wenigstens streift, kommt auch so ziemlich mit allen denkbaren Rechtsverhältnissen in Berührung oder auch in Konflikt; sie ist ja fast ein Staat im kleinen. Es wird also geraten sein, wenn ich nur jene Rechtsgebilde und Rechtsfragen berühre, welche unsern Missionsgebieten eigentümlich, für sie charakteristisch sind, und daß ich auch aus diesen nur eine gewisse Anzahl herausgreife, mit denen die Mission am meisten zu schaffen hat, unter denen sie etwa auch am meisten leidet.

Ehe ich aber in die Schilderung dieser Verhältnisse eingehe, sei mir eine Bemerkung gestattet.

Bei den drei großen Völkergruppen: Negern, Hindu, Chinesen stoßen wir auf nationale Rechtsbildungen, welche unsern heimischen Rechtsbegriffen selten kongenial sind, welche ihnen sogar vielfach widerstreiten. Soll nun etwa unsere Mission da, wo sie die Macht dazu hat, solche nationale Rechtsinstitute bekämpfen, nur deshalb, weil sie unsern Kultur- und Rechtsbegriffen zuwider sind? Gewiß nicht. Es ist Grundsatz der Basler Mission, das Nationale auch auf dem Rechtsgebiet anzuerkennen und zu schonen, denn Gott ist es, der, wie in der Natur, so auch im Völkerleben die Mannig-

faltigkeit geschaffen hat, und er hat keine Freude an der Nivellierung, und hat nirgends Segen darauf gelegt. Die Grenze, wo der Kampf gegen heidnische Rechtseinrichtungen und -anschauungen beginnt und beginnen muß, ist erst da, wo solche dem Gesetz entgegenstehen, welchem die Mission unbedingt ergeben ist, nämlich den Geboten ihres Herrn und Meisters.

Bei Heiden und Mohammedanern ist das Recht in einem weit höhern Grade mit der Sitte und der Religion verquickt, als dies in unserm modernen christlichen Europa der Fall ist. Das Recht des Islam beruht direkt auf dem Koran, und aus den Suren des Koran hat der Richter die Motive zu seinen Urteilen zu schöpfen. Auf der Goldküste ist schon durch die häufigen Eide, Orakel und Gottesurteile mit ihrem heidnischen Ritual das Recht und die Rechtsprechung wenigstens in erster Instanz, vor den Häuptlingen, mit dem Heidentum innig vermengt. Was erlaubt und bei Strafe verboten ist, wird überall weit mehr durch die heidnische Sitte, als durch Rechtsnormen oder durch die Gesetze der europäischen Kolonialmächte bestimmt.

Wenn unser Herr in der Bergpredigt (Matth. 5, 21. 27. 31. 33. 38. 43) sieben Punkte aus der alten jüdischen Rechtssitte ins Licht der christlichen Ethik stellt und sich dabei genötigt sieht, sie zum Teil geradezu in ihr Gegenteil umzukehren, so führt die Betrachtung heidnischer Rechtsgebilde noch zu einer weit umfassenderen Kritik.

Fordern doch auch die Rechtsnormen unserer christlichen Länder, eben weil sie dem Weltreich angehören, vielfach diese Kritik heraus, und stets haben Christen unter dem nie ganz zu tilgenden Zwiespalt gelitten, der zwischen dem nationalen Recht und der christlichen Ethik befestigt ist. Ich erinnere an ein altes Beispiel: Eike von Repgow, der Verfasser des niedersächsischen Rechtsbuchs, genannt Sachsenspiegel, aus dem 13. Jahrhundert, entschuldigt sich in seiner Vorrede, daß sein Buch auch Bestimmungen über das Verhältnis zwischen Leibeigenen und Herren enthalte, und fühlt sich genötigt, dagegen zu protestieren, als ob er dadurch auch das Hörigkeitsverhältnis als ein gerechtes anerkenne; vielmehr rühre es von Gewalt und Unrecht der Menschen her. Und aus dem heutigen Recht kann etwa an den Eid und die Wiederverehelichung Geschiedener erinnert werden.

Gab und gibt es also bereits ethische Schwierigkeiten im Recht der christlichen Länder, wieviel mehr müssen solche hervortreten, wo der Missionar mit durch und durch heidnischem Recht in Kontakt kommt! Wie soll er sich dazu stellen?

Vor allem wird er es nicht machen wie Simon Zelotes, sondern auch da muß er vorgehen mit liebender, zarter Hand, und muß Uebergänge zu schonen wissen. Das ist wohl das schwierigste Gebiet in der Missionspraxis, und Weisheit vom Herrn muß sich hier die Missionsleitung in ganz besonderem Maße schenken lassen. In der Kastenfrage in Indien hat uns der Herr so geführt, daß wir von Anfang an keine Uebergangsphase anerkannten, sondern diese satanische Schranke der Lieblosigkeit durchbrachen, sei es auch um den Preis noch so großer Kämpfe der Brüder, noch so großer Leiden der jungen Christen. In der Polygamie-Frage ist es anders. Notgedrungen mußten da, obwohl prinzipiell die Unzulässigkeit dieses eherechtlichen Instituts für uns feststand, einzelne Ausnahmen gestattet werden, allerdings mit dem brennenden Wunsch, daß jede die letzte sein möge.

Doch nun zur Schilderung einzelner Rechtsgebilde und der Stellung, welche unsere Mission dazu einnimmt.

1. Aus dem Gebiete des Personenrechts habe ich schon die Kaste, jene im höchsten Grade widergöttliche und unmenschliche Gliederung des Hindu-Volks erwähnt. Kaum irgendwo ist diese brutale Scheidung eines Volkes in mehrere, einander scharf untergeordnete Menschen-Species so stramm durchgeführt als in unserm Südindien. Im nahen, von England noch nicht aufgesogenen, halb unabhängigen Travankor gipfelt das Kastenwesen für ganz Indien: hier, im Paradies der Brahmanen, sind dessen Konsequenzen bis ins Absurde gezogen; aber auch in unserm Malabar ist es nicht viel besser. Die Kaste ist nicht nur eine soziale, sondern eine Rechtseinrichtung in weitgreifendstem Sinn: jede Kaste ist ein besonderes Rechtsgebiet; das Erbrecht der Nayer ist ein ganz anderes, als das der andern Kasten: das berüchtigte Neffenerbrecht, von dem ich später reden werde.

Ich erwähnte schon, daß die Basler Mission von Anfang an die Taufe von dem Bruch der Kaste als einer conditio sina qua non abhängig machte: die jungen Christen, vom „gottähnlichen“ Brahmanen zum verachtetsten Tscherumer und Paria müssen in

brüderlichem Liebesmahl von der uralten Knechtschaft der Kaste sich losgesagt haben, ehe sie in die Blutgemeinde Jesu können aufgenommen werden, der für alle gestorben ist.

Andre Missionen sind nicht so weit. Wir sind nicht gewillt, es uns als ein Verdienst anzumaßen, daß wir so weit sind, und anerkennen gerne, daß die Missionen, welche noch Kastenunterschiede (allerdings keine mehr bis zur Entziehung der Kelchgemeinschaft im Abendmahl — soviel ich weiß) festhalten, historisch anders geführt wurden als die Basler Mission, besonders da, wo eine Missionsgesellschaft das Erbe einer ältern Mission antrat, welche weniger klar die zerstörenden Folgen des Kastenwesens auf das innere Leben erfahren oder erkannt haben mochte. Aber das dürfen wir sagen, daß jeder, der Indien besucht (auch kürzlich wieder Julius Richter, Deutsche Mission in Südindien, 1902, S. 170) sich freuen muß, daß bei uns der Schnitt ein reinlicher und radikaler ist. Ein Aufbau des indischen Volkes auf christlicher Grundlage ist nicht möglich, solange das Bewußtsein der Kaste nicht ganz aus dem Volksbewußtsein geschwunden ist. Wie allgemein übrigens heutzutage in Indien die Verurteilung der Kaste unter den Christen geworden ist, zeigt ein einstimmiger Beschluß der großen indischen Missionskonferenz in Madras (Dezember 1902), welcher die Kaste, wo sie noch in der christlichen Gemeinde besteht, als ein Uebel bezeichnet, das zu unterdrücken ist, und welcher festsetzt, daß niemand irgend ein Amt in der Gemeinde haben dürfe, der das Gebot Christi durch Beobachtung der Kaste bricht, und daß alle Christen Indiens aufzufordern seien, ein so widerchristliches System aus den Gemeinden auszutilgen. (Miss.-Mag. 1903, S. 294).

2. Ich gehe über zur Sklaverei als Rechtsinstitution. Man wird mir sofort entgegnen, daß diese ja abgeschafft sei in den Ländern unter englischem Dominium, wie die Goldküste, und erst recht in dem deutschen Kamerun, und daß in Indien und China die Sklaverei als Einrichtung auch nicht zu Recht bestehe. Allerdings, aber der faktische Zustand deckt sich, namentlich in Ländern neuer Erschließung, nicht immer mit dem vom Kolonialstaat anerkannten Rechtsprinzip. Allerdings finden Ansprüche eines Herrn an einen Sklaven in keinem dieser Gebiete Rechtsschutz, allein nebenher laufen eine Mehrheit von Abhängigkeitsverhältnissen, die inhaltlich ganz und gar auf Sklaverei hinauslaufen, und deren

Objekte man in Afrika als Haussklaven und als Pfandleute bezeichnet. Gewohnheitsrecht ist also die Sklaverei vielfach immer noch.

Wenn nun auch in der apostolischen und nachapostolischen Frühzeit des Christentums die Sklavenfrage vor dem Forum des christlichen Gewissens noch nicht zur Aburteilung gelangt war, so ist doch wohl die absolute Verneinung des Eigentumsrechts des Menschen am Menschen nur eine einfache Konsequenz der christlichen Auffassung von der Menschenwürde und dem Wert der Menschenseele. Daher enthält auch noch unsere neueste Gemeindeordnung von 1902 für die Goldküste (Art. 149, 150) besonders eindringlich gefaßte Bestimmungen gegen diese immer noch im Schwange gehenden Mißstände ein strenges Verbot, „durch Kauf oder auf irgend andre Weise einen Sklaven zu erwerben, einen Menschen als Sklaven zu verkaufen oder sich irgendwie am Sklavenhandel zu beteiligen, oder für Geld, das er einem Christen oder Heiden geliehen hat, einen Menschen als Pfand zu nehmen." In Afrika besteht nämlich, trotz dem Verbot des englischen Gesetzes, die Uebung, daß ein Schuldner in Ermangelung anderer Sicherheit seinem Gläubiger irgend ein von ihm abhängiges Familienglied oder auch sich selbst in Pfandknechtschaft hingibt. Dieser Pfandsklave ist dann in den meisten Fällen für immer an seinen Gläubiger gekettet, denn die Arbeitsleistung, die er liefert, wird nur als Zins, nie aber als Abzahlung am Kapital angerechnet. Jeder von unsern afrikanischen Brüdern kennt solche Pfandleute, deren Los ein unwiderrufliches bleibt trotz dem Gesetz und in Kraft der Abhängigkeit, die ihnen eine Befreiung nicht gestattet.

Daher schreibt unsre Gemeindeordnung vor, daß „für eine Arbeit, die ein Schuldner oder eines seiner Angehörigen beim Gläubiger übernimmt, ein Lohn festzusetzen ist, dessen Betrag von dem, was der Gläubiger an Kapital und Zins zu fordern hat, abzuziehen ist." Und durch einen besondern Erlaß (1895 Amtsbl. Nr. 173) hat das Komitee angeordnet, daß von Zeit zu Zeit das englische Gesetz gegen das Sklaven- und Pfänderwesen von den Kanzeln verlesen werde, unter besonderer Hinweisung auf den Schaden, den die Kinder durch das Pfandwesen erleiden.

In Kamerun ist derselbe Kampf gegen diese alten Rechtsunsitten nötig. Hier hat die Regierung eine besondere Verordnung gegen die Pfandsklaverei der weiblichen Zöglinge der Mission er-

lassen, worunter nach authentischer Auslegung alle unsre Christen, Frauen und Mädchen, verstanden sind. (Erlaß des Gouverneurs vom 7. Dez. 1896 und 31. Juli 1897).

Aber in Kamerun erweckt ein anderes neues Verhältnis: das der Plantagen-Arbeiter zu den Plantagengesellschaften, Bedenken. Die Arbeitergewinnung ist eine Lebensfrage der nach möglichster Ausnutzung ihrer ausgedehnten Land-Konzessionen begierigen Plantagen-Firmen, und sie müssen bereits tief ins Hinterland greifen, um ihren Bedarf zu decken. Bereits arbeiten Tausende von Bali-Leuten in den Plantagen und an den Küstenplätzen. Daß alles in der korrekten Form der Dienstmiete geschieht, kann vorausgesetzt werden; immerhin bleibt die Frage offen, ob bei diesen Verträgen, besonders wenn sie mit den Häuptlingen als Vertretern ihrer Untergebenen abgeschlossen werden, nicht Mißbräuche sich einschleichen, wie sie den australischen Pflanzern bei der Kuli-Anwerbung in der Südsee vorgeworfen werden, Mißbräuche, von denen vielleicht die Chefs der Firmen selbst nicht einmal Kenntnis erlangen. Eingeborne Christinnen unserer Mission genießen übrigens den besondern Schutz, daß sie ohne Zustimmung des Gouverneurs zu Dienstleistungen an Europäer nicht vermietet werden können. (Erlaß vom 7. Dez. 1896).

3. Daß die Rechtsverhältnisse, welche in unsern Missionsländern die Ehe beherrschen, für uns von sehr eingreifender Bedeutung sind, ist von vornherein klar. Aufbau der christlichen Familie ist Grundlage jeder weitern Missionsarbeit. Das eherechtliche Institut, mit welchem die Mission namentlich in Afrika, weniger in Indien und China, hart zusammenstößt, ist die Polygamie.

In Afrika, wo der Lebensunterhalt so einfach und leicht zu erwerben ist, ist die Vielweiberei sehr allgemein. Umso nötiger war es auch, daß unsre Mission (Gemeindeordnung für die Goldküste 1902, Art. 100) sie im Prinzip perhorresziert:

„Vielweiberei ist im Widerspruch mit der ursprünglichen göttlichen Ordnung der Ehe, 1. Mos. 2, 22—24, die von Jesus Christus Matth. 19, 5. 6 ausdrücklich bestätigt ist, und kann deshalb in den christlichen Gemeinden nicht geduldet, muß vielmehr abgetan werden."

Aber dies Prinzip ist dadurch etwas abgeschwächt, daß die Ordnung fortfährt:

„Es gilt deshalb als Regel, daß polygamistische Ehen solcher Männer, die zum Christentum übertreten wollen, vor der Taufe gelöst werden.“

Eine Regel aber läßt Ausnahmen zu, und im Absatz 5 des Artikels wird erklärt: „Sollte die Mission bei ihrem weitern Vordringen unter andern Völkern Verhältnisse antreffen, auf die die obigen Bestimmungen nicht zutreffen, so behält sich das Komitee für diese neuen Verhältnisse neue Bestimmungen vor.“

Ein solches Vordringen war nun die 1886 erfolgte Inangriffnahme von Kamerun. Hier fand die Durchführung der Monogamie als Vorbedingung der Aufnahme weniger Schwierigkeit, als erwartet wurde; hat doch der bekannte Häuptlingssohn und spätere Katechist Koto ohne Umstände von seinen zehn Weibern neun entlassen. Aber Fälle ereigneten sich doch auch, wo es zu Ausnahmen kam. Sie betrafen Männer, deren Frauen ohne größte Gefahr für ihr moralisches und physisches Wohlergehen nicht hätten entlassen werden können, oder deren Anhänglichkeit an die Frauen ihrem Drang nach der Taufe die Wage hielt. In einem Fall erwies sich der Versuch als verfehlt, denn nach dem Tode des Mannes gaben die überlebenden Frauen durch ihren Wandel Aergernis. Im andern, wo das Komitee zustimmte, machte sich ein so energischer Protest der Aeltesten der Gemeinde Mulimba geltend, daß es nicht zur Taufe kam, und Lotin hält sich nun eben ungetauft, so gut er kann, zum christlichen Gottesdienst.

Es ist der Mühe Wert, die Aeußerungen dieser Aeltesten, nach einem Referat unseres Miss. Fr. Lutz, über die Frage zu vernehmen. „Ein dem Taufbewerber Lotin nahestehender Aeltester sagte, nachdem er unumwunden zugestanden, daß Lotin durch seinen Glauben und seinen Wandel manchen unserer Christen beschäme: in diesem Fall dürfen wir die Stimme unseres Herzens nicht mitreden lassen. Das Dichten und Trachten der Schwarzen geht darauf aus, mehrere Weiber zu haben. Zwei Weiber möchte jeder auf alle Fälle haben, das dritte und vierte kann er eher missen. Wenn Lotin getauft wird, geht in unsern Gemeinden alle Zucht aus Rand und Band, denn viele Polygamisten wollen schon lange getauft werden. Es ist nicht geschehen. Viele wollen auch jetzt getauft werden und passen darauf, wie eine Maus auf ein Loch, nicht erkennend den Ernst des Christentums. Wenn wir nun in unserm Gebiet den ersten Polygamisten taufen, müssen wir auch die andern taufen, denn sie werden Lotin als Bei-

überall die unerbittliche und in den Mitteln skrupellose Konkurrenz der römischen Gegenmission bedrängt.

6. Wie aber steht es mit Aufnahme eines Mannes oder einer Frau, die bereits mit einem heidnischen Ehegatten verbunden sind? Das ist ein brennendes Kapitel, namentlich in Indien, wo die Sippe eines übertretenden Mannes das Unmögliche leistet, um ihm seine Frau abspenstig oder doch unsichtbar zu machen, und wo vollends eine übertretende Frau von den vereinigten Familien des Mannes und der Frau am entscheidenden Schritt mit Gewalt und List verhindert wird. Diese Kämpfe um die Freiheit ziehen sich durch die Berichte unserer Brüder nicht als roter, sondern fast als schwarzer Faden hindurch.

In der Gemeinde-Ordnung von Indien steht zwar wohl in Art. 99 der fromme Wunsch, es solle der übertretende Teil eines heidnischen Ehepaars „sich vom andern nicht trennen, wenn dieser es sich gefallen läßt, mit ihm ehelich zu leben", unter Hinweis auf Korinther 7, 12—16. Allein die Dinge liegen im heutigen Indien ganz anders als im damaligen Griechenland. Hier, wo die Religion vorwiegend Staatsreligion und Sache des öffentlichen Lebens war, konnte wohl eine solche Mischehe bestehen, aber in Indien, wo durch den Bruch der Kaste der christliche Teil unrein, jeder sozialen Berührung unfähig, ein Auswurf der Menschheit wird, ist der erträgliche Bestand einer solchen Ehe, wenigstens da, wo die Frau Christin wird, so wenig wahrscheinlich und in der Tat auch so selten, daß — Ausnahmen vorbehalten — füglich die Klärung des Verhältnisses durch vorangehende Scheidung vorgeschrieben werden könnte. So ist es auch in der Praxis der Brüder. Sie suchen den Mann, dessen Frau sich zur Mission wendet, zum Scheidebrief zu bestimmen. Es klingt hart, ist aber die einzige glatte und befriedigende Auskunft. Wo der Mann sich dem Christentum zuwendet, da hilft etwa dessen Autorität oder auch die Treue der Frau dazu, auch diese letztere zu gewinnen; doch sind jahrelange Kämpfe und ein schmerzlicher Ausgang auch nicht selten.

7. Eine sehr dankenswerte Einrichtung zum Schutz der christlichen Ehen in Kamerun sind die standesamtlichen Register zum Eintrag solcher Eingeborner, die „einer Missionsgesellschaft angehören und in christlicher Ehe leben oder zu leben gewillt sind." (Erlaß des Gouverneurs vom 7. Dez. 1896). Diese Eintragungen

haben „vollberechtigte Wirkungen insbesondere Ansprüchen gegenüber, welche auf alten heidnischen Sitten beruhen.“

8. Auch auf der Goldküste hat die englische Regierung eine Marriage-Ordinance erlassen, aber nicht mit glücklicher Hand. Für die Eheschließung unter Christen ist nämlich eine Einschreibung vorgeschrieben, wofür nur zwei Orte: Akuse und Akra, angewiesen sind, und erst wenn diese erfolgt und bescheinigt ist, darf die kirchliche Trauung erfolgen, auch nur in einigen bestimmten, hiezu örtlich privilegierten Kapellen: all das natürlich gegen Taxe. Ist dann dergestalt eine christliche Ehe perfekt, so fällt sie nicht unter das äußerst laxe einheimische, sondern unter das englische Eherecht, nach welchem die Scheidung infolge des Instanzenganges und der enormen Unkosten tatsächlich unmöglich ist. Solchergestalt ist die christliche Ehe gegenüber der nach Landesrecht geschlossenen, bei der die Formalien gleich Null sind und die Scheidung fast nur ein Wort kostet, mit Dornhecken und Fußangeln umgeben. Und so kommt es, daß gar viele Christen sich mit einem Zusammenschreiten nach Native-Recht begnügen, was ihre Ehe vor den Augen des Gesetzes zum Konkubinat stempelt, und was sie der kirchlichen Einsegnung beraubt, weil diese dem Geistlichen ohne Registerschein und Lizenz bei hoher Gefängnis- und Geldstrafe oder Deportation verboten ist. Und nun zieht man sich eben so durch. Seit 1896 ist in den Berichten der Brüder von den früher sehr stark ausgemalten Schwierigkeiten nicht mehr die Rede, man scheint einen modus vivendi ausfindig gemacht zu haben. Wie wenig sich andere, selbst englische Missionen, von diesen Marriage-Ordinances anfechten lassen, zeigte mir eine Unterredung in London mit den leitenden Organen der dicht neben uns auf der Goldküste arbeitenden Wesleyanischen Missionsgesellschaft — sie wußten nichts von der Sache. Gesetze können eben für das Mutterland vortrefflich, für Afrika recht unpraktisch sein.

9. Indien und China leiden unter einem, der Sitte und dem Rechtsgebiet gemeinsam angehörigen Institut, einer Art von Antizipation der Ehe, die aus dem Streben der Eltern fließt, doch ja recht früh dem Sohn eine passende Gattin zu sichern und der Tochter das Los einer Unverheirateten zu ersparen, wohl auch, die Tochter recht bald zu verkaufen. Es sind das die Kinder-

verlobungen, richtiger Kinderehen, denn es sind bindende Eheschlüsse, bei denen nur das Zusammenleben vertagt wird.

Diese unerschöpfliche Quelle von Unheil sucht natürlich die Mission nach Kräften zu verstopfen Art. 89 der indischen Gemeinde-Ordnung bestimmt: „Es geht in der Gemeinde des Herrn nicht an, daß Heiraten oder auch nur Verlöbnisse im Kindesalter, ehe die Kinder herangereift sind und ihr eigenes Urteil haben, geschlossen werden. Um eine eheliche Verbindung eingehen zu können, soll ein Jüngling das zwanzigste, eine Jungfrau das sechzehnte Lebensjahr zurückgelegt haben."

Nun aber anerkennt in Indien das englische Gesetz heidnische Kinderehen, auch wenn später der eine Teil Christ wird. Verlangt also der heidnische Mann, der vielleicht inzwischen mehrere Frauen schon hat, nun die inzwischen Christin gewordene, vielleicht in frühester Kindheit ihm wirklich oder angeblich angetraute „Braut" als Frau in sein Haus, so wird sie ihm unter Umständen zugesprochen, und ihr Los ist alsdann ein schreckliches; sie ist ja kastenlos und der unwürdigsten Behandlung bloßgestellt. Daraus ergibt sich für die Mission die Lehre, stets vor der Taufe für eine solche Kinderbraut die Scheidung zu erwirken, was einfach durch einen gestempelten Scheidebrief geschehen kann; ist die Kinderbraut schon Christin geworden, so kann das Scheidungsverfahren nur auf den Dornenpfaden des englisch-indischen Prozeßweges erfolgen, mit andern Worten: die Unglückliche bleibt an den Mann gebunden, kann sich also nie wieder verheiraten.

Auch in China ist der Kampf gegen die dort ganz allgemein verbreitete Rechtssitte der „Schwiegertöchterchen" ein fortwährender, und es wird noch sehr lange dauern, bis auch aus den Christen das Ungehörige und Schädliche derselben zu vollem Bewußtsein gekommen ist. Warneck (Miss.-Lehre Band 5, 236) hält es für einen unberechtigten Eingriff in die bürgerliche Rechtssphäre, wenn die Mission ein bestimmtes Alter für die Eingehung der Ehe kirchengesetzlich normiert. Allein D. Oehler (Miss.-Magazin, S. 311, 1903) spricht ganz aus der Erfahrung der Basler Mission heraus, wenn er dagegen erwidert, daß Kinderheiraten nicht nur die bürgerliche Rechtssphäre berühren, sondern unsittlich sind; es ist daher nicht einleuchtend, warum nicht eine der Gemeinde zu gebende Lebensordnung diesen, wie andern Unsittlichkeiten soll wehren dürfen.

10. In China bereitet die Scheidungsfrage unserer Mission ganz eigenartige Schwierigkeiten. Die Auswanderung unserer Christen nach dem Hawaii-Archipel, nach Borneo ist leider eine stets wachsende. Der Mann verläßt die Frau, meist in guten Treuen, um bald und mit Ersparnissen wieder zu kommen, auf angeblich zwei, drei Jahre. Er schreibt aber nicht mehr und kommt nicht wieder. Nirgends ist die Lage einer solchen Frau, die nicht Witwe und nicht mehr Ehefrau ist, unhaltbarer als in China, also drängt sich die Wiederverheiratung fast mit zwingender Gewalt auf. Unser Komitee hat nun folgende Normen aufgestellt: ist die Ehe nur formell, noch nicht tatsächlich geschlossen, besteht also nur ein vertragsmäßiges Anrecht, oder sind hinreichende Gründe für die Ueberzeugung vorhanden, daß der fortgezogene Gatte entweder gestorben oder in eine andere Ehe getreten ist (nicht bloß in ein vorübergehendes Verhältnis, denn einer solchen würde der Chinese nicht soviel Bedeutung beilegen), so soll nach etwa zehnjähriger Dauer der Entfernung eine neue Ehe zulässig sein, wenn der Mann seit Jahren keine Absicht kund tat, die Ehe fortzuführen. Fehlen Anhaltspunkte, wie die oben angeführten, so ist eine Dauer von 15 Jahren erforderlich. Doch dies sind annähernde Ansätze, die nicht unabänderlich sein sollen, und auch das Alter kommt in Betracht.

11. Ich schließe die dem Eherecht entnommenen Mitteilungen mit dem Art. 91 der indischen Gemeinde-Ordnung, welcher bestimmt, daß es christlicher Eltern unwürdig ist, für ein Mädchen, das zur Ehe begehrt wird, Kaufgeld zu fordern oder auch nur anzunehmen.

In allen unsern Missionsländern besteht das Gegenteil der bei uns üblichen Mitgift, nämlich die Hingabe von Geldeswert durch den Bräutigam an den Vater der Braut, zu Recht. Es kann dies aufgefaßt werden als eine Entschädigung der dem Hause des Vaters entgehenden Arbeitskraft, aber ebensowohl auch als ein wirklicher Kaufpreis. Unsere Mission hält sich nun an letztere, auch im Volksbewußtsein vorherrschende Auffassung und findet darin eine, dem christlichen Bewußtsein widerstreitende Erniedrigung der Ehefrau und damit der Ehe.

12. Aus dem Gebiet des Erbrechts greife ich das in West-Afrika und Süd-Indien geltende sogen. Neffenerbrecht heraus.

In diesem Institut prägt sich wohl am tiefsten und schlagendsten die Versunkenheit der heidnischen Eheverhältnisse aus. Es erscheint uns als eine so abenteuerliche Verzerrung gesunder erbrechtlicher Grundsätze, daß es uns eine wahre Gedankenanstrengung kostet, es zu begreifen. Daß es bei zwei so weit entfernten, so grundverschiedenen Völkern sich findet, wie die westafrikanischen Neger und die Süd-Indier, zeigt uns, wie gleiche sittliche Zustände überall auf Erden auch gleichen Rechtsgebilden rufen können.

Was ist Neffenerbrecht? Lassen wir uns zuerst berichten, wie es sich in West-Afrika darstellt, wo es bei den Gàern und Tschiern, nicht aber bei den im ganzen wohlhabenden und selbständigen Adangmeern (Adaern und Krobo) gilt. Nicht vom Vater auf den Sohn, sondern vom Oheim auf den Neffen, d. h. auf den Sohn zunächst der ältesten Schwester geht die Erbfolge, und es wird demgemäß schon bei Lebzeiten der Oheim von dem Neffen als „älterer Vater" angeredet. Und die Söhne? Nun, die erben überhaupt nur als Neffen eines Oheims; zu ihrem Vater stehen sie in keinerlei erbrechtlichem Verhältnis.

Fragt man nach dem Ursprung dieser Rechtssitte, so wird man auf die Zerfahrenheit der ehelichen Verhältnisse hingewiesen. Polygamie und unstätes Herumziehen der stets auf Handelszüge erpichten Neger: das ist es. Der Händler hat an den Orten, die er periodisch als Hausierer absucht, seine Weiber, die er vielleicht ein oder zweimal des Jahres sieht. Inzwischen fehlt es nicht, daß diese Weiber in anderweitige Beziehungen treten, und so entsteht eine Unsicherheit in der Abstammungsfrage, daß man schließlich die Recherche de la paternité für das Erbrecht aufgab und nur darauf sah, von welcher Frau der Erbe geboren ist. Und die nächste der Frauen ist ja dann allerdings die Schwester, die nächste Deszendenz sind die Kinder der Schwester.

An diesen Neffen fällt nun die Erbschaft mit Vermögenswerten und Passiven ohne weiteres; er kann sich auch den Verpflichtungen des Erblassers nicht entschlagen: er erbt Grundstücke, Fahrhabe, Weiber, Schulden, Bürgschaften, Pfandverpflichtungen, Händel und Prozesse.

Wie stellt sich nun die englische Regierung zu diesem Erbrecht? Sie anerkennt es als Native-Gesetz, und die erste Instanz, das Eingebornen-Gericht unter dem Häuptling, spricht in Streitig-

keiten nach diesem Recht, und das englische Obergericht anerkennt auch diese Entscheidung. So unter Heiden. Für Christen aber besteht die Möglichkeit, testamentarisch die Kinder zu Erben einzusetzen, und ein solches Testament wird ohne weiteres vom englischen Gericht anerkannt, wenn es formell in Richtigkeit ist. Mehr noch. Appelliert eine christliche Familie von dem Urteil des Häuptlingsgerichts an das englische Gericht, so wird nach englischem Gesetz entschieden, welches natürlich die Kinder als erbberechtigt anerkennt. So sind Konflikte für unsre Missionsleute ziemlich vermieden. Unsre afrikanische Gemeinde-Ordnung (Art. 139) enthält denn auch, unter deutlicher Beziehung auf das Neffenerbrecht der Heiden, folgende Bestimmung:

> Sowohl nach englischem Gesetz als nach unsrer Gemeinde-Ordnung fällt der etwaige Nachlaß unserer Gemeindeglieder, wenn sie Witwen und Kinder hinterlassen, diesen, und zwar den Kindern in möglichst gleichen Teilen zu, und nicht wie bei den Heiden den fernerstehenden Verwandten oder gar Fremden. Sind keine Witwen oder Kinder vorhanden, so treten die nächsten Anverwandten als Erben ein.

Ueber die Verhältnisse in Süd-Indien gibt ein Aufsatz von Miss. Schmolck (in Geograph. Nachrichten der ostschweiz. Geogr. Ges. Basel, 10. Febr. 1892, S. 33) sehr einläßliche Auskunft.

Was in West-Afrika naiv und roh, das findet sich im althistorischen Süd-Indien raffiniert und zu einem ganzen sozialrechtlichen System ausgebildet. Die Grundlage ist dieselbe Erbfolge der weiblichen Linie, wie in Afrika, und sie würde hier richtiger Nichtenerbrecht heißen, denn es sind die Töchter, nicht die Söhne der Schwester, welche erben. Parallel mit dieser Erbfolge geht der Charakter des Grundbesitzes nebst dem dazu gehörigen Mobiliar als Familiengut. Die Familie besteht aus sämtlichen Nachkommen eines weiblichen Ahnen. Erben sind die weiblichen Familienmitglieder, soweit sie Deszendenz des weiblichen Ahnen sind; Verwalter des Familiengutes aber ist das älteste männliche Familienglied. Die in der Familie geborenen Männer sind absterbende Zweige des Familienstammes, weil die von ihnen erzeugten Kinder der Familie der Mütter angehören, die selbst wieder Glieder eines fremden Familienverbandes sind. Diese Verbände sind abgeschlossene Güterkomplexe, wobei das Grundeigentum unver-

äußerlich ist. Die Männer haben das Recht auf Unterhalt auf diesem Familiensitz und Anwartschaft auf die Verwalterstelle nach der Anciennität. Dabei sind die ehelichen Verhältnisse völlig gelockert und zersetzt; die Frauen leben so ziemlich nach Gefallen mit beliebigen, oft mehreren Männern, und nur dann erregt dies Streit und kann zur Ausstoßung aus dem Familienverband führen, wenn es mit Männern niedriger Kaste geschieht. Hier begegnen sich dann auch Polygamie und Polyandrie.

Man fragt sich, wie es möglich war, daß eine solche Unnatur sich einnisten und bis heute lebendig erhalten konnte. Allgemein wird die Entstehung dieses Verhältnisses dem Einfluß der Brahmanen zugeschrieben. Schon im Altertum wanderte ein Brahmanenstamm, die Namburi, in Malabar ein, unterwarf sich die Bevölkerung, und es ist glaubhaft, daß diese Brahmanen den eingebornen Stämmen diese Einrichtung aufgezwungen haben, um sich Einkünfte zu verschaffen; denn die Leute haben oft große Summen zu zahlen, um ihren Töchtern eheliche Verbindungen mit Namburi-Söhnen zu verschaffen; vor allem aber dient die Einrichtung den Lastern und Lüsten der „Erdengötter", der Brahmanen. Zu leugnen ist freilich nicht, daß die Familien-Genossenschaften, welche unter der Herrschaft dieser Institution sich bilden und fest zusammengekittet fortbestehen, den Angehörigen die Garantie einer materiell gesicherten Existenz und einer gegenseitigen Hilfe bieten, aber um welchen Preis!

Nun umfaßt aber dies Nichtenerbrecht und dieses Familiengutsystem nicht die ganze Bevölkerung von Malabar. Es ist die Nayer-Kaste (im übrigen Indien Sudra genannt), die der Landbauern, es sind die zahlreichen Tier in Nord-Malabar und Travankor, welche ihm allgemein huldigen; andre Kasten haben ein gemischtes System, und selbst auf mohammedanische Mapilla in der Nähe von Kalikut hat es abgefärbt. Der Rest der Bevölkerung huldigt dem Kindeserbrecht, aber auch wieder je nach der Kaste in verschiedenen Modifikationen. So geht bei der Schulmeisterkaste das Erbrecht nie auf Töchter über, welche alle schon als Kinder „verheiratet" werden. Schmolck zählt 27 Kasten auf, die in Malabar dem Marumakkad-Hayam, d. h. dem Nichtenerbrecht, und ebenso viele, welche dem Makkad-Hayam, d. h. dem Kindeserbrecht folgen.

Die richterlichen Behörden erkennen nun diese einheimischen Erbverhältnisse als zu Recht bestehend an. Es ist selbstverständ-

lich, daß ein so widersinniges und verworfenes Institut unzähligen Prozessen ruft; die Gerichte sind damit förmlich überschwemmt, namentlich ist es die ungebührliche Macht des Verwalters des Familiengutes (Káranawen), welche eine stete Quelle des Streits bildet; natürlich, denn wenn derselbe untreu ist, so steht der Zusammenbruch der ganzen Gemeinschaft bevor und es kommt nicht nur ein Haushalt, wie bei uns, sondern eine ganze große Familiengenossenschaft an den Bettelstab. Das Recht des Káranawen an die Kinder in der Familie geht vor dem Recht selbst der Mütter. Wenn auch in neuerer Zeit etliche Gerichtsentscheide zu Gunsten der Mutter (ja nicht des Vaters; von dem ist ja nie die Rede) ausgefallen sind, so stehen denselben eine Anzahl Entscheidungen des Obergerichts in Madras gegenüber, die zu Gunsten des Káranawen ausfielen.

Daß die Christen mit dieser entsetzlichen Unsitte radikal zu brechen haben, versteht sich von selbst, und Konflikte für die Mission sind kaum möglich, weil die christlichen Ehen und damit das christliche Erbrecht dem englischen Gesetz unterworfen sind. Daß aber übertretende Christen vielfach unter ihrer bisherigen Verbindung mit diesem System leiden, ist ebenso klar.

Unsre indische Gemeinde-Ordnung (Art. 139) enthält überdies eine Anleitung an unsre Christen, wie sie ihren letzten Willen nach gesunden Grundsätzen zum Ausdruck bringen mögen: Wenn eine Witwe und Kinder zurückbleiben, so mögen diese in erster Linie als Erben eingesetzt werden, und zwar mit billiger Berücksichtigung aller Kinder, auch der Töchter. Wenn keine Witwe und keine Kinder vorhanden sind, hingegen nahe Verwandte, so mögen diese als Haupterben eingesetzt werden, zumal wenn sie bedürftig sind.

Wer nicht wüßte, daß es hier gilt, die Heidenchristen von den Banden des Nichtenerbrechts zu befreien, könnte sich wundern, einen solchen Artikel in einer kirchlichen Gemeinde-Ordnung zu finden.

Danken wir dem Herrn, daß er unsrer Mission gerade Malabar angewiesen hat, wo soviel gut zu machen ist. „Während Indien" — so schließt Br. Schmolck seine Darstellung — „unter der Plage der Kaste seufzt, ist Malabar doppelt gebunden: mit der Kaste und dem Nichtenerbrecht." (Schluß folgt.)

Aus dem Missionsleben eines Pioniers in der Südsee.

IV.

Allgemach war das Missionswerk auf den Loyalitäts-Inseln so weit erstarkt, daß die Missionare daran dachten, dasselbe auf die große Insel Neu-Guinea auszudehnen. Die Londoner Mission hatte mit ihrer Arbeit im fernen Osten, auf der Insel Tahiti begonnen und war damit schrittweise gegen Westen vorgegangen. Eine Inselgruppe nach der andern war unter den Einfluß des Evangeliums gestellt worden; die der Loyalitäts-Inseln bildete die äußerste westliche Grenze ihrer Missionstätigkeit. Neukaledonien war und blieb uns durch die Franzosen verschlossen; auf den Neuhebriden arbeiteten bereits die Presbyterianer und Bischöflichen, und so erschien es uns als die Aufgabe der jungen Christengemeinden auf den Loyalitäts-Inseln, die Papua-Bevölkerung von Neu-Guinea als Missionsobjekt ins Auge zu fassen. Denn in der Südsee-Mission war es nach und nach zu einem gewissen Herkommen geworden, daß wenn eine Inselgruppe das Evangelium empfangen hatte, sie dasselbe auch der nächsten zukommen lassen wollte.

Nun war die Frage hinsichtlich einer Mission auf Neu-Guinea auf der jährlichen Synode der Missionare angeregt und eingehend beraten worden. Die heimatliche Behörde in London billigte unsern Vorschlag und beauftragte mich, denselben auszuführen. Ich berief deshalb eine Versammlung, die von allen Gemeinden Lifus beschickt wurde, und legte ihnen unsern Plan vor. Zugleich rief ich Freiwillige aus der Zahl der eingeborenen Gehilfen und Seminaristen auf. Das Ergebnis hievon war, daß sich alle ohne Ausnahme für das neue Unternehmen meldeten und es blieb mir nur noch übrig, die richtige Auswahl zu treffen. Es war mir von vornherein klar, daß man für diese Pionierarbeit, zumal in Neu-Guinea, nur die tüchtigsten Leute würde gebrauchen können. Meine Wahl fiel deshalb vor allen auf unsern Gutscheng, der, wie ich wußte, in jeder Hinsicht seinen Mann stellen würde. Er hatte inzwischen die Tochter eines Häuptlings geheiratet, die jahrelang bei meiner Frau in die Schule gegangen und aus einem wilden heidnischen Mädchen zu einer

tüchtigen, achtenswerten Jungfrau herangewachsen war. An der Seite ihres Mannes hatte sie nun auch das Lob einer ausgezeichneten Frau. Gutscheng nahm den Ruf an, und es war für ihn und seine Gattin keine Kleinigkeit, ihr trautes, behagliches Heim und den Kreis ihrer Verwandten, Freunde und Gemeindeglieder aufzugeben, um hinauszuziehen auf eine fremde Insel, deren wilde Bewohner als Menschenfresser allgemein bekannt und gefürchtet waren.

Zum Anfang einer so schwierigen Mission, wie es die in Neu-Guinea war wegen des ungesunden Klimas und der wilden Bewohner, schien es ganz von selbst geboten, zunächst eine Zentralstation an einem verhältnismäßig gesunden und sichern Platz anzulegen. Sie sollte der Ausgangspunkt für das ganze Werk sein und zugleich das Sanatorium und die Zufluchtsstätte für die kranken und gefährdeten Missionsarbeiter. Auf unsere Erkundigungen hin schien die Darnley-Insel in der Torresstraße diesen Erfordernissen zu entsprechen. Sie liegt etwa 700 Fuß über dem Meeresspiegel, besitzt fruchtbare Täler und Hochflächen, die mit Kokospalmen und andern Fruchtbäumen bestanden sind, hat guten Ankergrund und frisches Wasser und zudem Schiffsverbindung mit Australien. Dazu kam noch, daß die Mündung des bedeutenden Fly-Flusses in zirka 8 Stunden in einem Segelboot erreicht werden konnte, ein Umstand, der für die geplante Arbeit auf der gegenüberliegenden Insel Neu-Guinea ins Gewicht fiel. Als ich mich dann persönlich von der günstigen Lage der Insel als dem geeignetsten Punkt für die Anlegung einer Zentralstation überzeugt hatte, reichte ich ein Gesuch bei der Regierung in Queensland (Australien) ein, worin ich dieselbe um Ueberlassung der halben Darnley-Insel für die Londoner Mission bat. Ich erhielt dieselbe und zugleich die Zusicherung, daß sich die Regierung den übrigen Teil der Insel vorbehalte und zugleich darauf sehen werde, daß sich keine Handelsgesellschaft auf ihr niederlasse. Somit war der Mission freie Hand auf der ganzen Insel gelassen und wir beschlossen endgültig, sie zum Mittelpunkt unseres neuen Missionsunternehmens zu machen.

Gutscheng sollte mit einem Lehrer von Lifu das Werk auf der Darnley-Insel beginnen, und so schifften wir uns denn von Lifu dahin ein. Nach den Angaben der Seebücher hatte man in der „Verratsbucht" anzulegen, die ihren Namen davon erhalten hatte, daß daselbst die Mannschaft eines Bootes von den Eingebornen niedergemacht worden war. Ueberhaupt wurden die dortigen Bewohner als sehr wild und verschlagen geschildert, und daß man vor ihnen sehr auf der Hut sein müsse. Als wir daher an einem Samstag in der Bucht Anker warfen und weit und breit keinen Eingeborenen

erblickten, war uns nicht wenig beklommen zu Mute. Auch hatten wir niemand bei uns, der uns bei den Wilden als wohlgesinnte und harmlose Leute hätte einführen können. Desgleichen war uns ihre Sprache fremd, sodaß es voraussichtlich schwer halten würde, sich mit den mißtrauischen Leuten zu verständigen. Aber wir wußten, daß freundliches Auftreten und Geschenke eine Sprache reden, die von jedermann in der Welt verstanden wird. Und diese Sprache war es auch allein, die uns gegenüber den Kannibalen jener Insel zu Gebote stand.

Nachdem wir an jenem unvergeßlichen Samstag in der Bucht vor Anker gegangen waren, währte es eine Weile, bis sich auf einer kleinen Anhöhe der erste Eingeborne zeigte. Es war der Kriegshauptmann des Orts, der augenscheinlich nur Ausschau hielt. Wir winkten ihm zu, sprangen in unser Boot und ruderten ans Land. Als wir hier den Wilden am Strande trafen, gaben wir ihm auf die freundlichste Weise zu verstehen, daß er ins Boot hereinkommen und uns aufs Schiff begleiten sollte. Obschon er anfangs sehr mißtrauisch und furchtsam erschien, wagte er's schließlich doch und ging mit uns. An Bord des Schiffes setzten wir ihm eine reichliche Mahlzeit vor, gaben ihm einige kleine Geschenke und ließen ihn dann wieder ans Land zurückkehren. Zugleich gaben wir ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er morgen früh nach Sonnenaufgang wiederkommen und auch seine Freunde mitbringen dürfte.

Es wäre interessant gewesen, an jenem Abend der Unterhaltung der Eingeborenen an ihren Lagerfeuern unter den Kokospalmen zuzuhören. Sicherlich machten unsere Geschenke unter ihnen die Runde, sie wurden neugierig und mit verlangenden Blicken betrachtet. Natürlich sagten sie sich, daß es da drüben auf dem Schiff noch viele solcher begehrenswerter Dinge gebe; die Frage sei nur die, wie man ihrer habhaft werden könne. Gewiß wurde da mancherlei vorgeschlagen. Die einen meinten, es sei am besten, man suche sie sich durch Diebstahl anzueignen; andere schlugen einfach Mord und Plünderung vor, während die Weisesten unter ihnen rieten, sich lieber auf den Tauschhandel und Bettel zu legen. Für letzteres mochten die schlimmen Erfahrungen sprechen, die sie schon infolge ihrer Gewalttaten gemacht hatten.

Schon vor Sonnenaufgang hörten wir am andern Morgen an dem lebhaften Stimmengewirr, daß sich eine Menge Volks am Strand versammelt hatte, die aufs Schiff herüber zu kommen trachtete. Sobald wir auf dem Verdeck unser Morgenbad genommen hatten, schickten wir denn auch unsere Boote hinüber, um die Leute überzusetzen. Doch bevor das geschah, trafen wir unsere Vorsichtsmaß-

regeln. Denn solche durfte man bei dem ersten Zusammentreffen mit den Wilden jener Gegenden nicht versäumen. Wir zogen ein starkes Tau quer über das Hinterdeck, über das die Eingeborenen nicht hinausdurften. Am Bug des Schiffes wurden zur Sicherheit einige von der Mannschaft postiert und der Steuermann stellte sich mit einem Matrosen hinter dem Tau auf, um die Eingeborenen im Schach zu halten. Dann wurden alle Gegenstände, die etwa die Habgier der Schwarzen reizen konnten, nach unten verbracht und alle Luken sorgfältig geschlossen. Der Weg zur Kabine war somit abgesperrt. Es ist wichtig, daß man sich in diesen Fällen vorsieht, denn die Unterlassung solcher Vorsichtsmaßregeln kann sich bitter rächen. Es ist nicht einmal geraten, einen Wilden mit seiner Keule hinter sich drein gehen zu lassen; denn die Versuchung für ihn ist in solchem Falle zu groß. Er kennt ja keinen Rächer weder im Himmel noch auf Erden und es juckt ihn in allen Fingern, seinen Streitkolben auf das unbewehrte Haupt des Vorangehenden niedersausen zu lassen, und das nicht etwa aus Mordlust, sondern einfach aus Ehrgeiz, weil er weiß, daß er dadurch in der Achtung seiner Volksgenossen steigt.

Bald war ein Haufe Wilder an Bord. Es war eine seltsame, aufregende Scene. Ihre bloßen Körper waren bemalt und mit allerlei Federn und Muscheln geschmückt. Sie faßten alles an, schauten sich neugierig um, durchstöberten jeden Winkel und drängten sich mit aller Gewalt gegen das Tau, über das sie gern hinüber in die Kabine eingedrungen wären. Manche kletterten auf die Brüstung, um einen bessern Ueberblick zu gewinnen, andere fielen im Gedränge über Bord, was bei den Leuten die größte Heiterkeit erregte. Was sollten wir aber an jenem Sonntagmorgen mit dieser Volksmenge anfangen? Wie sehr bedauerte ich, daß ich damals noch nicht ihrer Sprache mächtig war. Und doch war es mir darum zu tun, diesen Wilden einen günstigen Eindruck von uns zu hinterlassen und ihnen zu zeigen, daß wir andere Leute seien als die weißen Händler und Perlmutterfischer, mit denen sie sonst je und je zu tun hatten. Ich beschloß deshalb, unsern üblichen Morgengottesdienst in der Lifusprache zu halten. Die gesamte Schiffsmannschaft scharte sich um die acht Lehrer und ihre Frauen, die alle in ihrem Sonntagsstaat an Deck erschienen. Es waren darunter sieben verschiedene Nationalitäten vertreten, vom gebildeten Europäer bis herunter zum unzivilisierten Wilden. Jede Farbenschattierung war da zu sehen, und noch nie zuvor hatte ich vor einer so gemischten Gesellschaft gepredigt. Zur Verwunderung und Freude der Eingeborenen sangen wir zuerst ein Lied, dessen Klänge von den nahen Bergen feierlich widerhallten, die Worte: Jesus soll herrschen 2c. Dann beteten wir mit einander

und flehten Gott an, daß er seine Knechte in ihrer bevorstehenden Arbeit leiten, schützen und segnen möge. Denn niemand hat wohl je seine gänzliche Abhängigkeit von der Hilfe Gottes so empfunden, wie wir in unserer damaligen Lage. Die Eingeborenen hörten mit schweigendem Staunen zu. Nach dem Gottesdienst verkehrten wir ohne Scheu mit ihnen und nahmen einige ihrer angesehensten Leute mit in unsere Kabine. Hier gaben wir ihnen einige Geschenke und ließen sie wieder gehen, wobei wir den Eindruck hatten, daß wir, wer wir auch in ihren Augen sein mochten, doch für andere Leute gehalten wurden, als die, die sonst an ihrem Strande landeten.

Am Nachmittag wagten wir uns in ihr Dorf, wo wir freundlich aufgenommen und beschenkt wurden. So war denn unser gegenseitiger Verkehr eingeleitet und in drei bis vier Tagen hatten wir ihr Vertrauen so weit gewonnen, daß wir es wagen durften, an dem Ort einen Missionsposten anzulegen. Hiezu wurde unser Gutscheng mit einem Gehilfen beauftragt. Immerhin war es eine gewagte Sache, die beiden Lehrerfamilien auf der einsamen Insel unter der wilden Bevölkerung schutzlos ihrem Schicksal zu überlassen und ich werde nie jene Augenblicke vergessen, die ich kurz vor unserer Abreise erlebte. Es war am Morgen des fünften Tages und ich stand in der Nähe der Grashütte, die wir gegen Tauschwaren von den Eingeborenen als vorläufiges Unterkommen für die beiden Lehrerfamilien zu unserer Verfügung erhalten hatten. Unsere Gehilfen ahnten nichts von meiner Nähe. Ihre Kisten und Bündel waren gelandet und alles war für unsere Abfahrt bereit, um an der Küste von Neu-Guinea nach einem geeigneten Punkt zu einer weiteren Missionsniederlassung zu fahnden. Als ich mich der Hütte näherte, hörte ich eine der Frauen bitterlich weinen. Es war Gutschengs Frau. Ich blieb außen stehen und wagte nicht einzutreten. Solcher Schmerz schien mir den Ort zu einer geweihten Stätte zu machen. „Ach meine Heimat, meine Heimat!“ hörte ich die Weinende klagen. „Warum haben wir unser glückliches Heim verlassen? Wären wir doch wieder daheim in Lifu! Die Leute hier werden uns umbringen, sobald das Missionsschiff weiter gesegelt ist, oder sie werden uns alles stehlen.“ Dann hörte ich ihren Mann mit bewegter Stimme sagen: „Wir dürfen nicht vergessen, wozu wir hierher gekommen sind — nicht um Perlmuscheln oder andere irdische Schätze zu sammeln, sondern um den Leuten den wahren Gott und unsern Heiland Jesum Christum zu verkündigen. Wir müssen dran denken, was er für uns gelitten hat. Mögen sie uns töten oder uns berauben, was wir auch zu erleiden haben, so ist doch das gering gegenüber dem, was er für uns erlitten hat.“

Weiter konnte ich nicht zuhören; ich schlich mich leise hinweg, bis ich mich gefaßt hatte. Dann trat ich in die Hütte ein, tröstete sie und betete mit ihnen. Ja, ich schäme mich nicht, es zu bekennen — ich weinte mit ihnen. Inzwischen kamen auch die übrigen herzu, und als wir miteinander an den Strand gingen, um das Boot zu besteigen, geschah es nur mit schwerem Herzen. Als wir aber vollends vom Lande abstießen und die kleine Gruppe vom Strande aus uns weinend nachblicken sahen, umgeben von nackten lärmenden Wilden — da mußte ich denken, wie wenig doch die Welt von ihren wahren Helden weiß.

Etwa drei Wochen hielten wir uns an der Küste von Neu-Guinea auf und gründeten dort an drei verschiedenen Plätzen Missionsniederlassungen. Wir hatten hier mit noch größeren Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen als auf der Darnley-Insel. Das Traurigste an der Sache aber war, daß dieselben hauptsächlich durch einige unserer eigenen Landsleute hervorgerufen worden waren; denn diese hatten sich als Perlmutterfischer in der Torresstraße allerlei Gewalttätigkeiten gegen die Eingeborenen erlaubt und es wären infolge dessen beinahe vier unserer Lehrer ermordet worden. In Darnley fanden wir dagegen bei unserer Rückkehr alles in bester Ordnung. Gutscheng und sein Gehilfe waren augenscheinlich tüchtig ins Zeug gegangen. Mit Hilfe der Eingeborenen hatten sie sich eine nette Hütte erbaut, die nicht wenig von den armseligen Behausungen der Schwarzen abstach. Die beiden Zimmer waren auch mit dem nötigsten Mobiliar ausgestattet und der Tisch lag voll Jams, Bananen und Kokosnüssen, während sich draußen eine Schar von Eingeborenen fröhlich tummelte, die offenbar im besten Einvernehmen mit den Lehrerfamilien standen. Wir verbrachten den Sonntag über auf dem neuen Missionsposten und hielten im Schatten der Kokospalmen unsern Gottesdienst.

Von Darnley aus kreuzten wir den Papua-Golf, um längs dem Gestade der großen Halbinsel, die wie ein Sporn den östlichen Ausläufer von Neu-Guinea bildet, unsere Untersuchungsfahrt fortzusetzen. Mit guter Brise erreichten wir die am Eingang einer breiten Bucht liegende Insel Yule, die auf der einen Seite durch Riffe abgeschlossen ist, aber auf der andern Seite eine umso schönere Einfahrt besitzt, wo selbst die größten Schiffe einlaufen können. Die Bucht selbst bildet einen der besten Häfen von ganz Neu-Guinea. Als wir die grünen Hügel und das mit tropischem Urwald bedeckte Gestade der Yule-Insel erblickten, hatten wir sofort den Eindruck, daß dieser Platz eine ausgezeichnete Zentralstation für diesen Teil unserer Neu-Guineamission abgeben würde. Weiter östlich davon

fanden wir dann die eingeborenen Stämme von etwas hellerer Farbe als die am Papua-Golf. Auch schien es uns, als ob sie ihrer Sprache nach den östlichen Polynesiern ähnelten. Es war demnach die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die ganze südöstliche Halbinsel von malayischen Polynesiern bewohnt war, die vielleicht die Urbevölkerung ins Innere des Landes gedrängt hatten. Aus diesem Grunde hielten wir es für wünschenswert, daß einige unserer polynesischen Missionare mit einer Anzahl dortiger Gehilfen diesen südöstlichen Küstenstrich besetzen und bearbeiten sollten. Demzufolge erhielt zunächst Missionar Murray auf Samoa die Weisung, diese Arbeit zu leiten, bis dann drei Jahre später Missionar Lawes ihn ablöste, der dann noch in der Person des bekannten Missionars Chalmers Verstärkung erhielt.

Mittlerweile waren unsere Missionsposten im Papua-Golf von Krankheit schwer heimgesucht worden. Sowohl die verschiedenen Inseln als auch das Festland der Hauptinsel erwiesen sich allenthalben als höchst ungesund. Selbst die Darnley-Insel war nicht fieberfrei. Dieser fatale Umstand veranlaßte mich, nach höher und gesünder gelegenen Plätzen zu suchen. Ich glaubte sie an den Flüssen aufwärts finden zu können. Unter den Flüssen wurde mir von den Eingeborenen der Baxter, der Fly und der Katau genannt. Aber auch diese gefahrvollen Untersuchungsreisen führten zu keinem praktischen Ergebnis. Bis weit hinein ins Land fanden sich weder irgendwelche Höhen, noch auch eingeborene Volksstämme. Nur die Küste war auf eine Strecke von 10 bis 12 Wegstunden weit landeinwärts bevölkert. Auch die Insel Yule, auf der wir eine Station angelegt hatten, erwies sich als ungesund, und in Port Moresby, wo sich Missionar Lawes mit einigen polynesischen Lehrern niedergelassen hatte, legte der kleine Friedhof mit seinen 18 Gräbern, die sich dort seit zwei Jahren erhoben, ein trauriges Zeugnis ab.

Angesichts dieser Verhältnisse, und umgeben von kranken und sterbenden Gehilfen, beschlossen wir, es am Südende der Halbinsel zu versuchen, in der Hoffnung, dort ein günstigeres Klima anzutreffen. Mit Missionar Lawes machte ich zunächst eine Rekognoszierungsfahrt dahin und fand dort eine zahlreiche Bevölkerung vor, die eine ganz andere Sprache redete und dem Kannibalismus ergeben war. Das Gebiet schien für eine Mission günstig zu liegen; nur kam es darauf an, ob die klimatischen Verhältnisse einen längeren Aufenthalt gestatten würden. Ich beschloß, es zu versuchen und wählte hiefür sechs Lehrer von den Loyalitäts-Inseln, die wie ich selber vorerst ihre Frauen auf unserer Hauptstation in der Torresstraße zurückließen, bis die ersten Niederlassungen im neuen Gebiet gegründet sein würden. Gutscheng war auch diesmal mein treuer Gefährte. Noch vor unserer

Abreise traf Missionar Chalmers von Rarotonga ein, und mit ihm eine Anzahl polynesischer Gehilfen von dort. Einige derselben überließ er Missionar Lawes in Port Moresby, mit den sechs übrigen begleitete er mich nach dem Osten. Auch nahm er seine Frau mit sich, wie denn auch die polynesischen Lehrer von ihren Frauen begleitet waren.

Nachdem wir an Ort und Stelle angekommen waren, trafen wir die Vereinbarung, daß Chalmers mit seinen Rarotonga-Leuten den Distrikt am Südkap besetzen sollte, während ich mit meinen Lifu-Lehrern am Ostkap arbeiten wollte. Chalmers schlug demzufolge sein Hauptquartier in einem kleinen Dorfe der Stacey-Insel in der Nähe des Südkaps auf. Ich wählte dagegen meinen Standort auf einer Insel in der China-Straße, die am zentralsten gelegen war und auch verhältnismäßig gesund erschien. Wir besetzten dann mit unsern Gehilfen die geeignetsten und scheinbar gesundesten Plätze der Küste. Gutscheng warf sich mit dem ihm eigenen Eifer in die Arbeit, und auch die übrigen Lehrer taten, was in ihren Kräften stand. Wir hatten auch keine Schwierigkeit, die Eingebornen für mäßige Preise zur Beihilfe heranzuziehen. Unsere Dinner-Insel wurde nach und nach von den umwohnenden Stämmen als neutrales Gebiet betrachtet und respektiert. Von allen Seiten erhielten wir Besucher, und es fanden sich bisweilen über hundert Kanoes zu gleicher Zeit bei uns ein. Durch ihr entgegenkommendes Verhalten wurden wir von Anfang an recht ermutigt. Nichtsdestoweniger waren sie eine wilde Gesellschaft von Kannibalen, die auch recht lästig und gefährlich werden konnten, zumal sie sehr leicht reizbar waren. Außerdem waren sie äußerst bettelhaft und diebisch, weshalb sie es auch für vorteilhafter hielten, uns lieber zu rupfen als aufzuspeisen; denn sie sahen recht wohl ein, daß wir das Bindeglied bildeten zwischen ihnen und dem Lande des Eisens, der Korallen und Türschlösser.

Die Dinner-Insel sollte uns nach ihrer Lage für die östliche Neu-Guineamission ganz demselben Zwecke dienen wie die Darnley-Insel für die westliche. Nur hatte erstere gegenüber der letzteren den Vorteil, daß sie dem Festland ganz nahe lag. Nachdem wir zwei provisorische Missionshäuser erbaut und ringsum ein großes Stück Land für Kulturzwecke geklärt hatten, legten wir einen gangbaren Weg durch die Insel an und begannen mit der Errichtung von einzelnen Missionsposten auf der größten und bevölkertsten Nachbarinsel, sowie an der Milne Bai und am Ostkap. In der gleichen Weise ging Missionar Chalmers von der Stacey-Insel vor und legte seine Stationen der Küste entlang an, wobei er vom Südkap aus bis hin zur Orangeriebucht die westliche, ich die östliche Richtung einhielt.

Mit großen Hoffnungen hatten wir unser Werk begonnen, aber zu unserer tiefen Bekümmernis und Enttäuschung erwiesen sich auch diese beiden neuen Gebiete als äußerst ungesund, besonders das Südkap. Chalmers verlor seine Frau und vier der Lehrer und kehrte nach Port Moresby zurück, das an der Küste etwa in der Mitte zwischen dem Papua-Golf und dem Südkap lag. Alle Missionsposten an letzterem wurden aufgegeben bis auf die Station auf der Stacey-Insel. Auch im Ostkap-Bezirk starben mehrere Lehrer, andere mußten ihre Posten räumen. Aber da die Dinner-Insel einen verhältnismäßig gesunden Zufluchtsort bot, so konnten die Lifu-Lehrer wenigstens drei Missionsplätze besetzt halten.

Nur mit dem größten Widerstreben machte ich mich schließlich mit dem Gedanken vertraut, daß es eine vergebliche Mühe wäre, an der Küste von Neu-Guinea Oertlichkeiten aufzufinden, wo Eingeborne von den Südsee-Inseln als Lehrer und Evangelisten arbeiten könnten. Die Verantwortung, die Leute von dort in ein Gebiet zu verpflanzen, wo die Hälfte davon dem mörderischen Klima erlag, war zu groß. Sollte aber doch Neu-Guinea christianisiert werden, so konnte dies nur durch Eingeborene des Landes selbst geschehen. Ich beschloß daher, ein Papua-Seminar zu errichten und die nötigen Missionsarbeiter aus dem Volke heranzubilden.

Unsere Neu-Guineamission, soweit sie bis jetzt in Angriff genommen war, zerfiel geographisch in einen westlichen, mittleren und östlichen Missionsbezirk. In jedem derselben war eine Zentralstation geplant, eine möglichst gesund gelegene Oertlichkeit, wohin sich sowohl die eingeborenen Gehilfen als auch die Missionare in Zeiten der Krankheit zur Erholung zurückziehen sollten. Hiefür war meines Erachtens im westlichen Bezirk kein Platz geeigneter als die Darnley-Insel, auf der wir mit unserem Missionsunternehmen den Anfang gemacht hatten. Für die Errichtung des Gehilfenseminars wählte ich dagegen die in der Nähe von Darnley gelegene Murray-Insel, die außer ihrer verhältnismäßig gesunden Lage auch noch sonst mancherlei Vorteile bot. Nachdem ich sechs volle Jahre ausschließlich Pionierdienste getan, Beziehungen mit den wilden Eingeborenen des Landes angeknüpft, die Küstenstriche erkundet, Missionsplätze angelegt und die Lehrer auf ihren einzelnen Posten besucht und beaufsichtigt hatte, übernahm nun Missionar Chalmers diese Aufgabe, wofür er ganz besonders geeignet war. Ich widmete mich dagegen der neuen Arbeit am Papua-Institut, das zugleich eine Industrieschule sein sollte. Die Mittel hiefür reichte eine englische Dame dar, die uns auch schon mit einem Missionskutter versehen hatte.

Die ersten Gebäulichkeiten waren bald errichtet, und mit meinem

treuen Gefährten Gutscheng besuchte ich nun alle Missionsplätze des westlichen Bezirks, um die nötigen Schüler für die Industrieschule zu erhalten. Das hielt allerdings in der ersten Zeit schwer, denn keiner wollte seine Heimat verlassen. Aber nach dem ersten Jahre war auch diese Schwierigkeit überwunden und wir hatten schließlich über 100 Zöglinge beisammen. Ein Gebäude von 60 Fuß Länge und 20 Fuß Breite diente als Werkstätte, wo sich alle Einrichtungen für Schreiner- und Schmiedearbeiten fanden. Für die Zöglinge wurden zwei Reihen von Hütten erbaut. Aus unserer Werkstätte gingen allerlei Arbeiten hervor. Für den Häuptling und seine Leute, die unter unserer Anleitung bessere Wohnungen erbauten, lieferten wir Türen und Fensterläden. Wir bauten und reparierten Boote und Kanoes, und unter der Leitung eines Schiffszimmermanns wagten wir uns sogar an den Bau eines kleinen Schoners von 20 Tonnen. Derselbe erwies sich als ein recht gutes und brauchbares Fahrzeug. Für den Unterricht in der Industrie waren täglich drei Stunden angesetzt, und ebenso viele Stunden für den Schulunterricht. Während den jährlichen Ferien wurde ein Teil der Zeit von den Zöglingen dazu benützt, auf dem Festland von Neu-Guinea Evangelistenarbeit zu tun. Auf diese Weise wurden die jungen Leute fünf Jahre lang für den Dienst unter ihren Landsleuten geschult.

V.

Unsere ersten Papua-Gehilfen sollten zunächst im Gebiet des Fly-Flusses ihre Verwendung finden, da derselbe eine bedeutende Wasserstraße ins Innere des Landes bildet. An die Spitze des neuen Unternehmens sollten zwei Lifu-Lehrer treten, darunter der bewährte Gutscheng. Wir hofften, daß die letzteren wenigstens sechs bis acht Monate das dortige Klima aushalten würden. Während der ungesunden Jahreszeit wollten wir sie dann wieder zurückziehen und die Papua-Gehilfen, die ja an jenes Klima gewöhnt waren, sollten den Posten allein versehen. Wir wählten die gesündeste Jahreszeit und begannen mit den Vorbereitungen. Die sechs Papua-Gehilfen, mit denen wir den Anfang machen wollten, waren ernste und intelligente Jünglinge, in deren christlichen Charakter und Hingebung ich volles Vertrauen setzen durfte. Sie waren auch alle gut verheiratet mit Mädchen, die von meiner Frau erzogen und unterrichtet worden waren. Die jungen Leute waren nicht nur unsere ersten Nationalgehilfen, sondern auch die ersten Christen aus dem Papua-Volke selbst.

Es war deshalb ein denkwürdiger Tag, den ich nie vergessen werde, als sie am ersten September-Sonntag des Jahres 1883 zu

ihrem Amte abgeordnet wurden. Ich predigte am Morgen mit Be-
zugnahme auf das vor uns liegende Werk und die Arbeit unserer
angehenden Gehilfen. Dann genossen wir mit einander das heilige
Abendmahl. Am Nachmittag segnete ich die jungen Leute ein und
nannte ihre Arbeitsposten, für die ein jeder bestimmt war. Hierauf
forderte ich einen jeden von ihnen auf zu einem Abschiedswort an
die kleine Gemeinde. Sie alle sprachen sich in einer Weise aus, daß
wir den Eindruck hatten, sie traten im rechten Geist und Sinne ihr
Amt an.

Am folgenden Tage schifften wir uns ein und verließen die
Murray-Insel, um nach der gegenüberliegenden Küste von Neu-Guinea
zu segeln. Unser erstes Ziel war der Kataufluß, an dessen Mündung
auf beiden Seiten die großen Dörfer Katau und Tureture liegen.
Hier hatten wir schon im Jahr 1871 unsere ersten Missionsposten
auf dem Festland der großen Insel angelegt. Aber acht verschiedene
Lehrer von den Südsee-Inseln hatten sich vergeblich bemüht, an
diesen ungesunden, niedrig gelegenen Plätzen festen Fuß zu fassen.
Sie alle mußten nach einander dem fieberischen Klima weichen. Den
letzten Versuch hatte noch unser wackerer Gutscheng gemacht, der
aber hier seine Frau verlor. Jetzt nahmen wir den Posten wieder
auf mit Leuten, die dem Klima gewachsen waren. Wir besetzten jedes
der beiden Stranddörfer mit je einem Papua-Gehilfen, die von der
Bevölkerung gut aufgenommen wurden und in der Folgezeit recht
wacker gearbeitet haben.

Von da steuerten wir weiter nach dem Flyfluß. Nachdem wir
uns glücklich durch die Klippen und Sandbänke hindurchgewunden
hatten, liefen wir in die Flußmündung ein und fanden gegenüber
der Stadt Kiwai in einer Bucht einen geschützten Ankerplatz, dem
wir den Namen „Fort Spicer" beilegten. Wir landeten noch am
gleichen Abend und freuten uns an dem schönen Strand. Als den
Ort für unsere Missionsniederlassung wählten wir einen hochgelegenen
Landstreifen, der mit Wald besetzt war und in dessen Nähe ein ver-
lassenes Dorf lag. Es war somit neutraler Boden für die umliegenden
Ortschaften, ein Umstand, der für die Sicherheit der Missionsstation
nicht ohne Wichtigkeit war. Am nächsten Morgen schifften wir die
mitgebrachten Baumaterialien aus und gingen ungesäumt an die Er-
richtung des Missionshauses. Während ich den Kapitän mit seiner
Mannschaft hiefür zurückließ, begab ich mich nach der nur wenige
Stunden entfernten Bampton-Insel, um auch hier einen National-
gehilfen anzusiedeln. Auch dieser Platz war früher schon von zwei
polynesischen Lehrern besetzt gewesen, aber sie waren beide samt ihren
Frauen von den Eingeborenen erschlagen worden. Auch noch jetzt

galten die Bewohner als ein diebischer wilder Volksstamm. Da sie indes mit den Eingeborenen von der Darnley-Insel in nahen Beziehungen standen, so nahmen sie den Papua-Gehilfen, der von da stammte, freundlich auf.

Als ich nach Fort Spicer zurückkehrte, fand ich Gutscheng und seine Leute eben daran, das Wellblechdach auf sein Häuschen, das sich auf Pfosten sieben Fuß über dem Boden erhob, aufzusetzen. Wir brachten dann auch einen Flaggenstock über dem einen Giebel an und zogen unsere Flagge auf. Zur Sicherheit der Zurückbleibenden ließ ich ihnen ein altes, aber dauerhaftes Boot, das wir umgebaut hatten, zurück. Zugleich sollte es ihnen für ihre Fahrten zu den umliegenden Ortschaften dienen. Gutscheng war, das wußte ich, mit der Führung und Handhabung eines solchen Bootes von früher her wohl vertraut.

Am Abend, bevor wir uns wieder einschifften, hielten wir noch eine Gebetstunde mit einander, die mir zeitlebens im Gedächtnis bleiben wird. Es war eine prachtvolle sternenhelle Nacht; bei dem milden Mondlicht atmete alles ringsum Friede und Ruhe, obschon die Lichter, die aus den Hütten von Kiwai und den andern Stranddörfern herüberblinkten, uns daran erinnerten, daß wir uns unter Kopfjägern und Kannibalen befanden. Wir gedachten unserer Aufgabe vor Gott und dankten ihm für das, was er schon unter ähnlichen verkommenen Volksstämmen durch seine Boten ausgerichtet hatte und waren der Zuversicht, daß er auch hier sein Werk werde ausrichten lassen. In dieser Hoffnung segelten wir auch am nächsten Morgen ab. Das Missionsboot, das dazu bestimmt war, den Bewohnern der Flußufer die Friedensbotschaft zu bringen, lag ruhig vor Anker; auf seiner Mastspitze wehte die Flagge, die als Wahrzeichen die Taube mit dem Oelzweig im Felde zeigte. Das kleine Missionshaus schimmerte freundlich im Glanz der Morgensonne durch das grüne Gezweig der Uferwaldung und die ganze Umgebung hatte schon einen gewissen Anstrich von Zivilisation.

Die kleine zurückbleibende Arbeiterschar mit Gutscheng an der Spitze täuschte unsere Hoffnungen nicht. Mit allem Eifer gingen sie an ihre Arbeit nnd suchten sich mit den Verhältnissen und den umwohnenden Eingeborenen bekannt zu machen. Ihre besondere Aufmerksamkeit widmeten sie der Bevölkerung von Kiwai, das wegen seiner zentralen Lage von Bedeutung für die Arbeit im Mündungsgebiet des Fly werden konnte und wohin man so bald als tunlich die Missionsstation verlegen wollte. Wie am Ostkap auf der Dinner-Insel, so war es auch hier. Der Missionsplatz bei Fort Spicer war bald der Sammelort für die Eingeborenen der Umgegend. Von allen Seiten kamen sie mit Lebensmitteln zu den Lehrern und tauschten

allerlei Handelsartikel gegen ihren Sago und Jams ein. Sehr bald lernten sie die Lehrer als Leute des Friedens achten, und das Wort „Misionare“ wurde zum Losungswort, mit dem noch heute die Christen sich den Wilden und feindlichen Stämmen jener Küste nähern.

Meinen nächsten Besuch am Fly-Fluß machte ich in einem großen Seeboot, da der Missionskutter für drei Monate anderswo aufgehalten wurde. Ich traf alles wohl an in Fort Spicer und es war in jeder Hinsicht ein Fortschritt zu bemerken. Wir besuchten dann die Bewohner von Kiwai und Samari, wo ich bei meinem nächsten Besuch eine Station anzulegen beabsichtigte. Inzwischen wollten einige Eingeborne von da, die die Darnley- und Murray-Insel gern kennen gelernt hätten, mich auf der Rückreise begleiten. Ihre Bereitwilligkeit kam mir sehr erwünscht, denn auf diese Weise hatten sie Gelegenheit, die Wirkungen des Christentums auf diesen Missionsplätzen kennen zu lernen, wovon sie schon so viel gehört hatten. Es war auch zu hoffen, daß die Leute bei ihrer Rückkehr mit dazu beitragen würden, etwaigen Widerstand gegen die Errichtung von Missionsstationen in ihren Dörfern zu beseitigen. Jedenfalls versprachen wir uns das Beste von ihrem Besuch. Die wenigen Wochen, die sie bei uns auf der Murray-Insel zubrachten, waren für sie in der Tat Tage wunderbarer Dinge. Denn was sie da sahen und hörten führte sie aus einem Erstaunen ins andere.

Mittlerweile war der Missionskutter wieder bei uns eingelaufen und wir trafen Vorkehrungen, mit ihm unsere Fahrt an den Fly anzutreten, wo nun die beiden neuen Stationen in Kiwai und in Samari angelegt werden sollten. Vier Freiwillige aus der Zahl der älteren Seminaristen sollten uns begleiten. Zugleich wollten unsere Gäste in ihre Heimat zurückkehren; denn wenn es auch zurückging in die Wildnis, so galt ihnen diese doch als das schönste Heim.

Der Tag der Abfahrt war gekommen. Die Unsrigen hatten sich am Strande versammelt und wünschten uns gute Reise. Noch von weitem winkten wir ihnen Lebewohl zu. Wir ahnten nicht, welcher Empfang uns in Fort Spicer zu Teil werden würde. Es war leider ein sehr niederschlagender. Das erste, was wir zu Gesicht bekamen, war die Flagge auf dem kleinen Missionshause. Aber sie deutete auf nichts Gutes — sie war auf Halbmast gezogen. Bald darauf wurde uns die schmerzliche Kunde zu teil, daß unser treuer Gutscheng, der erste eingeborne Pionier in Neu-Guinea, zu seiner Ruhe eingegangen war. Er war, wie so viele seiner Gefährten vor ihm, dem Klima zum Opfer gefallen. Er erlebte es nicht mehr, daß in Kiwai und Samari neue Stationen angelegt wurden, aber er hatte wacker

vorgearbeitet, daß dies möglich war. Er hatte jahrelang mit Treue seinem Herrn gedient und freudig die Mühsale und Gefahren des Pionierdienstes in Neu-Guinea auf sich genommen. Seine sterbliche Hülle ruht auf einer einsamen Insel des Fly-Flusses, wo sie von liebenden Händen und mit blutendem Herzen in den Sand jenes fremden Strandes gebettet wurde. Ich aber hörte eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach (Off. Joh. 14, 13).

Buddhistisches und Antibuddhistisches in China.

Von Missionar C. F. Voskamp.

(Schluß)

Der Buddhisums hat sein Ziel in China erreicht. Nicht, daß ganz China buddhistisch geworden wäre, oder daß, wie vielleicht indische Fürsten gehofft haben, ein gewaltiges buddhistisches Reich entstanden und China eine Art von Vasallenstaat Indiens geworden wäre, — das alles ist nicht erreicht worden. Es ist auch schwer durch Zahlen klar zu legen, was der Buddhismus in China bedeutet. Es ist eine eigene Sache mit den statistischen Tabellen darüber. Man wird dabei in der Tat an jenen Mann erinnert, der einen Mückenschwarm zählen wollte, dann müde wurde und anfing zu schätzen. Wenn ich kürzlich die Aufstellung fand, in China gäbe es etwa vierzig Millionen Buddhisten unter dreihundertzwanzig Millionen Konfuzianer und fünfzehn Millionen Taoisten, so geben diese Zahlen doch kaum annähernd ein richtiges Bild von der Durchdringung Chinas mit dem Buddhismus.

Der Buddhismus hat tatsächlich die ganze große Masse des chinesischen Volkes wie ein Sauerteig erfüllt. China hat dieses Produkt indischen Geistes in sich aufgenommen, umgestaltet, verarbeitet und zu seinem geistigen Eigentum gemacht. Es gibt Tempel für die drei Religionen, wo die Statuen des Konfuzius, Buddhas und Laotses friedlich neben einander stehen, und in der Mitte auf dem Ehrenplatz steht nicht Konfuzius, sondern Buddha. Fast in jedem größeren Tempel, der dieser oder jener Gottheit geweiht ist, führt

der Weg an den bildlichen Darstellungen buddhistischer Höllenstrafen vorüber, wo die Menschen vor dem Höllenrichter je nach ihren Vergehungen zersägt, zerhackt, zerstochen, geröstet und gebraten werden, und dort findet man die meisten Hilfeflehenden, die im Gewissen angesichts der furchtbaren Strafen im Jenseits verängstigt sind. Jeder Chinese, der nur nach den Moralprinzipien des Konfuzius sein Leben regelt, tritt unter den Seelenmessen buddhistischer Priester seinen Weg in die nächste Welt an. Man hat gesagt, der Chinese sei ein Diesseiter und kein Jenseiter, und doch bringen seine Angehörigen die Opfer dar und versuchen nach altem, erprobtem Brauch den buddhistischen Höllenrichter zu „squizen" (zu „quetschen"), damit er des Toten Geschick gnädig gestalte.

Das ist es eben, was den Buddhismus nach China führen mußte: die eine heiße Sorge, die in keinem Menschen zum Schweigen gebracht werden kann, dieses unablässige Fragen um das Schicksal nach dem Tode, das uralt qualvolle Rätsel in der Menschenbrust, der Zwiespalt zwischen Gewissen und Schuld. Konfuzius hatte auf die Frage eines seiner Schüler, wie es mit dem Leben nach dem Tode bestellt sei, geantwortet: „Ich kenne das Leben nicht, was sollte ich von dem Tode wissen". Nun kam der Buddhismus und wollte das Leben kennen, denn er predigte die Scheinexistenz der diesseitigen Welt, und er wollte um den Tod wissen, denn er verkündigte eine Vergeltung im Jenseits. Nicht eine Religion ist der Konfuzianismus, denn er ordnet nur die Beziehungen der Menschen unter einander, aber machtvoll will der Buddhismus in die ewigen Geschicke der Menschenseele eingreifen, und er predigt seine Predigt von der Schuld des Menschen und verkündigt ihm, wie er selbst sich erlösen könne. Wie die syrische Inschrift auf der berühmten nestorianischen Steintafel in Hsian-fu aus dem Jahre 781 zeigt, haben aus dieser buddhistischen Predigt die alten nestorianischen Priester viele Begriffe der christlichen Dogmatik übernommen, und auch heute sind in den Bibelübersetzungen und in den evangelischen Predigten Begriffe wie Buße, Reue, Erneuerung, Erleuchtung, Glaube, buddhistischen Gepräges.

Wenn die buddhistischen Klöster auch jetzt das so oft geschilderte Bild von Mönchen zeigen, die vor sich hinbrüten und hinstieren, die alle den gleichen unaussprechlichen Gesichtsausdruck, wie mit einem Stempel gezeichnet, tragen und aussehen, als ob sie sich in einer beständigen Narkose befinden, wie denn auch fast achtzig Prozent dieser Leute Opiumraucher sind, so läßt sich doch nicht leugnen, daß es glühende Naturen unter ihnen gibt, die nicht müde und matt werden, zu predigen, daß alles Heil in Buddha läge, und Nonnen eilen an

die Krankenlager und ermahnen die Leidenden, alles Vertrauen auf Buddha zu setzen. Freilich die alten chinesischen Kaiser mußten schon Verfügungen gegen den Besuch ihrer Frauengemächer durch die Nonnen erlassen, die auf die kaiserlichen Weiber allzu stark wirkten, und in den Teehäusern und Tabagien der großen chinesischen Städte erzählt sich das Volk, diese oder jene Maßregel des Vizekönigs oder des Gouverneurs sei auf Fürsprache der Nonnen bei der Frau Vizekönig oder Frau Gouverneur gemildert oder abgeschafft worden.

Es lag doch eine gewaltige Energie in diesen Kultur- und Glaubensboten der Darma Mahamatra, in diesen Königskindern oder in diesen Männern von Rang und Ansehen, die als Bettler hinauszogen in die Welt, den Reisnapf in der Hand, sich täglich das wenige von Menschen erbittend, was zu ihrer Leibesnahrung und Notdurft gehörte, und jedermann ist gewiß die schöne bronzene Statuette des buddhistischen Mönches bekannt, der einen Schuh in der Rechten haltend, nach jahrelanger Arbeit in China arm und elend wieder zurückgewandert ist. Hunger, Kälte, Geißel und Tod haben die Männer erduldet, unablässig Buddha verkündigend, eingedenk jenes flammenden Wortes Asokas: „Brüder, wie sollten wir zaudern, wo es das Heil der ganzen Welt gilt".

Freilich die Zeit der Verfolgungen ist vorüber, und die alte Spannkraft hat nachgelassen. In den reichen Klostersitzen, die der alte Buddhismus mit wunderbarem Instinkt dort angelegt hat, wo die Natur alle ihre Schönheiten und Reize vereinigt, gleichsam als wollte er sich dadurch für die Entbehrungen der Weltlust und ihrer Genüsse entschädigen, führt der buddhistische Mönch sein hindämmerndes Klosterdasein.

Des Morgens beim Aufgang und abends beim Niedergang der Sonne versammelt er sich mit seinen Konfratres — ich schildere hier das Leben und Treiben des prachtvollen Klosters Hai-thong-tse in Kanton, das gegenüber der Berliner Mission jenseits des Perlstromes liegt — in dem großen mittleren Tempelraum, wo drei gewaltige, vergoldete Buddhas stehen. Das Volk nennt sie die Buddhas der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Etwas erhaben, vor dem mittleren Bilde an einem Altar, auf dem herrliche Bronzegefäße von antiker Arbeit ihren Platz haben, sieht man den Vorsteher der Priesterabteilung, die grade Wochendienst hat, mit einem silbernen Stift gegen eine silberne Glocke schlagen, und nun setzen sich etwa dreihundert Mönche in Bewegung und wandern mit an einander gelegten Händen um die Buddhas und singen nach uralten indischen Weisen die vier Worte Wo-mi-to-fo d. h. Amita Buddha. Und rascher erklingen die Glockenschläge, und nun drehen sich die Bonzen, und rascher wird

ihr Schritt, und nun wenden sie sich, und nun sinken sie nieder, u
nun singt der Priesterführer allein, und die Schar respondiert, u
wieder erheben sie sich, und wieder singen sie den einen Namen. Si
es auch nur wenige Töne, die auf- und niedersteigen in diesem G
sang, er erklingt in der Ferne, in stillen Abendstunden, wenn
große Messe gelesen wird, und alle Priester und Priesterschüler v
sammelt sind, wie ein machtvoller Männergesang, in dem die hell
Tenore der jüngeren Mönche mit den tiefen Bässen der Alten k
respondieren.

Von den Tempelwänden grüßen in großen, vergüldeten chinesisch
Zeichen Aussprüche aus den Kings, wie: „Nur der Gute wird e
glücklich sein“, „Bittet, so wird euch gegeben“, „Beim Ausgang u
Eingang habe nur ein Herz“, „Trage Buddha im Herzen“, u
unten klingt im Chor nur der eine Name „Wo-mi-to-fo.“ Spri
man zu einem Priester, so antwortet er: „Wo-mi-to-fo;“ zählt
die Perlen seines Rosenkranzes, so murmelt er „Wo-mi-to-fo.“ U
dort an der Wand steht die Mahnung: „Wenn du den Nam
Buddha nennst, so seien deine Gedanken auf ihn gerichtet, wie d
fliegende Pfeil auf sein Ziel“. Man übt sich, wie oft der Name
einem Atemzuge ausgesprochen werden kann, und als tägliches Pens
wird den Novizen und Mönchen aufgegeben, den Namen viele tause
Male zu beten. Und überall, wohin das Auge blickt, bald als Fenst
kreuz, bald in der Anordnung des Tempelgebälks, bald als Mo
in den wunderbar schönen durchbrochenen Holzarbeiten oder in d
Altardecken und Vorhängen aus schwerem Damast, sieht man d
heilige Zeichen des Buddhas, das einst auf der Brust des groß
Inders erschienen sein soll, ein Kreuz dessen Schenkel gebrochen sin
das symbolische Zeichen der Lun-hui-toh-sheng, wie es der Chine
übersetzt hat, des Rades der Seelenwanderung, das die Abgeschieden
hinabträgt in niedre Daseinsformen oder hinaufträgt zu Glück u
Reichtum in neuer Menschengestalt.

Und nun treten wir hinaus in die prachtvollen Gartenanlage
wo links und rechts in seltsam gewachsenen Formen Bambus od
Zypressen als Männer, Hirsche, Pferde, Vögel oder Fische erscheine
und wandern vorbei an den Goldfisch- und Karpfenteichen, die buc
stäblich von Fischen wimmeln, vorbei an den Lotosgärten, denn d
Lotos ist das Bild der Karma, der Welt, wie sie aus sumpfige
schlammigen Tiefen aufwächst und im Sonnenglanze ihre herrlic
duftende Blüte öffnet, um zurück zu sinken in das Dunkel und i
das Nichts. Und dort steht auch das Krematorium, wo die Tote
verbrannt werden — oft trieb der Wind den Geruch einer ve
brennenden Priesterleiche über meine Wohnung hin — und na

den Aschenresten wird ausgerechnet, wie viel von Buddha er in sich aufgenommen hat, wie viel Si-sü d. h. Weltwesen noch unverwandelt in ihm geblieben ist.

Eines Tages ging Tschang-Tschi-tung, der bekannte Vizekönig, der zu jener Zeit im Süden die beiden Kuangprovinzen verwaltete, in diesen Tempel. Nach einer längeren Aussprache mit dem Abt des Klosters, dem er, wie das Stadtgespräch ging, empfohlen hatte, auf Grund von allerlei bösen Geschichten, die versuchungsvolle, sündige Stadt zu verlassen und in die Berge zu gehen, wo er besser mit seinen Mönchen ein Leben der Weltflucht und der Meditation führen könne, zog er mit 200000 Taels wieder von dannen. Das reiche Kloster wußte schon aus ähnlichen Erlebnissen zur Genüge, wie es sich den wohlwollenden Beamten des hohen Satrapen gegenüber zu verhalten habe.

Der machtvolle Einfluß, den der Buddhismus in China ausübt und die ungezählten Reichtümer, die sich in seinen Klöstern und Tempeln sammeln — denn bei jeder entarteten religiösen Gemeinschaft ist die Religion ein Geschäft, vielleicht das ergiebigste Handelsgeschäft, in dem unsichtbare Güter gegen bares blankes Geld umgetauscht werden, — gründet sich darauf, daß der Buddhismus mit dem Vorgeben auftritt, nicht bloß das Gebiet der Unterwelt, die Welt der abgeschiedenen Geister, den Zustand derer, die die Welt verlassen haben, zu kennen, sondern auch Mittel zu besitzen, die Lage der Abgeschiedenen in jener Welt zu bessern. Alle Krankheiten und alle Uebel sind Strafen, die auf den fallen, der die Toten vernachlässigt. Hier kommt der Konfuzianismus mit seinem Ahnendienst, mit seiner Pflicht an den Toten dem Buddhismus entgegen. Mit aller Energie greift dieser das dunkele Gebiet an. Er hat es Jahrhunderte lang verkündigt, daß er die Lage der Toten bessern und damit die Ruhe unter den Lebenden herstellen könne, und das Volk sieht in jedem messelesenden Priester, der beim Kerzenschein unter Rauchwerk seltsame, unverstandene Laute murmelt, eine Macht, die ordnend, helfend, lindernd und rettend in die kalte, grausige Welt der Toten eingreift.

Welch ein Feld der Tätigkeit der Spekulation für den buddhistischen Priester! Nehmen wir einen Fall aus dem täglichen Leben. Der Hausherr einer wohlhabenden chinesischen Familie ist gestorben. Er ist vielleicht kein übler Mann gewesen, hat schlecht und recht „gequetscht“, sein Opium geraucht, aber alles mit Maß. Seinen Weibern ist er ein guter Mann gewesen, er hat die erste Frau geehrt und die andern geliebt. Er hat auch manches Gute getan. Man sah, wie er von Zeit zu Zeit auf den Markt ging und gefangene

Sperlinge kaufte, die er dann fliegen ließ, und wie er noch lebende Gründlinge einhandelte, um sie in den nahen Fluß zu werfen, worauf unter den zahlreichen Zuschauern eine starke Bewunderung solcher Tugenden laut wurde. Mit Vorliebe nahm er von der Straße beschriebenes Papier auf, wobei er stets ein Wort von der Verwilderung seiner Zeitgenossen laut werden ließ. Das machte Eindruck. In Zeiten der Teuerung ließ er dünne Wassersuppen kochen und an die Armen austeilen. Und wenn die Armen diese Suppen zu wässerig fanden und sie verschmähten, so ließ er die Suppe den Schweinen vorschütten, was den Ruhm seiner wohltätigen Gesinnung durchaus nicht verringerte. Zur Aufführung von Theaterstücken im Tempel, wobei sich der Chinese die Götter als Zuschauer denkt, die sich auch amüsieren wollen, gab er gern seinen Beitrag, noch lieber zeichnete er eine Summe für Reparatur und Instandhaltung des Tempels, und sorgte stets dafür, daß den Göttern das Zehnfache seines Beitrags zur Kenntnis gebracht wurde. Denn die Götter sind auch Menschen gewesen, und nichts Menschliches ist ihnen fremd geblieben; und sie sehen nur, was vor Augen ist, aber das Herz sehen sie nicht an. Sein Kung-ko-ki weist eine Bilanz zu seinen Gunsten auf.

Dieses Kung-ko-ki ist auch eine buddhistische Einrichtung und verdient einige erklärende Worte. Es heißt wörtlich „Verzeichnis der Tugenden und der Sünden," zeigt also in der moralischen Buchführung das Credit und Debet. Täglich führen Tausende von Chinesen genau Buch über ihre guten und bösen Handlungen, und es war mir sehr interessant, als mir ein alter chinesischer Freund einen Einblick in das Geheimbuch seines Lebens gestattete, das er, wie er mir sagte, dreißig Jahre lang täglich geführt hatte. Auf der Kreditseite findet man vielleicht folgende Posten: Verscharren eines toten Vogels — eine gute Nummer, Verleihen eines Regenschirmes — eine gute Nummer, eine Beleidigung vergeben — hundert gute Nummern, Vernichten der Druckplatten eines obszönen Buches — dreihundert gute Nummern u. s. w. Auf der Debetseite findet man etwa folgende Posten: Verlachen einer mißwachsenen Person — eine schlechte Nummer, sich betrinken — fünf schlechte Nummern, Ausgraben eines Wurmes im Winter — eine schlechte Nummer, Treten auf bedrucktes Papier — fünfzig schlechte Nummern u. s. w. — Ich hatte unter meinen chinesischen Büchern ein buddhistisches Werk, das jede gute und schlechte Handlung auf ihren Wert oder Unwert, mit der vor dem Höllenrichter in der Unterwelt stehenden Wage gemessen, darstellt. Es fanden sich in diesem Buche grade auf sexuellem Gebiete die unglaublichsten Verirrungen, eine schauerliche Illustration zu dem bekannten Schluß des ersten Römerkapitels. Wir lächeln vielleicht über dieses Tun der Chinesen, und doch liegt ein gewisser Ernst in der Sache und eine Selbstzucht, die nicht ohne Folgen auf die Handlungen bleiben kann. Wir als Christen dürften vielleicht einen andern gründlicheren Maßstab an unser Tun im Leben legen, als daß wir durch Verleihen eines Regenschirmes auf eine gute Nummer im Jenseits

rechnen würden; wir schreiben auf unsere Debetseite das paulinische Wort: „Wir sind Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten“ und schreiben auf die Kreditseite: „und werden ohne Verdienst gerecht aus Gottes Gnade.“ In China wird jedes Jahr am Sylvesterabend die Bilanz gezogen und ein Defizit durch ein Opfer beglichen, das der Kwan-Yin, der Göttin der Barmherzigkeit dargebracht wird.

Kehren wir zu unserm Beispiel zurück. Der Tod hat einen scharfen Strich unter das Debet und Kredit seines Lebens gezogen. Seine Familie hat mit dem Vorsteher des nahen Tempels die Abmachung getroffen, daß die Priester sieben Tage lang im Hause des Verstorbenen die Seelenmessen lesen sollen, damit der Tote unter den heiligen Klängen die Fahrt in das Reich der Schatten antrete.

Hier setzen nun die buddhistischen Priester ein. Sie, die die Welt des Dunkels, der abgeschiedenen Geister beobachten, finden natürlich bald heraus, daß der verstorbene Vater plötzlich auf Befehl des Höllenrichters verhaftet und in ein schauerliches Loch geworfen wurde, wo er von Höllendienern mit Schwert und Speer bewacht wird. In wehleidigen Tönen teilt der Priestervorsteher dies der Familie mit. Vielleicht handle es sich um eine dunkle Lebensschuld, die nicht auf dem Lebenskonto stehe und die im Kung-ko-ki nicht zu finden sei. Die Familie ist außer sich. Man bittet die Priester um Beistand. Man feilscht um den Preis der Befreiung des Vaters aus der Grube. Endlich werden beide Teile handelseinig. Die Priester kehren mit verdoppeltem Eifer an ihr Werk zurück. Ihr Singen wird energischer, der Schritt wird rascher, rascher und kräftiger klingen die Glockenschläge. Lauter klingt das Wo-mi-to-fo, Amita Buddha. Der Name soll in das Reich der Toten hinabdringen, dieser leidlösende, weltlösende, sündenlösende Name, vor dem die bösen Geister und Dämonen zurückweichen. Endlich meldet der leitende Priester, daß in dem Gefängnis der Unterwelt eine Bewegung laut werde. Es klänge zu ihnen herauf, als wenn Ketten abfielen und Fesseln sich lösten. Der Mann klammere sich an den Rand der Grube und schaue mit vor Angst weit aufgerissenen Augen und mit verzerrten Zügen darüber hinweg u. s. w. Und endlich ist der Gefangene aus seinem Gefängnis und die Familie von ihrer Furcht und einer großen Geldsumme befreit.

Noch einige Striche zu diesem düsteren Gemälde, das aber nach meinen Erfahrungen und nach meinen Studien als Missionar die Macht und den Einfluß des Buddhismus in China am schärfsten zeichnet.

China hat durch den indischen Buddhismus ein eigentümliches Fest bekommen, das Fest der hungrigen Geister. Die geschichtliche

Unterlage zu diesem merkwürdigen Fest ist in folgender buddhistischer Erzählung gegeben.

Einst fuhr ein Kaiser der Dynastie T'ang im Traum hinab in die Unterwelt. Da warfen sich Legionen von Geistern vor ihm nieder und schrieen: „Wir verschmachten und vergehen in unseren furchtbaren Qualen. Niemand sorgt für uns und denkt an uns. Niemand bringt für uns ein Opfer dar, niemand lindert unser unaussprechliches Elend.“ Da fragte der Kaiser: „Wer seid ihr?“ Sie antworteten: „Wir sind die Seelen der Namenlosen, die im Krieg erschlagen sind, die die Seuchen dahingerafft und Erdbeben und Sturmfluten verschlungen haben; wir sind das Heer der hungrigen Geister.“ Da gestattete der Kaiser ihnen an einem bestimmten Tage wieder in die Welt des Lichtes aufzusteigen. Im ganzen Reiche würden für sie Opferspeisen aufgestellt sein. Dann aber sollten sie in ihre Behausungen der Finsternis zurückkehren und die Lebenden fürder nicht mehr erschrecken oder schädigen. Seitdem wird am fünfzehnten Tage des achten Monats das Fest der hungrigen Geister gefeiert, die, wie es in den buddhistischen Gebeten an diesem Allerseelentage heißt, aus der Hölle mit flammendem Munde hervorbrechen und durch Opfer und Gebet wie mit süßem Tau erquickt in ihre dunkle Welt zurückkehren. Zwei kleine Bilder hierzu.

Alljährlich sieht man auf dem Perlfluß in Kanton, im hellen Mondlicht große chinesische Djunken, die mit unzähligen, kleinen, bunten Lampions bis in die Mastspitzen hinein behangen sind, den Strom hinabgleiten. Man hört die leise Musik, den Gesang der Priester, man sieht die mit Opferspeisen reich beladenen Tische, man sieht die Priester in ihren gelben Talaren, und wie ein Stück aus einem schönen Märchen zieht das wunderbare Bild an einem vorüber. Die reichen Gilden und Handelskammern der großen Stadt geben den hungrigen Geistern ein Fest.

Es ist Mitternacht. Unzählige kleine, rote Kerzen, die angezündet und in den Boden gesteckt sind, beleuchten ein in der Einöde, in der Nähe der Gräberstadt aufgestelltes Mahl. Du siehst die Näpfe mit Speisen, du hörst die einladenden Rufe, die durch die Nacht gehen: „Ihr Geister, alles ist bereit; kommt zum Mahl!“ Und dann glaubt das Auge des Chinesen die weite Ebene von dieser geisterhaften Schar der Namenlosen bevölkert zu sehen, die heute Allerseelen feiern. Er hat ja seinen Beitrag dazu gegeben, daß sie wie mit süßem Tau erquickt werden, und er hofft auf tausendfache Vergeltung. Buddhistische Priester lesen die Gebete den Toten zur Versöhnung, den Lebenden zur Ruhe. Wenn das Mahl zu Ende ist, wenn es im Osten dämmert und das fahle Morgenlicht sich mit

dem Schein der Kerzen mischt, dann kehren die Toten zurück, und die Armen der ganzen Gegend haben sich versammelt, um das schlechte Geschirr und die dürftigen Speisen an sich zu reißen.

Der Buddhismus ist in seinen ersten Anfängen unleugbar aus einem tiefen Mitleid mit den Leiden und Nöten der Menschheit hervorgeflossen und ist dem ernsten Willen entsprungen, in den Tiefen der Menschheit einen Weg der Hilfe und Erlösung für eine unrettbar dem Tode zueilende Menschheit zu finden. Aber ein Segen für die Völker Asiens ist er nicht geworden. Die Quelle ist vertrocknet, seine Lebenskraft ist versiegt. Das Licht Asiens, wie Buddha genannt worden ist, ist keine Sonne geworden, die einen neuen Frühling und neues Leben über diese Völker gebracht hat. Kein Land hat nächst Indien so viel für den Buddhismus getan, wie China, und dieser hat dafür China in die wüsteste Nacht des Aberglaubens, des Götzen-, Geister- und Totendienstes gestürzt. Konfuzius wollte keinen Götterdienst, er wollte einen Heroenkult geistiger Art. Er hat den verflucht, der ihm einen Tempel errichten und ihn im Bildnis verehren würde. Wunderbar ist, daß eine Religion, die jedes Dasein eines Gottes leugnet, eben den Gründer dieser Religion, Buddha als Gott verehrt.

Die Ursache des Atheismus Buddhas war der Polytheismus seiner Zeit. Aber nachdem der Buddhismus alle Möglichkeiten erschöpft hatte, hat er die Völker, wie uns jeder Schritt in China lehrt, in eine noch viel verworrenere Vielgötterei gerissen, als in Indien. Wohl ragt aus diesem Meer von unzähligen Göttern und Gottheiten, die durch kaiserliche Edikte ein- und abgesetzt werden, degradiert werden und avancieren können, Kwan-Yin, die Göttin des Erbarmens, hervor. Alle Götter werden in China gefürchtet, sie allein wird geliebt. Alle sind von finsterm, erschreckendem Ansehn, nur sie ist schön und anmutig wie die Mondesstrahlen. So wird sie in buddhistischen Hymnen besungen. Sie stieg in die Unterwelt hinab, und die Tore flogen bei ihrem Nahen auf. Die Hölle verwandelte sich in ein Paradies, und das Geschrei der Dämonen verstummte, und lieblicher Gesang ertönte. Sie machte den Hals eines Schuldlosen stahlhart, so daß das Beil des Henkers daran abglitt. Sie wird in den chinesischen Tempeln mit heißer Inbrunst angefleht. Ein tiefes Sehnen liegt eben in der Menschenbrust nach einem Gott, der die Liebe ist. Nicht finstere, entsetzenerregende Gewalten sollen die Welt beherrschen, sondern die Liebe, das Erbarmen. Wohl hat der Buddhismus die wilden Sitten der asiatischen Völker gemildert, er hat auf die Kunst des chinesischen Volkes einen belebenden Einfluß ausgeübt; höhere Gedanken erheischen eben einen höhern Ausdruck und erzeugen vollkommenere Formen.

Aber er hat China nicht gehoben, sondern erniedrigt. Er hat den alten Stamm überwuchert und ihm die besten Lebenskräfte ausgesogen.

Die Religion, die mit dem Entschluß auftrat, das Heil der ganzen Welt zu bringen, hat diesen universalen Gedanken verloren. Das alte China war tolerant, es hat dem Judentum, dem Nestorianismus und dem Mohammedanismus das Land geöffnet. Der eigentliche Träger des Fremdenhasses in China und Asien ist der Buddhismus geworden. Das berühmte Bild des deutschen Kaisers zeigt Buddha auf dem Rücken des feuerspeienden Drachen, eine monströse, grauenerregende Erscheinung. Die Seele des furchtbaren Boxeraufstandes war der Buddhismus. Der Buddhismus, der nach jahrtausendalten Kämpfen endlich seine reichen Sitze endgültig behauptete, dieser schläfrige, von Opiumdampf umhüllte, lethargische Buddhismus hatte seinen Feind erblickt und hatte seinen Heerbann zum grimmigen Streit aufgeboten. In den Buddhistentempeln fanden die nächtlichen Versammlungen der Boxer statt, und unter der unheimlichen Macht einer dämonischen Einwirkung wurde eine Hypnotisierung der Massen getrieben. Die Boxerplakate, der Kugelsegen, die Zauberformeln zeigen zu deutlich den buddhistischen Einfluß, und die immer wiederkehrende Verheißung, daß zahllose Geistersoldaten den Kämpfenden zu Hilfe eilen würden, ist unverkennbar buddhistisch. In den kaiserlichen Geschichtsschreibungen der Yuan-Dynastie und anderer Dynastien wird mehrfach erzählt, wie chinesische Städte, die von feindlichen Heeren belagert wurden, durch die auf den Mauern aufgestellten buddhistischen Priester gerettet worden seien. Während sie die heiligen Bücher lasen, habe der Feind plötzlich ungeheure Scharen von Geisterkriegern über der Stadt schweben sehen und habe die Flucht ergriffen.

Es ist eine ungemein interessante Aufgabe nachzuforschen, wie in fast zweitausendjähriger Geschichte dieser chinesische Prozeß der Durchdringung des chinesischen Volkes mit indisch-buddhistischem Geiste sich vollzogen hat, welche Gestalten, welche Kräfte und Mächte sich bald gegenseitig abstießen, bald sich gegenseitig anzogen, bald sich innig mit einander verbanden, bald unversöhnlich neben einander in den Tiefen der chinesischen Volksseele liegen geblieben sind — wahrlich ein gewaltiges Beispiel sowohl kolonisatorischer wie missionarischer Arbeit!

Der Buddhismus hat seine letzten Resultate ausgewirkt, aber ein Salz der Erde und ein Licht der Welt ist er für China nicht geworden. Er hat in seinem Dogma die Lehre von der Evolution aufgestellt, die stufenweise, fortschreitende, immer vollkommener werdende Entwicklung des Weltbildes, aber statt daß er sich im Laufe der Jahrtausende selbst zu höheren Formen der Welt- und Gottes-

erkenntnis entwickelt hätte, hat er sich in dunkle, schauerliche Formen des Aberglaubens verloren und die Völker, unter denen er gewirkt hat, in diese Tiefen hinabgerissen.

Vergleicht man nun aber, was der Buddhismus in China gewirkt hat, mit dem, was das Evangelium durch seine erneuernden reformierenden Kräfte in unserm Volke gewirkt hat und wirkt, so muß man zu der Erkenntnis kommen, daß eine Kolonialpolitik im christlichen Geiste allein Aussicht auf dauernden, völkerhebenden Erfolg hat. Nicht Knechtung der Völker wollen wir, sondern ihre geistige Hebung; nicht Priesterherrschaft, sondern Herrschaft des Geistes Gottes; nicht Seelenwanderung, sondern Wiedergeburt; nicht Furcht vor schauerlichen Höllenstrafen, sondern Liebe zu Gott und zu den Brüdern; nicht das Licht Asiens, sondern den, der da gesagt und bezeugt hat: „Ich bin das Licht der Welt"; nicht Buddha, sondern Jesus Christus.

Eine Missionsstation unter den Pygmäen (Zwergen).

Auf den westlichen Abhängen des mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Ruwenzori-Gebirges, das sich wie ein mächtiger Grenzwall zwischen dem britischen Zentralafrika und dem Kongo-Freistaat erhebt, findet sich eine ganze Reihe von Negerstämmen, die auf einer äußerst niedrigen Stufe der Entwicklung stehen und noch der Menschenfresserei ergeben sind. Man würde es kaum für möglich halten, daß es im 20. Jahrhundert noch dergleichen Volksstämme gibt, die in ihrem verlorenen Erdenwinkel es noch zu keiner höheren Kultur-Entwicklung gebracht haben. Und doch auch hier, wo bis jetzt das Getriebe der Welt noch nicht hingedrungen ist, heißt es nun: „Der Geist Gottes schwebte über der Tiefe."

Etwas nördlich vom Ruwenzori, schon jenseits des Semliki, der den südlichen Albert Edward Nyansa mit dem nördlichen Albert See verbindet, dicht an der Grenze des Kongofreistaats, hat die englisch-kirchliche Mission die Missionsstation Mboga angelegt. Sie ist seiner Zeit von einigen Evangelisten, die sich von Uganda aus in diese entlegene Gegend wagten, gegründet und ein Herd der Missionstätigkeit für die umliegenden Gebiete geworden. Der Distrikt selbst steht unter einem Häuptling, der früher ein Feind und Verfolger des Christentums, jetzt ein wackerer Christ und eine Stütze des dortigen Missionswerkes ist.

Von diesem Missionszentrum aus lassen sich jene wilden Völkerschaften leicht erreichen. Vom Gipfel des Missionshügels aus kann man mit bloßen Augen das Gebiet von allein sieben verschiedenen Volksstämmen übersehen, von denen jeder seine eigene Mundart spricht und seine besonderen Lebensgewohnheiten hat. Aber auch am Orte selbst, in Mboga, finden sich einzelne Vertreter jener Stämme und solcher, die noch weiter her sind. Sie haben sich vor den Raubzügen und Ueberfällen anderer Stämme hieher geflüchtet und beim christlichen Häuptling ein schützendes Asyl gefunden, wo sie nun ihre Hütten aufgeschlagen haben und ungestört im Frieden leben können. Manche von ihnen haben auch lesen gelernt und die heilige Taufe empfangen.

Die große Urwaldzone, die seiner Zeit Stanley durchquerte, liegt nur wenige Wegstunden von der Station entfernt. In ihrem Dunkel hausen die Bambuba und die Batwa, die zu den Zwergvölkern gehören. Die ersteren sind gutgebaute, stämmige Leute, aber von untersetzter Statur und kaum über vier bis fünf Fuß hoch. Sie leben in Hütten, die sie aus Flechtwerk von Ruten herstellen. Sie haben es bis jetzt noch zu keinem rechten Ackerbau gebracht und machen es sich hierin außerordentlich leicht. Nachdem sie die nötigsten Bäume und das dichte Unterholz gefällt haben, pflanzen sie ihren Mais, sowie Bohnen und Süßkartoffeln einfach in den unbearbeiteten Boden. Wie bei allen umliegenden Völkerschaften besteht auch bei ihnen die Art und Weise, wie sie ihre Ehefrauen erwerben, darin, daß die Männer ihre Schwestern gegenseitig austauschen. Ist dies in irgend einem Fall nicht möglich, so geschieht es durch Zahlung von Ziegen. Dieser Austausch ist so bindend für die einzelnen Frauen, daß im Falle eine solche ihren Mann verläßt und zu ihrer Familie zurückkehrt, die Kriegshörner geblasen werden und die Angelegenheit mit den Waffen ausgefochten wird. Hinterher wird ein großer Festschmaus veranstaltet, wozu die im Kampf Gefallenen herhalten müssen. Stirbt ein Bambuba eines gewöhnlichen Todes, so wird ein tiefes Loch gegraben und der Leichnam in sitzender Stellung und die Hände über der Brust gekreuzt darin niedergesetzt und bis an die Schultern mit Erde bedeckt. In dieser Stellung verbleibt er sechs Tage, während welcher Zeit ihm die Angehörigen und Freunde die letzten Besuche abstatten. Erst dann wird er vollends begraben und die Stätte täglich gefegt, bis die Angehörigen den Platz verlassen und sich in einer anderen Gegend niederlassen. Von diesem Volksstamm hält sich gegenwärtig eine ganze Anzahl in Mboga auf. Fünf von ihnen sind getauft und andere befinden sich im Taufunterricht.

Ihre noch kleineren Nachbarn führen ein beständiges Wander-

leben. Unstät und flüchtig streifen sie im Urwald umher, ohne festen Wohnsitz. Ihre winzigen Grashütten bleiben nur einige Tage stehen, dann wird schon wieder das Signal zum Aufbruch gegeben. Aeußerst geschickt in der Handhabung von Bogen und Pfeil versehen sie sich leicht mit Wildbret; ihre übrige Jagdbeute verschachern sie an die Bambuba gegen deren Feldfrüchte. Nur selten wagen sich einzelne von diesen kleinen Leutchen aus ihren waldigen Schlupfwinkeln hervor. Dessenungeachtet befinden sich nicht weniger als sieben derselben im Unterricht auf der Missionsstation; zwei von ihnen sind bereits getauft.

Ein weiterer Volksstamm sind die Bahuku, die in nächster Nähe der Station leben und noch zu den Kannibalen gehören. Sie bewohnen die Niederung des Semliki-Flusses und darüber hinaus im Westen bis in das Gebiet des Kongo-Freistaats. Ihre Menschenfresserei erstreckt sich nicht nur auf ihre Kriegsgefangenen und die erschlagenen Feinde, sondern auch auf ihre eigenen Leute, indem sie ihre Toten um den Preis von vier bis sechs Ziegen verkaufen. Dagegen, obschon sie sich nicht scheuen Menschenfleisch zu genießen, tun sie ihrem gefallenen Vieh alle Ehre an, indem sie es regelrecht begraben.

Sehr zahlreich ist der Stamm der Balega, der das Gestade des Albert-Sees und das westlich davon liegende Bergland bewohnt. Sie verehren böse Geister und errichten ihre winzigen Fetischhütten im hohen Grase. Nur die Männer und greisen Frauen dürfen diese Heiligtümer besuchen, weshalb zur Zeit, wenn sie hier ihre abergläubischen Zeremonien verrichten, ein Horn geblasen wird, um die übrige Frauenwelt davon zu unterrichten. Die Balega erkennen nur nominell die Oberhoheit von Häuptlingen an. In Wirklichkeit ist jeder Familienvater Herr und Gebieter seines Haushaltes, und da eine solche Familie oft nicht weniger als hundert Mitglieder zählt, die alle unter dem väterlichen Dache wohnen, so kann man sich denken, daß sein Amt nicht immer das leichteste ist. Uebrigens hat dieser Volksstamm vor kurzem zwei christliche Lehrer von Toro aus erhalten, die freundlich aufgenommen wurden.

Aus alledem geht hervor, daß der vorgeschobene Missionsposten Mboga ein wichtiges Zentrum ist für die Arbeit unter jenen verkommenen Volksstämmen der zentral-afrikanischen Seenregion. Mboga selbst zählt bereits über 200 Christen und 60 Kommunikanten, die voll Missionseifers sind, das Evangelium noch weiter hinein ins Innere zu tragen.

Missions-Zeitung.

China. Die Pekinger Universität, die durch kaiserliches Edikt vom 10. Januar 1902 ins Leben gerufen wurde, ist schon seit Anfang dieses Jahres im Gange. Sie ist in dem russischen Teile der Kaiserstadt untergebracht und besteht aus zwei, ihren Zielen nach getrennten Hauptabteilungen: 1. der Vorbildungsschule für Beamte und 2. der Ausbildungsschule für spätere Lehrer der Universität und der Provinzialschulen.

Der Kursus in der Vorbildungsschule für Beamte ist auf drei Jahre bemessen und wird augenblicklich von etwa 50 Schülern besucht. Unterrichtsgegenstände sind: Rechtswissenschaft, Strafrecht, Geographie, Geschichte, Nationalökonomie, Verwaltungslehre, Arithmetik, Altertumskunde, Deutsch, Französisch, Englisch, Russisch, Japanisch und Turnen. Hievon wird der Unterricht in Rechtswissenschaft, Strafrecht, Nationalökonomie und Verwaltungslehre vorläufig von Japanern, in den übrigen Fächern von Chinesen erteilt. Der Unterricht beginnt täglich um sechs Uhr morgens und dauert im ganzen sieben Stunden.

Der Kursus an der Ausbildungsschule für Lehrer ist auf fünf Jahre angesetzt. Er wird gegenwärtig von etwa 130 Schülern besucht. Hier wird unterrichtet in Philosophie, Weltgeschichte, Physik, Chemie, Arithmetik, Geometrie, Geographie, Deutsch, Französisch, Englisch, Russisch, Japanisch und Turnen. In Philosophie, Weltgeschichte, Arithmetik, Geometrie und Chemie unterrichten vorläufig Japaner, in den anderen Fächern Chinesen. Auf jeden Wochentag entfallen sechs Unterrichtsstunden.

Die Universität ist in beiden Abteilungen als Internat eingerichtet. Die Schüler wohnen, schlafen und essen dort. Nur an den Sonntagen, die nach europäischem Vorbild als schulfreie Tage eingeführt sind, dürfen sie sich bis zum Abend außerhalb der Anstalt aufhalten. Schulgeld wird nicht bezahlt, ebensowenig ein Entgelt für Wohnung und Kost. Sobald aber ein Schüler ohne entschuldbaren Grund die Anstalt verläßt oder von ihr ausgewiesen wird, muß er für jedes in ihr verbrachte oder angefangene Jahr 200 Taels zahlen. Ueber die Aufnahme in die Anstalt entscheidet eine Prüfung. Ferner sind regelmäßige Monatsprüfungen eingeführt, die verhindern sollen, daß die Schüler in ihrem Eifer nachlassen. Besonders hervorragende Leistungen können dadurch belohnt werden, daß dem Zögling ein regelmäßiges monatliches Taschengeld gewährt wird. Da die Statuten der Universität vorläufig noch einen provisorischen Charakter

haben, ist der General-Gouverneur Tschang Tschi-tung vom Kaiser beauftragt worden, dieselben einer Revision zu unterziehen und am endgültigen Aufbau der Universitätseinrichtungen mitzuwirken.

— Ueber den am 18. August auf dem Nordfluß am Berliner Missionar Homeyer verübten Raubanfall durch Flußpiraten berichtet der ostasiatische Lloyd: „Langsam war sein Schiff von einem Ufer zum anderen gefahren und dort waren die Schifferknechte ausgestiegen, um das Fahrzeug zu schleppen. Als sie sorglos um etwa 10 Uhr morgens an ein Bambusgebüsch kamen, wurden sie von bewaffneten Männern angehalten. Obschon die Räuber auf die europäische Familie im Schiff aufmerksam gemacht wurden, richteten sie doch ihre Gewehre sofort auf das Schiff. Nach wenigen Sekunden fiel der Schiffsherr verwundet in den Schiffsraum hinab. Missionar Homeyer feuerte darauf einige Schreckschüsse in die Luft, erhielt aber sofort einige Kugeln ins Gesicht. Das chinesische Mädchen, das ihm neue Patronen zureichte, erhielt einen Schuß in die Schläfe. Ein weiterer Kampf gegen eine so gut bewaffnete, im Hinterhalt postierte Uebermacht erschien aussichtslos, zumal der Missionar weder die Absicht hatte, seine Gegner tot zu schießen, noch sie zu verwunden. Als das Mausergewehr Homeyers zur Erde fiel, eilten die Räuber aufs Schiff, raubten alles aus, verlangten unter Vorhalten von Revolvern und mit gezückten Schwertern das Oeffnen aller Kisten, gaben aber zuletzt auf eine entsprechende Bitte ein Paar Lederschuhe zurück. Die Frau und Kinder von Missionar Homeyer blieben unversehrt." Nach einer anderen Nachricht sollen auch seine Frau, das Dienstmädchen und ein Bootsmann schwere Verwundungen erlitten haben.

Statistisches. Nach dem letzten Census, den das Schatzamt in Peking aufgestellt hat, beträgt die gesamte Bevölkerung Chinas 426 447 325. Hierin ist die Mantschurei, die Mongolei, Tibet und Turkestan eingeschlossen. Ohne diese Gebiete, und wenn man nur die achtzehn eigentlichen Provinzen des chinesischen Reiches rechnet, reduziert sich die Bevölkerungsziffer auf 407 737 305. Die größte Bevölkerung weist die Provinz Szetschuen mit 68 724 890 Einwohnern auf. Am dichtesten bevölkert ist Schantung, wo 263 Personen auf einen Geviertkilometer kommen. Am dünnsten bevölkert ist die Provinz Kuangsi, indem hier nur 26 Personen den Quadratkilometer bewohnen. Doch darf man bei diesen Zahlen nicht außer acht lassen, daß dem Census wohl kaum eine so genaue Zählung zu Grunde liegt wie in Europa. Manche halten deshalb auch die Ziffern für etwas zu hoch gegriffen. Die Zahl der evangelischen Kommunikanten in China wird auf 112 808 angegeben.

Südafrika. Ueber die Lage der Hermannsburger Mission im südlichen Afrika gibt der neueste Jahresbericht im Blick auf die letzte Kriegszeit eine traurige Schilderung. Es heißt da u. a.: „Zwar sind außer Br. Fitschen alle Missionare wieder auf ihren Stationen und sind dort eifrig mit der Wiederherstellung ihrer Stationen beschäftigt, mit dem Wiederaufbau dessen, was zerstört war, mit der Sammlung ihrer Gemeinden, soweit dieselben zerstreut waren, und mit der innerlichen Erbauung derselben. Sie haben vielfach traurige Zustände vorgefunden. Zwar sind, nachdem der Krieg von Natal in die Burenstaaten vordrang, unsere Natalstationen unberührt geblieben; auch haben die westlichen Betschuanenstationen im Morikodistrikt nur unter Absperrung und Mangel gelitten. Aber die Nord-Sulustationen und die Stationen im Distrikt Rustenburg sind zum größten Teil hart mitgenommen worden, besonders diejenigen, von denen die Missionare gewaltsam entfernt und vertrieben waren. Unsere Brüder haben zum größeren Teile sehr viel erduldet und haben auch große Verluste erlitten an Hab und Gut. Die in Pretoria interniert waren, mußten dort enorme Preise für Wohnung und Lebensmittel bezahlen, wozu sie nur durch die Unterstützungsgelder imstande waren, die hier gesammelt und ihnen mit Hilfe des deutschen Konsuls in Pretoria überwiesen wurden. Und die auf den Stationen gelassen waren, mußten den größten Mangel an Nahrung und Kleidung erleiden. Schlimm ist es, daß nach Beendigung des Krieges eine solche Dürre durch das Ausbleiben des Regens während der Saatzeit über das arme verheerte Land gekommen ist, daß gar keine oder nur eine sehr geringe Ernte erzielt ist und deshalb Mangel, Teuerung und Not noch immer in unsern Gemeinden herrschend ist. . . Schlimmer aber als das alles ist der innere Schade, den unsere blühende Missionskirche davongetragen hat: die Verwilderung der Gemeinden, die Entsittlichung der Jugend und der Abfall mancher, auch älterer Christen. Ja, selbst unter den Kirchenvorstehern und Lehrern sind betrübende Fälle der Art vorgekommen; besonders sind es die Sünden gegen das 6., 7. und 8. Gebot, die aufgegangen sind aus der bösen Saat der Versuchung und des Aergernisses. Dazu hat ein Geist der Unbotmäßigkeit und des Hochmuts um sich gefressen wie der Krebs, geschürt vor allem durch die sogenannte äthiopische Kirche, die sich besonders die hirtenlosen Herden für ihre Wühlereien erkoren und im Trüben zu fischen suchte. Hier und da sind auch die schwarzen Könige in maßloser anspruchsvoller Weise aufgetreten. Von falschen Hoffnungen auf Erlangung der alten Selbständigkeit und Freiheit durch die Engländer erfüllt, suchen sie den Missionaren gegenüber als ihre Herren aufzutreten und wollen

auf der Station, ja, in Kirche und Gemeinde herrschsüchtig und hochmütig regieren. Es hat schon schwere Konflikte gegeben und wird noch manchen Kampf kosten, der umso schwieriger ist, als die Schwarzen die Schwäche Englands kennen gelernt haben und als der Rassenhaß durch den Krieg auch zwischen Schwarzen und Weißen bedeutend gefördert ist. So steht unsere Mission freilich nach dem Kriege auf ihrem alten Arbeitsfelde als ein festgewurzelter Baum da, der wohl Blätter und Früchte verloren hat, aber sie ist unentwurzelt und die Aeste und Zweige sind noch da und sie hat noch ihre schöne Krone und den Schmuck ihres Laubes, auch köstliche Früchte sind gereift in der heißen Kriegeszeit. Aber neue Aufgaben, große Aufgaben und schwere Kämpfe stehen ihr bevor und es gilt einen neuen Anlauf zur Erfüllung des Missionsbefehls und zur Vollendung der Missionsaufgabe."

England. Die calvinischen Methodisten in Wales, die unter den Bergstämmen Asams arbeiten, haben von einem Herrn Robert Davis die fürstliche Gabe von drei Millionen Mark erhalten, sodaß sie ihre Missionstätigkeit werden bedeutend ausdehnen können.

Korea. Dem amerikanischen „Missionsfreund" entnehmen wir nachstehende Mitteilung über die gegenwärtige Kaiserin von Korea: Die St. Petersburger „Novoe Wremja" berichtet von einem Attentat auf die Kaiserin von Korea, an welchem hohe Würdenträger beteiligt waren. Die Sache ist in so weit von allgemeinem Interesse, als diese Kaiserin sich an die Spitze einer fortschrittlichen Bewegung gestellt hatte, die ihr von Russen und Japanern umworbenes Land der modernen Zivilisation entgegen führen soll, für Amerika aber von besonderem, weil diese Gattin des Kaisers von Korea aus dem freundlichen, industriereichen Appleton in Wiskonsin gebürtig ist. Aus glaubwürdiger Quelle wird mitgeteilt, daß sie die Tochter eines presbyterianischen Missionars namens Brown ist, den seine Kirche vor fünfundzwanzig Jahren nach Söul in Korea entsandte. Seine Frau und die damals fünfzehn Jahre alte Tochter Emily begleiteten ihn. Die Tochter besaß eine schöne Stimme und trug in der Missionskapelle die kirchlichen Gesänge vor. Mit einem seltenen Sprachtalent begabt, beherrschte sie die koreanische Sprache in Jahresfrist und leistete in den Verhandlungen zwischen der Kirche und den Staatsbeamten häufig Dolmetscherdienste. Man berichtete dem Kaiser Koreas, der damals noch König war, von der außergewöhnlichen Schönheit der eben erblühten Jungfrau, und der Herrscher befahl ihr, in seinen Harem einzutreten, was sie mit Entrüstung zurückwies. Als sie zwei Jahre später jedoch sich zur Uebersiedlung in den königlichen Haushalt entschloß, wurde ihr der Titel „Erste Favoritin" mit dem Zuge-

ständnis verliehen, daß der König sie zu seiner Gemahlin neh
würde, sobald er frei sei, zu heiraten, und daß, falls sie ihm ei
Sohn gebe, dieser der Thronerbe sein würde, da seine Gemahlin
bloß Töchter geschenkt habe. Sie gebar ihm einen Sohn, und
Kaiser hat sein Wort gehalten. Am 21. Januar dieses Jahres,
legentlich des vierzigsten Jahrestages der Thronbesteigung des Kai
Yi Höng, wurde Emily Brown als Kaiserin von Korea gekrönt
ihr Sohn zum Thronerben des Kaiserreichs erklärt.

Die Einladung des Kaisers an auswärtige Mächte, sich
dieser Feier vertreten zu lassen, wurde bloß von England, den V
einigten Staaten und Japan angenommen. Die japanische Regier
war bei der Krönung der Kaiserin „Om" (die Morgenröte, —
heißt jetzt die Amerikanerin — durch ein Mitglied der Familie
Mikado, England durch Sir Claude MacDonald, den Gesandten
Tokio, und die Vereinigten Staaten durch den Gesandten Allen,
Konsul Paddak und einen Militär-Attaché vertreten. Zwei and
Amerikaner, Mr. Brown, Chef des koreanischen Zollamts, und S
Sands, kaiserlicher Regierungsrat von Korea, hatten bei dem fe
lichen Akte Stühle nächst dem Throne der Kaiserin, ihrer Lan
männin, erhalten, und die 300 Amerikaner, welche Söul bewohn
wohnten als Ehrenwache der Feier bei.

Die Kaiserin strebt schon seit Jahren die Verbesserung des La
ihrer heidnischen Schwestern an; als Kaiserin Om gedenkt sie ih
die Befreiung aus der Sklaverei zu erringen und ihren kaiserlic
Gemahl zur Aufhebung des Gesetzes, welches die Koreanerin z
Eigentum des Gatten macht, zu veranlassen. Doch die ehrgeizi
Pläne der amerikanischen Kaiserin reichen noch höher. Es heißt, d
sie die politische Stellung ihres Adoptivlandes unter den asiatisc
Nationen zu heben bemüht sei. In der Einleitung zu dem von
veröffentlichten Werke: „Großtaten der Männer und Frauen d
Eremiten-Nation" schreibt sie: „Korea war vordem, obwohl d
heutzutage wenig bekannt ist, ein blühendes, großes Land, das Chi
und Japan Gesetze vorschrieb. Im sechzehnten Jahrhundert war
tatsächlich China und Japan dem Hofe von Söul tributpflichtig
Vermutlich sind es derartige Bestrebungen, die ihr die Gegnerschaft d
Minister und anderer Würdenträger des Reiches eingetragen habe

Diesem Berichte möchten wir noch hinzufügen, daß uns d
jetzige Stellung der Missionarstochter wenig gefällt, und ob der Sa
des Christentums durch die Kaiserin wirklich Vorschub geleistet wi
bleibt doch noch abzuwarten. Die Hofluft ist dem christlichen Glaub
im ganzen wenig förderlich gewesen.





Missionskapelle in Kumase.

Was können wir für die Mission tun?

Von Pastor Kornrumpf in Fürstenwalde.

1. Die Frage.

Das „Basler Magazin" erzählt uns jahraus, jahrein von den großen Taten Gottes, die er durch sein Evangelium in der Heidenwelt tut. Wir lesen von der Arbeit der Missionare und ihren Leiden und Siegen; von der Treue der Missionarsfrauen; von den Erfolgen der Missionsärzte; von der Hingabe und Sorgfalt der eingebornen Gehülfen; von dem Elend des Götzendienstes und der Seligkeit der Kinder Gottes, die dem Götzendienst entronnen sind zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Das alles lesen wir; und die Mitteilungen gehen uns, denke ich zu Herzen. Wird es da nicht billig sein, mit uns selbst zu Rate zu gehen, und unsern Gewissen die ernste Frage vorzulegen:

Was können wir für die Mission tun?

Zunächst ist klar, daß nicht von jedem Christen zu verlangen ist, daß er ein Missionar werde und zu den Heiden gehe. Als der Apostel Paulus das römische Reich durchzog, hat er seßhafte Gemeinden gegründet und nur etliche wenige der neuen Christen sich zu Gehülfen bei seiner Missionsarbeit auserſehen. Also, man kann ein rechter Christ sein, und braucht doch noch kein Missionar zu werden. Und doch haben diese seßhaften Gemeinden des Apostels Paulus: Philippi und Ephesus, Korinth und Thessalonich, dem Missionswerk des Apostels nicht gleichgültig gegenüber gestanden. Die Gemeinde von Antiochien hat ihn als Missionar mit dem Barnabas ausgesendet (Ap.-Gesch. 13, 2—3), wie die Heidenmissionare von heute *unsere* Sendboten sind; die Gemeinde von Philippi hat ihm (Phil. 4, 15—17) auf seinen Reisen den Lebens-

unterhalt gewährt, was wir mit unsern Missionssammlungen jetzt auch an den Missionaren tun; viele Gemeinden haben ihm Männer aus ihrer Mitte zeitweise als Begleiter und Gehülfen mitgegeben (Apost.-Gesch. 18, 14—15; 20, 4—6 u. a. m.); alle haben die Erfolge des Apostels mit herzlicher Teilnahme begleitet und es die neuen Gemeinden spüren lassen, daß sie sie als Brüder in Christo annahmen. So war das Missionswerk des Apostels auch das Werk der apostolischen Gemeinden.

Was können wir für die Mission tun? Die äußeren Verhältnisse haben sich in vielen Stücken geändert; aber das Wesen der Sache ist dasselbe geblieben. So werden wir auch nicht die Antwort schuldig zu bleiben und nicht zu schweigen brauchen, wenn wir uns die Frage vorlegen: Was können wir für die Mission tun?

Es wird sich im wesentlichen um ein Doppeltes handeln: Wir müssen das Missionswerk zum ersten kennen und lieben, und wir müssen zweitens Hand ans Werk legen, wo sich die Gelegenheit bietet.

---

2. Die erste Antwort: Kennen und lieben.

Wenn wir von der Kenntnis der Mission sprechen, so haben wir dabei zunächst nicht an Namen und Zahlen zu denken. Wir müssen tiefer gründen. Wenn Mission treiben das bedeutet, daß das Heil Gottes in Christo Jesu den Heiden gepredigt wird, damit sie es annehmen, so werden wir dieses Heil Gottes selber kennen müssen, wenn wir es andern bringen wollen. Ein Land, das keinen Weizen baut, kann keinen Weizen in andere Länder ausführen; und Waren, die der Kaufmann nicht hat, kann er nicht verkaufen; Blumen, die in meinem Garten nicht wachsen, kann ich nicht pflücken und verschenken. Wer also ein Missionsfreund sein will, der muß selber ein gläubiger Christ sein; da hilft nichts. Und es genügt nicht, daß wir getauft sind und christliche Unterweisung empfangen haben. Es ist mehr erforderlich. Wir müssen das neue Leben in Christo an uns selber erfahren haben; wir müssen heimisch sein in den Gedankenkreisen des christlichen Lebens, wie es Paulus den Ephesern (4, 11—32) und den Kolossern (3, 1—17) beschreibt. Das erlebt

sich nicht in einer flüchtigen Stunde; das lernt sich nicht in einigen Tagen; das stellt eine Aufgabe fürs Leben dar. Nicht das macht den Christen, daß er irgend etwas erreicht hat, daß er zu irgend einem bestimmten Ziel gekommen ist, sondern das macht den Christen, daß er in diesem lebendigen Leben steht: in der brüderlichen Liebe, die sich täglich bewährt; in dem Kampf wider die Sünde, der jeden Tag neu auszufechten ist. In diesem Leben werden wir gestärkt durch unsere Teilnahme an Gemeindegottesdiensten und allerlei Andachten, wie auch durch das stille Lesen der heiligen Schrift. Auch die Briefe des Neuen Testamentes sind dabei mit einzuschließen. In der Schrift sitzen wir an der Quelle. Der Missionsfreund muß auch ein Bibelleser sein. Wie können wir den Heiden bringen, was sie brauchen, wenn wir es nicht selber haben?

Das ist die erste Vorbedingung unserer Wirksamkeit für die Mission. Dazu kommt eine andere. Es genügt nicht, daß du das Heil Gottes kennst, du mußt auch den Heilsplan Gottes kennen. Es hat Zeiten in der christlichen Kirche gegeben, wo auch fromme Leute sich mit dem Gedanken an die Mission in der Weise abfanden, sie sei Sache der Apostel gewesen; auf deren Predigt hätten viele Völker geglaubt — die, die jetzt christlich seien; viele Völker aber nicht — die noch jetzt Heiden seien. Wer aber nicht glaubt, der soll verdammt werden.

Wer so denkt und redet, kennt den Heilsplan Gottes nicht. Er ist uns schon im Alten Testament deutlich entworfen. Der eine lebendige Gott, den die Menschen von Anfang alle gekannt haben, hat sich später, als der Abfall von Gott mehr und mehr einriß, und der Götzendienst anfing überhand zu nehmen, den Abraham auserwählt (1. Mose 12, 1—4). Mit Mühe hat Gott der Herr die Nachkommen Abrahams, das Volk Israel, von der sie umflutenden Heidenwelt und ihrem Götzendienst bewahrt. Feindschaft, Todfeindschaft hat er vom Volke Israel gegen die Heiden gefordert: 4. Mose 21, 2; 5. Mose 13, 15; Josua 6, 17; Richter 1, 17; 1. Sam. 15, 3. „Du sollst deinen Feind hassen“: so faßt der Herr Jesus diese alttestamentlichen Gebote in ein Wort. Der König Saul ist vom Herrn verworfen, weil er die Amalekiter verschonte (1. Sam. 15, 9—11). Warum diese Todfeindschaft? Nicht um der Heiden willen, sondern um Is-

raels willen: Israel sollte vor dem Götzendienst bewahrt bleiben. Das war der weise Plan des heiligen Gottes.

Daneben klingt im Alten Testament in tausend Stimmen die frohe Verheißung heraus, daß die Zeit kommen wird, wo die Heiden wieder zum Herrn kommen werden, und wo der Herr sie annehmen wird. Wir geben hier eine kleine Auswahl aus der Fülle alttestamentlicher Stellen dieser Art: 1. Mose 12, 3; 22, 18; 26, 4; 28, 14; Psalm 72, 18—19; Ps. 96; 117; Jes. 52, 15; 60, 1—7; Hesekiel 37, 28; Zephanja 2, 11; Haggai 2, 7; Maleachi 1, 11. So hat der himmlische Vater im Alten Testamente ausgeschaut nach dem verlornen Sohne, nach der Heidenwelt, und hat gewußt und erwartet: Der verlorne Sohn kehrt einmal wieder heim; und hat versprochen und gesagt: Ich will ihn annehmen.

Die ersten, die da kamen, das waren die Weisen aus dem Morgenlande an der Krippe des Christkindleins. Andere Heiden sind ihnen gefolgt: der Hauptmann von Kapernaum und das kananäische Weib. Seinen Jüngern hat der scheidende Heiland dann den Auftrag gegeben: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker (Matthäus 28, 19 und Markus 16, 15). Im Alten Bunde hieß es (Psalm 37, 36): Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Da war Gefahr, daß die Israeliten heidnisch würden und den Götzen dienten, wie sie so viel getan haben. Wer aber ein Kind des lebendigen Gottes durch Jesum Christum geworden ist, der soll in der Welt sein (Joh. 17, 15), daß er der Welt von Jesu Christo Zeugnis ablege (Apost.-Gesch. 1, 8) und es bekenne: Es ist in niemand anderem Heil als in ihm (Apost.-Gesch. 4, 12)! Im Neuen Bund schickt der Herr die Kinder Gottes mitten hinein in die arge, böse Welt.

Das ist der große Heilsplan Gottes, wie ihn uns die Bibel zeichnet. Den muß man kennen, wenn man ein Missionsfreund sein will. Wer aber diesen Gnadenweg Gottes, auf dem er durch die Jahrhunderte hindurch Israel und die Heidenvölker geführt hat, einmal richtig erkannt und verstanden hat, der muß auch ein Missionsfreund sein. Langsam wächst das Werk der Mission, aber es ist ein gottgesegnetes ständiges Wachstum, wie es der Heiland so schön im Gleichnis vom Senfkorn (Matth. 13, 31—32) ausgemalt und verheißen hat.

Davon muß man schließlich auch etwas wissen. Es ist nicht ausreichend, daß wir das Heil Gottes, das das Herz selig macht, und den Heilsplan Gottes, den er entworfen hat und nun ausführt, näher kennen, wir müssen auch die Heilsarbeit kennen, die jetzt in unsern Tagen an den Heiden getrieben wird. Da wollen wir doch mit Hand anlegen und mitarbeiten helfen. Wo ich aber nicht Bescheid weiß, da kann ich auch nicht mit angreifen. Darum, willst du ein Missionsfreund, eine Missionsfreundin sein, so frage nach der Missionsarbeit unserer Tage.

Die Wege, auf denen wir da Antwort finden, sind gar mannigfaltige. Zum ersten: besuche die Missionsstunden und die Missionsfeste, die dir zugänglich sind. Versäume nichts von dem. Zum andern: lies Missionsschriften! Am besten ist es, du bist auf die eine oder die andere abonniert. Bei dem Preise zwischen einer und drei Mark pro Jahr hat man eine große Auswahl. Bei Missionsfesten oder anderen Gelegenheiten sollte sich jeder Festbesucher kleine Missionsschriften kaufen. Auch Ansichtspostkarten aus der Missionsarbeit sind gut, können aber die Schriften nicht ersetzen. Niemand, der ein Missionsfreund sein will, sollte es versäumen, von Zeit zu Zeit ein größeres Buch von der Mission zu lesen: eine Biographie, oder eine Reisebeschreibung oder ein anderes Werk. Wer das mit einigem Interesse tut, dem gehen die Augen auf und er wird sagen müssen wie die Königin von Saba (1. Kön. 10, 6—7): „Es ist wahr, was ich gehört habe; und ich habe es nicht wollen glauben, bis ich gekommen bin, und habe es mit meinen Augen gesehen. Und siehe, es ist mir nicht die Hälfte gesagt.“ Es ist wirklich wahr, was wir in dem Missionsliede singen:

Sieh, das Heer der Nebel flieht,
Vor des Morgenrotes Helle,
Und der Sohn der Wüste kniet
Dürstend an des Lebens Quelle;
Ihn umleuchtet Morgenlicht:
Jesus hält, was er verspricht.

Wer es so gelernt hat, das Missionswerk zu verstehen, wer da weiß, daß in der Missionsarbeit unserer Tage nichts Geringeres geschieht, als daß nach dem vorgefaßten Heilsplan Gottes den Heiden in aller Welt das Heil, das uns

selber selig macht, mit gutem Erfolge gebracht wird, — ja, der wird auch nicht in Verlegenheit sein können, was er selber dazu tun kann. Wer die erste Antwort von der Kenntnis und der Liebe der Mission gefunden hat, der wird auch die zweite Antwort finden: Zugreifen und Hand anlegen.

---

3. Die zweite Antwort: Zugreifen und Hand anlegen.

Wenn das Licht angezündet ist, so leuchtet es ganz von selbst; und wenn nur das Feuer erst brennt, so stellt sich die Wärme von selber ein. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen bleiben. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Oder ohne Bild gesprochen: Wenn du die Mission liebst und kennst, mußt du auch von der Mission reden. Es kann gar nicht anders sein. Das ist das erste, was von uns verlangt wird: Zeugnis abzulegen von dem Segenswerk der Heidenmission. Rede davon und schweige nicht. Es gehört zu unserm christlichen Bekenntnis, daß wir das tun. Wie der Lästerer seine Lästerung, wie der Spötter seinen Spott, wie der Leichtfertige seinen Leichtsinn spüren läßt, so lasse du, Missionsfreund, deine Missionsliebe und deinen Missionseifer spüren und fühlen. Wer das nicht tut, der macht sich einer Versäumnis schuldig. Darum rede und schweige nicht.

Dazu mag ein anderes kommen, was doch dem ersten ähnlich ist. Wenn du jemandem eine Freude bereiten, ein Geschenk machen willst, so gedenke der Missionsliteratur. Wie froh und dankbar nehmen Kinder als gelegentliches Geschenk ein Groschenheft, das eine Missionsgeschichte erzählt und mit Bildern ausgestattet ist. Wie gern liest ein Erwachsener ein größeres Missionsbuch. Hilf ihm dazu. Wenn du ihm etwas schenken willst, so wähle ein Missionsbuch. Aber wähle nicht aufs Geratewohl. Bei anderen Geschenken tut mans ja auch nicht. Es paßt nicht alles für alle. Aber suche nur etwas aus, du wirst schon etwas finden. Wenn du das tust, und der Empfänger merkt, daß du Liebe zu der Sache hast, so wird solch Buch oder Büchlein ein guter Same sein, der auf gutem Acker Frucht bringt. Und du hast ein gutes Werk getan.

Das Reden von der Mission und die Verbreitung von Missionsschriften ist ein Werk, das jeder treiben kann. Das wäre kein rechter Missionsfreund, der von der Mission noch nicht gesprochen hätte, der nicht schon Missionsschriften verbreitet hätte. Auf denn, ihr lieben Missionsfreunde, lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.

Aber zu den Werken wird noch mehr gehören. Bist du ein Missionsfreund, so wirst du auch bei Missionsvereinen dich zu betätigen haben. Sie alle brauchen Hilfe, und die dir nahe sind, brauchen deine Hilfe. Wir wissen, zu welchem Zweck und Ziel sie alle ihre Missionsliebe wirken lassen: Sie wollen Gaben sammeln, wie in den Tagen der Apostel, daß die Missionare bei den Heiden leben und ihnen also das Evangelium predigen können. Mit Geld bekehrt man keinen Christen und keinen Heiden. Aber zu ihrer Bekehrung und Rettung sind Veranstaltungen nötig, welche Geld kosten. Hilfst du mitsteuern zu dem Werke, so ist es dein Werk. Ebenso umgekehrt, wenn das Missionswerk dein Werk sein soll, so steure mit bei zum guten Werke. Warte nicht, bis der Bote kommt und den Beitrag fordert, oder bis die Vorstandsdame dich zum Missionsnähverein einladet. Die noch fremd sind und ferne stehen, die muß man bitten. Du aber komme und biete dich an.

Wenn das nicht geht, so arbeite auf eigene Hand. Gehörst du zu einer Sonntagsschule oder einem Jünglingsvereine, so rede da von dem heiligen Werke der Mission und sorge dafür, daß da auch in einem „Missionsneger" oder einer anderen Büchse oder durch Sammelbücher gesammelt wird. Im Reiche Gottes ist immer mit den kleinern Gaben das Große gebaut worden: So war es bei der Stiftshütte, so war es beim Tempelbau, so war es in der Apostelzeit, so ist es heute bei dem Gustav Adolf-Verein, so ist es in der Heidenmission auch. Viele Wenig machen ein Viel! Auch in dem reichen missionseifrigen England ist es nicht anders. Nicht die großen Gaben der Reichen, sondern die Scherflein der Witwen und der Armen bringen die Millionen zusammen, die England jährlich für die evangelische Heidenmission aufbringt.

Wer kein Missionsfreund ist, der hat immer einen närri-

schen Einwand gegen unsere Sammlungen. Er klagt: Das Geld geht außer Landes, und: In der Heimat haben wir Arbeit genug zu tun. — Die Antwort ist nicht schwer. Wir sagen zunächst: Die Liebe Christi dringet uns also. Wir sagen weiter: Wir tragen eine Dankesschuld ab; denn wir waren einst auch Heiden. Wir sagen zum dritten: Unsere Gaben für die Mission sind bis jetzt leider so erbärmlich gering, daß sie für den Volkswohlstand und das Nationalvermögen überhaupt gar nicht in Betracht kommen. Davon, daß wir wirklich ein „Opfer“ bringen, kann leider noch nicht die Rede sein. Wenn man hört, daß alle deutschen Missionsgesellschaften zusammen jährlich sechs Millionen einnehmen und ausgeben, so klingt das zuerst vielleicht ganz stattlich. Aber es gibt doch jeder evangelische Deutsche im Jahr nur ganze fünfzehn Pfennig dazu. Wer das Nationalvermögen schonen und die Leute sparen lehren will, den bitten wir, an den Alkohol zu erinnern. Dreitausend Millionen Mark gibt das deutsche Volk Jahr für Jahr für Wein, Bier und Branntwein aus. Das ist fünfhundert Mal so viel als für die evangelische Heidenmission. Wer also Lust hat, die Leute sparen zu lehren, der gebe da seine Lektion. Wir wünschten, daß sie rechten Erfolg hätte.

---

4. Das Gebet für die Mission.

Wer ein Christ ist, der redet von den Angelegenheiten seines Herzens mit seinem Gott. Nur der Christ kann das; aber der Christ tut es. Wenn ein Heide zum Missionar in den Taufunterricht geht, so sagen die Leute von ihm: Er lernt beten. Und wenn er ein Christ geworden ist, dann sagen sie von ihm: Er kann beten. Es ist eben das Wesen des Christen, daß er betet. Das Kind muß mit dem Vater reden, sonst wäre es kein Kind und er nicht der Vater. Der Christ betet. Auch die Missionsfreunde — und das sollten doch wohl alle wahren Christen sein — beten für das Werk, das ihnen als ein heiliges Gotteswerk so sehr am Herzen liegt. Aber es ist verkehrt, wenn man das Gebet für die Mission als das erste nennen wollte, was man dafür tun könne. Wofür ich eines anderen Hülfe — in unserm Falle Gottes Hülfe — brauche, das muß ich doch zunächst

selber mit ganzem Herzen wollen. Wer nichts für die evangelische Heidenmission tut, bei dem wird auch die Missionsbitte aus dem Vaterunser: „Dein Reich komme“ kein erhörliches Gebet sein. Wir sollen doch nicht deshalb beten, damit wir selber nichts zu tun brauchen.

Ein fauler Knecht, der still mag stehn,
Wenn er den Feldherrn sieht angehn.

Erst der, der mit arbeitet, wird rechte Anliegen haben, die er dem Herrn im Gebet vorträgt. Erst in der Arbeit erkennt man die Aufgaben und die Nöten, für die man des Herrn Hülfe angerufen hat. Und das Gebet ist nicht nur Bitte; es ist auch Dank. Wo man nicht mitgearbeitet hat, da darf man auch nicht mit danken. Erst die Beteiligung an der Arbeit gibt ein Recht, das Dankgebet mitzubeten. Wo aber das Gebet getragen und begleitet ist von treuer Arbeit, da wird das Gebet kräftig sein und dazu helfen, daß die Arbeit gesegnet wird, und daß es an Treue und Geduld und Beharrlichkeit nicht fehle.

Was können wir für die Mission tun? Die Antwort, die wir gefunden haben, hat schon der Heiland die Apostel gelehrt. Der Heiland lehrt sie das Gebet (Matth. 9, 38): „Bittet den Hern der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende“; dann aber weist er sie gemäß des Inhalts dieses Gebetes weiter an, selber hinzugehen und das Ihre zu tun (Matth. 10, 1—33). Wir entnehmen daraus für unsere Tage des Herrn Mahnung an uns: Gehet hin und tuet desgleichen. Auch vom heutigen Missionswerk gilt für uns das deutsche Sprichwort: Bete und arbeite.

Rechtsfragen in der Mission.

Von Dr. H. Christ in Basel.

(Schluß)

13. Wenn auch das Personenrecht selbstverständlich am meisten sich mit der Mission berührt, so sind doch auch die Rechtsverhältnisse, welche sich auf das Grundeigentum beziehen, für uns oft von einschneidender Bedeutung.

Ich rede nicht von Schwierigkeiten, mit welchen wir in China beim Erwerb von Grundstücken infolge der Geomantie, infolge des Ahnen- und Gräberkultus zu tun haben, denn das sind Gebräuche der abergläubischen Sitte und des religiösen Kultus, und wenn sie auch zwingendern Charakter haben als manche Rechtsgebote, so gehören sie doch dem Rechtsgebiet nicht an.

Anders in Indien. Hier sind es die rechtlich unsichern und verworrenen Eigentums- und Besitztitel, welche uns ohne Unterlaß zu schaffen machen und schon zu einer Anzahl von Prozessen führten, die den Bestand von Gemeinden in Frage stellten.

In Süd-Indien ist der Kataster (Survey) erst im Werden; die Vermessung der Grenzen und die Feststellung des Eigentums an den Grundstücken sind noch nicht überall offiziell erfolgt; man ist noch vielfach angewiesen auf Urkunden und andern Beweis. Nun bildet jede Gemarkung einer Ortschaft eine buntscheckige Flurkarte von Privat-Eigentum, von Stammes- und Familien-Eigentum und von Tempelgut der heidnischen Göttertempel; daneben dehnt sich dann das Oedland aus, welches jetzt die englische Regierung als Kronbesitz übernommen hat. Es kann nun kommen — und kommt nur allzuhäufig vor — daß eine christliche Gemeinde, der die Mission selbst ein Stück Land zu ihren Zwecken kauft, überbaut und längere Zeit benutzt, bis dann im schlimmsten Moment ein Ansprecher auftritt, mit der Behauptung, der Verkäufer sei gar nicht Eigentümer, sondern nur Pächter auf langen Termin gewesen, das Gut sei Familien- oder Tempelgut, der Ansprecher erhebe im Namen der Sippe oder des Tempels die Vindikationsklage. Und nun kommt es darauf an, wie der Gerichtshof, zunächst der untere aus einheimischen Richtern bestehende, die Beweise würdigt, welche der Ankläger ins Feld führt: Urkunden, deren Echtheit fraglich, Zeugen, deren Wahrhaftigkeit noch viel fraglicher ist, denn in Indien weiß jedermann, daß man für wenige Rupien, ja selbst Annas für jede Aussage Zeugen genug finden kann. Freilich wird in einem Fall, wo der gutgläubige Erwerber Verwendungen auf das Grundstück gemacht hat, dem Ansprecher Ersatz dieser Aufwendungen, Meliorationen, Bauten &c. auferlegt, oder es wird dem unterliegenden Käufer deren Abbruch und Wegnahme des Materials freigestellt. — Immerhin ist die Lage einer Missionsgemeinde, die sich vor diese Extremität

gestellt sieht, eine recht traurige, und daß Erregung und Spaltungen in ihr sich geltend machen, nur allzu begreiflich. Ein krasses Beispiel all dieser Unbilden, die uns aus dieser Rechtsunsicherheit in Bezug auf Grundbesitz erwachsen können, ist der in der Basler Mission legendar gewordene „Tschowa-Prozeß“.

Seit langen Jahren saß die Tschowa-Gemeinde um Kirche und Missionscompound ruhig auf ihrem Lande. Da klagte im März 1881 der Radjah von Tschirakal auf Rückgabe dieses Grundes als Tempelgut. Nach sechsjährigem Prozeß sprach das Obergericht in Madras dem Radjah ein Stück des Compounds zu, und zwar jenes, auf welchem die Kirche steht, gegen Ersatz von 4000 Rupien an die Gemeinde für die Bauten, welche in einer bestimmten Zeit abzuräumen seien. Ein anderes Stück wurde dem Radjah wegen Verjährung seiner Klage abgesprochen. Und 1894 klagte der Radjah auch auf Herausgabe dieses letztern, weil die Verjährung bei Tempelgut nicht Platz greifen könne. Inzwischen hatte die Aufregung und der Zwiespalt in der armen, zwischen Himmel und Erde schwebenden Gemeinde den höchsten Siedepunkt erreicht, und die Missionsleitung war aus ethischen und Missionsgründen auf Niederschlagung dieses Prozesses um jeden Preis bedacht. Man bahnte Vergleichsverhandlungen an, man dachte daran, dem Radjah im Prinzip das Eigentum anzuerkennen, wenn er das Gut in eine lange Pacht um billigen Preis übergebe. Aber wunderbar: seit 1895 ruht nun die Sache; alles bleibt echt indisch in statu quo, vielleicht weil der streitsüchtige Radjah kein Geld mehr hat, um weiter zu prozessieren, vielleicht daß er selbst mit den hinter ihm stehenden Brahmanen in Händel geraten ist. Aber welch' heiße und fruchtlose, unmissionsmäßige Arbeit das alles gekostet hat!

14. Wenn wir uns in Süd-Indien mit uralten, verrotteten Zuständen herumzubeißen haben, so stellt Kamerun mit seinen allerneuesten Kolonial-Rechtsbildungen andere, auch nicht leichte Probleme. In Kamerun fand die deutsche Okkupation an der Küste und den untern Flußläufen feste Wohnsitze und Kulturland vor, während im Innern die vielfach den Ort wechselnden Negerdörfer und Gehöfte bestehen, von denen aus nach freier Willkür die Einwohner das Waldland benutzten und sich ihre Gärten und Felder anlegten, wo es ihnen gefiel. Da hatte denn

auch die Anlage von Missionsstationen, Außenstationen und Kapellen keine Schwierigkeit.

Aber es wurde anders, seit die deutsche Regierung große Landkomplexe, z. B. die Abhänge des Kamerunberges an Plantagen-Gesellschaften überließ, welche nun ihr Land als Eigentum beanspruchen und es möglichst vollständig und intensiv zu Kakao-Plantagen ausnützen. Wo blieben da die Eingeborenen, die bisher freien Kinder und Herren des weiten, freien Waldes? Und wo bleibt die Mission, wenn sie beabsichtigt, sich auszudehnen und neue Stationen anzulegen?

Das war eine schwere Frage sowohl für die Regierung als die Mission. Schon unterm 27. März 1888 hat der Gouverneur eine Verordnung erlassen, wonach der Erwerb von Grundstücken der Eingeborenen die Genehmigung der Regierung erfordere, und wenn dies Land nicht binnen vier Jahren in Benutzung genommen werde, es der Regierung anheimfalle.

Aber erst seither traten die Plantagen-Gesellschaften auf den Plan, und nun begann man, um die Landkomplexe zum Plantagenbetrieb im großen frei zu machen, an die „Zusammenlegung“ der zerstreuten Wohnsitze der Eingeborenen in Ortschaften heranzutreten.

Anfangs waren auch unsere Brüder dieser Maßregel nicht abgeneigt. „Wir hoffen (Jahresbericht Victoria 6. Juli 1900) mehr Einfluß zu erlangen, wenn die Regierung die Leute zwingt, in einem geschlossenen Dorf zu wohnen“; bei der jetzigen Zerstreutheit sei die Missionsarbeit recht schwierig.

Als sich aber zeigte, daß diese Zusammenlegung in immer schärferer Weise erfolgte, und daß nach einer einmaligen Zusammenlegung man sogar am Kamerunberg an eine zweite gehen wollte, wonach mehrere bereits angewiesene Dörfer verlegt werden sollten, und daß man für jede Hütte, d. h. Familie, den Eingeborenen bloß zwei Hektaren eigenes Land zuweisen werde, da wandte sich unsere Mission in einer Eingabe vom 12. Sept. 1901 an das Kolonialamt mit der Bitte, die Verhältnisse genau zu prüfen, ehe diese Maßregeln durchgeführt werden, und jedenfalls jene zwei Hektaren nur als ein vorläufiges Minimum gelten zu lassen, auch den Uebergang von Eigentum der Neger an Weiße möglichst zu hindern.

Die Antwort war eine sehr befriedigende, indem auf eine allerhöchste Verordnung vom 15. Juni 1896 hingewiesen wurde, wonach das Land, auf dem die Eingeborenen Eigentum nachweisen können, denselben nicht als herrenloses Land genommen oder als Kronland erhandelt werden kann, daß also das Land, auf dem ihre Hütten stehen und das die Leute in Bebauung haben, nicht ohne weiteres ihnen weggenommen werden darf. Auch wenn bei den Vermessungen der Plantagen eine amtliche Feststellung des Eigentums der Eingeborenen unterblieben sein sollte, geht keineswegs dadurch deren Eigentumsanspruch verloren, sondern es sollen diese Grundstücke durch nachträgliche Vermessung ihnen sicher gestellt werden, auch wenn sie innerhalb der Plantagen-Gebiete liegen. Wenn freilich das Weiterbestehen einer großen Anzahl von Niederlassungen Eingeborener mitten im Gebiet der Plantagen unbequem wird, so dürfen die kleinen Niederlassungen auf dem Wege gegenseitiger Vereinbarung zusammengelegt oder die Eingeborenen außerhalb des Plantagengebietes angesiedelt werden.

Wir meinen, damit ist das Erreichbare garantiert, und wenn man auch finden kann, daß dadurch der Eingeborene, dem bisher die unendliche Weite des Waldes als Jagd- und Wandergebiet frei stand, in seiner Freiheit eingeschränkt wird, so ist das eben die Konsequenz der kolonialen Besitzergreifung, die dem Gebiet der Weltmächte angehört, wo es ohne Gewalt nicht abgeht und wo man dafür noch dankbar sein muß, wenn die Gewalt eine sanfte ist.

Daß aber der Mission das Recht gewahrt sein soll, Land zum Bau für Kirchen und Schulen im einzelnen Fall trotz der Ueberlassung der großen Komplexe an die Gesellschaften künftighin zu erwerben, dafür ist nach einer Aeußerung des Gouverneurs Hoffnung vorhanden.

Immerhin — das darf nicht verschwiegen werden — ist die neue Entwicklung der Dinge in Kamerun durchaus nicht das Ideal für die Mission. Unvermittelt und öfter feindlich stoßen Zwecke und Mittel der kolonialen Zivilisation und Zwecke und Mittel der Mission auf einander, und man blickt mit Wehmut und Sehnsucht nach jenen glücklichen — aber immer seltenern — Winkeln aus, wo der Sendbote des Evangeliums unter einem Naturvolk ohne Einmischung anderer Elemente arbeiten darf.

15. Und wenn nun gar noch, wie dies seit etwa zwei Jahren auf der Goldküste der Fall ist, Gold im Schoß der Erde gefunden und die ganze Meute der goldgierigen Minengesellschaften auf ein Missionsgebiet losgelassen wird! Das ist in der Tat mit unserer Station Kyebi geschehen. Da werden wir nun sofort in einen Kampf ums Recht hineingetrieben, der uns noch genug Not und Beschwernis bringen kann. Es zeigte sich nämlich, daß eine der Goldadern, auf welche hin sich in England allein schon mehr als hundert verschiedene Minengesellschaften gebildet haben, gerade beim Compound von Kyebi rechtwinklig abbiegt und mitten durch unser Land sich fortsetzt. Kaum hatten das die Minen-Ingenieure ausgekundschaftet, als sie frischweg in unsern Grund hineingruben und erst durch energisches Veto unserer Brüder sich vorläufig abtreiben ließen. Vorläufig, denn nun will uns die Gesellschaft das Land abkaufen, oder wenigstens das Recht zur Ausbeute erwerben, und fügt ziemlich deutlich die Hinweisung auf einen Prozeß bei. Was aber ein Goldfeld mit all seinen zusammengeströmten schwarzen und weißen Goldsuchern in der Nähe einer Mission bedeutet, das haben wir schon reichlich durch die Demoralisation und Desertion verspürt, welche bis in unsere Seminare hineingreift. Und nun erst noch Gold auf unserem eigenen Lande! Dies zwang uns, nach dem auf der Küste geltenden Mutungs- und Bergrecht uns zu erkundigen, unsere Besitztitel möglichst zu sichern und dann zu versuchen, ob wir uns der andringenden Zumutungen erwehren können. Oder sollen wir, etwa in der Furcht, daß uns dies doch nicht auf die Dauer gelingt, wirklich die Station räumen und das Goldland der Gesellschaft verkaufen? Niemand von uns kann sich mit diesem Gedanken befreunden; denn wäre das nicht eine wenn auch notgedrungene Teilnahme an dem Wettlauf nach Gold? Das Beispiel Kaliforniens, wo 1848 der Born der Goldsucher vielfach alles Eigentum wegfegte, stellt allerlei Erwartungen in Sicht. Nur eine Hoffnung winkt uns: daß nämlich der große Krach eintrete, solange wir noch in unangetastetem Besitz von Kyebi stehen, und uns so von dem drohenden Unheil befreie. Aber inzwischen sind wir dazu verurteilt, uns um englisch-afrikanisches Eigentums- und Bergrecht zu kümmern und täglich schlimme Depeschen von dort zu erwarten.

16. Ich schließe mit der für uns wohl noch nicht abgeschlossenen, die Gemüter der Länder draußen und der Missionsleiter daheim gleich sehr bewegenden **Entschädigungsfrage** für die in **China** während der Aufstände erlittenen Verluste.

Bekanntlich waren, und sind es zeitweise noch, bewaffnete Banden, gebildet aus Leuten meist unbekannter Herkunft, größtenteils den geheimen revolutionären Gesellschaften angehörend, welche unsere Missionsgehöfte im Oberland überfielen und teilweise zerstörten, dabei die Christen mißhandelten und ausraubten.

Den bestehenden Staatsverträgen und feststehender Übung gemäß leistet nun die chinesische Regierung Ersatz für solche Schäden, während nach unsern heimischen Grundsätzen der Staat für derartige Verluste nicht ohne weiteres eintritt, sondern dem Beschädigten nur die Hilfe seiner Strafbehörden gegen den Verbrecher gewährt, an den allein die Ersatzforderung, ohne Regreß auf den Staat, zu richten ist.

Das Verfahren der Regierung Chinas ist dabei das, daß sie den Distrikt, in welchem die Unruhen vorkamen, für den Schadenersatz solidarisch verantwortlich erklärt und von seinen, nach Ortschaften und Familienstämmen gegliederten Einwohnern die nötigen Summen durch den Oberbeamten eintreiben läßt. Die Forderungen werden durch die Konsulate der Mächte vertreten, denen die Mission angehört. Es ist das Verfahren, das in unsern „zivilisierten" Staaten noch im Kriege angewendet wird, wenn ein in Feindesland eingedrungenes Heer gegen Schädigungen sich in der Weise zu helfen sucht, daß es ganze Dorfschaften oder Städte samt und sonders zum Ersatz oder zur Strafe heranzieht.

Wenn es einerseits unser Rechtsgefühl empört, daß bei einer solchen Eintreibung von Entschädigungssummen (von denen zudem noch der größere Teil in den Taschen der Mandarinen hängen bleibt) Unschuldige zu leiden haben, indem die Räuberbanden nicht immer der Gegend angehören, welche durch die Repressalien betroffen wird, so wird uns anderseits von den chinesischen Behörden bestätigt, daß in den Bezirken, wo diese Ausschreitungen geschehen, stets auch der einheimische Pöbel mit denselben sympathisiert, weil der Fremdenhaß in China allgemein ist, daß die Stammesältesten der Bezirke, wenn sie ernstlich wollen, gewöhnlich die Raubzüge zu verhüten imstande sind, und daß der Chinese die Mit-

leidenschaft der Gegend, in welcher eine Untat dieser Art geschieht, als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Auch wurde betont, daß die für die Beraubung Moilims 1895 entrichtete Entschädigung die Bewohner jener Gegend vielleicht abhielt, im Jahre 1900 sich wieder an der Station zu vergreifen. Welche Stellung soll nun die Mission zu der Frage nehmen, ob sie Entschädigung verlangen soll oder nicht?

Vor allem hat das Komitee die Ansichten unsrer chinesischen Brüder eingeholt. Allein diese gingen sehr auseinander. Während die einen von jeder Forderung abrieten, sahen die andern im Verzicht auf diese Geltendmachung eine Gefahr für die Mission.

Das Beispiel der übrigen in China arbeitenden Missionen war auch kein deutlicher Fingerzeig. Die katholische Mission auf der ganzen Linie hat unerbittlich und bis an die äußersten Grenzen des Möglichen ihre Entschädigungsforderungen durch die Großmächte eintreiben lassen, in einem solchen Maß, daß die Erbitterung darüber im chinesischen Volk hochgradig sich gesteigert hat. Hudson Taylors China Inland Mission dagegen, welche weitaus am schrecklichsten in den mittlern und nördlichern Provinzen des Reichs, über die sie sich ausdehnte, gelitten hat, erklärte sofort, auf jede Forderung zu verzichten, und es sind unter den Chinesen Zeichen dankbarer Anerkennung dieser hochherzigen, dem Charakter jener Mission so ganz entsprechenden Selbstverleugnung laut geworden.

Nach mehrfachen sorgfältigen Erwägungen aller dieser verschiedenen Ansichten und ihrer Motive sind wir zu nachstehenden Sätzen gelangt, nicht ohne zuvor von maßgebender Seite die Zusicherung erlangt zu haben, daß ein Entscheid in dieser Frage, falle er so oder so, den Schutz der deutschen Flagge, unter der wir in China stehen, uns in keiner Weise entziehen oder mindern könne.

Die von den Brüdern aufgerollte Frage der Wirkung der Entschädigung als Sühne des Verbrechens ließen wir hiebei außer Betracht, denn die Mission hat nicht die Aufgabe, eine Strafgewalt im heidnischen China sich anzumaßen.

A. Zerstörtes Missionseigentum: Eine Entschädigungsforderung ist grundsätzlich und in der Regel geboten mit Rücksicht auf den Schutz der Mission. Sie soll dem Volk zum Bewußtsein bringen, daß die Mission nicht schutzlos der Vergewaltigung preisgegeben

ist, während ein Verzicht darauf die Mission in den Augen der Chinesen als vogelfrei erscheinen ließe oder dazu nötigen würde, andere Bestrafung der Uebeltäter zu fordern, die meistens einen viel inhumanern Charakter haben würde als Gelderſatz.

Verzicht auf Entschädigung ist alsdann tunlich, wenn eine andere Ahndung der Schuldigen bereits erfolgt, oder wenn es klar ist, daß die Ersatzgelder vornehmlich von Unschuldigen eingetrieben würden.

Gewicht soll darauf gelegt werden, daß in der Bemessung der Forderungssumme von dem Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl der Mission Zeugnis gegeben werde.

B. Private Verluste der Missionsgeschwister: Diesen ist es freigestellt, ob sie eine Forderung stellen wollen, welche dann durch die Mission selbst vertreten wird. Wollen sie dagegen aus Gewissens- oder andern Gründen verzichten, so wird ihnen die Mission dasjenige verwilligen, was sie zur Ergänzung ihrer notwendigen Ausrüstung brauchen.

C. Ansprüche der eingeborenen Christen: Diese sind von ihnen vor den einheimischen Behörden anhängig zu machen, und eine Vertretung ihrer Sache bei diesen (etwa auch durch den Konsul) ist nur dann seitens der Mission zulässig, wenn die Ansprüche nicht ungerecht sind, und wenn die Ausschreitungen der Heiden nicht etwa durch Aufreizungen veranlaßt sind, welche die Christen sich gegen die Heiden zu Schulden kommen ließen.

D. Verluste von Katechisten und anderer eingeborenen Angestellten der Mission: Diesen kann, wenn sie keine Entschädigung seitens der Behörde erhalten, eine mäßige Summe zur Wiederanschaffung des Notwendigen aus Missionsmitteln bewilligt werden.

Möge der Herr unsere liebe Mission in Gnaden vor einer weitern Ausbildung dieser leitenden Sätze infolge neuer praktischer Erfahrungen behüten!

Doch es ist Zeit, meine allzu rasche und doch schon allzu lang gewordene Uebersicht, oder besser Auswahl von Rechtsfragen zu beschließen, die mit der Basler Mission sich berühren. Die Berührung ist häufig eine unbequeme, ja schmerzliche, aber sie darf nicht gemieden werden; sie gehört mit zur Bauarbeit im Dienste des Meisters. Bauen aber, sei es im natürlichen, sei es im geistlichen Sinn, erfordert vor allem Geduld, und nichts ist geeigneter,

uns in der Geduld zu üben, als die Rechtssachen mit ihren Förmlichkeiten, ihrer unabsehbaren Dauer und all ihrer Wunderlichkeit. Geduld ist die erste und vornehmste der Missionstugenden; ohne Geduld keine Erfahrung, und somit auch keine Hoffnung: ohne Hoffnung aber ist es schwer, Mission zu treiben!

Der Kongo-Freistaat und seine Stellung zur Mission.

Unter den Augenzeugen, die in letzter Zeit ihre Stimme gegen die Schreckensherrschaft im Kongo-Freistaat erhoben haben, befindet sich auch Missionar Morrison von den amerikanischen Presbyterianern, die im Kasai-Distrikt ihre Missionsarbeit tun. Sowohl in England wie in Amerika hat er öffentlich an unfechtbaren Tatsachen die Mißwirtschaft der Kongo-Regierung und die Schandtaten einzelner Beamten dargetan. Nun liegt uns in der Missionary Review of the World ein Schriftstück von ihm vor, das uns in Kürze die Stellung der Regierung zur Mission charakterisiert und wodurch man einen Einblick in die Schwierigkeiten erhält, in die die evangelischen Missionen im Freistaat unter dem rücksichtslosen und gewinnsüchtigen Regierungssystem versetzt sind. Er schreibt:

Es war im Jahr 1884, daß der Kongo-Freistaat auf dem Berliner Kongreß als eine unabhängige und selbständige Macht anerkannt wurde. Aber obwohl dem König von Belgien, Leopold II., von den Signatarmächten die unbeschränkte Oberhoheit zuerkannt wurde, waren doch die Rechte der Eingeborenen und Fremden durch verschiedene Vertragsbestimmungen sorgfältig gewahrt. Die wichtigsten dieser Abmachungen waren: Handelsfreiheit für alle Völker, die Unterdrückung der Sklaverei und der Unmenschlichkeit gegen die Eingeborenen, Förderung aller philanthropischen Unternehmungen und der christlichen Missionen jeder Konfession, denen keinerlei Hindernis oder Beschränkung in den Weg gelegt werden sollte."

Seitdem sind nahezu zwanzig Jahre verflossen, und zum großen Bedauern aller, die die weitgehendsten Hoffnungen für die Entwicklung jener afrikanischen Gebiete hegten, sind dieselben jetzt genötigt, zuzugeben, daß alle jene wichtigen Bestimmungen durchweg von der Verwaltung des Königs Leopold für nichts geachtet und geradezu

verletzt werden. Diese grobe Verletzung des Vertrags hat mit den Jahren zugenommen, wobei man den Tatbestand auf jede Art und Weise zu verbergen suchte. Nun sind aber die Tatsachen hievon so vielfach bezeugt und zwar von so zuverlässiger Seite, daß selbst alle Proteste des Königs und seiner Presse sowohl in Europa wie in Amerika die zivilsierte Welt nicht mehr länger über den wahren Sachverhalt blenden können.

Die garantierte Handelsfreiheit ist aufgehoben und das ganze Land, mit Ausnahme eines schmalen Küstenstreifens, ist an große Landgesellschaften verpachtet, an denen der Staat selber etwa zur Hälfte mit Aktien beteiligt ist. Ferner ist es eine gleichfalls unwiderlegbare Tatsache, daß der Staat, anstatt die Sklaverei zu unterdrücken, nach und nach selbst zum größten Sklavenhändler der Welt geworden ist. Hat er doch über 18 000 Mann zum Militärdienst gepreßt und außerdem viele Tausende von Eingeborenen eingefangen und zu unfreiwilligem Dienst auf seinen Pflanzungen und Dampfern, zu Stationenbauten und öffentlichen Arbeiten u. a. gezwungen. Die Greueltaten und Schändlichkeiten, die aus diesem System der Zwangsarbeit und des Militärdienstes hervorgehen, wollen wir nicht näher schildern. Anfangs leugnete der König und seine Presse alles das, in der Hoffnung, die öffentliche Meinung werde darüber hinweggehen. Aber als die Presse sah, daß es mit dem einfachen Ableugnen der Tatsachen nicht geschehen sei, hatte sie die Stirn, zu erklären, der König sei absoluter Herrscher des Freistaates und könne tun, was er wolle; die Eingeborenen seien seine Untertanen und er tue nur seine Pflicht, wenn er sie durch den Arbeitszwang zu zivilisieren suche. Das Ergebnis davon war, daß der König von Belgien jetzt der größte Händler in Kautschuk und Elfenbein ist.

Aber es ist nicht meine Absicht, in diesem Artikel die Handelsfrage und die grausame Behandlung der Eingeborenen zu erörtern, sondern vielmehr die Stellung der Regierung zur M i s s i o n darzulegen. Diese ist nun derart, daß die Kongo-Regierung systematisch der evangelischen Mission entgegenarbeitet. In den ersten Jahren nach der Gründung des Freistaats kam es nur selten zu einer ernstlichen Einmischung in die Angelegenheiten der Mission, aber innerhalb der letzten sieben Jahre ist die Sachlage so geworden, daß der Bestand der protestantischen Missionen ernstlich bedroht ist. Das ist erst nach und nach so geworden und man kann nicht anders, als den Missionaren den Vorwurf machen, daß sie nicht früher dagegen Einspruch erhoben und auf Einhaltung der Rechtsverträge gedrungen haben. Ja, ich muß mit tiefem Bedauern bekennen, daß manche Missionare — wohl aus Furcht vor der absoluten Macht des Königs

— sorgfältig geschwiegen haben; einige wenige sind sogar so weit gegangen und haben den Staat und sein System zu verteidigen gesucht.

Das eine Mittel, womit der Freistaat der protestantischen Mission das Dasein erschwert, ist das, daß er sie mit ganz ungeheuren Steuern belastet. Alles mögliche wird besteuert, nicht nur alle Einfuhrartikel, sondern auch — und zwar in unvernünftiger Weise — der Gütertransport auf der Kongo-Eisenbahn um die Katarakte herum; ferner werden von der Mission Steuern erhoben für jeden ihrer Arbeiter; alles Eigentum der Mission, der Missionsdampfer und jede Schußwaffe, die dem persönlichen Gebrauch dient, wird besteuert. Und auch sonst sucht man auf jede Art und Weise so viel als möglich aus uns herauszuquetschen. Jede Vorstellung gegen diese Behandlung ist natürlich vergeblich, denn die Erlasse des Königs sind einmal gegeben und unabänderlich.

Im Januar 1902 fand in Leopoldville eine Konferenz der protestantischen Missionen statt. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Bittschrift an die Regierung abgefaßt, worin um eine Herabminderung der Steuern für das Missionseigentum gebeten wurde. Die Regierung ging auch wirklich zum Teil darauf ein und gewährte zur Freude aller Missionare einige Ermäßigung. Als aber der nächste belgische Dampfer einlief, brachte derselbe einen Erlaß von Brüssel, wonach die Einfuhrzölle von sechs Prozent auf zehn Prozent erhöht wurden. Dadurch wurde die eben gewährte Steuerermäßigung tatsächlich wieder aufgehoben.

Eine andere, sehr eingreifende schlimme Art der Einmischung in den Betrieb der evangelischen Missionen ist die Schreckensherrschaft, die die Regierung unter den Eingeborenen ausübt und wodurch sie dieselben von den Missionsstationen vertreibt. Ich könnte eine ganze Anzahl von Stationen verschiedener Missionen nennen, die vordem eine starke Bevölkerung in ihrem Umkreis aufwiesen, von wo aber jetzt die Eingeborenen durch die brutale Behandlung der Staatsbeamten vertrieben worden sind. Man hat dies auch verschiedene Male am Luebo versucht, und ich habe es oftmals erlebt, wie sich die Leute für längere Zeit in die Wälder flüchteten, um den Offizieren und den eingeborenen Truppen mit ihren Repetiergewehren aus dem Wege zu gehen. Ich habe dort über sechs Jahre gelebt und ich kann aus voller Ueberzeugung sagen, daß man alles daran setzt, um zu verhindern, daß wir als Missionare Einfluß aufs Volks gewinnen. Und doch lassen wir's uns angelegen sein, die Eingeborenen zur Loyalität gegen den Freistaat anzuhalten, da wir einsehen, es ist das einzig Ratsame, was sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen tun können.

Trotzdem werden wir beständig von der Regierung mit Mißtrauen betrachtet.

Ein weiteres Hindernis in der Entwicklung des Missionswerkes ist die ungewisse politische Zukunft des Landes. Leopold II. ist zwar gegenwärtig der Beherrscher und Eigentümer des Landes, aber wer wird es sein nach seinem Tode? Er behauptet zwar, Frankreich eine Art von Vorkaufsrecht zugestanden zu haben, falls er einmal willens sei, seine Hoheitsrechte über das Land abzutreten, aber diese Abmachung ist durchaus keine festgesetzte Tatsache, die die Signatarmächte ohne weiteres anerkennen müßten. Auch schien es vor einigen Jahren, als ob der König das freistaatliche Kongogebiet dem Lande Belgien übertragen wollte, aber dieses weigerte sich, die Verantwortung zu übernehmen. Belgien ist zur Zeit eine neutrale Macht, die keine kostspielige Marine unterhalten will. Es weiß nur zu gut, daß überseeische Besitzungen all die Vorteile, die es jetzt durch seine neutrale Stellung genießt, lahm legen, wenn nicht aufheben würden. Ob nun das Kongogebiet einmal auf den Nachfolger von König Leopold übergehen, oder ob es doch noch von Belgien übernommen werden wird, ob Frankreich versuchen wird, von seinem Vorkaufsrecht Gebrauch zu machen, ob das ganze Gebiet aufgeteilt werden wird zwischen den Mächten, die an der Austeilung Afrikas interessiert sind, oder ob es zu einer von den Mächten eingesetzten kommissarischen Regierung kommen wird — wer will das voraussagen? Das alles liegt in einer ungewissen Zukunft. Es ist aber leicht einzusehen, daß dieses Gefühl der Unsicherheit den Fortschritt der Missionen beeinträchtigen muß.

Indes, am meisten Gefahr droht der Entwicklung der Mission durch das Verhalten der Kongo-Regierung insofern, daß sich dieselbe weigert, den Missionsgesellschaften weiteres Land zur Anlegung von neuen Missionsstationen zu verkaufen. In den ersten Jahren hielt es durchaus nicht schwer, die entsprechenden Grundstücke zu diesem Zwecke vom Staat zu erwerben. Nach und nach ist den Missionen dieses Recht entzogen worden und jetzt, seit etwa vier Jahren, weigert sich die Regierung, unter irgend welcher Bedingung Land an die evangelischen Missionen käuflich abzutreten. Dadurch wird ihre Lage sehr bedenklich. Denn es bedeutet dies für die Missionen einen Stillstand, und wenn wir uns dieser Vergewaltigung, die den Verträgen stracks zuwiderläuft, stillschweigend unterwerfen, so ist nur noch ein kleiner Schritt übrig, bis wir vollends auch noch von unsern Stationen, die wir jetzt besetzt halten, vertrieben werden.

Diese Sachlage verdanken wir nicht bloß dem Einfluß der römischen Katholiken, sondern auch der Gewinnsucht des Königs

Leopold, der uns beiseite geschafft wissen möchte, damit er mit den Eingeborenen verfahren kann, wie es ihm beliebt, und damit ihm die vielen amerikanischen und englischen Missionare nicht das Handelsgeschäft verderben. Zwar sind in einzelnen Fällen den Missionaren Landstücke als Pachtgüter für einige Jahre angetragen worden, aber das ist, wie leicht ersichtlich, nur eine Falle. Denn sobald der Pachttermin abgelaufen wäre, würden alle inzwischen auf dem Grund und Boden errichteten Gebäulichkeiten an den Staat fallen und von da in die Hände der römischen Katholiken übergehen. Alle Mühe und das Ergebnis von Jahren wäre damit verloren. Als ich vor kurzem in Brüssel weilte und mit den Staatsbeamten über diese Angelegenheit sprach, erhielt ich den Bescheid, daß man uns im Fall einer Pachtung beim Ablauf des Termins keine Schwierigkeit bereiten würde; als ich aber den Minister bat, mir dieses Versprechen schriftlich im Namen des Staates zu geben, da zuckte er mit den Achseln und weigerte sich dessen. In den letzten vier Jahren hat unsere Mission viermal Bittgesuche um Ueberlassung von Land eingereicht; sie sind ihr aber jedesmal abgeschlagen worden. Mehrere andere Missionen haben ähnliche Erfahrungen gemacht. Einige von ihnen haben sich wohl oder übel dazu verstanden, das Land pachtungsweise zu übernehmen, aber nicht ohne dagegen zu protestieren, weil sie recht wohl wissen, daß man ihnen hinterher nur Schwierigkeiten bereiten wird.

Schließlich sind noch die besonderen Gunsterweisungen und Privilegien zu nennen, die zum Schaden der evangelischen Mission den römischen Katholiken zugewandt werden. Sie sind frei von all den Plackereien und Bedrückungen, die ich angeführt habe. Sie erfreuen sich besonderer Vergünstigungen in Bezug auf die Eisenbahn-Fahrtaxen und erhalten, wie man mir sagte, ihre Steuerbeträge in irgend einer Form wieder ersetzt. Anstatt daß man wie bei uns die Leute von ihren Stationen vertreibt, übergibt man ihnen Tausende von Knaben und Mädchen, die von den Regierungstruppen auf ihren Streifzügen aufgefangen worden sind. Anstatt des Drucks, der sonst auf das Volk ausgeübt wird, gewährt man den Eingeborenen in der Umgebung der katholischen Missionsstationen besonderen Schutz. Sie sind sogar von der Bezahlung des üblichen Tributs befreit. Der katholischen Mission hat man auch nach dem Erscheinen des Erlasses, der den Protestanten jeden Landkauf verweigert, ohne Anstand Land zu neuen Stationen überlassen. Auch brauchen sie wegen der unsichern Zukunft des Staates nicht in Sorge zu sein; denn sie wissen, daß, wenn das Land auch in protestantische Hände dereinst übergehen sollte, sie doch unbelästigt bleiben werden.

Das sind so einige der offenkundigsten Mittel und Wege, wodurch die Kongo-Regierung gegen alle Vertragsbestimmungen den Fortschritt der evangelischen Missionen zu hindern sucht. Der König und seine Presse wird zwar rundweg diese Angaben bestreiten, ja vielleicht so weit gehen und eine Untersuchung dieser Anschuldigungen anbieten; aber wenn man weiß, daß die Richter nur Puppen des Königs sind, so ist klar, daß eine solche Untersuchung nichts, gar nichts bedeutet. Wir möchten vielmehr auf eine Untersuchung des Falles durch eine unparteiische, internationale Kommission dringen. Da sich jedoch der König bis jetzt weigert, seine Regierung dem Urteil einer solchen Kommission zu unterwerfen, so bleibt uns nur übrig, abzuwarten, bis die christlichen Mächte der Welt überredet werden können, dieser offenen Wunde im Herzen des dunkeln Erdteils ein Ende zu machen.

Von China über Sibirien nach England.

Von Peking nach London in neunzehn Tagen! Und zwar mit dem Schnellzug der sibirischen Eisenbahn, die heute die direkteste Verbindung zwischen dem Abendlande und Ostasien herstellt. Diesen Weg hat vor kurzem eine Missionarin in der genannten kurzen Frist zurückgelegt und dabei neun verschiedene Länder passiert: China, Mandschurei, Mongolei, Sibirien, Rußland, Polen, Deutschland, Holland und England. Es wurde dabei an mehr als 500 Stationen Halt gemacht. Diese weite Eisenbahnstrecke soll aber demnächst in zwölf Tagen zurückgelegt werden, da unausgesetzt daran gearbeitet wird, die Bahnlinie zu verbessern und die Fahrgeschwindigkeit zu beschleunigen.

Lassen wir uns nun Frl. Lambert von Futschau ihre Reise von China über Sibirien nach ihrer englischen Heimat kurz erzählen:

Da ich und meine Begleiterin nicht von Dalny, dem östlichen Endpunkt der transsibirischen Eisenbahn, aufbrachen, sondern von Peking aus, so hatten wir den Zug der Hauptlinie in Niutschwang zu besteigen. So verließen wir denn am Morgen des 17. April die alte interessante Stadt Peking und erreichten schon um 10 Uhr Tientsin. Hier passierte mir aber das erste und glücklicherweise einzige Ungeschick auf der Reise. Während ich mich noch einige Augenblicke mit einer Freundin auf dem Bahnsteig unterhielt und an nichts Schlimmes dachte, fuhr mir der Zug vor der Nase davon, ohne daß ein Zeichen

der Abfahrt gegeben worden wäre. Man denke sich meinen Schrecken! Da stand ich ohne mein Gepäck, das der enteilende Zug mitgenommen hatte, auf dem Bahnsteig mit dem trostlosen Bewußtsein, daß innerhalb 24 Stunden kein weiterer Zug gehe. Zu alledem kam noch die Aussicht, daß ich in Niutschwang eine volle Woche liegen bleiben mußte, falls ich für den dortigen Anschluß zu spät kam. Nachdem ich in Erfahrung gebracht hatte, daß ich in meiner Verlegenheit keinen Güterzug benutzen konnte, mußte ich mich eben dreinfinden, einen Tag lang in Tientsin zu bleiben, mit der Aussicht, im Notfall von Niutschwang in einem kleinen Boot und auf einem federlosen chinesischen Karren den Sonntag über durch einen Distrikt zu reisen, dessen Gebiet so von Räubern unsicher gemacht wird, daß man nicht einmal wagt, den Zug bei Nacht in jener Gegend fahren zu lassen. So verließ ich denn Tientsin am Samstag morgen und erreichte bei Nacht die Station Schan-hai-kuan, wo ich zu meiner Freude mein ganzes Reisegepäck unter der Obhut des chinesischen Stationsvorstehers vorfand, sowie einige Lebensmittel. Von hier aus konnte ich dann den Zug nach Niutschwang benützen, auf dem ich die einzige Europäerin war. Da derselbe nur durchgehende Wagenabteile besaß, so konnte ich nicht einmal die Tür meines Coupés abschließen. Doch wachte das Auge des himmlischen Vaters über mir.

Am Sonntag morgen passierten wir die chinesische Grenze und wir befanden uns in der Mandschurei, wobei der Zug geradewegs durch die große chinesische Mauer hindurchfuhr. Die dritte Klasse des chinesischen Personenzuges befand sich in offenen Kohlenwägen ohne Sitze und der aufwirbelnde Staub, sowie der starke Zugwind war für die Reisenden sicherlich keine Kleinigkeit. Zum Glück hatte ich ein Abteil für mich allein erhalten. Im nächsten befand sich ein Mandarin mit seinem Gefolge. Recht interessant war es zu sehen, wie die Chinesen an den einzelnen Haltestationen Eier, Fische und allerlei Gebäck von den Landsleuten kauften, die diese Artikel überall feilboten.

Als wir bei einbrechender Nacht Niutschwang erreichten, nahm mich zu meiner großen Freude ein presbyterianischer Missionar in Empfang, der mir zugleich mitteilte, daß sich meine verlorene Reisegefährtin in seiner Wohnung befinde und daß morgen in aller Frühe, um 3 Uhr, ein Extrazug abgehen werde, mit dem wir den Schnellzug von Dalny noch erreichen könnten. Das war eine wirkliche Gebetserhörung.

Als wir den Schnellzug glücklich erreicht und bestiegen hatten, fand sichs, daß die Bahnbeamten alle nur Russisch verstanden. Doch auch da war uns geholfen. Einer der Mitreisenden, ein Baron v. R.,

erbot sich in freundlichster Weise, uns als Dolmetscher zu dienen und uns in allem behilflich zu sein. Immer war er zur Hand, sobald wir auf den verschiedenen Stationen Milch, Brot, Eier oder Butter kaufen wollten. Denn obschon ein Speisewagen dem Zug angehängt war, zogen wir es doch vor, so oft als möglich, unsere eigenen Eßvorräte im Coupé zu verzehren, weil uns das viel billiger kam als im Speisewagen zu dinieren. Die breiten Polstersitze in den Wägen, die des Nachts zu Betten umgewandelt werden, waren recht bequem und auch sauber; selbst ein nettes kleines Badezimmer, wo man ein kaltes oder warmes Brausebad nehmen konnte, befand sich im Zug. Nur sollte man es vermeiden, viel Reisegepäck mit sich zu führen; denn die Fracht im Gepäckwagen ist sehr hoch, und nimmt man es zu sich ins Coupé, so hat man Mühe, es unterzubringen, da unter den Sitzen kaum Raum dafür ist. Was also nicht oben auf dem Gestell Platz hat, muß auf den Sitzen untergebracht werden.

Indem wir noch am gleichen Tage, an dem wir Niutschwang verließen, Mukden, die Hauptstadt der Mandschurei, passierten, konnten wir uns zur Genüge davon überzeugen, daß die Mandschurei noch lange nicht von den Russen geräumt ist. Endlich, am zweiten Tage unserer Fahrt, erreichten wir die von Wladiwostok herführende Hauptlinie und unsere Reise ging nun direkt nach Westen. Die Szenerie wurde mit jedem Tage anmutiger. Ab und zu erblickte man Hügel- und Bergketten, sowie ganze Wälder von Birken; dann wieder schöne Wiesenflächen, auf denen Herden von Rindvieh weideten, und wo der Schnee verschwunden war, da waren die Fluren mit prächtigen Dattelblumen, Schlüsselblumen, Anemonen und andern Boten des Frühlings übersät. Weiterhin, gegen Europa zu, fanden sich Maiblümchen, die da in Menge wild wuchsen. Das Land ist sehr gut bewässert und wir fuhren über eine Anzahl von Flüssen, über die recht gut konstruierte Brücken führten. Die längste davon war 1400 Meter lang.

Bei der Stadt Mandschuri erreichten wir die sibirische Grenze und es fand hier die Zollabfertigung statt. Die Russen benahmen sich dabei ganz galant und verursachten uns keinerlei Umstände, wogegen es recht amüsant war, zu sehen, wie sie sich eine Zeit lang den Kopf zerbrachen über unsere Gepäckstücke, besonders über einige medizinische Bücher und Konservenbüchsen. Als wir uns dann dem Baikal-See näherten, wurde es bedeutend kälter, und wären wir nur zwei Tage früher daran gewesen, so hätten wir das Vergnügen gehabt, den See auf Schlitten zu kreuzen. Jetzt mußte sich ein Dampfer, den wir bestiegen, als Eisbrecher seinen Weg durch die Eis- und Schneemassen bahnen. Ein Teil unseres Zuges wurde auf einen Trajektdampfer geschoben und es war interessant zu sehen, wie der

schwerfällige Koloß da hineingeschoben und zwischen zwei andern Wagenreihen, die schon darauf standen, untergebracht wurde. Unter betäubendem Geräusch ging die Fahrt durch das berstende Eis, dessen gewaltige Blöcke sich hinter uns sofort wieder zusammenschoben, und die vielen Schlitten, die sich auf der weiten blanken Eisfläche überall zeigten, waren ein höchst romantischer Anblick, bis wir nach einer Fahrt von 2½ Stunden den See gekreuzt hatten.

Als wir die etwas westlich vom See gelegene Stadt Irkutsk am Abend des 25. April erreicht hatten, hörten wir, daß der Zug erst am Abend des folgenden Tages weiter gehen sollte. Wir begaben uns deshalb in ein Hotel, wo wir es recht gut eingerichtet und nicht zu teuer fanden. Irkutsk, das schon oft als eine der verrufensten Städte der Welt geschildert worden ist und wo um der vielen Vergnügungen willen die Nacht zum Tage gemacht wird, da die Wirtshäuser oft bis um 5 Uhr morgens geöffnet sind, hat dessenungeachtet 27 Kirchen, deren große Kuppeln mit ihren vergoldeten Kreuzen sich in imposanter Weise über dem Häusermeer der Stadt erheben. Wir besuchten einige derselben, aber ich will durch ihre Beschreibung den Leser nicht ermüden.

Von Irkutsk aus erreichten wir nach fünftägiger Fahrt das Uralgebirge, die Grenze von Europa, nachdem wir die großen Städte Tomsk, Omsk und Kurgan passiert hatten. In weiteren 2½ Tagen auf europäischem Boden befanden wir uns in Moskau, der alten russischen Hauptstadt, und von da konnten wir in 36 Stunden London erreichen.

Diese lange Eisenbahnfahrt vom äußersten Osten Asiens bis in den Westen Europas in 19 Tagen fanden wir durchaus nicht so ermüdend, als man erwarten sollte. Sie kam uns auch gar nicht langweilig vor, denn die häufige Unterbrechung der Fahrt auf den vielen Stationen, die beständige Abwechslung der Szenerie und vor allem meine angenehme, unterhaltende Reisegefährtin ließen keine Langeweile aufkommen und es erschien uns auch das verrufene Sibirien durchaus nicht als die unwirtliche Wildnis, für die man es zu halten pflegt. An sechs verschiedenen Stationen hatten wir unsere Fahrkarten zu erneuern, aber in kurzem wird man für die ganze Strecke einen durchgehenden Fahrschein erhalten können. Ja es soll dann sogar das Umsteigen am Baikalsee in einen anderen Zug unnötig werden, da demnächst die Bahn am Südende des Sees nach Irkutsk herumführen soll. Der Fahrpreis zweiter Klasse von Peking nach London samt der Verpflegung unterwegs beträgt im ganzen gegen 800 Mark.

Wir haben uns diese Ueberlandsreise von Ostasien nach dem westlichen Europa ganz kurz erzählen lassen, weil sie uns zeigt, welch

rasche Beförderungsweisen und bequemen Verkehrswege heutzutage dem Missionar zu Gebote stehen und wie der zunehmende Weltverkehr dazu beitragen muß, daß das Evangelium in alle entlegenen Gegenden der Welt getragen wird. Welch einen gewaltigen Gegensatz hiezu bieten die ersten Missionsreisen der nestorianischen Mönche, die im 7. Jahrhundert das Christentum von Kleinasien aus auf dem Landwege durch die Tatarei und Mongolei nach China hineintrugen, sowie die späteren Botschaftsreisen der römischen Missionare!

Missions-Zeitung.

Kumase. Was doch der Missionsveteran Ramseyer schon alles in seinem Kumase erlebt hat! Vor 30 und mehr Jahren lernte er als Gefangener der Asanteer die politische Macht und die barbarische Gewaltherrschaft dieses Volkes kennen. Er erlebte aber auch den Zusammenbruch dieses Reiches und den Einzug des Evangeliums in die blutbefleckte Hauptstadt des Landes. Von feindlichen Kriegsscharen bedrängt mußte er dann das aufständische Gebiet verlassen und als Flüchtling sein Missionswerk der Zerstörung preisgeben. Und wieder zog er im unterworfenen Kumase ein. Aber nur Trümmer und rauchgeschwärzte Mauern waren es, die ihm von der ehemaligen Missionsniederlassung entgegenstarrten. Wieder mußte er bauen und dem Missionswerk die Heimstätte bereiten. Wie vormals mußte er mit seiner Gattin in einer elenden Negerhütte sein Lager aufschlagen und unter den Zweigen eines Banianenbaums im Freien den Gottesdienst halten. Doch unermüdlich wurde gezimmert, gebaut, und jetzt erhebt sich auf den Trümmern der Verwüstung wieder ein stattliches Missionshaus. Nicht weit aber davon schaut zwischen dem Gezweig der Bäume die kleine, aber schmucke Kapelle hervor mit ihrem Glöckchen auf dem Giebel, das seiner Zeit den Sturm des Aufstandes mit durchgemacht hat. (Siehe Titelbild.)

Doch auch eine neue Zeit ist in Kumase eingezogen. Am 1. Oktober ertönte zum erstenmal der schrille Pfiff einer Lokomotive vor der alten Hauptstadt, und schnaubend fuhr durch einen Triumphbogen der erste Eisenbahnzug in Kumase ein. Staunend schauten die zu diesem Ereignis eingeladenen Häuptlinge von Asante dieses Weltwunder an, das nun ihr Ländergebiet mit der fernen Küste verbindet. Vielleicht hat auch der eine und andere Graukopf dabei der Rede aus alter Zeit gedacht, da ihr König hochmütig den mit Heeresmacht heranrückenden Weißen das Wort entgegenhielt: „Das Wasser ist noch nie den Berg heraufgeflossen.“ Und nicht nur hat des Weißen Arm sein Heiligtum angetastet, jetzt hat sich sogar das Dampfroß seinen Weg durch die dichten Urwälder gebahnt und der Abgeschlossenheit Asantes ein Ende gemacht. Möge es auch dazu dienen, daß den Völkern des Innern dadurch das Heil Gottes näher gerückt und leichter vermittelt werde!

Heimat. Die von sämtlichen deutschen Missionskonferenzen veranstaltete Missionswoche in Herrnhut, die dieses Jahr vom 12. bis 17. Oktober tagte, gestaltet sich immer mehr zu einem allgemeinen deutschen Missionskongreß. Die Zahl der aus allen Teilen Deutschlands gekommenen ständigen Teilnehmer

belief sich auf etwa 150, wozu noch viele Tagesgäste kommen, die ab und zu gingen. Die meisten deutschen Missionsgesellschaften hatten ihre Vertreter geschickt. Die Versammlungen fanden im Kirchensaal der Brüdergemeine statt, wo sich auch die Ortsbewohner als Zuhörer zahlreich einfanden. Die Leitung hatte der Missionsdirektor D. Buchner aus Berthelsdorf, der auch am Montag Abend die Gäste begrüßte.

Die Tagesordnung hatte für jeden Tag eine biblische Morgenandacht vorgesehen, die von einigen Mitgliedern der Brüdergemeine gehalten wurden.

Die Verhandlungen begannen am Dienstag mit Vortrag des Inspektor Schreiber aus Bremen über „Weibliche Missionskräfte, ihre Gewinnung, Ausbildung und Verwendung nach den Erfahrungen der Norddeutschen Missionsgesellschaft." Während die deutschen Missionen noch vor einem Jahrzehnt wenig geneigt zur Einstellung unverheirateter Missionarinnen waren, werden sie jetzt bereits als unentbehrliche Hilfskräfte angesehen. Die Norddeutsche Mission hat in ihrem kleinen Arbeiterstab verhältnismäßig mehr ledige Schwestern als jede andere deutsche Gesellschaft. Sie werden namentlich bei der Schul- und Erziehungsarbeit verwandt: am bedeutsamsten ist die durch sie geschehende Heranbildung eingeborener Gehilfinnen. Sie kommen teils aus einem Hamburger Diakonissenhaus, teils sind es frei geworbene Frauenkräfte. Der Redner trat mit großer Wärme für Begründung eines Missionsdiakonissenhauses ein, das von den deutschen Gesellschaften gemeinsam unterhalten werden und ihren Bedarf decken sollte. In der nachfolgenden Besprechung sieht der Diakonissenhausrektor Dr. Molwitz aus Dresden die Zeit kommen, wo jede Missionsanstalt ihr eigenes Diakonissenhaus haben wird. Jetzt sei die finanzielle Schwierigkeit dafür noch zu groß, darum müsse man sich zunächst darauf beschränken, allseitig ausgebildete Schwestern aus den bestehenden Häusern in den Missionsdienst zu berufen. Inspektor Dr. Siedel von der Leipziger Mission bestätigte, daß die aus Neuendettelsau in die indische Mission übergegangenen Schwestern sich trefflich bewährt hätten. Basel hat, wie Sekretär Würz berichtete, seine eigene Schwesternausbildung in Verbindung mit dem Missionshaus.

Am Nachmittag sprach Stadtpfarrer Haller aus Tuttlingen über „die Vorbildung unserer Missionare". Er beschränkte sein Thema auf die deutschen evangelischen kirchlichen Missionare. Ausgehend von der Notwendigkeit einer besonderen Vorbildung für sie behandelte er unter Bezugnahme auf die in vieler Hinsicht verschiedene Uebung in den einzelnen Anstalten die theologische und sprachliche Ausbildung, wobei er auch die Stellungnahme zur modernen Theologie streifte. In der Besprechung betonte Prof. D. Warneck die Notwendigkeit eines Studiums der fremden Religionen seitens der künftigen Missionare und daß sie auch rechtzeitig mit dem fremden Volkstum bekannt gemacht werden müßten, während P. Meinhof, Lektor am Orientalischen Seminar, auf den Wert gründlicher sprachlicher Vorbildung hinwies.

Am Mittwoch früh gestaltete sich der Vortrag des P. Wecken aus Römstedt (Hannover): „Die Hermannsburger Mission in Südafrika in und nach dem Kriege" zu einer großen Anklagerede gegen die englischen Truppen wegen der im Burenkrieg geschehenen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten gegen die Hermannsburger Missionare, die sich keine Neutralitätsverletzungen zu Schulden kommen ließen und von denen doch 12 von ihren Stationen entfernt wurden. Noch viel empfindlicher als die physischen Leiden und der materielle Verlust war der Schaden, daß die Heiden und die kaum bekehrten Christen das demoralisierende Schauspiel des mit Erbitterung geführten Krieges zwischen zwei christlichen Völkern hatten. Gleichwohl ist die Mission nicht geschwächt aus dem Kriegswetter hervorgegangen; die Gemeinden sind innerlich sogar gewachsen.

Missionsdirektor Hennig, bisher Missionar von Gnadenthal in der Kapkolonie, berichtete im Anschluß daran über den Eindruck, den der Krieg in den dortigen Stationen der Brüdergemeine gemacht. Dank der Entfernung vom Kriegsschauplatz trat lediglich die in ganz Südafrika fühlbare Beunruhigung der eingeborenen Bevölkerung ein, die sich auf eine allgemeine Befreiung vom Joch der Weißen Hoffnung machten. Was die Leiden des Burenvolks betrifft, so urteilt der Redner, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht worden seien. Jetzt sei das ganze Verhältnis der Farbigen zu den Weißen in der Umbildung begriffen, woraus sich noch manche Verwirrung ergeben werde. — P. Richter aus Schwanebeck legte die der Berliner Mission zugefügte Schädigung dar und zeigte die neuen Aufgaben, die der Mission jetzt dadurch erwachsen, daß die Farbigen in den ehemaligen Burenstaaten in zwei größere Haufen zusammengedrängt sind, von denen der eine als Industriebevölkerung bei den Minen, der andere in den abgelegenen ländlichen Distrikten lebt.

Am Nachmittag sprach Prof. D. Warneck über „das Studium der Mission und wie es am praktischsten einzurichten ist". Er fordert von denen, die das Missionsleben in der Heimat zu pflegen haben, daß sie sich nicht mit einer oberflächlichen Missionskenntnis begnügen, sondern sich Missionsverständnis erwerben. Es ist dazu ein planmäßiges Eindringen in die wissenschaftliche Missionsliteratur nötig. Dem Studium der Missionsgeschichte ist ein besonders breiter Raum zu verstatten. Sein Rat geht dahin, vom Allgemeinen zum Speziellen fortzuschreiten. Unter beständigem Hinweis auf die vorhandene reiche Missionsliteratur zeigt er auf Grund seiner vieljährigen Beobachtung und Erfahrung, wie man zu einer wirklichen Beherrschung des Gegenstands kommt.

Am Donnerstag behandelte Missionsdirektor Kausch aus Berlin: „Die Läuterung der Beweggründe zum Uebertritt bei Massenbekehrungen nach den Erfahrungen der Kolsmission." Der Redner zeigte im breiten Rahmen eines Bildes vom Gesamtzustand der Goßnerschen Mission unter den Kols, wie sich dort seit Jahren immer wachsende Massen zur Taufe drängen, sodaß ihre Zahl auf einzelnen Stationen auf 7—8000 gestiegen ist. Dieser Zudrang ist vielfach durch irdische Beweggründe verursacht, doch spielt auch der religiöse Druck ihres rohen Geisterglaubens eine Rolle dabei. Es wäre unklug und grausam zugleich, die Bewegung zu unterdrücken; man muß sie benutzen und läutern. Zu letzterem Zwecke suchen die Missionare den Kommenden die falschen Hoffnungen zu zerstören, sie fordern von den im Taufunterricht Stehenden manche Entsagung; auch die schon bei der Anmeldung eintretende Verfolgung bewirkt eine Läuterung. Später übt Wort und Sakrament und namentlich die straff gehandhabte Kirchenzucht eine weitergehende Wirkung aus.

Am Nachmittag sprach P. Richter aus Schwanebeck über: „Der Missionar als Missionsagent in der Heimat." Der Hauptmissionsagent in der Gemeinde ist und bleibt der Pfarrer, und es würde ebenso zu einer ungerechten Belastung der Missionshäuser wie zu einer geistlichen Verarmung des Pfarrerstandes führen, wenn er diese heilige Pflicht von sich abwälzen wollte. Aber der Missionar ist in dem Werben für die Mission des Pfarrers bester und wirksamster Bundesgenosse. Seine Persönlichkeit und sein Wort werden oft erreichen, was dem Pfarrer kaum möglich wäre. Deshalb ist die Mitarbeit der Missionare angesichts der großen Aufgabe, das Missionsinteresse und die Missionsliebe der Heimatgemeinde zu erwecken und zu pflegen, unentbehrlich.

Am Freitag hielt Missionar Jüngst von der Neukirchener Mission einen Vortrag über den „Anteil der Eingeborenen an der Arbeit der Salatigamission auf Java". Einleitend schilderte er die besonderen Schwierigkeiten, die sich der

Wirksamkeit der europäischen Missionare unter den Javanesen entgegenstellen, woraus sich die Notwendigkeit eingeborener Mitarbeiter ergibt. Die alte Rotterdamer Mission hat daher in Ostjava schon zeitig mit der Heranbildung Eingeborener zu Gehilfen begonnen. In Mitteljava haben einzelne Javanesen sogar eine führende Stellung zu gewinnen gewußt. In der erst 1884 von den Neukirchener Brüdern übernommenen Salatigamission gibt es eingeborene Evangelisten, Aelteste und Lehrer, deren Zahl freilich für das 2¾ Millionen zählende Volk noch lange nicht ausreicht. Sie werden zur Zeit noch ohne systematische Ausbildung aus den Reihen der besten Christen ausgewählt und später in geistlichen Fortbildungskursen tüchtiger zu machen gesucht. Doch plant man die Errichtung eines eigenen Seminars.

Bei der Besprechung des Vortrags teilt Missionsdirektor D. Buchner mit, die Brüdergemeine habe ein großes Interesse an der vorliegenden Frage, weil sie in Surinam an den eingeführten 7000 Javanesen eine Missionsaufgabe vor sich habe und zu dem Zwecke auf die Hilfe der in Java wirkenden Missionsgesellschaften angewiesen sei.

Den Schluß der ganzen Vortragsreihe bildete der am Sonnabend von D. Buchner gehaltene: „Die Gesamtlage der Mission und die für ihre Arbeiter sich daraus ergebenden Forderungen.“ Die Lage der Mission in heutiger Zeit wird am besten gekennzeichnet durch 1. Kor. 16, 9: Offene Türen und viel Frucht, aber auch viele Widerwärtige. Ueberall treten uns diese entgegen. Die ganze Welt ist offen, eine Zeit der Weltevangelisation. Aber es treten auch überall Gegner auf, der Islam, die künstliche Vermischung des Christentums mit heidnischen Elementen, die „Tiefen des Satans“ bei den Naturvölkern, die Gegenmission der Katholiken, der verderbliche Einfluß der Weißen, der Widerspruch gegen die Mission in der Heimat. Es ist eine große, aber schwere Missionszeit. Ihre Forderungen lassen sich kurz zusammenfassen: entsprechend den in vieler Hinsicht so veränderten Verhältnissen gilt es eine Kritik zu üben sowohl an dem von uns zu erstrebenden Missionsziel, wie an der angewandten Methode und am Missionsbetrieb daheim und draußen. Schließlich darf diese Kritik nicht Halt machen vor der eigenen Person; die große Zeit fordert auch große Persönlichkeiten.

Neben diesen im Programm vorgesehenen Vorträgen gab es eine Menge gelegentlicher Ansprachen und Vorträge. Mehrere der anwesenden Missionare erzählten im Kirchensaal aus ihrer Arbeit. Besonderes Interesse erweckte der Vortrag des kürzlich von einer ostafrikanischen Studienreise zurückgekehrten P. Meinhof über Sprache und Gesang der Afrikaner. Er ließ durch den mitgebrachten Phonographen Gespräche und Lieder der Neger aus Ost- und Zentralafrika, die er erläuterte, wiedergeben. Diese Vorführung mußte wegen des großen Andrangs zweimal erfolgen. Den Schluß der Missionswoche bildete ein Ausflug zu den Ruinen auf dem Oybin bei Zittau.

Bücheranzeigen.

Afrika in Wort und Bild mit besonderer Berücksichtigung der evangelischen Missionsarbeit. Herausgeg. v. Calwer Verlagsverein. 416 Seiten großes Lexikon-Format mit Völkerkarte und 215 Abbildungen. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung. 1904. brosch. Mk. 5. | Halbfrzbd. Mk. 7.

Der dunkle Erdteil hat von jeher das Interesse weiter Kreise auf sich gezogen und seine allmähliche Erforschung hat eine reiche Literatur ins Dasein

gerufen. Es ist deshalb ein dankenswertes Unternehmen, daß uns aus der Ueberfülle derselben in vorliegendem Werk ein abgerundetes, anschauliches Gemälde von Afrikas Ländern und Völkern, seiner Erforschung und Christianisierung dargeboten wird. Die Darstellung der evang. Mission im II. Teil, meist Bilder aus der neueren Missionsgeschichte, die aber durchaus nicht skizzenhaft sind, hat den Vorzug großer Uebersichtlichkeit und Anschaulichkeit. Durch eingestreute Schilderungen charakteristischer Episoden gewinnen diese Missionsbilder an Farbe und Anmut. Der durchweg interessant gehaltene Text ist durch zum Teil recht schöne Illustrationen erläutert.

Wanderungen in Tibet. Von Susie C. Rijnhart, Dr. med. Mit Bildern und einer Karte. 278 S. Calwer Familienbibliothek. 60. Bd. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung. geb. Mk. 2.

Dieser Band der Calwer Familienbibliothek erzählt die ergreifenden Schicksale der Missionsfamilie Rijnhart, die von Klein-Tibet aus nach Lhasa vorzudringen suchte und wobei unterwegs zuerst ihr Kind das Leben verlor und dann der Gatte der Erzählerin spurlos verschwand. Unter den größten Mühsalen und Gefahren erreichte die Frau als die einzige Ueberlebende das südwestliche China. Das Buch, das im Original meisterhaft geschrieben und dessen deutsche Uebertragung aufs beste gelungen ist, liest sich wie ein Roman und fesselt von Anfang bis zu Ende.

Tamate, der Neuguinea-Missionar James Chalmers. Von Luise Oehler. Ebenda. 296 S. Calwer Familienbibliothek 61. Bd. geb. Mk. 2.

Das Leben dieses Bahnbrechers und Märtyrers der Neuguinea-Mission zeigt den Heroismus eines für seinen Beruf begeisterten Missionars, wie man ihn einem jeden Missionar wünschen möchte. Sein tragisches Ende, das Chalmers als Friedensstifter unter den Speeren der Wilden fand, war der Abschluß seiner unermüdlichen Tätigkeit für die Verbreitung des Evangeliums längs der Küste des ungesunden Neuguineas.

Wurm, P. Handbuch der Religionsgeschichte. 431 S. Ebenda. Mk. 4.

Eine klare und sachliche Darstellung der gesamten Religionsgeschichte, die nicht bloß Theologen, sondern auch Lehrern, Missionaren und weiteren Kreisen, die sich für das Studium der außerchristlichen Religionen interessieren, in gedrängter Form die wissenswertesten Erscheinungen derselben vorführt. Besonders Missionaren, die eine solche Ausrüstung für ihren Beruf gar nicht entbehren können, wird das Buch ein dankenswerter Führer sein. Seinem Inhalt nach behandelt es in drei großen Hauptabschnitten: 1. die Religionen der unkultivierten Völker; 2. die Nationalreligionen, und 3. die Universalreligionen. Mit einer Darstellung der religionsgeschichtlichen Stellung des Christentums schließt das Werk, das wir aufs wärmste empfehlen möchten.

Stosch, Lic. theol. **Das Heidentum** als religiöses Problem in wissenschaftlichen Umrissen. 155 S. Gütersloh. C. Bertelsmann. brosch. Mk. 2.40. | geb. Mk. 3.

Ursprünglich Vorlesungen, die der Verfasser an der Berliner Universität gehalten, werden dieselben nun in einer Ueberarbeitung einem weiteren Kreise dargeboten. Die gehaltvolle Studie behandelt in prägnanter Kürze I. den biblisch-theologischen Begriff des Heidentums; II. Wesen und Entstehung des Heidentums; III. den gegenwärtigen Bestand des Heidentums, und IV. die Probleme, die der Mission aus dem religiösen Stande der Völkerwelt sich ergeben, und ihre Macht, sie zu lösen.

Spiecker, J., Missionsinspektor. **Im Kapland.** Er führt mich auf rechter Straße! Erlebnisse und Erfahrungen beim Besuch unserer Missionsgemeinden. 187 S. Mit 44 Illustr. und 1 Karte. Ebenda.
brosch. Mk. 1. | geb. Mk. 1.50.

Ein Visitationsbericht des Verfassers, der nach Beendigung des südafrikanischen Krieges die rheinischen Missionsstationen im Kapland besuchte und von da aus sich nach Südwestafrika begab, wo er aber durch die Nachricht von Missionsinspektor Dr. Schreibers Heimgang und durch seinen eigenen Gesundheitszustand sich genötigt sah, die Visitation abzubrechen und nach Europa zurückzukehren. Seine Schilderungen lassen instruktive Blicke in das Leben der kapischen Gemeinden tun.

Stand und Arbeit der Goßnerschen Mission im Jahre 1902/1903. Herausgeg. vom Kuratorium. 135 S. Illustr. Friedenau-Berlin. Goßnersche Mission.

Ein wertvolles Jahrbuch, das den gesamten gegenwärtigen Bestand und Betrieb der gesegneten Goßnerschen Mission unter den Kols und am Ganges vorführt. Möge die Kenntnisnahme von derselben ihr recht viele neue Freunde gewinnen!

Baierlein, E. R. Bei den roten Indianern. Mit zwei Bildern. Herausgegeben vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. 127 S. Dresden und Leipzig. Fr. Richter. kart. 70 Pf. | geb. 90 Pf.

Auf Baierleins Schilderungen liegt ein besonderer Duft und sie gehören zum Besten, was die volkstümliche Missionsliteratur aufweist. Vorliegende Ausgabe ist im wesentlichen nur eine etwas gekürzte neue Auflage der früher erschienenen dritten und ist zu so billigem Preise angesetzt, daß sie hoffentlich die weiteste Verbreitung findet. Besonders für Schul und Volksbibliotheken zu empfehlen.

Meisel, E. Spruch-Abreiß-Kalender für das christliche Haus. Mit Gedenktagen aus der Geschichte der Kirche und der christlichen Liebestätigkeit. 25. Jahrgang. 1904. Ebenda. 75 Pf.

Außer einem biblischen Spruch und Liedervers für jeden Tag enthält der hübsch ausgestattete Abreißkalender neben kirchlichen und weltgeschichtlichen Daten auch solche aus der Missionsgeschichte.

Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus. Herausgegeben von Prof. Karl Kinzel und Reg.- und Schulrat E. Meinke. VII. Jahrgang. Berlin. M. Warneck. geb. Mk. 4.

Dieses gehaltvolle Jahrbuch hat sich mit Recht einen bleibenden und geachteten Platz im Kreise der deutschen Familie errungen, für die es auch diesmal außer einigen ansprechenden Erzählungen wertvolle Aufsätze aus dem Gebiet der Kunst und der Tagesfragen bringt. Auch die Mission ist darin durch einen instruktiven Artikel über die Religionsbegriffe der Hindus vertreten.

Buchwald, G. So spricht Dr. Martin Luther. Worte aus Luthers Schriften. 294 S. Ebenda.

Dr. Martin Luther in seiner kernhaften Weise zu sich sprechen zu lassen, ist etwas Erfrischendes. Durch die vorliegende Sammlung solcher Lutherworte hat der Verfasser dem deutschen Volk ein Geschenk gemacht, das mit Dank entgegengenommen werden sollte. Den Aussprüchen ist jedesmal der Quellennachweis beigefügt.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Register.

Bibelblätter:

Fr. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1903. Nr. 1.

Inhalt.

Ein Geburtstagsbrief
auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz.

Es war in den Tagen, als General Buller in Natal die von den Buren bedrängte Stadt Ladysmith zu entsetzen suchte. Jeder einzelne Soldat der Entsatzkolonne, vom höchsten Offizier bis zum Gemeinen herab, setzte alle Kräfte daran, um bei den anstrengenden Märschen nicht dahinten zu bleiben. Die gesamte Welt blickte mit Spannung auf das Unternehmen. Die Stimmung unter den Truppen, die zur Befreiung der belagerten Stadt vom Süden her vordrangen, war derart, daß keiner der Gefahren achtete, die ihn täglich und stündlich umgaben; denn der Feind umschwärmte die Kolonne auf allen Seiten und mancher Brave wurde von den wohlgezielten Büchsenkugeln der Buren zu Boden gestreckt; die Scharmützel mit dem Feind hatten kein Ende und die blutigen Zusammenstöße kosteten den vordringenden Truppen manchen Mann und kostbare Zeit.

Es war eine stockfinstere Nacht und der Regen fiel in Strömen. Die Wege, auf denen die Kolonne sich über das durchweichte, morastige Veldt mühsam vorwärts bewegte, stellten die höchsten Anforderungen an die Mannschaft. Da und dort ragten einzelne Felsen empor, hinter denen jeden Augenblick der Feind mit seinen tödlichen Geschossen lauern konnte, ab und zu ging es über scharfkantige Kiesel hinweg, sodaß bald das eine, bald das andere Pferd zu lahmen begann und seinen Reiter zu Fall brachte. Von Rasten war keine Rede, denn ein starker Trupp Buren sollte irgendwo in der Nähe lauern. Der Weg wurde immer steinigter und die Kolonne sah sich genötigt, ihre Reihen aufzulösen und in einzelnen Zügen den Marsch fortzusetzen. Jeder suchte den besten Weg aufzufinden und sein Pferd möglichst zu schonen. Unter ihnen befanden sich auch einige Nachzügler, die im Dunkel der Nacht in ein trockenes Strombett gerieten und, indem sie dessen Laufe folgten, von der übrigen Truppe und der Marschlinie abkamen, ohne etwas davon zu merken.

Einer derselben, Harry Carr, ist währenddem in Gedanken versunken auf seinem Roß seinen Kameraden gefolgt und achtet nicht des mühseligen Weges. Er hat einen Brief von seiner Mutter erhalten, aber er hat wegen des eiligen Aufbruchs vom letzten Lagerplatz noch nicht die Muße gehabt, den Gruß aus der Heimat zu lesen. Er hat ihn deshalb vorderhand in sein Taschentuch eingehüllt und unter seinem Gürtel verwahrt. Morgen ist sein Geburtstag, den, wie er weiß, seine Mutter niemals vergißt, und da hofft er bei der ersten besten Rast den Brief in aller Ruhe lesen zu können. Das sollte ihm sein Geburtstagsgeschenk sein, und welches Wonnegefühl durchströmte ihn schon jetzt bei dem Gedanken, ein Stück Heimat bei sich zu haben. Wie beklagenswert kam ihm doch sein Kamerad Thompson vor, der neben ihm ritt! Der hatte ihm und andern mitgeteilt, daß er auf der ganzen Welt keinen einzigen Angehörigen habe und deshalb sei er auch unter die Soldaten gegangen; denn wenn ihn auch eine Kugel treffe, so werde ihm niemand nachweinen.

Harry drückte sein Päckchen mit dem Brief der Seinigen zärtlich an sich und gedachte im stillen an sein kleines Elternhaus, wo seine Mutter den Brief an ihn geschrieben hatte. Ja, sie hatte das Schreiben besser weg als alle ihre Kinder und Hausgenossen.

Und wie fleißig war sie doch, daß sie neben all ihren Hausgeschäften auch noch Zeit fand zum Schreiben und Lesen. Harry mußte immer und immer wieder darüber staunen. Er sah im Geist, wie seine Mutter neben der großen Bibel auf dem Geschirrschrank ein winziges Tintenfläschchen stehen hatte und darunter ein schön zusammengefaltetes Stück Löschpapier. Das wurde fleißig benützt, um ihren Söhnen, dem nach Kanada ausgewanderten und dem auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz befindlichen, sowie ihren Töchtern, die auswärts dienten, ab und zu regelmäßig Nachricht von daheim zu geben, und daß man ihrer stets in Liebe gedenke. Was aber das Lesen der guten Mutter betraf, so gabs im ganzen Lande keinen Pfarrer, der ausdrucksvoller aus der Bibel vorlesen konnte als sie. Soweit sich Harry zurückerinnern konnte, pflegte sie regelmäßig am Sonntag Abend die große Bibel vor sich zu nehmen und ihren Kindern daraus vorzulesen. Jedes von ihnen durfte da der Reihe nach eine seiner Lieblingsgeschichten hören. Harry war immer für Kriegsgeschichten, wie die von David und Goliath, von den drei Aussätzigen, die sich ins Lager der Assyrer schlichen und dasselbe leer fanden, u. dgl. m. Sein kanadischer Bruder Johann hatte seine besondere Freude an der Landwirtschaft und hörte deshalb gerne von Elisa, wie er hinter dem Pfluge herging, und von den Kundschaftern, die mit den großen Trauben und Granatäpfeln von Eskol zurückkehrten. Die Mädchen aber verlangten nach Geschichten, wie sie uns von Rebekka am Brunnen und der Königin Esther am persischen Hofe erzählt werden. Ja, das Mütterlein kannte ihre Bibel und wußte jeden mit einer Geschichte aus dem Alten Testament zu erfreuen. Das galt dann auch jedesmal als Belohnung für die Bibelverse des Neuen Testaments und für die Psalmen, die sie auswendig lernen und am Abend aufsagen mußten.

Eine ganze Reihe solcher Schriftverse tauchten jetzt in Harrys Gedächtnis auf, während er über das dunkle Gefilde ritt. Er wußte nicht, warum sie ihm plötzlich so eindrücklich vor die Seele traten, aber manche von ihnen stimmten so merkwürdig genau zu seiner gegenwärtigen Lage. „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir.“ Er war in der Tat in letzter Zeit mehr als einmal während des feindlichen Kugelregens in diesem dunkeln Tal gewesen, aber kein Unheil hatte

ihn betroffen. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“ Diese Tatsache hatte er mehrfach bei den feindlichen Zusammenstößen erfahren. Da war z. B. sein Kamerad Thompson, der schweigsame Krieger, der gerade vor ihm ritt. Thompson war zwar ein rauher Charakter, der wenig sprach und einen finstern Blick hatte, aber Harry wußte, daß er imstande gewesen wäre, sein Leben für den Freund und Kameraden zu lassen. Hatte er doch erst kürzlich einem sterbenden Buren mit Todesgefahr seine Wasserflasche gereicht, während jeder Tropfen Wasser so rar war wie Champagner. Hier kam das Wort des Herrn zur Anwendung: „Liebet eure Feinde, tut wohl denen, die euch hassen ꝛc.“

Doch, was war das? Wo befanden sie sich? Harry schreckte aus seinen Gedanken auf. Thompson riß im Nu seine Büchse von der Schulter und bevor Harry recht wußte wie ihm geschah, pfiffen die Kugeln um seine Ohren und auf allen Seiten blitzte es vor ihm im Dunkel auf, Waffenlärm ertönte und die Luft war von Pulverdampf erfüllt. Bald darauf ertönte vor ihm der donnernde Zuruf: „Hände auf! Ergebt euch!“ — Allein Thompson kehrte sich nicht daran, sondern feuerte in die Dunkelheit hinein, während Harry hinter ihm ebenfalls ab und zu einen Schuß aufs Geratewohl abgab. Die anderen Kameraden aber gaben ihren Pferden die Sporen und jagten im Dunkel der Nacht nach allen Richtungen in die Steppe hinaus. Da auf einmal wankte Thompson in seinem Sattel. Harry stellte sofort das Feuern ein und drängte sein Pferd an die Seite seines Kameraden, um ihn zu halten. „Harry, mach dich davon, ehe es zu spät ist, mit mir ist es aus!“ stieß der zum Tode Verwundete hervor, und im nächsten Augenblick sank seine mächtige Gestalt auf die Schulter des herbeigeeilten Freundes. Ein Strom warmen Blutes rann über dessen Hand, mit der er in der Eile den Gürtel des Gefallenen erfaßt hatte. Sollte er fliehen und den Freund im Stiche lassen? Nein, das konnte und mochte er nicht. Wochenlang war er an seiner Seite geritten und hatte neben ihm gefochten; jetzt wollte er auch des Freundes Schicksal teilen.

Mit Spannung sah der Buren-Kommandant in seinem Zelt den Gefangenen entgegen, die eben ins Lager gebracht worden waren. Wie viele ihrer waren, wußte er nicht, aber er glaubte Grund zu haben, daß seine Leute einen guten Fang gemacht hätten.

Er hoffte, endlich die von General Buller für den in Ladysmith eingeschlossenen Oberst White bestimmten Meldungen abgefaßt zu haben, nach denen er schon seit einer Woche fahndete. Denn zu welch anderem Zweck konnte der einzelne kleine Reitertrupp von etwa sechs Mann abgeschickt sein, als eben diese Meldungen dem bedrängten Verteidiger der Stadt zu überbringen? Nur aus diesem zwingenden Grunde hatten sich — so meinte er — die Verwegenen dazu bereit gefunden, sich unter dem Schutz der Nacht und gedeckt durch die Ufer des Strombetts durch die feindlichen Linien zu schleichen. Als daher Harry Carr als Gefangener vor den Kommandanten geführt wurde und trotzig jede Antwort verweigerte, gab derselbe einfach den Befehl: „Durchsucht ihn bis auf die Haut; denn er trägt wahrscheinlich wichtige Meldungen aus dem englischen Hauptlager auf sich!"

Jetzt wußte Harry, worum sichs handelte. Vergeblich wehrte er sich mit allen Kräften gegen die Untersuchung — und sollte es sein Tod sein. Um keinen Preis wollte er seiner Mutter Brief, den er selbst noch nicht einmal geöffnet und gelesen hatte, in die Hand des Feindes fallen lassen. Aber je mehr er sich dagegen wehrte, desto bestimmter glaubte der Burenkommandant, daß der Mann der Träger der erhofften Meldungen sei. Schließlich entriß ihm die Wache das Päckchen mit dem wohlverwahrten Brief und händigte es dem Kommandanten ein.

Ich wußte es, murmelte dieser vor sich hin, indem er die Umhüllung bedächtig entfernte. Jetzt werden wir die Pläne des Feindes erfahren und uns darnach richten können. Darauf habe ich schon die ganze Woche lang gelauert. Doch was ist das? Das ist ja ein Brief mit einem englischen Poststempel und einer gewöhnlichen englischen Postmarke, adressiert an den Gemeinen Henry Carr, dienend in der Armee des Generals Buller. Aber es ist vielleicht nur eine Kriegslist, und mit einer raschen Bewegung riß der Kommandant den Briefumschlag auf und las:

Mein lieber Sohn, Deinen Brief haben wir richtig erhalten. Was Du uns darin von all den Kämpfen schreibst, hat uns recht bange für Dich gemacht; aber Gott sei Dank, daß Du bis jetzt gnädig bewahrt geblieben bist. Es ist unser tägliches Gebet, daß Dich Gott wieder gesund heimkehren lassen wolle. Dein Vater ist soweit wohl bis auf etwas Rheumatismus, und Alicens jüngst ge-

[illegible]

Martha Carr.

P. S. [illegible]

Der [illegible] las den Brief bis zu Ende, selbst die Nachschrift, an deren Zeilen er ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Dann faltete er das Schreiben wieder sorgfältig zusammen und steckte es in den Briefumschlag. Deine Mutter, junger Mann, scheint eine treffliche Frau zu sein, sagte er, sich zu Harry wendend. Das ist sie auch, erwiderte dieser; und obschon ich ihren Brief noch nicht gelesen habe, so kann ich mir doch ungefähr den Inhalt denken, und —

Was, Du hast Deines Mutters Brief noch nicht einmal gelesen? Aber es ist wahr, ich habe ja den Umschlag erst geöffnet. Doch warum führtest Du ihn geschlossen bei Dir?

Morgen ist mein Geburtstag und da habe ich gehofft, ihn in Ruhe und Muße lesen zu können. Aber nun lassen Sie ihn mich bitte lesen, ehe Sie mich erschießen lassen.

Du kannst ihn ruhig hier bei meiner Lampe lesen, ehe ich Dich fortlasse. Ich denke nicht daran, den Sohn einer solchen Mutter mit kaltem Blute erschießen zu lassen. Mit diesen Worten wandte sich der Kommandant zu seinen Leuten und sagte: Bringt dem Gefangenen Wasser und Brot und sein Pferd. Dann geleitet ihn auf die Heerstraße, die nach Zandspruit führt und laßt ihn in Gottes Namen zu seiner Truppe ziehen.

Harry kniete für einige Augenblicke neben der Leiche seines gefallenen Kameraden Thompson nieder, die von den Buren mit ihm ins Lager gebracht worden war und am Morgen in allen Ehren von ihnen beerdigt werden sollte. Dann entließ man ihn ohne alle Bedingungen, stellte ihm sein Pferd zu und kümmerte sich nicht mehr weiter um ihn.

Es war ihm wie ein Traum, als er mit des Mutters Brief in der Brusttasche sein Pferd bestieg und in die Dunkelheit hineinsprengte, um seinen Truppenteil aufzusuchen, während sein Kamerad bei den Buren den Todesschlaf des Soldaten schlief. Allerlei Gedanken stürmten auf ihn ein. Warum mußte Thompson fallen und er verschont bleiben? Waren es nicht die Gebete seiner Mutter, die ihn vor einem frühen, jähen Tode inmitten des Kugelregens bewahrt und ihm selbst des Feindes Herz freundlich gestimmt hatten? Und siehe! Im Osten flammte das Morgenrot auf und kündigte des einsamen Reiters Geburtstag an.

Im südöstlichen Borneo.

Borneo ist eine der größten Inseln der Welt und wie eine Königin thront sie im Kreise der hinterindischen, malaiischen Inselwelt. Obschon sie einen Flächenraum von ca. 750 000 Quadratkilometern bedeckt, ist sie doch außerordentlich dünn bevölkert, denn man schätzt ihre Einwohnerzahl auf kaum zwei Millionen Seelen. Ueber dem Innern der Insel, die im Gewande eines üppigen Pflanzenwuchses prangt und reich an Mineralien ist, lagert noch ein dichter Schleier, der erst nach und nach von der neueren Forschung gelüftet wird. Die

Hauptbevölkerung bilden die Dajaken, die von gelbbrauner Farbe sind und in zahlreiche Stämme zerfallen. Außer ihnen finden sich jedoch, besonders in den Küstenstrichen, viele Malaien und eingewanderte Chinesen.

Der größte Teil der Insel steht unter der Oberhoheit der Holländer, die sie teilweise mit einheimischen Fürsten beherrschen, während der nördliche Küstenstrich unter der Verwaltung einer britischen Kompagnie steht. Hier in diesem britischen Gebiet, wo sich besonders eine zahlreiche chinesische Arbeiterbevölkerung findet, entfaltet die britische und ausländische Bibelgesellschaft eine rege Tätigkeit. Ihre Arbeit erstreckt sich aber auch auf das südöstliche holländische Gebiet, worüber wir uns gern von einem ihrer Angestellten berichten lassen. Er schreibt:

Vor kurzem verbrachte ich elf Wochen auf der großen Insel Borneo, um die heilige Schrift daselbst zu verbreiten. Ich verließ Singapur auf der Halbinsel Malakka am 3. April und erreichte nach viertägiger Fahrt Bandjermasin, die holländische Residenzstadt von Südost-Borneo. Sie liegt an einem Nebenflusse des großen Barito-Stromes.

Die Holländer landeten daselbst schon im Jahr 1606, wurden aber bald wieder vertrieben und die Sagofaktoreien, die sie errichtet hatten, zerstört und verbrannt. Ein ähnliches Schicksal hatte einige Zeit später auch eine englische Ansiedlung. Die Holländer stellten sich jedoch 1758 wieder ein, trieben die Eingebornen nach vielen heftigen Kämpfen ins Innere zurück und setzten sich schließlich fest. Bandjermasin ist jetzt eine blühende Stadt auf beiden Ufern des Flusses und hat ca. 20000 Einwohner.

Die Rheinische Missionsgesellschaft verrichtet schon lange ihre Arbeit in Bandjermasin und von da aus an den Flüssen landeinwärts. Der Name von Missionar Braches, der dort seit 32 Jahren steht, ist allgemein bekannt und geachtet. Er hat ein reges Interesse für die Bibelverbreitung und ist der britischen Gesellschaft stets eine große Hilfe gewesen. Gegenwärtig arbeitet er an einer neuen Uebersetzung des Neuen Testaments in der Sprache der Dajaken.

Ich blieb längere Zeit in Bandjermasin und suchte in der Stadt und in den Dörfern der Umgegend meine Bücher an den Mann zu bringen. Auf den Märkten, die zeitweilig da und dort abgehalten werden, verkaufte ich viele malaiische Schriften mit ara-

bischen Buchstaben. Der Pasar Lama (d. h. alter Markt) wird auf einem großen Platze abgehalten, der vor einem chinesischen Tempel liegt. Bald nach Mitternacht langen die ersten Verkäufer an in ihren kleinen Kanoes, und nachdem sie ihre Waren auf dem Boden ausgelegt haben, setzen sie sich auf ihre Matten und erwarten den Tagesanbruch. Nun kommen von allen Seiten die Käufer herbei und bis halb 10 Uhr findet ein eifriges Handeln und Feilschen statt um Fische, Früchte, Gemüse und andere Landesprodukte. Der Handel wird fast ausschließlich von Frauen betrieben, die nach Sonnenaufgang ihre großen Basthüte auf Stangen stecken und sich so samt ihren Waren vor den Sonnenstrahlen schützen. Um 10 Uhr ist der Platz leer; alle Waren sind weggeführt.

In Begleitung eines holländischen Geistlichen besuchte ich eines Morgens diesen Markt und schon vor dem Frühstück hatte ich 100 Teile des malaiischen Testamentes verkauft. Auch an den übrigen Tagen hatte ich dort reichliche Gelegenheit, die Schrift auszulegen und die Hörer bekannt zu machen mit der herrlichen Botschaft von der Erlösung. An mehreren Abenden zeigten wir in verschiedenen Stadtteilen, sowie in der holländischen Kirche Bilder mittelst der Laterne, und mit Erlaubnis des kommandierenden Majors hatten wir eine schöne Feier mit Vorführung von Bildern in einem Saale der Kaserne für die holländischen und eingeborenen Soldaten, von denen etwa 300 bis 400 anwesend waren.

Ein kleines Boot nahm mich dann auf und führte mich flußaufwärts ins Innere des Landes, wo mehrere Missionsstationen liegen. Es war keine angenehme Reise, die Hitze fast unerträglich, die Moskitos umschwärmten und quälten uns aufs äußerste; doch waren es die Strapazen wohl wert, die vielen kleinen Christengemeinden aus den Dajaken zu sehen und noch mehr, so viele Käufer zu finden für Gottes Wort. Wie waren sie erfreut, das Buch der Wahrheit nun ihr Eigentum nennen zu können; wie verwunderten sie sich über die Billigkeit der Schriften, und wie manche sprachen ihren Dank aus für die Bibelgesellschaft, die es ihnen ermöglicht, Testamente zu solch niedrigem Preise in ihrer eigenen Sprache kaufen zu können.

In den Dörfern trafen wir noch viele heidnische Dajaken und zahlreiche Ueberreste von Heidentum, nämlich hölzerne Götzenbilder. Man nennt sie Sapondoks. Meist sind sie um eine hölzerne

Hütte herum aufgestellt, worin die Gebeine und die Schädel ihrer Toten aufbewahrt werden. Diese Götzen werden von den heidnischen Dajaken sehr hoch verehrt und sie wachen ängstlich darüber, daß man sie in keiner Weise stört.

Ein lieblicher Anblick war es, die christlichen Dajaken am Sonntag zu sehen, wie sie sich zum Gottesdienst versammelten, und es war eine große Freude, sie in der malaiischen Sprache anzureden, die viele von ihnen verstehen. Wie achteten sie auf die Worte und wie lieblich ertönte ihr Gesang! Bei dem Anblick dieser Männer, Frauen und Kinder mußten wir staunen über die Güte Gottes, die eine solche Veränderung in ihren Herzen und in ihrem Leben zustande gebracht hat, denn unlängst noch waren sie Heiden und jetzt freuen sie sich, daß sie Jesum Christum kennen.

In Pulau Kaladan lebt eine eifrige Missionswitwe, Frau Hendrich. Ihr Mann arbeitete treulich während vieler Jahre in Mandomai, wo er auch begraben liegt. Die Witwe zog weiter ins Innere und begann dort ihre Missionsarbeit. Leider kam ich am Sonntag erst nach dem Morgengottesdienst dort an, aber der Katechist ging herum und zeigte einen Nachmittagsgottesdienst an, dem auch eine größere Anzahl von Leuten beiwohnten. Es war eine gesegnete Zusammenkunft. Wir blieben drei Tage daselbst, besuchten von da aus die Schulen, die noch weiter flußaufwärts liegen und verkauften viele Schriften. Mein Abschied von Pulau Kaladan wird mir lange im Gedächtnis bleiben. Da standen am Ufer früh morgens, als wir abfahren wollten, die bejahrte Missionarin, die Aeltesten der Gemeinde und eine Anzahl Christen und sangen in ihrer Sprache: „Laßt mich hören die alte Kunde;“ und als die Entfernung größer wurde und die Strömung uns flußabwärts führte, sahen wir sie noch immer dort stehen und der Wind trug uns die Töne ihres Liedes zu.

Zurückgekommen aus dem Dajakenland, rüsteten wir uns, um die Ostküste zu bereisen. In jenen ausgedehnten Länderstrichen ist kein einziger Missionar zu finden und noch niemand hat dort je missioniert; wo irgend eine Kenntnis des Evangeliums vorhanden ist, da hat man dies den Agenten der Bibelgesellschaft zu verdanken. Am 17. Mai erreichte ich den Koetei-Distrikt, wo ich in Samarinda mein Hauptquartier aufschlug. Die Hauptstadt von Koetei ist Pangarang am Mohakam, der in den noch unerforschten

Gegenden des Pebang-Gebirges entspringt und sich in die Makassar-Straße ergießt. Der Haupthandelsplatz ist jedoch Samarinda, wo der „Assistent-Resident" (der Stellvertreter des höchsten Beamten) wohnt. Diese Stadt hat die Eigentümlichkeit, daß die Trennung der Nationalitäten in ganz bestimmte Quartiere und das halb-amphibische Leben ebenso durchgeführt ist wie in manchen malaiischen und den meisten bornesischen Städten.

Wir verbrachten hier fünf Tage angestrengter Arbeit, teils in der Stadt, teils in den nächsten Dörfern, und wir fanden viele Gelegenheit, das Wort Gottes auszulegen und viele Hunderte von Schriften abzusetzen. Diese sind für die Eingeborenen stille, aber wirkungsvolle Prediger. Hernach reiste ich nach Pangarang, weiter oben am Flusse, und erreichte die Stadt am Geburtstage des Sultans. Die Stadt war festlich geschmückt und viele Tausende von Malaien und Dajaken der verschiedenen Stämme waren herbeigekommen, um Seiner Hoheit die schuldige Ehre zu erweisen. Am folgenden Morgen begleitete mich ein Engländer nach dem Schlosse des Fürsten und stellte mich dem Sultan vor. Als ich ihm meinen Glückwunsch, Frieden, Segen und langes Leben, dargebracht hatte, sagte er: „Sie müssen zu Gott beten, daß er mir dieses gewährt." Man führte mich hernach durch den Palast, der sehr schön ausgestattet ist und überall mit Elektrizität beleuchtet wird. Später sah ich den Sultan noch einmal in seinem Empfangszimmer. Nach einer eingehenden Unterhaltung sprach er seine Geneigtheit aus, eine mit arabischen Lettern gedruckte malaiische Bibel als Geschenk von der britischen Bibelgesellschaft anzunehmen und versprach mir eine weitere Audienz für den folgenden Tag.

Nun ging ich in die Stadt, wo mein Knecht mit einem großen Paket Schriften auf mich wartete, und fing an, da ich des Sultans Erlaubnis hatte, zu verkaufen. In ganz kurzer Zeit hatte ich meinen Vorrat, den ich vom Schiff mitgebracht hatte, ausverkauft. So mietete ich zwei Träger und ließ später meine große Kiste mit Büchern vom Dampfer bringen, von denen ich die meisten los wurde. Längere Zeit hindurch konnte ich kaum schnell genug die malaiischen Testamente oder Bibelteile herausholen, um die begierige Menge zu befriedigen.

Während der Festlichkeiten der nächsten Tage hatte ich nochmals eine Unterredung mit dem Sultan in seinem Palast, wo ich

ihm im Namen der Bibelgesellschaft die schönste malaiische Bibel, die ich bei mir hatte, überreichte. Ich benützte dabei die Gelegenheit, um ihm den Unterschied klar zu machen zwischen der Bibel und dem Koran und konnte reden von dem, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Der Sultan fragte mich: „Wie können einige Europäer sagen: es gibt keinen Gott"! worauf ich ihm die Antwort gab mit Psalm 14, 1: „Die Toren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott." Als ich Abschied nahm, überreichte er mir seine Photographie und die der Sultanin.

Der englische Freund führte mich auch bei dem Bruder des Sultans ein, der erster Minister ist. Während der Unterhaltung bemerkte er, daß ihm während seines Aufenthaltes in Holland mehrere Bücher geschenkt worden seien und wünschte zu wissen, was sie enthielten. Das eine war eine malaiische Bibel mit arabischen Buchstaben, in rotem Marokkoledereinband und vergoldeten Ecken. Er hatte sie von der Niederländischen Bibelgesellschaft erhalten. Das gab mir gute Gelegenheit, ihm einen Teil der Geschichte vom verlorenen Sohne vorzulesen und zu erklären. Später hatte ich noch sehr interessante Unterredungen mit dem jungen Prinzen. Sowohl der Sultan als der Minister waren in London bei der diamantenen Regierungsfeier der Königin Viktoria gewesen und sie konnten nicht genug die Herrlichkeiten jener Stadt rühmen. Der Minister meinte, es seien drei Städte in London, eine in der Luft, d. h. über den Häusern, eine zweite auf der Erde und eine dritte unterhalb derselben. Er habe nämlich drei Eisenbahnzüge über einander gesehen. Er sagte, eine einzige Woche in London habe ihn 400 Pfd. (10000 Fr.) gekostet.

Auf unserer Rückreise berührten wir Passir und Pulau Laut. Ein Zeugnis der Frucht von einer Bibel, die beim Bibeldepot in Singapur offen ausgestellt ist, erfuhr ich hier. Ein Hadji (Mekkapilger) sagte, als ich ihm die vier Evangelien zeigte, er kenne sie und wisse, was sie enthalten, er habe sie vor dem Depot in Singapur gelesen. Ein anderer war im Besitz eines Testamentes, das er im Hafen von Singapur kaufte, als er mit seinem Schiff dort war. So findet das Wort Gottes seinen Weg auf diese entfernten Inseln.

Nach beinahe dreimonatlicher Abwesenheit kehrte ich glücklich heim. Nicht weniger als 2880 Bibeln, Bibelteile und Testamente

ließ ich zurück bei den Eingeborenen der dunkeln Insel Borneo, dazu über 1000 christliche Kalender in fünf verschiedenen Sprachen. Das scheinen hohe Zahlen, und doch wie klein im Verhältnis zu der Bevölkerung und zu dem großen Gebiete. Wie viele Teile der ungeheuren Insel sind noch völlig unbekannt, wie viele sind derer, die noch keine Silbe von des Heilands Liebe vernommen haben. Schwer legt sich der Gedanke auf das Herz, nicht nur wie wenig getan worden ist, sondern auch wie viel noch getan werden sollte. Möchte doch der Tag bald anbrechen, da in allen Ortschaften dieses ausgedehnten und beinahe unbekannten Landes viele sich freuen der Versöhnung mit Gott und der Erleuchtung und Freiheit durch das Evangelium.

Bibelverteilung während des südafrikanischen Krieges.

Nachdem der südafrikanische Krieg seinen traurigen Anfang genommen hatte, übergab die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft dem Kapitän Robinson, der das Transportschiff „Kildonan Castle“ befehligte, 4318 englische neue Testamente und Evangelien zur unentgeltlichen Verteilung an die von ihm beförderten Truppen. Am Schluß seiner Fahrten erstattete dann der Kapitän nachstehenden Bericht.

Das Schiff „Kildonan Castle“ hat während seiner sieben Fahrten ca. 22 500 Mann an das Kap und von dort in die Heimat zurückbefördert, darunter etwa 6000 Kranke und Verwundete. Dem Herrn sei Dank, daß durch das freundliche Entgegenkommen der Bibelgesellschaft kein einziger, der nach Gottes Wort verlangte, leer ausgehen mußte. Soviel ich weiß, ist man durchaus nicht verschwenderisch damit umgegangen, aber wo sich Hunger und Durst nach der Hl. Schrift zeigte, konnte derselbe gestillt werden. Lassen sie mich einiges darüber berichten.

Jeden Tag, solange wir auf See waren, hatten wir um 8 Uhr morgens einen kurzen Gottesdienst, wobei dann an vier oder fünf verschiedenen Plätzen auf dem Deck eine einfache Ansprache gehalten wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde zugleich

angezeigt, daß jeder, der ein Neues Testament wünschte, ein solches in der Kajüte des Kapitäns erhalten könnte. Die Folge davon war, daß jeden Morgen ein ganzer Kometenschweif von Soldaten dem Leiter der Versammlung dahin folgte. Hier wurde dann jeder gefragt: „Besitzt Du noch kein Testament?" — „Nein", hieß es. — „Versprichst Du, daß Du es auch benützen wirst?" „Ja", war die Antwort. — „Nun, so segne es Dir Gott."

Es war rührend zu sehen, wie fleißig die Büchelchen gebraucht wurden und wie sorgfältig jeder seinen erworbenen Schatz hütete. Beim Beginn der Reise belief sich die Zahl der Bittsteller täglich auf etwa 150; nach und nach nahm sie natürlich ab, bis es etwa nur noch 10 oder 12 waren. Ihrer Bitte wurde zu jeder Zeit entsprochen, und ich ließ mich auch gern während der Mahlzeiten stören, wenn mich einer um ein Neues Testament ansprach. Auch kamen Hunderte zu mir und baten mich, ihren Namen in die Bücher zu schreiben, teils damit sie ihnen nicht verloren gingen, teils zur Erinnerung an ihren Aufenthalt auf dem Schiff.

Die Bekanntschaft mit Gottes Wort wurde auch besonders dadurch gefördert, daß regelmäßige Bibelklassen für die Mannschaft eingeführt wurden, und zwar dreimal in der Woche. Die Zahl der Besucher wechselte zwar je nach der Zeit, die der Dienst beanspruchte, aber es fanden sich oft 120 dazu ein. Sämtliche „Bibelleser" wurden eingeschrieben und erhielten Ausweiskarten, daß sie Mitglieder seien der christlichen Gemeinschaft an Bord des „Kildonan Castle". Etwa zehn Prozent der an Bord befindlichen Truppen traten der Gemeinschaft als Mitglieder bei.

Jeden Abend von 5 bis 6 Uhr fand Gesangstunde statt, an der sich durchschnittlich 500 Mann beteiligten. Ein Harmonium und eine Flöte leiteten den Gesang der Sankey-Lieder. Da wir hinreichend Liederbücher besaßen, so übten diese Gesangstunden eine große Anziehungskraft auf die Leute aus und waren gewiß auch von einigem sittlichenden Einfluß. Sie selbst wählten die Lieder aus, und die Art und Weise, in der sie dieselben sangen, hätte schläfrigen Gemeinden ein Vorbild sein können. An den Sonntagnachmittagen wurde der Gesang unterbrochen durch Lesen von Schriftstellen und kurzen Ansprachen. Außerdem fand jeden Sonntag noch ein eigentlicher Gottesdienst statt, wobei die Ordnung eingeführt war, daß jeder dem einen oder andern beiwohnen konnte.

Das Geschenk der Bibelgesellschaft an Neuen Testamenten blieb aber bei dem allem die Hauptsache unserer Fahrt. Wir durften da erfahren, welch wunderbare Kraft das Wort Gottes auf die Menschenkinder ausübt. Es war ein erhebender Anblick zu sehen, wie an Deck Hunderte von Männern des Tags im Sonnenschein oder aber des Abends im Glanze der elektrischen Lampen in den Schiffsräumen ihre Kapitel lasen. Auch fanden täglich eigentliche Bekehrungen statt, und unsere Helfer, zu denen ich auch unsere Kaplane oder Feldgeistlichen rechne, fanden oft kaum Zeit genug, um mit all den Heilsverlangenden zu reden. Auf der einen Reise fand sogar eine eigentliche Erweckung statt; doch war das eine Ausnahme.

Wer kann sagen, welchen Segen jene Testamente, die wir verteilen durften, all den Soldaten, die in den Kampf hinauszogen oder aus dem Kriege heimkehrten, gebracht haben. So lange ich lebe, werde ich mich jener Segnungen freuen, deren unsere Mannschaft damals teilhaftig wurde. Ich bin aber auch von Herzen dankbar dafür, daß ich ein Helfer in diesem schönen Werk sein durfte; denn es war für mich selbst eine reich gesegnete Zeit, wie für die, die ihr Blut vergießen mußten auf den sandigen Ebenen Südafrikas. Gott möge auch fernerhin unsere Truppen segnen sowie die Bibelgesellschaft. Ich wüßte nicht, was ich ohne deren Hilfe hätte anfangen sollen im Blick auf so viele Kranke und Verwundete, die nach Gottes Wort schmachteten. Ich will aber auch nicht vergessen zu erwähnen, daß mir noch zwei weitere Gesellschaften, die christliche Traktatgesellschaft und die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Wahrheit, mit ihren religiösen Schriften zur Seite standen. Es war mir deshalb eine sehr schmerzliche Enttäuschung, als unser Dampfer seinen Transportdienst einstellen mußte und dadurch unser schönes Werk sein Ende nahm.

Bücheranzeigen.

Haarbeck, P. **Kurzgefaßte biblische Glaubenslehre** für nachdenkende Christen. Buchhandlung des Erziehungsvereins in Neukirchen, Kr. Moers.
geh. Mk. 3. | geb. Mk. 3.75.

Ein sehr knapper, aber überaus durchsichtiger und nüchtern gehaltener Abriß der christlichen Glaubenslehre, auf bibelgläubiger Grundlage und von

präzisem Ausdruck. Da das Werk besonders für Gemeinschaftskreise und einfache Bibelchristen abgefaßt ist, so tritt darin die wissenschaftliche und kritische Behandlung zu Gunsten der allgemein verständlichen Darstellung zurück. Ein sehr empfehlenswertes Werk für alle, die einen Führer auf diesem Gebiet suchen.

Breest, Lic. **Handbuch zur Orientierung in der heiligen Schrift.** Für die geistlichen Bedürfnisse des Bibellesers. Leipzig und Berlin. Verlag der deutschen Bibelgesellschaft. geh. Mk. 3. | geb. Mk. 4.50.

Ein nach sachlichen Gesichtspunkten angelegtes Handbuch zur leichten Auffindung von Bibelstellen, das dem Bibelleser für sein Bibelstudium, dem Geistlichen für die Vorbereitungen von Bibelstunden rc. wertvolle Dienste leisten kann, und das umsomehr, als es keine trockene Aufzählung der Bibelstellen darbietet, sondern zugleich ein übersichtlich geordnetes biblisches Material.

Reiner, J. J. Biblische Geschichte in Fragen, für Familie und Schulen, namentlich Sonntagsschulen. Basel; Kober, C. F. Spittlers Nachfolger. geh. Fr. 2. = Mk. 1.60. | geb. Fr. 3. = Mk. 2.40.

Eine sehr sorgfältige Arbeit, der man die pädagogische Erfahrung und Uebung anspürt. Dem Lehrer und Katecheten bietet sie ein reiches Material für die anschauliche Behandlung der biblischen Geschichte. Wertvoll ist auch das Vorwort, das Anleitung zum richtigen praktischen Gebrauch des Büchleins gibt.

Heiniger, J. Erbauliche Anwendungen samt Sprüchen und Erzählungen zu Biblischen Geschichten. II. Bändchen: Leidens- und Herrlichkeitsgeschichte Jesu, nebst Erzählungen aus der Apostelgeschichte. 52 Geschichten. Zweite Auflage. Ebenda. geh. Fr. 1.75 = Mk. 1.40. | geb. Fr 2.50 = Mk. 2.

Ein sehr dankenswertes Büchlein, das mit seinem erzählenden Text das vorige ergänzt und bereichert.

Salem. Briefe aus Jerusalem. 84 S. Dessau. A. Haarth. eleg. geb. Mk. 2.

Der Verfasser, der sich nicht nennt, schildert in elf Briefen seine Eindrücke über die heiligen Stätten Jerusalems. Diese Eindrücke sind aber nicht äußerer Art, sondern der Ausdruck von Empfindungen, die den Verfasser im Blick auf die Erniedrigung des alten Bundesvolkes und dessen schließliche Erlösung bewegen.

Fry, H. W. Gottes Plan in der Bibel. Aus dem Englischen übersetzt von G. Späth. 123 S. Zweite Auflage. Ebenda. eleg. geb. Mk. 1.80.

Eine kurze, einfache und allgemein verständliche Abhandlung über die prophetischen Lehren der Bibel und Darlegung des Planes Gottes in derselben. Man wird in den meisten und wichtigsten Punkten mit dem Verfasser einig sein können, wennschon es der Charakter der Prophetie und die letzten Dinge mit sich bringen, daß dem Bibelforscher und Ausleger manches auf diesem Gebiet dunkel bleibt.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1903. Nr. 2.

Inhalt.

Primus Truber,
ein slovenischer Reformator.

Angesichts der evangelischen Bewegung, die in den letzten Jahren weite Kreise der katholischen Bevölkerung Oesterreichs ergriffen hat, ist es von Interesse, daran zu gedenken, daß das Evangelium schon zur Zeit der Reformation großen Eingang in den österreichischen Landen gefunden hatte. Leider wurde dasselbe aber gewaltsam unterdrückt und es findet sich jetzt kaum noch eine Spur jenes evangelischen Einflusses. Welche Zeugen der Wahrheit aber in den Tagen der Reformation auch dort aufstanden und das Evangelium trotz Haß und Verfolgung verkündigten, das ersehen wir aus dem nachstehenden Lebensbilde von Primus Truber, dem Uebersetzer des Neuen Testamentes in die slovenische Sprache.

Primus Truber wurde im Jahre 1508 in einem Dorfe bei Auersberg in Krain geboren. Er war noch ein ganz junger Mann, als er sich dem Studium widmete, erst in Salzburg und hernach in Wien. Da er sehr arm war, mußte er sein Brot wie Luther

durch Singen auf den Straßen verdienen. Wegen seiner Armut war er nicht imstande, die Universität zu beziehen und sich die Kenntnis der griechischen und hebräischen Sprache anzueignen. Jedoch hatte er in Wien Gelegenheit, mit dem reinen Evangelium bekannt zu werden, das dort im Jahr 1522 durch Paulus Speratus gepredigt wurde und das Kaspar Tauber im Jahr 1524 mit dem Märtyrertode besiegelte. Er scheint von diesen Ereignissen beeinflußt worden zu sein, obgleich er nicht sogleich seine Verbindung mit der römischen Kirche löste.

Im Jahre 1527 kehrte Truber in die Heimat zurück und ging zu Bischof Bonomo in Triest, der ihn als Tenorsänger im Kirchenchor anstellte; dort beendigte er seine theologischen Studien. Bischof Bonomo, im geheimen dem Evangelium zugetan, verschaffte ihm im Jahre 1530 die Stelle eines Kaplans und etwa zwei Jahre später gab er ihm die Gemeinden Lack und Tüffer in Süd-Steiermark.

Gerade um diese Zeit gaben einige Frauen vor, Erscheinungen der Jungfrau Maria und anderer Heiligen gehabt zu haben. Sie verlangten, daß zu Ehren dieser Heiligen an verschiedenen Orten Kirchen errichtet werden sollten, sonst würde das Land mit Pestilenz, Hagel und Hungersnot gestraft werden. Truber predigte gegen diese falschen Behauptungen, indem er das Volk zu wahrer Buße und zu wahrem Glauben an den einzigen Heiland Jesum Christum ermahnte und ihnen durch das Wort Gottes und durch die christliche Lehre, wie sie im Katechismus enthalten war, bewies, daß seine Unterweisung und Stellung wohl gegründet waren. Unterdes hielt er immer noch fest an der Autorität der römisch-katholischen Kirche und dem Wert der Messe. Verschiedene andere Geistliche schlossen sich ihm an.

Im Jahre 1531 erhielt er eine Einladung, in der Kathedrale in Laibach zu predigen. Hier war es, wo er zum ersten Male sich gegen das Cölibat (die Ehelosigkeit der Priester) und gegen die katholische Abendmahlspraxis, wo dem Laien der Kelch entzogen wird, erklärte. Diese Fragen bewegten zu der Zeit die ganze christliche Welt.

Der Bischof von Laibach verbot sogleich Truber das Predigen in der Kathedrale. Aber da die meisten Adeligen des Landes und die Bürger von Laibach im Herzen schon Protestanten waren (wenn auch nicht öffentlich), so fuhr Truber fort, in der Elisabethkirche

zu predigen, welche unter dem Patronat des Magistrats von Laibach stand. Hier arbeitete er ungestört bis zum Jahre 1540, indem er den Protestantismus durch ganz Krain und die umliegenden Länder zu verbreiten suchte.

Im Jahre 1540 war Truber gezwungen, in seine Gemeinde Lack zurückzugehen, aber im Jahr 1542 wurde er wieder zum Kanonikus der Kathedrale ernannt und ihm die Gemeinde Bartholomäenfeld gesichert, welche noch heute das „lutherische Dorf" genannt wird. Er predigte deutsch und slovenisch und teilte im geheimen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus. Sobald dies dem Bischof bekannt wurde, setzte er (1547) sechs Führer der protestantischen Bewegung in Laibach gefangen; Truber würde dasselbe Schicksal ereilt haben, wenn er nicht gerade in seiner Gemeinde Bartholomäenfeld geweilt hätte; aber man brach in sein Haus in Laibach ein. Alle seine Bücher wurden ihm fortgenommen und verbrannt, und er selbst wurde exkommuniziert. Zu seiner Sicherheit begab er sich nach Triest und predigte dort einige Zeit slovenisch unter dem Bischof Rizzano. Im folgenden Jahre kehrte er wieder nach Laibach zurück, aber da ihm nicht erlaubt wurde zu predigen, verließ er das Land mit einigen Freunden und ging nach Deutschland, wo er sogleich Prediger in Rothenburg an der Tauber wurde. Dort verheiratete er sich auch.

Doch er vergaß seine Heimat und seine Landsleute nicht. Sein Herzenswunsch war, ihnen das Evangelium zu verkündigen, und da er es nicht mit Worten tun konnte, wollte er es schriftlich tun. Zu der Zeit sprachen und schrieben die gebildeten Leute in Süd-Oesterreich gewöhnlich Deutsch oder Lateinisch, das Slovenische wurde als eine barbarische Sprache angesehen, gut genug für Bauern. Es existierte keine slovenische Literatur, und die Bauern wußten kaum etwas von Lesen und Schreiben. Die häufigen Einfälle der Türken hemmten alle Entwicklung des Handels, der Industrie und der Zivilisation, und die Bauern hatten am meisten von allen zu leiden. Truber machte es sich zur Aufgabe, die Sprache seines Heimatlandes zur Schriftsprache zu erheben. Nach vieler Mühe gelang es ihm, ein geeignetes Alphabet zu erfinden. Dann schrieb er das erste slovenische Buch, einen Katechismus, dem ein Anhang mit Schrifterläuterungen beigegeben war. Bald darauf veröffentlichte er zwei Abc-Bücher und einen vergrößerten Katechismus.

*

Im Jahre 1552 wurde er Prediger in Kempten, und er fing an, das Neue Testament ins Slovenische zu übersetzen. Im Jahre 1555 wurde das Matthäus-Evangelium veröffentlicht, im Jahre 1557 alle vier Evangelien und die Apostelgeschichte, 1560 der Brief an die Römer, und 1561 die Briefe an die Korinther und Galater.

Im Jahre 1560 kam Truber in nähere Beziehung mit Baron Ungnad, einem ernsten und tätigen Jünger des Herrn. Dieser Edelmann wurde, nachdem er 37 Jahre seines Lebens in militärischen und politischen Diensten des Kaisers gestanden hatte, zur Erkenntnis der Wahrheit des Evangeliums gebracht. Er entsagte dann all seinen Aemtern und Ehren, damit er für den himmlischen König leben und arbeiten könnte. Ein Kroate von Geburt, wünschte er das Evangelium seinen Landsleuten zu bringen. Da er in der Heimat nicht sicher war, errichtete er eine Buchdruckerei in Urach in Württemberg, wo die Heilige Schrift und andere christliche Bücher in kroatischer Sprache übersetzt und gedruckt werden sollten. Truber und Ungnad wurden intime Freunde und halfen einander in ihren literarischen Unternehmungen.

Während Trubers Abwesenheit in Deutschland hatte die Zahl der Protestanten in Laibach zugenommen; aber sie waren sich selber überlassen, da sie keine Lehrer und Prediger hatten. So beschlossen der Magistrat von Laibach und die Vertreter des Adels, auf eigene Kosten Prediger zu ernennen. Man sandte eine dringende Einladung an Truber, aber der Rat seiner deutschen Freunde und seine Druckarbeiten nötigten ihn, noch elf Monate zu zögern. Am 29. Juli 1561 erschien er aufs neue in Laibach und predigte in deutscher und slovenischer Sprache in der St. Elisabethkirche.

Seine Arbeit war jetzt die eines Organisators und Leiters der protestantischen Kirche, welche bis dahin noch nicht als eine unabhängige Körperschaft existiert hatte. Er bereiste das ganze Land, organisierte Gemeinden, ernannte Pastoren und feierte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Die Gläubigen überall waren höchst erfreut und lobten und dankten Gott herzlich, daß sie gewürdigt wurden, solch wunderbare Dinge zu sehen und zu genießen.

Kaum war Truber in Laibach erschienen, als der Bischof einen Priester schickte, um zu erforschen, durch wen er ins Land gerufen worden wäre und was er zu tun vorhabe. Er antwortete:

„Die Regierung des Landes hat mich berufen, das Wort Gottes zu predigen; meine Absicht ist keine andere, als Gottes Ehre zu fördern, den wahren und lebendigen Glauben an Christum den Herrn zu verkündigen und alle Dinge zu handhaben nach der Lehre der alten, wahren christlichen Kirche und des augsburgischen Bekenntnisses. Ich will alle verführerischen neuen Lehren, alle Sekten und allen Fanatismus, der dem reinen Wort Gottes entgegengesetzt ist, vermeiden." Er unterzeichnete seinen Brief an den Bischof: „In allen göttlichen und guten Dingen Ihr geringer und gehorsamer Diener Primus Truber, erwählter Pastor des Landes Krain." Der Bischof berichtete über die Sache an den Kaiser und ließ Truber für kurze Zeit unbelästigt.

Aber im Juli 1562 befahl der Kaiser Ferdinand I. dem Bischof, Truber und seine Kollegen aus der St. Elisabethkirche zu vertreiben. Der Magistrat appellierte gegen diesen Befehl, und der Bischof war nicht imstande, ihn auszuführen. Der Kaiser forderte Truber wiederum auf, von seiner Lehre am Hofe des Bischofs Rechenschaft zu geben. Demgemäß unterzog sich Truber einem Examen, und der Bischof berichtete den Ausgang des Examens an den Kaiser. Inzwischen waren aber Anklagen gegen den Bischof selber eingelaufen, und der Kaiser scheint seinem Bericht nicht viel Wert beigemessen zu haben. Truber konnte vorerst noch ruhig seine Arbeit weiter tun. Um diese Zeit errichtete er eine lateinische Schule in Laibach, dichtete slovenische Lieder und schrieb eine Agende für die neuorganisierte protestantische Kirche.

Aber es war Truber doch nicht beschieden, in seinem Friedenswerke bleiben zu dürfen. Im September 1563 forderte ein kaiserlicher Befehl, daß er eingekerkert würde. Seine Freunde verhinderten die Ausführung des Befehls, aber da er in Laibach nicht sicher war, verließ er die Stadt und wirkte eine Zeitlang als Prediger in Rubia bei Triest.

Im folgenden Jahre wurde das Land durch die Türken und durch die Pest heimgesucht. Im September 1564 war Truber wieder in Laibach, wo ihn kirchliche Angelegenheiten und die Vorbereitung seiner Agende für den Druck beschäftigte. Als dies dem Erzherzog Karl (der zu der Zeit als Nachfolger seines Vaters, des Kaisers Ferdinand I., der Regent der österreichischen Länder war) berichtet wurde, betrachtete er das als einen Eingriff in s

königlichen Rechte in kirchlichen Angelegenheiten. Er verbot den Druck der Agende und befahl Truber, innerhalb zweier Monate das Land zu verlassen. Der Magistrat von Laibach und der Adel traten noch einmal für Truber ein, diesmal aber vergeblich.

Im Juli 1565 verließ Truber Laibach, indem er seine Bibliothek hinter sich zurückließ, welche dann der Grundstock der ersten öffentlichen Bibliothek in Krain wurde. Er begab sich nach Württemberg, sodaß er imstande war, seine literarischen Arbeiten dort fortzusetzen. Der Herzog von Württemberg gab ihm die vakante Gemeinde Laufen am Neckar und machte ihn bald hernach zum Pfarrer in Derendingen bei Tübingen, damit er der Druckerei näher wäre. Dort veröffentlichte er die folgenden Werke in slovenischer Sprache: Die Psalmen Davids, die übrigen Teile des Neuen Testaments in zwei Ausgaben und ein Liederbuch in drei Ausgaben.

Im Juni 1567 erschien Truber plötzlich in Laibach, verschiedene Häupter der Regierung waren gerade in Wien abwesend. Er war von seinen deutschen Freunden gesandt worden, um genaue Erkundigungen bei den in Krain gefangen gehaltenen Türken in betreff des Korans anzustellen. Er hielt auch eine Synode im Hause seines Nachfolgers Krel in Laibach. Dann kehrte er eilig nach Deutschland zurück. Es war das letzte Mal, daß er sein Heimatland gesehen hatte.

Doch er sorgte und arbeitete für die Sache des Reiches Christi in seiner teuren Heimat bis an das Ende seines Lebens. Er korrespondierte mit seinen Brüdern in Krain, beriet sie und half ihnen in all ihren Schwierigkeiten. Seine Geldmittel verwandte er, um junge Slovenier, welche kamen, um in Deutschland zu studieren, zu unterstützen, wobei er sie auch seinen deutschen Freunden empfahl. Und durch seine Schriften und Uebersetzungen, durch seine Beaufsichtigung der kroatischen Druckerei in Urach und der slovenischen in Tübingen leistete er sowohl dem kroatischen wie dem slovenischen Volke höchst wichtige Dienste. Seine letzte Arbeit war die Uebersetzung der Predigten Luthers, deren Schluß er einem Schreiber von seinem Krankenbett aus diktierte und womit er gerade drei Tage vor seinem Tode fertig wurde.

Truber scheint als ein glänzender Stern unter seinen Landsleuten im 16. Jahrhundert. Selbst unter seinen Mitarbeitern und

Nachfolgern in dem Werke der Reformation war kaum einer so nüchtern, so gewissenhaft und so edel wie er. Er unternahm das Werk der Reformation nicht aus irgend welchen politischen oder falschen patriotischen Gründen. Er wünschte nicht, es durch Agitation und Angriffe gegen die Gegner hinauszuführen. Seine Begeisterung war es, eine reformierte christliche Kirche in Krain zu errichten, durch die sich seine Landsleute des Lichtes des reinen Evangeliums erfreuen und viele Seelen errettet werden möchten.

Die letzten Stunden seines Lebens brachte er im Gebet zu und im Anhören von Bibelstellen. Sanft und ruhig schloß er am 29. Juni 1586 seine sorgenreiche und wechselvolle Pilgerschaft in Derendingen.

Zwölf Jahre später empfing die protestantische Kirche von Krain ihren Todesstreich durch einen Befehl des Kaisers Ferdinand II., der den protestantischen Predigern gebot, Laibach sofort nach Veröffentlichung des Dekrets zu verlassen und innerhalb dreier Tage das ganze Land zu verlassen. Die armen protestantischen Gläubigen fielen dem fanatischen Bischof Kren und seinen Helfershelfern, den Jesuiten, in die Hände. Viele von ihnen verließen das Land. Die Zurückbleibenden wurden durch Gewalt zur römisch-katholischen Kirche zurückgebracht, obgleich es nicht wenigen von ihnen gelang, den protestantischen Glauben im geheimen zu bewahren und ihn selbst öffentlich unter günstigen Umständen zu bekennen. Nach und nach wurden die Slovenier wieder ein frommes katholisches Volk und blieben es bis heute mit Ausnahme eines kleinen Restes in West-Ungarn, der aus etwa acht protestantischen Gemeinden besteht. Aber diese Slovenier werden ungarnisiert und können keinen Einfluß mehr auf ihre Brüder jenseits der Grenze Ungarns haben.

Die St. Elisabethkirche in Laibach, in welcher Truber Pastor war, wurde von den römischen Katholiken bis zum Jahre 1831 benutzt. In jenem Jahre wurde sie zu einem Magazin umgebaut, welches durch das Erdbeben im Jahre 1895 zerstört wurde. Im März 1897 wurden die Trümmer weggeräumt, und innerhalb der früheren Kirche, die von den Protestanten des 16. Jahrhunderts als Begräbnisstätte benutzt wurde, fand man etwa 70 Skelette — die letzten Ueberbleibsel der slovenischen Protestanten. (Nach dem Neukirchener Missions- und Heidenboten.)

Ein Missionar aus dem Volke Israel.

Es geschieht nicht eben häufig, daß ein Israelit, der zum Christentum übergetreten ist, sich gedrungen fühlt, als ein Botschafter Jesu Christi zu den Heiden zu gehen und als solcher unter ihnen zu dienen. Weit eher liegt es einem solchen nahe, wenn er sich überhaupt in den Dienst des Reiches Gottes stellen will, daß er seinen Brüdern nach dem Fleisch das Heil in Christo Jesu nahe zu bringen sucht. Jenes ist der Fall mit dem Proselyten Schereschewsky, der nach seiner Bekehrung als Missionar nach China ging und dort seit mehr als 40 Jahren unermüdlich gearbeitet hat. Ganz besondere Verdienste aber hat er sich erworben durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der chinesischen Bibelübersetzung.

Samuel Isaak Joseph Schereschewsky ist geboren am 6. Mai 1831 zu Tauroggen in Russisch-Lithauen als Sohn wenig bemittelter, rechtgläubig jüdischer Eltern. Diese wollten ihn zum Rabbi erziehen und ließen ihn das Alte Testament und den Talmud lehren. Eine Zeitlang hat er auch auf der Universität in Breslau studiert. Als Jüngling las er ein hebräisches Neues Testament und erkannte Jesum als den verheißenen Messias. Da er mit seinem Bekenntnis zu seinem Heiland in der Heimat keinen Anklang fand, beschloß er nach Amerika auszuwandern, um dort als Jünger Jesu leben zu können. Er reiste über Hamburg-Altona und erhielt da 1854 von dem Judenmissionar Jakobi einen Empfehlungsbrief für die Weiterreise an den Rev. John Neander, einen begabten Judenmissionar (gewesener Jude) in New York. Neander interessierte sich für den vielversprechenden, jungen russischen Rabbi und machte ihn weiter bekannt mit andern in der Reichsarbeit stehenden Judenchristen, namentlich mit Julius Strauß und Gideon Lederer.

Schereschewsky ließ sich im Jahre 1855 taufen. Darnach trat er zunächst behufs ferneren Studiums in das presbyterianische theologische Seminar in Allegheny (Pensylvania). Seine große Begabung wurde bald von Professoren und jedermann erkannt. Im Frühling 1858 sollte er graduieren, aber theologische Skrupel

veranlaßten ihn damals, sich von der presbyterianischen Kirche ab- und der bischöflichen Kirche zuzuwenden. Im Herbst desselben Jahres trat er daher in ein bischöfliches Predigerseminar über und absolvierte im Jahre 1859 sein Examen.

Damals weckte Gott in ihm den Entschluß, das Evangelium den Chinesen zu verkündigen. Auf sein Ansuchen wurde er im Juli 1859 auf Betrieb der amerikanischen protestantisch-bischöflichen Missionsgesellschaft durch Bischof Boone, den ersten Bischof von China, ordiniert. Mit diesem und andern Missionaren reiste er bald darauf nach China ab. Bischof Boone stationierte Schereschewsky zunächst in Shanghai; später am 28. Oktober 1860 ordinierte er ihn zum Presbyter und schickte ihn in Anerkennung seines großen Sprachtalents nach Peking, mit dem besonderen Auftrag, dort die Hauptsprachen Chinas, nämlich die Umgangs- oder die Mandarinensprache und die gelehrten Sprachen, das Hoch- und Nieder-Wenli zu studieren, um sich dann der allwichtigen Aufgabe, der Verbesserung der damals existierenden mangelhaften Uebersetzungen der Bibel ins Chinesische zu widmen. So beteiligte sich Schereschewsky zunächst an einer Uebersetzung des Gebetbuches der bischöflichen Kirche in die Mandarinensprache, welche 1865 veröffentlicht wurde. Von Peking aus besuchte er 1868 wieder Shanghai und fand da seine Lebensgefährtin, die Missionslehrerin Fräulein Susanna Waring. Diese seine Gemahlin begleitete ihn zurück nach Peking. Während sie mit Erfolg in der Missionsschule lehrte, arbeitete er an einer neuen Uebersetzung der Bibel in die Mandarinensprache. Seine Arbeitskraft war eine ungewöhnlich große. Täglich predigte er vor Scharen von Zuhörern in und außerhalb der Stadt Peking und brachte jene Uebersetzung fertig bis zur Veröffentlichung im Jahre 1875. In demselben Jahre reiste er erholungsbedürftig mit Frau und zwei Kindern nach Amerika zurück. Seine Kirche ernannte ihn in Anerkennung seiner Tüchtigkeit und seiner großen Leistungen zum Bischof von Shanghai. Einmal, 1875, schlug er aus Bescheidenheit diese Ehrung aus; er nahm sie aber an, als sie ihm 1876 zum zweiten Male angeboten wurde. Am 1. Oktober 1877 wurde Schereschewsky in Grace-Church NewYork durch den Vorsitzenden Bischof Smith in Gegenwart von 14 Bischöfen und 5 anderen Geistlichen zum Missionsbischof von Shanghai geweiht. Zwei amerikanische Colleges ver-

liehen ihm den Titel eines Doktors der Theologie. Zwei Jahre hielt er sich damals in Amerika auf, beschäftigte sich besonders auch damit, Gelder zu sammeln zur Gründung eines Missions-college in China. Im Frühling 1878 reiste er zum zweiten Male hinaus nach jenem Lande und konnte dort am 14. April 1879 den Grundstein zu dem der Ausbildung eingeborener Lehrer und Geistlichen gewidmeten St. Johns College bei Shanghai legen. Dieses St. Johns College war das erste protestantische College in China.

Im Jahre 1881 überfiel Schereschewsky, als er auf einer Berufsreise den Jangtsekiang hinauf begriffen war, eine schwere Krankheit, deren Folgen ihm eine harte Lebenslast geblieben sind. An allen Gliedern gelähmt, verließ er damals China zum zweiten Male und kehrte zunächst nach Europa zurück. 1883 legte er zum großen Leidwesen der Bischöfe seiner Kirche seine Bischofswürde nieder. 1886 ging er nur teilweise geheilt und besonders mit noch gelähmter Zunge mit seiner Familie wieder nach Amerika. Nach Möglichkeit arbeitete er mit einer Schreibmaschine, und das Chinesische mit römischen Buchstaben schreibend (denn zum gewöhnlichen Schreiben waren ihm die Hände gelähmt geblieben), weiter an einer Bibelübersetzung ins Wenli. Bis 1895 hatte er diese Arbeit fast vollendet. In seinem unbezähmbaren Eifer ließ er sich dann am 15. August desselben Jahres mit Frau und Tochter von seiner Missionsgesellschaft zum dritten Male nach China hinausschicken, um dort Druck und Veröffentlichung zu betreiben. Er lebte die nächsten 20 Monate in Shanghai, seiner Arbeit mit Hilfe einer Anzahl chinesischer Schreiber eifrigst obliegend; ging aber dann im Auftrag der amerikanischen Bibelgesellschaft nach Tokio, um zunächst dort den Druck einer revidierten Uebersetzung des Alten Testaments in die Mandarinensprache, welche 1875 in Peking in erster Auflage veröffentlicht worden war, zu beaufsichtigen. Nach Beendigung dieser Aufgabe machte er sich wieder an die Uebersetzung des Neuen Testaments ins Wenli, welche er jetzt fertig haben soll.

Professor Max Müller hat Schereschewsky einen der sechs hervorragendsten unter den lebenden gelehrten Kennern orientalischer Sprachen genannt. Schon 1875 berichtete ein Spezialkomitee der amerikanischen bischöflichen Kirche über ihn wie folgt: Dr. Schereschewsky hat das Alte Testament in die Mandarinensprache übersetzt, eine Sprache, welche von viermal mehr Menschen verstanden

wird, als in den Vereinigten Staaten leben. Diese seine Arbeit ist eine der großartigsten Leistungen des menschlichen Geistes, eine der edelsten Trophäen missionarischen Eifers und missionarischer Gelehrsamkeit. Die Heilsbotschaft der Bibel den Chinesen durch die Mandarinensprache bekannt machen, ist ein Werk, neben dem die Triumphe der größten Triumphatoren der via sacra Roms in nichts versinken."

Seit vielen Jahren gelähmt an Händen und Füßen, nicht imstande eine Feder zu halten, arbeitet Schereschewsky seine acht Stunden täglich mit einem Zeigefinger den Knopf seiner Schreibmaschine drückend und zwei Schreiber beschäftigend, welche kaum mit ihm Schritt halten können. Welche Veränderungen hat doch die Gnade Gottes in dieses Mannes Leben und durch ihn gewirkt! Einem armen, in seiner Vorfahren Ueberlieferungen und Aberglauben aufgewachsenen Juden fällt ein Neues Testament in die Hände. Gottes Geist ist mit dieser Botschaft und schenkt dem Jüngling den Mut, sein Vaterland, seine Eltern zu verlassen und in einem Lande jenseits des Ozeans sein Glück zu versuchen. Durch Gottes Gnade wird er, der so seinem Herrn hinaus vor das Lager folgte, ein Segen für Millionen von im Dunkel wohnenden Heiden, ein herrliches Vorbild zur Geduld im Leiden. Fürwahr, „welche Mich ehren, die werde Ich ehren." 1. Samuel 2, 30. (Nach dem Zions-Freund.)

Urteil eines Staatsmannes über die Bibel.

Der englische Staatsmann Gladstone gab bei einer Gelegenheit nachstehendes Urteil über die Bibel:

„Die Bibel, die in Hunderten von Sprachen übersetzt ist, hebt den Fluch der Sprachenverwirrung auf; sie gibt der Welt eine Sprache wieder und macht die getrennte Menschheit zu einer großen, sich gegenseitig verstehenden Familie. Wie eine allerhöchste Botschaft, mit dem Auftrage, Trost, Mahnung und Licht zu verbreiten, bricht ihr Inhalt sich Bahn in den Seelen der Menschen. Ihr Schall ist ausgegangen in alle Lande und ihr Ruhm bis an der Welt Ende. Nicht allein von dem Lehrstuhl des Professors

und von der Kanzel des Predigers aus, sondern in dem einfachsten Kirchenlied, das unter dem niedrigsten Hüttendach angestimmt zum Ohre Gottes dringt, bis zum kunstvollsten Domchore, wie in tausend andern stillen Weisen, wird die Bibel ihre heilige Mission ausrichten. Wo ist ein Unglück, eine Not, eine Krisis im Leben, in welchem dieses unerschöpfliche Schatzhaus seine Hilfe versagte? Wo ist ein Beruf, eine Stellung, die sich nicht täglich und stündlich aus ihren Worten bereichern könnte, diesen Worten, die sich nie durch Wiederholung abschwächen, die den Stempel einer ewigen Jugend an sich tragen, wie seit den Tagen ihrer ersten Offenbarung? Wenn der einsame Forscher über ihr sinnt und aus ihrer Quelle schöpft, wie belohnt sie seine Arbeit!

Allein in noch verborgenerer Weise, in einsamer Kammer, in der Stille der Nacht, auf dem Krankenbette, angesichts des Todes ist die Bibel da, mit ihren Botschaften zu trösten, zu heilen, aufzurichten und zu beseligen. Nein, noch mehr als dies. Im Gedränge des Lebens, im Königshof und auf dem Markt, auf den Straßen und auf den Gassen, dort, wo der Gedanke jeder Seele auf Erregung des Ehrgeizes, des Geschäfts oder des Vergnügens gerichtet zu sein scheint, auch dort und eben dort wird das sanfte, stille Säuseln aus den Blättern der heiligen Bibel vernommen und die gejagte Seele kann durch die Hilfe irgend eines gesegneten Wortes sich Flügel der Taube nehmen, um fortzufliegen „an den Ort der Ruhe“.

Ein Zeichen der Zeit

innerhalb der römisch-katholischen Kirche, dessen Bedeutung sich noch nicht ermessen läßt, ist die veränderte Stellung des Vatikans zur Bibelverbreitung. Das Konzil von Trient, das mit so viel Geschick und noch größerem Erfolg einst den mittelalterlichen Katholizismus gegen alle Reformbestrebungen geschützt und zur Grundlage der modernen Papstkirche gemacht hat, verbot einst allen Katholiken das Lesen der heiligen Schrift in einer Landessprache, wenn sie nicht ausdrückliche Erlaubnis ihrer geistlichen Oberen haben. Pius IX. zählte noch in einem Hirtenbrief vom Jahr 1864 alle Hauptirrtümer auf, welche die katholische Kirche verwerfe; in dieser „Aufzählung“

(= Syllabus) wurden die protestantischen Bibelgesellschaften als „pestilenzialische Erfindungen“ verurteilt.

Sein Nachfolger aber, Leo XIII., duldet unter seinen Augen die Gründung des „Sankt Hieronymusvereins zur Verbreitung der heiligen Evangelien“, und diese „Bibelgesellschaft“, die unter der Leitung des Kardinals Mocenni steht, hat im vorigen Jahr eine neue Uebersetzung der vier Evangelien und der Apostelgeschichte herausgegeben, welche in vorbildlicher Weise die Sprache der Neuzeit dem heiligen Inhalt dienstbar macht. In diesem italienischen Evangelienbüchlein, das um 16 Pfg. im ganzen Königreich verbreitet wird, verspricht Leo XIII. einem jeden Katholiken, der eine Viertelstunde täglich in den Evangelien liest, 300 Tage Ablaß.

Der oben erwähnte „Syllabus“ verdammt die Meinung, daß der Protestantismus auch eine wahre christliche Religion nur unter anderer Form sei; in der Einleitung zu den neuübersetzten Evangelien wird dagegen freundlich von „unseren protestantischen Brüdern“ geredet, „die von uns getrennt sind“.

Jedes der Büchlein trägt das päpstliche „Imprimatur“ (= Druckerlaubnis), und doch sind die Anmerkungen oder Erklärungen zum Teil in verblüffend evangelischem Sinne gehalten. Zu Matth. 6, 7 (nicht viel plappern wie die Heiden) heißt es: „Zu Gott reden wir mit dem Herzen; Worte haben nur soweit Wert, als sie die Gefühle des Betenden erregen oder stärken, sonst sind sie nutzlos.“ In der Erklärung des „Herr, Herr! sagens“ lesen wir: „Nicht durch Beobachtung bestimmter Andachtsübungen oder durch Vorwenden langer Gebete werden wir selig;“ zu Matth. 20, 25. 26 (die weltlichen Fürsten herrschen): „Die Diener Christi sollten ihr Amt nicht in stolzem Geiste führen, wie die weltlichen Oberherren, sondern demütig, mit großer Leutseligkeit, immer eingedenk, daß sie das heilige Amt zu Dienern und nicht zu Herren der Menschen macht.“ Besonders bemerkenswert sind die Worte bei der Stelle Matth. 10, 34 (ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden . . .); dort steht die Anmerkung: „Den wahren Frieden hat Jesus der Welt gebracht, den Frieden, welcher sich auf die Gerechtigkeit gründet und von der Freiheit lebt. Dennoch hat es Jahrhunderte lange Kämpfe erfordert, bis es als ein Menschenrecht erklärt wurde, daß ein jeder schlecht und recht nach seinem eigenen Gewissen leben darf.“

Es fehlt natürlich in den Anmerkungen auch nicht die Rechtfertigung katholischer Lehren; aber außer dem heiligen, vorzüglich übersetzten Text stehen auf den 510 Druckseiten des kleinen, auch äußerlich gut ausgestatteten Bandes so viel christliche Wahrheiten, daß viele mit dankbarer Freude und aufrichtigen Segenswünschen

diese neueste, noch unerklärliche Veröffentlichung auf katholischer Seite begrüßen. Für die italienischen Katholiken ist die ganze Sache überraschend; nicht wenige meinen, Titel und Einleitung des Büchleins mit der päpstlichen Empfehlung beruhen auf einer Fälschung der Protestanten. Es wäre wertvoll zu erfahren, wie sich die Priester zur Verbreitung der Evangelien stellen. In San Remo wurde einer katholischen Frau das Lesen derselben trotz der päpstlichen Empfehlung von ihrem Beichtvater verboten, weil sie nur Schaden davon haben könne.

Mißtrauisch und doch ermutigend schreibt ein Waldenser: „Der römische Katholizismus kommt auf die Schrift zurück, nur wenn er in seinem Bestande ernstlich bedroht ist. Im 12. Jahrhundert drohte ihm eine große Gefahr, da gestattete er, daß der heilige Franziskus und seine Schüler durch ganz Italien liefen und das Evangelium lasen, erklärten und empfahlen. Im 16. Jahrhundert, als die Gemüter tief erregt eine Reformation verlangten und der ganze Norden Europas den römischen Fesseln sich entwand, da erlaubten die Päpste unter ihren Augen das Oratorium der heiligen Liebe zu gründen, in welchem die Predigt des Evangeliums die erste Stelle einnahm. Wieder einmal nach vier Jahrhunderten fühlt Rom das Bedürfnis, seine Vergangenheit und seine Kirchenlehren zu vergessen und neue, trügerische Hoffnungen zu erwecken, um zu verbergen, wie schwach es ist. Von allen Seiten wird die römische Kirche angegriffen und bekämpft im Namen der Wissenschaft, der Politik, der Volkswirtschaft und des Christentums. Erschüttert und beunruhigt hat die Kirche augenblicklich der reformfreundlichen Bewegung, ihrem besseren Gewissen, eine Einräumung gemacht und bietet das Evangelium dem italienischen Volke an." (Nachrichten über die Ausbr. des Evang. in Italien.)

Kleine Mitteilungen.

Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft, die im Jahr 1804 in London gegründet wurde und nun in das hundertste Jahr ihres Bestehens getreten ist, will das ganze laufende Jahr 1903 als ein Jubeljahr feiern und hat dieses kürzlich auf einer großen Versammlung in London begonnen. Sie hat durch ihre Bibelverbreitung in allen fünf Weltteilen, durch ihre Anregung zur Gründung ähnlicher Bibelgesellschaften und besonders durch ihre Unterstützung der evangelischen Mission in der Uebersetzung

und Verbreitung der Bibel unter den Heiden unermeßlichen Segen gestiftet. Im ganzen ist jetzt die Bibel ganz oder teilweise in 436 Sprachen im Gebrauch; davon hat allein die Britische Bibelgesellschaft 365 Sprachen auf ihrer Liste. Sie macht durch ihre Bibeln oder Bibelteile etwa zwei Dritteln der Menschheit Gottes Wort zugänglich. Es verbleiben noch etwa 450 Millionen Menschen, die bis jetzt Gottes Wort noch nicht in ihrer Muttersprache haben. Die Bibelgesellschaft hat in den 100 Jahren 180 Millionen von Bibeln und Bibelteilen verbreitet und dadurch das Missionswerk außerordentlich gefördert.

— Am 22. Februar d. J. fand in der brasilianischen Stadt Pernambuko die öffentliche Verbrennung von 214 Bibeln statt und zwar in Anwesenheit und unter dem Jubel von mehr als 2000 Zuschauern. Es geschah dies auf einem offenen Kirchplatz nach dem Gottesdienst durch Mönche, die dann das Ereignis mit einem gehässigen Ausfall auf die Protestanten in einem Tagblatt besprachen.

— Aus Rustschuk (Bulgarien) wird im Korrespondenzblatt der deutschen Orient-Mission berichtet: Pastor Awetaranian aus Schumla besuchte kürzlich unsere Stadt und hielt mehrere Versammlungen in unserer evangelischen Kapelle für die Türken. Im ganzen waren es fünf Versammlungen, und jede derselben bot einen höchst interessanten Anblick. Die Kapelle faßt höchstens 200 Personen, und von Anfang bis zu Ende konnte das Gebäude die Kommenden nicht alle aufnehmen. Am ersten Abende zählte ich über 100 Türken unter den Zuhörern. Die übrigen waren Armenier und einige Bulgaren. Pastor Awetaranian las die hl. Schrift, betete und redete in türkischer Sprache. Die ganze Versammlung hörte gespannt auf die Verkündigung der Wahrheit des Evangeliums. Die Türken sagten, sie hätten nie etwas Aehnliches gehört. Sie sprachen es aus, daß Jesus ein herrlicher Heiland sei für die Menschen. Eine ganze Anzahl hörte nicht nur mit völligem Interesse die Predigt der Wahrheit, sondern bewies auch, daß das Heil ihrer Seele sie beschäftigte. Um weiter unterrichtet zu werden, gingen manche nach den Gottesdiensten in die Wohnung von Pastor Awetaranian und fragten weiter nach diesem Jesus. Der armenische Pastor hier sagte mir, daß sich einige entschlossen haben, ein christliches Leben zu führen. Wir erwarten daher guten Er-

folg von allen diesen Gottesdiensten. Gott wolle den **unter den** Türken in diesen wenigen Tagen ausgestreuten Samen **reichlich** segnen.

Bücheranzeigen.

Die Bibel nach Luthers Uebersetzung, umfassend altes und neues Testament und die Apokryphen mit 240 Bildern von Schnorr von Karolsfeld. Verl. v. H. Hillger, Berlin W. 9.

Eine gediegene Bilderbibel mit sauberem Druck, Familienchronik und Stammbaum, die hiemit dem christlichen Haus zu einem ungewöhnlich billigen Preise dargeboten wird. Sie erscheint in 3 Ausgaben und zwar:

Ausg. A: In Halbleinen geb. mit Marmorschnitt Mk. 3.
„ B: Eleg. in Ganzleinen geb. mit Goldschnitt Mk. 5.
„ C: Hocheleg. in Leder geb. mit Goldschnitt M. 7.50.

Des Glaubens Bedeutung im Kampf ums Dasein. Von Skovgaard-Petersen. Billige Volksausgabe, in Lwd. geb. Mk. 1.50. Feine Ausstattung Mk. 3. Von 10 Ex. an Mk. 1.20. Reuther und Reichard. Berlin W. 9.

Ein vortreffliches Buch, das an packenden Beispielen die Segnungen eines praktischen Christentums nachweist und damit in kräftiger, überzeugender Weise für die Betätigung eines solchen im täglichen Leben und Wandel eintritt. Es verdient die weiteste Verbreitung unter jung und alt.

Augé, P. **Jakob Gerhard Engels**, weiland Pastor zu Nümbrecht. Ein Lebensbild. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens in der rheinischen Kirche. Mit Vorwort von D. Funcke. Neukirchen, Kr. Mörs. Buchhandlung des Erziehungsvereins. brosch. Mk. 1.75. | geb. Mk. 2.40.

Es wird uns in dem Lebensbild die Persönlichkeit eines Predigers und Seelsorgers nach dem Herzen Gottes gezeichnet, von dem man den Eindruck hat, daß er gesetzt war, Frucht zu bringen, die da bleibet.

Maurer, H. E. **Betrachtungen über religiös-sittliches Leben** zur Pflege christlichen Familiensinnes. Zweite Ausgabe von „Pro domo“. Zürich, Th. Schröter. geh. Fr. 2.50. | geb. Fr. 3.75.

Eine Reihe von religiösen Abhandlungen über wichtige Lebensfragen, in denen auf praktisches Christentum hingewiesen und die Ziele christlichen Strebens angegeben werden.

Grimm, Jean. **Das Wesen und der Weltplan Gottes** mit den Menschen nach strenger Naturwissenschaft und nach der Bibel. Ein Mahnruf an das Volk. Leipzig. A. Schneider. broch. 60 Pf.

Der Verfasser des Schriftchens macht sich zur Aufgabe, auf Grund naturwissenschaftlicher Quellen und der Bibel gemeinverständlich und überzeugend den Nachweis zu führen, daß es einen lebendigen und allwaltenden Gott gibt.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1903. Nr. 3.

Inhalt.

An den Ufern des Ganges.

In strahlender Schönheit war die Sonne über Benares, der heiligen Stadt Indiens aufgegangen. Das Alltagsleben begann sich zu regen. Auf der Heerstraße ließ sich von ferne das Knarren der schweren Fuhrwerke hören, das Krähen der Hähne, mit dem sie den Morgen begrüßten, das Krächzen der Raben und das Gesumme von menschlichen Stimmen. Tief drinnen im Gewühl der Stadt wanderte ein junger Bursche von etwa 16 Jahren durch die engen Gassen, die für den Wagenverkehr zu schmal sind. Er kannte hier jeden Schritt und Tritt, aber doch gab es immer etwas Neues zu sehen. Der Bazar der Kupferschmiede, wo Theebrettchen und Vasen gehämmert, und die Werkstätten, da die Götzen zu Hunderten und Tausenden fabriziert werden, waren voll des emsigsten Geschäftslebens. Da und dort trieb sich eine heilige Kuh herum, die unbelästigt und mit heiliger Scheu betrachtet, sich ihren Weg durch das Menschengewühl bahnte. Hoch oben aber auf einem schadhaften

Fensterladen hockte ein heiliger Affe und gab kreischende Töne von sich. Eine Dame aus hoher Kaste, die im Fluß gebadet hatte, wurde im Palankin vorübergetragen, während eine andere von niedrigerem Stand zu Fuß in tropfenden Gewändern ihren Heimweg verfolgte.

Deiler, so hieß der Jüngling, wanderte gegen den Gangesfluß zu, während er einige Bananen verzehrte, die er sich unterwegs gekauft hatte. Er schien auch sonst nicht viel kräftige Nahrung genossen zu haben, denn sein Aussehen ließ auf mangelhafte Ernährung schließen. Jetzt befand er sich außerhalb der Stadt und die freie Landschaft mit dem heiligen Strom lag vor ihm. Da tauchte vor seinem geistigen Auge sein Heimatdörfchen auf. Er stellte sich vor, wie seine Mutter das Frühstück für die Familie bereitete und wie seine Geschwister mit den Ziegen hinaus aufs Feld zogen, wie die Ochsen angejocht und an den Pflug gespannt wurden. Wie Heimweh überkam es den einsamen Wanderer, indem er der Seinen und der heimatlichen Stätte gedachte. Und doch, warum begab er sich nicht dahin zurück, von wo er erst vor kurzem geflohen war? Gewiß, das Vaterhaus würde ihm auch jetzt noch offen stehen; man würde nur einige Fragen an ihn stellen, und einige Entschuldigungen — nur nicht die Wahrheit — würden ihm Haus und Herzen öffnen. Aber er wußte, des Christendorfes Sigra durfte er vor den Seinigen keiner Erwähnung tun und noch viel weniger durfte er sie wissen lassen, daß er eine kleine Hindi-Bibel bei sich trug. Und das war es, was ihn von der Rückkehr ins Vaterhaus zurückhielt. Deiler war ein zu ernster, aufrichtiger Wahrheitssucher, als daß er die Folgen einer Rückkehr riskiert hätte.

Jetzt kam er an einem heiligen Pipalbaum vorüber, den zwei Frauen langsam umschritten und die dabei ihre Gebete hermurmelten. Er hatte die sogenannten Ghats oder Marmorstufen erreicht, die am Uferrand des Stromes hinunter zu den Badestellen der Pilger führten. Sie zogen sich weithin am Gewässer entlang, im Hintergrund begrenzt von mächtigen Tempelbauten und hochanstrebenden Mauern. Vor ihm aber zogen langsam die Fluten des Ganges dahin, in denen sich die Morgenstrahlen der Sonne spiegelten. Die Treppenstufen waren voller Menschen. Deiler setzte sich nieder und betrachtete das Menschengewühl. Er machte sich so seine Ge-

danken über die Menschenkinder, die sich da zum Wasser der heiligen Ganga drängten. War es wohl auch die Wahrheit, die die abgezehrten Pilger hier suchten? Viele von ihnen waren nach langer ermüdender Wanderschaft endlich am Ziel ihrer brennenden Wünsche angelangt. Und nun bemerkte Deiler, wie ein Brahmane dicht neben ihm einen solchen armen Pilger seiner letzten Pfennige beraubte, bevor er ihm erlaubte, ins Bad zu steigen. Der Pilger, obschon ermüdet, aber stolzen Hauptes, tauchte in den kühlen Strom und erhob seine Hände voll Wasser gen Himmel. Er war der Vergebung seiner Sünden dadurch sicher. Fern im Süden des Landes, unter den Palmen seiner heimatlichen Fluren, hatte er das Mißgeschick gehabt, einen Brahmanen zu beleidigen. Die Folgen davon waren für den Hindu zu schrecklich, um sie sich in ihrem ganzen Umfang auszumalen. Notwendig mußte darauf eine endlose Seelenwanderung durch die verschiedensten Tierleiber folgen. So hatte er sich denn von Weib und Kind getrennt, sein kleines Heimwesen an die Priester verkauft und sich auf die Pilgerschaft nach dem fernen Norden begeben. Jetzt hatte ihn das Wasser des Ganges rein von seiner Schuld gewaschen und erleichtert wanderte er wieder der Heimat zu, wo die Götter, wie er hoffte, für sein täglich Brot sorgen würden.

Deiler erhob sich und ging weiter. Er kannte einen besseren Sündentilger in der Person Jesu Christi, einen sicherern Weg zum Himmel; aber freilich: der Weg war schmal und die Pforte eng, und wenige sind es, die ihn finden. Sein Freund, der Kolporteur Johann, hatte ihm eine Bibel verkauft und war dann wieder zu ihm gekommen, um mit ihm über die mannigfachen Schwierigkeiten zu sprechen, ihn zu ermutigen und zu stärken. Aber auch im Christendorf Sigra gab es manchen, der ihm ein Führer sein konnte, denn die meisten Mitglieder des kleinen Gemeinwesens waren denselben Weg vor ihm gegangen und hatten ähnliche Kämpfe durchgemacht. Und doch schreckte er zurück vor einem Bekenntnis, weil es ihn für immer von seiner Familie und den bisherigen Verhältnissen ausschließen würde.

In einiger Entfernung stieg zu seiner Rechten eine bläuliche Rauchsäule von den Ghats empor und zur Linken erhoben sich die schlanken Minarets einer alten Moschee. Seit Hunderten von Jahren wußte Benares, die heilige Stadt, nichts vom Erlöser, dem

Heiland, und obwohl sie unzählige Gottheiten kannte, er war nicht darunter. Aber nun begann auch hier der Sauerteig der Erkenntnis von ihm in der Stille zu wirken; wenigstens behauptete das Johann, und der mußte es wissen.

Da auf einmal schlugen die Töne eines bekannten christlichen Liedes an Deilers Ohr. Eine kleine Schar junger Evangelisten war herbeigekommen, um Zeugnis für Christum vor den Heiden abzulegen und den Pilgern den Weg zur wahren Gerechtigkeit zu weisen. Deiler wagte nicht mitzusingen und er stand so, daß man nicht recht wußte, ob er zu den Christen oder zu den Zuhörern gehörte. Der Haß und die Verachtung, die aus den Augen der Menge schauten, machten ihm bange.

„Jai Brabhu Yesu! Jai Brabhu Yesu!" (Heil Jesu dir, dem Herrn!) tönte es im Liede der jungen Sänger.

„Wo ist denn euer Jesus?" höhnte einer aus der Menge. „Er hat ja keinen Tempel, und nur eine Handvoll von Paria und Fremde sind seine Verehrer. Ihr seid Dummköpfe und nicht recht bei Sinnen. Ich spucke vor euch aus."

„Törichte Jungens!" ließ sich ein alter Mann mit geschorenem Haupt und ernsten Mienen hören. „Hier an der heiligen Ganga machet euren Frieden mit den Göttern; denn wenn ihr nicht andern Sinnes werdet, habt ihr zu erwarten, daß ihr dereinst als Hunde oder Schlangen oder gar noch als etwas Schlimmeres wieder in diese Welt hereingeboren werdet. Und sehet doch, wie gut es die Götter mit uns meinen, indem sie uns den Gangesstrom gegeben haben, um darin unsere Sünden hinweg zu waschen."

Daraufhin trat einer der jungen Prediger vor, worauf das Gemurmel der Menge nach und nach verstummte. „Die Füße des Herrn Jesu," sagte er, „haben schon da und dort ihre Spuren in unserem Lande zurückgelassen. Die eine Fußspur ist ganz in der Nähe von hier sichtbar, etwas weiter oben am Fluß."

„Wieso?" riefen einige aus dem Volkshaufen, der neugierig zu werden anfing.

„Nun, dort hinter den Tempelruinen der verwitterten Ghats erhebt sich ein Satti-Denkmal (wo seiner Zeit sich eine Hinduwitwe mit ihrem verstorbenen Manne verbrennen ließ). Ihr alle kennt es, und ihr kennt auch die ausgemeißelten Fußstapfen der Witwe im Gestein, die den Ort bezeichnen, wo sie den Scheiterhaufen

bestieg und ihr Leben für den dahingeschiedenen Gemahl ließ. Aber wo kommt heute noch in ganz Hindustan eine Witwenverbrennung vor? Nur drei Feldwegs vom hiesigen goldenen Tempel liegt ein großer Götzenwagen des Dschaggernat, der vormals seine Dienste getan hat, heute aber unbeachtet dem Verfall entgegengeht. Wie viele Menschenleben haben seine grausamen Räder früher zermalmt! Aber wer wird sich heute noch unter diese Räder werfen und so seinem Leben ein Ende machen? Nein, Brüder, habt Geduld und laßt mich zu Ende reden. Das sind zwei Fußspuren unseres Heilandes. Er ist allein die Liebe und Güte. Dann denket an die Hospitäler! Als unser Erlöser auf dieser Erde wandelte und unser Fleisch und Blut angenommen hatte, da kamen die Kranken und Siechen von allen Seiten zu ihm und sie suchten nicht vergeblich Hilfe und Heilung bei ihm. Die Betrübten und Niedergeschlagenen tröstete er und den Sündern zeigte er den Weg der Gerechtigkeit."

„Was gab er denn als Weg der Gerechtigkeit an?" ließ sich eine Stimme aus der Volksmenge hören.

„Ich bin der Weg," sagte er, und „also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. In diesem unserm heiligen Buche findet sich nichts davon, daß man in einer künftigen Geburt als Tier wiedergeboren werde, dagegen lesen wir von einem Tode infolge der Sünde und von einer neuen Geburt zur Gerechtigkeit durch unsern Herrn Jesum Christum."

„Was ist Sünde?" fragte einer. „Was ist Gerechtigkeit?" ein anderer.

„Brüder," erwiderte der junge Prediger, „die Brahmanen pflegen euch Dinge als Sünde zu nennen, wovon euch euer Herz das Gegenteil bezeugt, und anderseits bezeichnen sie viele Handlungen als gut und gerecht, von denen es in euren Herzen heißt: sie sind nicht recht vor Gott und Menschen. Höret darum auf die Stimme Gottes in eurem Innern, so lange ihr noch Gelegenheit dazu habt, und leset sein Wort, das euch seinen Willen offenbart. Ich bitte euch, nehmet das zu Herzen."

Finster und mürrisch war der Ausdruck der Gesichter bei den meisten Zuhörern. Der eine begann eine Gegenrede zu halten und kam so in den Eifer, daß er es in den höchsten Fisteltönen

tat. Andere schlichen sich still hinweg und niemand hörte auf das Lied, das die Christen anstimmten. Die Prediger begaben sich deshalb auf den Heimweg, wobei man ihnen noch einige Steine nachwarf. Deiler schlich sich gleichfalls unbemerkt hinweg, gesellte sich aber unterwegs wie zufällig zu ihnen. Er gab vor, er halte sich hier bei einem Freunde auf und sein Weg dahin führe ihn in derselben Richtung.

Die kleine Schar wanderte durch die engen Straßen der Stadt, aber niemand grüßte sie. Dagegen drückte sich da und dort ein vom Morgenbade kommender Hindu dicht an die Mauer, um die Berührung mit den Christen und dadurch die Verunreinigung zu vermeiden. Die Sonne war inzwischen höher und höher gestiegen, aber die krummen Zeilen der hohen dunkeln Häuser gewährten Schatten und Kühle. Der goldene Tempel flimmerte im Sonnenlicht, aber die mit Asche bedeckten Fakire mit ihrem verfilzten Haar lagerten im Schatten. Der eine, der sie schmähte und verhöhnte, hatte seinen verdorrten Arm nach oben ausgestreckt, andere lagen ebenfalls Büßungen ob und erwarteten ein Almosen von den Vorübergehenden. Dem heiligen Teiche, worein die Verehrer seit Jahren ihre Blumenopfer geworfen hatten, entstieg ein fauliger Geruch; dessenungeachtet galten einige Tropfen dieses heiligen Wassers als höchst wirksam für die mancherlei Leiden dieser Zeit und die Uebel der zukünftigen Welt. Die Götzen in ihren Heiligtümern, bunt bemalt und mit Blumen bedeckt, saßen unbeweglich, während ein trostloser Vater unter Tränen Hilfe für sein sterbendes Kind bei ihnen suchte. Aber die Gottheit blieb taub und stumm.

* *
*

Draußen vor der heiligen Stadt lag am Wege ein sterbender Mann. Die glühenden Sonnenstrahlen brannten auf ihn hernieder und seine Zunge lechzte nach Wasser. Ein leises Stöhnen, das sich der Brust entrang, war das einzige Lebenszeichen, das er von sich gab, aber er war noch bei Bewußtsein, wenn auch sein Geist von den dunkeln Schatten des Todes berührt wurde. Gestern noch war er gesund und voll Lebenshoffnung. Seine Sünden waren im heiligen Ganges weggewaschen worden und er hatte sich

auf den Heimweg gemacht. Aber ach, die habsüchtigen Brahmanen hatten ihm auch den letzten Zehrpfennig abgenommen und es war ihm kein Heller geblieben, um der Göttin der Cholera ein Opfer darzubringen. Mit jäher Rache war sie über ihn gekommen und sie forderte nun ihr Opfer. Im Begriff, die Heimreise anzutreten, hatte ihn die schreckliche Seuche ergriffen und er wußte, er würde hier im Angesicht der heiligen Stadt sein Leben aushauchen. Sein Weib würde nun zur Witwe werden und seine Kinder waren vaterlose Waisen. Gern hätte er sie noch einmal gesehen und gesprochen und im heimischen Kreise den letzten Seufzer getan, statt hier auf der heißen, einsamen Landstraße; aber die Götter hatten es anders beschlossen. Zwar war ihm die Seligkeit zugesichert worden, aber das würde noch Tausende von Jahren währen, bis er die lange, endlose Reihe von Seelenwanderungen würde durchgemacht haben. Erst dann würde er, so meinte der Sterbende, in der Gottheit aufgehen und ins Meer der Seligkeit tauchen. Leider hatte er nicht jenen Wickel in ekligem Wachstuch bemerkt, der dicht neben ihm auf den Ghats lag, während er das Wasser des Lebens trank. Aber was hätte es geholfen? Hatte er doch keinen Pfennig mehr zu einer Opfergabe für die Göttin. Indes, es war sein Schicksal, dem er nicht entfliehen konnte.

Die Aasgeier lauerten in seiner Nähe auf den Bäumen und die Krähen krächzten über ihm. Ein Brahmane schritt stolzen Hauptes an ihm vorüber, aber er hatte keinen Blick für ihn; der Sterbende gehörte nicht zu seiner Kaste. Einige heilige Fakire kamen des Wegs daher, aber sie wollten ihre Hände nicht an ihm verunreinigen. Endlich erschien eine Karre von der Obrigkeit und führte den Toten hinweg.

* * *

Deiler bekam je länger je mehr das Heimweh. Yesu Das, der Pastor der Christengemeinde in Sigra, brachte ihm stets die herzlichste Teilnahme entgegen, so oft er mit ihm zusammentraf. Aber der Jüngling wurde immer in sich gekehrter und menschenscheuer. Johann, der Kolporteur, befand sich auf einer längeren Berufsreise und Deiler verweilte mit seinen Gedanken nur zu viel

in der Vergangenheit, ehe die jetzige Unruhe ihre Schatten auf sein Dasein warf.

Wieder wanderte er ziellos durch die Nebengassen der Stadt dem Ganges zu. Seine Bibel hatte er in einem sichern Versteck zurückgelassen; er trug sie seit einer Woche nicht mehr bei sich wie sonst. Wie er so dahin ging, hörte er plötzlich das Schlürfen von Tritten. Einige Männer trugen einen Leichnam zum Verbrennungsplatz am Gangesufer. „Ram, Ram, groß ist Ram!“ sangen sie mit eintöniger Stimme, während sie daherkamen. Deiler, der sich etwas auf die Seite gedrückt hatte, um sie vorbeizulassen, blickte genauer hin und was er sah, war ihm wie ein Traumgesicht. Auf der Tragbahre lag die Leiche seines Vaters, bedeckt mit dem Totengewand, das eingefallene Gesicht umgeben vom Rosenkranz der gelben Ringelblume.

Die Träger gingen ihres Weges weiter und ihr Trauergesang wurde undeutlicher, bis Deiler zu sich kam und den Leuten zu folgen beschloß. Hinter den gemieteten Trägern gingen zwei seiner Oheime und mehrere andere Verwandte. Unbemerkt schloß er sich dem Trauergefolge an. Nach indischer Sitte hätte er als ältester Sohn des Verstorbenen den Hauptteil an den Bestattungszeremonien zu übernehmen gehabt; aber welchen Anteil hatte er als Abtrünniger noch an seiner Familie?

Der Verbrennungsplatz war erreicht und die Träger setzten die Tragbahre nieder. Zwei Scheiterhaufen rauchten noch, von einem dritten, der eben niedergebrannt war, hatten die anwesenden Verwandten die wenigen Knochen- und Aschenüberreste zusammengescharrt und sie in den Fluß geworfen. Dann begaben sie sich stillschweigend hinweg. Die neuen Ankömmlinge warteten, bis das Holz zum Scheiterhaufen aufgeschichtet war. Da auf einmal bemerkten die beiden Oheime ihren Neffen, der verschüchtert im Hintergrunde stand. „Geh hinweg!“ sagte der älteste Bruder seines verstorbenen Vaters mit strengem Ausdruck; „du hast nichts mehr mit uns zu tun. Es hat uns jemand die Nachricht hinterbracht, daß du dich zu den Paria und den Christen hältst. Mach, daß du fortkommst!“

„Habt Erbarmen mit mir!“ stöhnte Deiler. Weh, o weh! Mein Vater ist tot, und ihr wollt mich verstoßen! Habt Erbarmen!“

„So sage denn offen: hast du wirklich deines Vaters Religion geschändet? Bist du noch ein treuer Hindu, so magst du hier bleiben an deines Vaters Totenstätte; wenn nicht“ — ein Zeichen der äußersten Verachtung vervollständigte den Satz.

Es war für Deiler der Augenblick der Entscheidung, zu der er bis jetzt nicht den Mut gehabt hatte. Aber er ward ihm nun gegeben; denn eine Stimme tönte in seinem Innern: Folge mir nach! — und: „Laß die Toten ihre Toten begraben.“

Aus dem Osten und Westen.

Es sind etwa 36 Jahre her, erzählte der englische Bischof Ridley von Britisch-Kolumbia am letzten Londoner Bibelfest, daß ich als damaliger Missionar in meinem Studierzimmer in Peschaur saß und vor mir der Emir von Kabul mit seinen Räten. Ich hatte ihm für vierzehn Tage mein ganzes Haus bis auf ein einziges Zimmer eingeräumt und wir pflegten uns täglich über allerlei Fragen, die den hohen Gast bewegten, zu unterhalten. So saßen wir denn jenes Tages zusammen, als einer der hervorragendsten eingeborenen Dichter hereintrat, vor dem Emir niederkniete und ihm einen prachtvollen Band seiner Gedichte überreichte. Der Emir nahm das Buch in Empfang, verbeugte sich und berührte es ehrerbietig mit seiner Stirn. Dann wandte er sich zu mir und sagte: „Sehen Sie, das ist die Art und Weise, wie wir unsere heiligen Bücher verehren.“ Ich antwortete ihm: „Ich freue mich zu sehen, daß Eure Majestät ein Patron der Wissenschaft und Religion ist.“ „Aber“, meinte der Emir, „Sie scheinen das mit Ihren heiligen Büchern nicht so zu halten.“ „Wieso?“ fragte ich. „Nun, Sie zeigten mir gestern das heilige Buch der Christen und da holten Sie es von hinten hervor und ich sah, daß Sie darauf saßen.“ Nun verstand ich, was der Fürst meinte. Ich pflegte gewöhnlich eine persische und eine hebräische Bibel hinten in den großen Taschen meiner Rockschöße zu tragen, und da der Emir die Einrichtung unserer europäischen Bekleidung nicht kannte, so konnte er recht wohl auf den Gedanken kommen, daß ich in respektswid-

riger Weise auf den heiligen Schriften säße. Ich erklärte ihm daher die Kunst unserer Schneider, die den Rock hinten zu teilen wissen, sodaß die beiden Rockflügel mit den Taschen rechts und links vom Stuhlsitz herabhängen. Er war dadurch einigermaßen beruhigt, meinte aber doch, daß das heilige Buch dem Boden etwas zu nahe komme. Hierauf fragte er mich: „Wer läßt denn diese Bücher herstellen?" Ich entgegnete ihm: „Allerlei Volk in England, darunter auch Arme." „Wie!" meinte er, „nicht die Regierung?" „Nein", sagte ich, „die Regierung zahlt nicht einen Pfennig daran. Sehen Sie, Majestät, Sie sind hier in meiner Bibliothek und ringsum stehen Bücher." Mit diesen Worten nahm ich sieben verschiedene Übersetzungen der heiligen Schrift vom Büchergestell herab und legte sie offen vor ihn hin. Es waren alles Ausgaben von der Bibelgesellschaft. Dann fuhr ich fort: „Die Art und Weise, wie wir unseren heiligen Schriften unsere Verehrung bezeugen, besteht nicht darin, daß wir sie ehrfurchtsvoll mit der Stirn berühren, sondern wir greifen mit unsern Händen in die Taschen und kaufen davon Millionen Exemplare, um sie dann über die ganze Welt zu verbreiten. Ich möchte das auch Eurer Majestät empfehlen. Wenn Sie Glauben an Ihr heiliges Buch haben, so gründen Sie einmal eine Koran-Gesellschaft in Kabul und versuchen Sie auch, Missionare mit Ihrem Evangelium auszusenden in alle Welt. Dann wollen wir sehen, ob Ihr Koran dasselbe ausrichtet wie unsere heilige Schrift." —

Als ich dann Indien wegen Krankheit verlassen mußte, wurde ich für einige Jahre Kaplan in der sächsischen Hauptstadt Dresden. Hier waren damals während des deutsch-französischen Krieges 27 000 französische Kriegsgefangene interniert, zu denen ich Zugang erhielt. In den Baracken wurden wir auch ab und zu um eine Bibel gebeten. Da ich keine französischen Exemplare besaß, so verschaffte ich mir einige und sie gingen reißend weg. Die Leute hatten nichts zu tun und lasen gern darin. Ich schrieb deshalb an den Agenten der Bibelgesellschaft in Berlin und dieser sandte mir nach und nach 20 000 Exemplare der heiligen Schriften. Wir hatten sie eben alle unter die vielen Kriegsgefangenen verteilt, als ich ein Schreiben vom Staatsminister erhielt, wonach die Verteilung der heiligen Schriften nicht mehr gestattet wurde, weil sich einige Bischöfe in Frankreich darüber beschwert hätten. Indes was geschehen war,

konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden und ebenso wenig konnte den Leuten das Lesen der Bibel verboten werden. Die Früchte davon waren auch bald zu sehen. Manche von den Gefangenen durften uns in der Stadt besuchen, besprachen sich mit uns über das Gelesene und nahmen das Gehörte mit in ihre Baracken zurück zu ihren Kameraden.

Und nun möchte ich meine Leser in den fernen Westen führen, auf mein Arbeitsfeld unter den Indianern Nordamerikas. Dort wirkt ebenfalls das Wort Gottes als ein Missionar und zwar als einer, der keine hohen Kosten verursacht. Ihn braucht man nicht erst vorher auszubilden für seinen Beruf. Er erweist sich auch überall als tüchtig und er braucht sich nicht erst zu erproben und zu bewähren. Seine Aussendung kommt nicht hoch und — was nicht zu unterschätzen ist — er braucht auch keine Fahrkarten zur Rückkehr, um sich in der Heimat zu erholen. Auch erliegt er nirgends dem Klima und wird seiner Wirksamkeit nicht durch den Tod entrissen. Kurz — er ist in jeder Beziehung ein Missionar, wie es keinen zweiten gibt.

Ohne das Wort Gottes richten wir Missionare auch nichts aus. Wir können es nicht entbehren. Es ist unsere Waffenkammer, unser Ruhekissen in Zeiten der Sorgen und Beschwerden, unser Berater und Führer im Beruf. Unsere Rothäute im fernen Westen sind mehr oder weniger ungeschult und des Lesens unkundig, aber sie lieben das Wort Gottes. Als ich das erstemal nach Britisch-Kolumbia kam, war nicht eine einzige der dort gangbaren neun Sprachen zur Schriftsprache erhoben. Ich erkannte es deshalb als eine meiner ersten Aufgaben, mich so weit als möglich mit diesen Sprachen bekannt zu machen, um den Leuten die Bibel in ihrer Sprache zu geben. Denn ich mußte mir sagen: meine Tage sind gezählt, aber das Werk, das Gott durch sein Wort an den Bewohnern jener nordischen Gegenden ausrichtet, wird bleiben, solange die Erde steht.

In Britisch-Kolumbia besitzen nun fünf Nationen das Wort Gottes in ihrer Muttersprache und sie können es auch lesen. Wir haben jetzt drei Druckerpressen dort im Gang, die von Indianern unter der Aufsicht der Missionare bedient werden. Diese Eingeborenen, als ich seiner Zeit zu ihnen kam, waren damals fast alle noch Wilde; jetzt drucken sie ihre eigenen Bücher und setzen sie in

Umlauf. Als sie die ersten Evangelien in die Hand bekamen, standen gerade zwei Männer neben mir, von denen der eine zu mir sagte: „Ehe du zu uns kamst, kannten wir nur einzelne herumliegende Glieder, aber die Kette selbst besaßen wir nicht. Wir lasen die einzelnen Glieder auf — er meinte damit die Bibelsprüche, die man ihnen zum Auswendiglernen aufgab — aber nun haben wir die ganze Kette, die uns mit Gott im Himmel verbindet." „Nein", sagte der andere, „so sehe ich die Sache nicht an. Vorher war für uns die Tür nur ein wenig geöffnet, sodaß nur einige wenige Lichtstrahlen durch den engen Spalt in unser dunkles und unfreundliches Heim hereinfielen. Wir blickten um uns her und was wir sahen, erfüllte uns mit Scham; denn wir konnten nur erkennen, was die Sünde unter uns anrichtete. Jetzt aber steht die Tür weit offen und wir erkennen nun nicht bloß, daß wir Sünder sind, sondern sehen auch unsern Heiland ein- und ausgehen, hören ihn zu uns reden und von Bethlehem nach Golgatha gehen, ja zum Throne Gottes aufsteigen." Das war es, was die heilige Schrift jenen Leuten war, und das sollte sie für jedermann sein.

Wo sind die sieben Tausend in Israel?

Vor kurzem, erzählt P. Gurland im Zionsfreund, hörte ich von einem seltsamen jüdischen Rabbi, der wie ein Einsiedler lebe. Nach langem Suchen fand ich ihn in einem jämmerlichen kleinen Hause außerhalb der Stadt. Man hatte mir gesagt, er sei ganz allein, alt, krank, arm, menschenscheu. So stand ich an seiner Tür etwas nervös. Mit welchem Wort der Ermahnung und des Trostes sollte ich ein Almosen übergeben? An der Tür war keine Schelle. Durch das Schlüsselloch erblickte ich die Gestalt eines Mannes in einem Talith (d. i. Gebetsmantel), der beständig mit dem Kopf wackelte, wie betende Juden tun. Um ihn nicht zu stören, wartete ich draußen. Eine vorübergehende Frau fragte mich, auf wen ich wartete. „Ich möchte Rabbi Nathan sehen", antwortete ich, „und ich warte, bis er sein Gebet

beendet hat.“ „Dann müßt Ihr wohl lange warten“, antwortete sie lachend. „Der verrückte Alte betet den ganzen Tag lang, er hat nichts anderes zu tun. Klopft nur an.“

Endlich entschloß ich mich anzuklopfen. Nach einigen Minuten öffnete sich die Tür. Ein alter Mann sah mich auf zwei Krücken gelehnt fragend an. Etwas verlegen nannte ich meinen Namen und entschuldigte mich wegen der Störung. Er begrüßte mich nicht allzufreundlich und hieß mich hereinkommen. Ein kleines Zimmer, nackte Wände, ein trübes Licht, ein Bett, ein Tisch, eine Bank und ein Bücherbord mit alten Talmudfolios waren das ganze Mobiliar. Zuerst waren wir beide etwas verlegen; als ich ihm aber ins Gesicht sah und zwei freundlich-sanfte, kindliche Augen aus dem bleichen, alten Gesicht auf mich blickten, da verschwand alle Scheu und wir begannen eine unschuldige Unterhaltung. Ich hörte die seltsame Geschichte seines Lebens. Er war ein einziger Sohn wohlhabender Eltern. Seine Kindheit war glücklich gewesen. Begabt, fleißig, ehrgeizig hatte er 26jährig das Amt eines Rabbi erhalten. Ein geliebtes Weib, fröhliche, gesunde Kinder vervollständigten das Familienglück, sodaß sie wie eine Illustration des 128. Psalms lebten. Aber all dies irdische Glück wurde von einem plötzlich eintretenden Sturmwind weggeblasen. Schlag folgte auf Schlag, innerhalb zehn Tagen verlor er seine Frau und fünf blühende Kinder, zugleich durch die Nachlässigkeit eines Freundes sein Vermögen; seine Freunde verschwanden. „Hiob“, so sagte der Rabbi lächelnd, „hatte doch drei mitleidige Freunde. Mir war keiner geblieben.“. An Leib und Seele gebrochen verließ er sein Heim und lebt jetzt, ein unbekannter Einsiedler, an einem Orte in der Fremde.

Vor einem Jahr starb sein letztüberlebendes Kind, eine verwitwete Tochter im Hospital zu Riga, wo sie den Heiland gefunden hatte. Der Rabbi las mir einige Sätze aus ihrem letzten Brief vor. Das sterbende Weib hatte geschrieben: „Ich weiß, daß ich an der Schwelle der Ewigkeit stehe, meine Tage hienieden sind gezählt. Ich gehe heim in Frieden, denn ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Gott ist mein lieber himmlischer Vater und der Messias Jesus ist mein Erlöser und Retter, er, der in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen. Ich bin sehr glücklich, ein Kind Gottes zu sein und sehe freudig danach aus, bald beim Vater zu sein,

wohin mein Heiland vorangegangen, um mir die Stätte zu bereiten. Du sollst mein kleines Besitztum haben, es wird dir im Alter von Nutzen sein. Aber mehr als alle Schätze der Welt wirst du in dem kleinen Buch (dem Neuen Testament) finden, welches ich mit diesem schicke. Gewiß wirst du, geliebter Vater, deinem sterbenden Kinde den letzten Wunsch erfüllen und das kostbare Buch aufmerksam lesen. Es wird dir eine Quelle des Lichtes, der Stärke, des Trostes sein, wie es mir das gewesen ist. Ich kann nicht mehr schreiben . . . Lebe wohl, geliebter Vater. Mögen wir uns wiedersehen in unseres Vaters wunderschönem Heim."

Der alte Mann war nicht Herr seiner Stimme, um mehr zu sagen. Er zeigte nur hin auf den Tisch, auf welchem ein vielgebrauchtes Neues Testament lag. Die Worte Joh. 16, 32 waren doppelt unterstrichen: „Siehe, es kommt die Stunde, daß ihr zerstreuet werdet." Nach einigen Minuten fuhr er fort: „So erschien mir der helle Stern Jakobs (4. Mose 24, 17) in der dunkelsten Nacht meines Lebens. Mein neues Leben begann beim Tode meines letzten Kindes. Jetzt fange ich an, Gottes wunderbare Wege zu verstehen. Die herrlichste Offenbarung des Messias Jesus scheint mir in den beiden Worten „Unser Vater" enthalten zu sein. Das ist der Schlüssel zum Himmel, der freie Zugang zu Gott. In diesem einen Wort ist mehr enthalten, als in allen großen Talmudfolianten. Freilich hörte ich Gottes Wort auch in früheren Zeiten, es war aber die Stimme des Gesetzes auf dem Sinai in Blitz und Donner, welche meine Seele vor dem dreimal heiligen Gott zittern machte (5. Mos. 5, 25). Im Evangelium aber höre ich die Stimme meines lieben himmlischen Vaters, der uns seinen lieben Sohn gab, durch welchen wir zu Kindern und Erben Gottes gemacht werden. Denn mit den Worten (Matth. 6, 32) „Euer himmlischer Vater" setzt Jesus uns wieder ein in das alte, verlorene Adelsrecht, sodaß wir zuversichtlich als die Kinder zum Vater, zu Gott kommen und „Abba, lieber Vater" sagen mögen. Je besser sein Geist mir die Geheimnisse des Neuen Testamentes offenbart, umso besser lerne ich es, meinen Gott und Vater zu verstehen. Und dies ist jetzt meine einzige Aufgabe."

„Wer sorgt denn für Eure leiblichen Bedürfnisse?" fragte ich.

„Eine gute, alte Frau kommt jeden Tag und tut das Nötige, das genügt," sagte er lächelnd.

Ich fragte, ob er sich nicht zu einsam fühle. Wieder lächelte er und antwortete getrost: „Ich bin nie allein, ich habe oft Besuch von meinem himmlischen Vater, und ich bespreche und berate mich über alles mit ihm. Und Einer ist immer bei mir.“ Dabei zeigte er auf die Wand nahe bei dem Bette, und da bemerkte ich zwei Papierzettel. Auf dem einen standen auf hebräisch die Worte: „Haben wir nicht alle einen Vater?“ (Mal. 2, 10), auf dem andern aber: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ (Matth. 28, 20).

„Das hat er mir versprochen, und er hat sein Versprechen gehalten. Er läßt mich nie allein.“ Das versicherte der alte Rabbi.

Wo sind die 7000 in Israel? Antwort: Sie sind noch da, Gott sei Dank; nur muß man sie suchen. Aber wer sucht, wird finden.

Bücheranzeigen.

Spurgeon, C. H. Das Geheimnis unserer Kraft. Vierzig Ansprachen über und in Gebetsversammlungen. Autorisierte Uebersetzung von H. Liebig. Cassel, J. G. Oncken Nachfolger. 1903. brosch. Mk. 2.50. | geb. Mk. 3.

Spurgeons Geistesprodukte, die uns von dem bekannten Verlag von Oncken in guter Verdeutschung dargeboten werden, bedürfen kaum einer Empfehlung. Auch die vorstehenden Ansprachen bieten eine Fülle von geistvollen Bekenntnissen, die in ihrer Eigenartigkeit das Innerste des Herzens berühren.

Mosapp, H. Dr. Herr, bleibe bei uns! Tägliche Andachten fürs christliche Haus. 1.—5. Tausend. Stuttgart, Max Kielmann. geb. Mk. 2.

Diese Sammlung von Andachten, die sich dem Kirchenjahr anschließt und in Verbindung mit bedeutenden Theologen herausgegeben worden ist, soll dem christlichen Haus zur Erbauung am Abend dienen. Je eine Andacht nimmt den Raum einer Seite ein und schließt gewöhnlich mit einem Liedervers oder einem kurzen Gebet. Inhaltlich sind die Betrachtungen biblisch, praktisch und herzandringend. Das Andachtsbuch gehört zu dem Besten auf diesem Gebiet. Der Preis ist außerordentlich niedrig.

Was jedermann heute von der Innern Mission wissen muß. Von Dr. P. Wurster und P. M. Hennig. 6.—10. Tausend. 1902. Stuttgart, Max Kielmann. Mk. 1.50. | geb. Mk. 2.

Ein wertvolles, über das gesamte Gebiet der innern Mission orientierendes Werk, in vortrefflicher übersichtlicher Anordnung und von sehr ansprechender Darstellung, das wir jedermann aufs wärmste empfehlen möchten.

Endemann, K. P. Die Offenbarung St. Johannis für Theologen und gebildete Nichttheologen ausgelegt. Berlin NO. 43. Buchhandlung der Berliner Miss.-Gesellschaft. geb. Mk. 2.

Dem Bibelleser wird für sein Studium der hl. Schrift in diesem Buch eine praktische Einführung in das Verständnis der Offenbarung St. Johannis geboten, das ohne wissenschaftlichen Ballast jedermann verständlich ist und sich dabei durch Uebersichtlichkeit der Darstellung auszeichnet.

In den Bergen. Eine Geschichte aus der Sommerfrische. Von A. Schuckall. Basel. Kober C. F. Spittlers Nachfolger. 1903.
geh. 75 Cts. = 60 Pf. | geb. Fr. 1.25 = Mk. 1.

Für kleine Leute. Drei Geschichten von A. Schuckall. Ebenda.
geh. 25 Cts. = 20 Pf.

Mary Jones und ihre Bibel, oder das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn. Eine wahre Geschichte. Dritte Auflage. Mit 12 Bildern. Ebenda.
geh. 85 Cts. = 70 Pf. | geb. Fr. 1.75 = Mk. 1.40.

Vorstehende Büchelchen enthalten verschiedene anmutig erzählte Geschichten, die für jung und alt von Interesse sind und gewiß mit Freude gelesen werden.

Kappstein, Th. Emil Frommel. Ein biographisches Gedenkbuch. Mit Bild. 472 S. Leipzig, Herm. Seemann Nachfolger. brosch. Mk. 3. | geb. Mk. 4.

Eine mit großer Liebe und Verehrung abgefaßte Biographie, für die dem Verfasser ein reichhaltiges stenographisches Material zu Gebote stand. Sie gibt ein treues Bild vom Leben und Wirken Frommels, sowie von seiner Bedeutung und Eigenart. Nur erscheint uns das Urteil des Verfassers über den Pietismus und die soziale Wirksamkeit Stöckers als ein einseitiges und allzu schroffes. Auch vermißt man Eingehenderes über das Familienleben Frommels.

Torrey, R. A. Wie beten wir? Aus dem Englischen. Basel, Kober C. F. Spittlers Nachfolger. geh. Fr. 1 = 80 Pf. | geb. Fr. 1.75 = Mk. 1.40.

Eine herzansprechende Beantwortung der wichtigen Frage in Betreff unseres Gebetslebens.

Zeller, E. Andachten für Kinder. Ebenda. 50 Cts. = 40 Pf.

Diese kurzen Andachten treffen den kindlichen Ton und sind so gehalten, daß sie die Teilnahme der Kinder erwecken.

Limbach, S. Steine des Anstoßes. Allerlei Anstöße und Widersprüche der Heiligen Schrift und ein Versuch ihrer Lösung. Ebenda.
geh. Fr. 2 = Mk. 1.60. | geb. Fr. 3 = Mk. 2.40.

Ein Büchlein, das dem Bibelleser die scheinbaren Widersprüche und Unebenheiten der hl. Schrift im Lichte des Zusammenhangs und der zeitlichen und örtlichen Verhältnisse aus dem Wege zu räumen sucht.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1903. Nr. 4.

Inhalt.

Geleitet von unsichtbarer Hand.

Daß Gottes mächtige Hand sich im Leben der Menschen offenbart, das kommt oft selbst Heiden, die den stummen Götzen dienen, zum Bewußtsein, so daß sie sich in dieser Erkenntnis von ihnen abwenden und die gute Hand Gottes erfassen und sich ihrer Leitung anvertrauen. Das hat auch der Chinese Yang Thing-kia erfahren, von dessen Lebensschicksalen Missionar Voskamp in Tsingtau berichtet.

Yang ist etwa 53 Jahre alt und wurde in einem Dorfe der Provinz Schantung geboren. Sein Vater und Großvater waren Offiziere in der kaiserlich-chinesischen Armee und verloren seiner Zeit beide ihr Leben in den Kämpfen mit den Mohammedanern in den Provinzen Hunan und Kiangsi. Frühe vaterlos geworden, sah sich Yang schon mit neun Jahren genötigt, die Schule zu verlassen und als Lehrling in einem kleinen Ladengeschäft einzutreten, worauf er sich als Kaufmann seinen Unterhalt erwarb. Später begab er sich auf die Insel Formosa und wurde hier Sekretär bei einem Militär-Mandarinen, der aber beim Ausbruch des japanischen Krieges über Kopf und Hals die Insel verließ und

sich mit Yang nach dem chinesischen Festland einschiffte. Aber durch einen Sturm wurde ihre Dschunke tagelang in der Meerstraße von Formosa umhergeworfen und konnte die chinesische Küste nicht erreichen. Von Hunger und Verzweiflung zum äußersten getrieben, sprang Yang schließlich über Bord und suchte sich durch Schwimmen auf einen Felsen zu retten. Von hier wurde er durch chinesische Fischer aus seiner gefahrvollen Lage befreit und aufs Festland übergesetzt. Nun ging sein eifriges Bestreben dahin, sobald als möglich soviel Geld zu ersparen, um in seine Heimat im Norden zurückkehren zu können. Wohlbehalten traf er hier auch nach einiger Zeit ein und eröffnete eine Schule, an der er fünf Jahre lang als Lehrer die Dorfjugend unterrichtete.

Seine wunderbare Rettung auf der stürmischen See und vom einsamen Felseneiland war nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Yang hatte das unbestimmte Gefühl, daß eine „höhere unsichtbare Hand" ihn der Tiefe des Meeres, dem Hungertod und der Verzweiflung entrissen habe. Er erkannte, daß eine gewisse geheimnisvolle Macht über seinem Leben walten müsse. Es war ihm deshalb auch keineswegs befremdlich, als er von einem Dorfgenossen hörte, wie derselbe auf dem nächsten Marktplatz einen Kolporteur getroffen und von diesem vernommen habe, daß es einen Gott gebe, der sich im Leben eines jeden Menschen offenbare. Zugleich zeigte er Yang einen Bibelteil, den er von jenem Kolporteur erhalten habe. Das alles stimmte ja ganz überein mit dem, was er in seinem Innern empfand. Er ruhte deshalb nicht, bis er im Besitz einer Bibel war, des Buches, das ihm weiteren Aufschluß geben sollte. Zugleich machte er sich mit seinem jüngsten Sohn jeden Sonntag auf und besuchte einige Christen in einem entfernten Dorf, die sich dort am Tage des Herrn um Gottes Wort versammelten. Zwar lachten ihn seine Volksgenossen aus und ließen es nicht an mancherlei Druck fehlen, aber Yang hielt daran fest, daß er nun im Evangelium die mächtige Hand Gottes, die ihn bis jetzt geleitet und aus aller Todesgefahr errettete, gefunden habe.

Der anfängliche Spott der Dorfbewohner wandelte sich je länger je mehr in Haß und Verfolgung. Da entschloß sich Yang, seine bisherige Heimat zu verlassen. Indem er sich aufs neue der leitenden Hand Gottes übergab, wanderte er mit Weib, Kin-

dern und Enkeln aus und wandte sich gegen Westen. Er ließ sich in der Provinz Schansi nieder, in der Nähe der Stadt Tai-yuen-fu, wo sich eine kleine Christengemeinde befand. Hier lebte er unbehelligt, bis der wilde Boxeraufstand ausbrach. Auch in diesem sollte er erfahren, daß er nicht vergeblich sich auf die mächtige Hand Gottes stützte. Inmitten der Unruhen und des allgemeinen Schreckens, den die Scharen der Boxer hervorriefen, blieb er standhaft. Endlich brach der Verfolgungssturm auch über die kleine Christengemeinde, zu der sich Yang hielt, obwohl er noch nicht getauft war, mit aller Macht los. Yang befand sich eben in seinem Laden, als er plötzlich gellendes Geschrei auf den Straßen hörte und den Qualm der brennenden Kapelle aufsteigen sah. Im nächsten Augenblick stürzte sein Sohn in den Laden herein und rief: „Vater, man sucht uns und ist uns auf der Spur!"

Schleunigst wandten sie sich zur Flucht und erreichten durch eine enge Gasse glücklich ihre Wohnung, wo die Familie ihrer ängstlich harrte. In aller Hast wurde die schwere Tür des kleinen Gehöfts verrammelt, denn schon hörten sie von ferne das Wutgebrüll der immer näher kommenden Verfolger. In der Mitte des engen Gehöfts stand der bedrohte Yang mit seiner Familie und betete. Donnernd dröhnten die Schläge gegen die Tür, die der Pöbel mit Gewalt aufzusprengen suchte. Zum Glück gab dieselbe nicht nach. Da schleuderten die ergrimmten Verfolger brennende Grasbüschel auf die Strohdächer der Häuschen, die den Hof einschlossen, und alsbald trieb der Wind den Rauch und die Flammen in das kleine Gehöft.

Für die bedrängte Familie schien die letzte Stunde gekommen zu sein. Yang kniete mit den Seinen nieder und betete um Errettung aus dieser augenscheinlichen Todesgefahr. Und Gott erhörte sein Rufen. Er reckte seine mächtige Hand aus und zeigte den Verfolgten im letzten Augenblick einen Ausweg. Als Yang sich von seinen Knien erhob, fielen seine Augen wie zufällig auf einen alten, längst außer Gebrauch gesetzten Brunnenschacht, der sich in einem Winkel des Gehöfts befand und mit einem Mühlstein bedeckt war. Da es lange nicht geregnet hatte, so war anzunehmen, daß sich nicht viel Wasser darin befinden konnte. Schnell wurde der Stein an die Tür gerollt und nach einem abermaligen Gebet stieg eins nach dem andern in die Tiefe des Brunnens. Hier standen

die Armen zwei Tage und zwei Nächte in Schlamm und Wasser, bis das Feuer ringsum erloschen war und sich der Tumult der Feinde verzogen hatte. Dann kletterten Yang und seine Söhne an den aus der Mauer hervorstehenden Steinen wieder in die Höhe und zogen an Stricken mit vieler Mühe und Anstrengung auch die übrigen Familienglieder, die Frauen und Kinder aus ihrem Gefängnis empor.

Ihr Leben war gerettet, aber das war auch alles. Was sie sonst besessen, war vernichtet. All ihre Habe war in den Flammen aufgegangen und von ihrem bisherigen Heim starrten ihnen nur die rauchgeschwärzten Trümmer entgegen. Jeden Augenblick konnten ihre Verfolger wieder auf dem Platze erscheinen. Ihres Bleibens war daher nicht. Wieder knieten sie nieder, dann wandten sie sich nach Osten, der alten Heimat zu. Bei Tage verbargen sie sich in Höhlen und Klüften, bei Nacht wanderten sie, wenn der Mond und die Sterne den Pfad erhellten, rastlos über Berg und Tal, bis sie ihre Provinz Schantung erreichten. Ihre Nahrung unterwegs bestand nur in rohen Feldfrüchten. Abwechselnd trugen die älteren Söhne ihre alte Mutter, die infolge des Schreckens und der Entbehrungen krank geworden war. Hungrig und voller Furcht setzten sie ihre Wanderung fort unter den größten Entbehrungen und beständiger Gefahr. So oft sie nur das Gebell eines Hundes von ferne hörten oder das Stimmengewirr von herumstreifenden Boxern, da waren sie zum Tode erschreckt. Aber bei alledem spürten sie, wie Gottes gnädige Hand sie schützte. Jedesmal wenn ihre Not aufs höchste gestiegen zu sein schien, wurde ihnen wunderbar geholfen. So kam eines Tages ein hoher Mandarin an ihnen vorüber, als sie eben ganz erschöpft am Straßenrand saßen. Als er sie erblickte, ließ er seinen Wagen halten und forderte die Frauen und Kinder auf, Platz in seinem Wagen zu nehmen. Beim Abschied schenkte er ihnen dann noch vier Unzen Silber und sprach ihnen Mut zu.

Endlich erreichten sie glücklich ihr altes Heimatdorf Nanyuen. Sie waren lange unterwegs gewesen und mittlerweile hatten sich die Verhältnisse geändert. Den Boxern war inzwischen von den fremden Truppen in Schantung das Handwerk gelegt und überall Ruhe hergestellt worden. Die Dorfbewohner waren eingeschüchtert und wußten nicht, was ihnen der nächste Tag bringen würde.

Sie waren deshalb auch in einiger Sorge, ob sich nicht Yang an ihnen für ihr früheres feindseliges Verhalten rächen würde, und kamen ihm daher mit großer Freundlichkeit entgegen.

In seiner Heimat-Provinz Schantung lernte Yang nun auch den Berliner Missionar Voskamp kennen. Dieser hörte mit größtem Interesse die Lebensschicksale Yangs und er fühlte sich gleich von Anfang an zu dem Manne hingezogen. Jeden Sonntag erschien Yang regelmäßig in der Missionskapelle in Tsingtau (Kiautschau), wobei er jedesmal seine Bibel mitbrachte. Da er zugleich ein ernstliches Verlangen nach der Taufe bezeugte, erteilte ihm Missionar Voskamp den nötigen Taufunterricht. Bald nach seiner Taufe erschien er mit seinen drei Söhnen, die durch den Vater und die ausgestandenen Leiden im Boxer-Aufstand schon gewissermaßen auf die Taufe vorbereitet worden waren und meldete sie für diese an.

Nun begab sich Missionar Voskamp in Yangs Heimatdorf, um die ganze Familie kennen zu lernen. Es war eine lange, ermüdende Fahrt im schwerfälligen chinesischen Karren. Mit sich führte er eine große Anzahl von Evangelien, die er allenthalben in den Dörfern und Marktplätzen den Leuten zum Kauf anbot. Yang erwies sich dabei als sein treuer Gehülfe, der aus Erfahrung seinen Volksgenossen bezeugen konnte, wie er in den Evangelien die gnädige und mächtige Hand Gottes kennen gelernt habe. Gott gebe, daß sich auch unter denen, die bei dieser Gelegenheit mit dem Worte Gottes bekannt gemacht wurden, der eine und andere finden möge, der die leitende Hand Gottes über sich erkennt und sich ihr in Zukunft anvertraut.

Zwei Juden, die den Herrn am heiligen Abend gefunden.

Es war am 24. Dezember 18 . . . Der 80jährige Handelsjude Joseph M. war seiner Gewohnheit nach am frühen Morgen von dem kleinen Harzstädtchen aus in die umliegenden Ortschaften gegangen, um zu sehen, ob er kaufen oder verkaufen könnte. Gegen seine Gewohnheit hatte er aber diesmal seinen 10jährigen Enkelsohn Samuel, den einzigen Anverwandten, der

ihm geblieben, mit sich genommen, denn er hatte bemerkt, daß der Knabe in der letzten Zeit von den Christenkindern der Nachbarschaft, von denen er ihn doch nicht ganz absperren konnte, manches von Weihnachten erfahren, und er wollte um jeden Preis verhindern, daß die Sehnsucht nach Weihnachten auch im Herzen seines Enkels sich festsetze.

Es war ein herrlicher Wintermorgen gewesen, so daß der Alte keine Sorge für den Knaben hatte, der Weg könnte ihm zu schwer werden. Aber im Laufe des Tages war viel Schnee gefallen und gegen Abend hatte sich ein starker Wind erhoben, so daß die Wege zum Teil völlig verweht waren. Der alte Joseph machte sich darum schon zeitiger auf den Rückweg. Aber bald merkte er, wie beschwerlich das Wandern wurde. Er selbst konnte kaum vorwärts und der Kleine klagte immer mehr über Müdigkeit. Er hieß ihn in seine Fußstapfen treten, führte ihn dann so gut er konnte; aber auf die Dauer ging es doch nicht. Der Knabe erklärte, sich ruhen zu müssen, er könne nicht mehr weiter. Der Großvater, der wohl wußte, daß dann so leicht kein Aufstehen möglich sei, machte noch einen letzten Versuch, aber vergeblich; nach wenigen Schritten sank der Knabe erschöpft zu Boden. Was nun tun? Im Walde konnten sie nicht bleiben — das wäre, vielleicht für beide, der sichere Tod gewesen. So laut er auch um Hülfe rief, es kam keine Antwort; der Wind heulte lauter und es nahte ja schon die Stunde der Bescherung, da alt und jung in der Christenheit sich zur Weihnachtsfeier rüstete, und auch die Waldarbeiter waren früher als sonst heimgeeilt. Da entschloß sich der Alte — für einen Juden kein leichter Entschluß — seinen Sack auszupacken, alles, was er eingehandelt, im Walde niederzulegen und den erstarrten Knaben hineinzuwickeln und ihn sich statt der ersten Last aufzuladen in der Hoffnung, bald das Ende des Waldes zu erreichen. Diese Hoffnung ging auch in Erfüllung, aber als er aus dem Walde trat, merkte er, daß er irre gegangen; nicht das Heimatstädtlein liegt vor ihm. Zurück durch den Wald kann er nicht mehr; dazu reichen seine Kräfte nicht, aber wohin mit dem erstarrten Knaben? Da dringt an sein Ohr Glockenklang, und wenn es auch die ihm verhaßte Weihnachtsglocke ist, so sagt sie ihm doch, daß er in der Nähe von Menschen ist. Er geht ihrem Klange nach und kommt bald an ein kleines

Dörflein; nun weiß er, wo er ist. Aber zu den Bauern mag er nicht gehen, die haben ihn stets verächtlich behandelt. Doch der Pfarrer des Ortes ist ihm stets freundlich begegnet; da wagt er es denn, bei diesem anzuklopfen. Es wird ihm geöffnet und seiner zaghaft vorgetragenen Bitte sofort entsprochen. Die Pastorin selbst bringt ihm warmes Getränk, hilft ihm, den Enkel in das Wohnzimmer tragen und sucht den scheinbar Leblosen ins Leben zurückzurufen. Und es gelingt ihr; nach kurzer Zeit schlägt Samuel die Augen auf und hat bald seine Schwäche überwunden. Inzwischen ist der Pastor herbeigekommen und hat den Alten aufgefordert, die Nacht bei ihnen zu bleiben, und die beiden kleinen Töchter schließen bald Freundschaft mit dem Knaben. Der Mittelpunkt des Gespräches wird für beide natürlich bald die unmittelbar bevorstehende Weihnachtsbescherung. Die Mädchen erzählen von ihren Erwartungen und der Vater fordert den Alten auf, an ihrer Familienfeier teilzunehmen, da er doch einmal zu Weihnachten in ihr Haus geführt sei. Doch der Greis wehrt sich aufs bestimmteste; er wolle bei dem Glauben seiner Väter bleiben, er fürchte, den Gott Israels zu erzürnen. Auch des Enkels flehentliche Bitte schlägt er zunächst ab; doch als er an den Tränen des Knaben merkt, wie gern dieser den Christbaum sehen würde, da gibt er endlich schweren Herzens nach, ermahnt ihn aber ernstlich, sich nicht verführen zu lassen, und fleht selbst zu dem Gotte seiner Väter, dem Knaben die Augen zu halten, daß sie nicht sehen möchten, was schädlich sei, und ihm die Ohren zu verstopfen vor verderblicher Rede.

Voller Freude läßt sich der Knabe von den Töchtern des Pastors nach der Weihnachtsstube führen. Der Alte aber bleibt allein im Wohnzimmer und doch nicht allein. Der Pastor hatte ihn, bevor er ihn verließ, noch mit einigen Worten darauf hingewiesen, daß er doch wenigstens prüfen möge, ob das, was die Christen am Weihnachten feierten, nicht die Erfüllung dessen sei, was Israel von Abrahams Tagen an gehofft, hatte ihn erinnert an die wichtigsten Weissagungen der Propheten von dem Sterne aus Jakob und dem Fürsten aus Juda und dem Friedefürsten, der aus Bethlehem Ephrata kommen sollte — und diese Worte hatten den Alten getroffen, diese Worte ließen ihn nicht zur Ruhe kommen, er konnte schon ihnen nicht mehr widersprechen.

Inzwischen begann die häusliche Feier. Unter dem strahlenden Christbaume ward zuerst gesungen das köstliche Weihnachtslied Luthers:

Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mär',
Der guten Mär' bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.

Dann las der Hausvater das alte wunderbare Weihnachtsevangelium vor und zwar mit ganz besonders bewegter Stimme die Botschaft des Engels: „Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids."

Schüchtern war Samuel am Eingange stehen geblieben, aber die dunkeln Augen hingen mit verzehrender Sehnsucht an dem brennendem Baume. Eine feine Freudenröte überzog das bleiche Gesicht und ließ es doppelt schön erscheinen. Besonders ergriffen ihn, der ja nur gewohnt war, von seinem Großvater die Gesetzesworte zu hören, die lieblichen Worte des Weihnachtsevangeliums. Als der Pastor geendet, streckte er plötzlich seine Hände verlangend nach dem Christbaume aus und rief klagend: „Warum ist der Messias nicht auch für mich geboren!" Der Geistliche gab ihm die bestimmte Versicherung, daß auch er eingeschlossen sei in das „Euch ist heute der Heiland geboren".

Nun war der Kleine zufrieden und konnte sich auch der Gaben freuen, die ihm die Töchter des Hauses gern mitteilten, aber immer wieder zog es seine Augen nach dem Christbaume und immer wieder kam es von seinen Lippen: „Euch ist heute der Heiland geboren!" — Nach einiger Zeit aber erinnerte er sich seines alten Großvaters und er bat, zu ihm gehen zu dürfen, und nun wurde er nicht müde zu erzählen von dem, was er gesehen und gehört; aber als er endlich damit heraus kam: „Lieber Großvater, sei mir nicht böse; aber ich muß es dir sagen: das Wort des Engels von der großen Freude, die allem Volke widerfahren soll, gilt auch uns; auch uns ist heute der Heiland geboren; ich glaube an Jesum Christum, er ist der Messias!" da entrang sich ein tiefer Seufzer der Brust des Alten; er stieß das Kind von sich und rief entsetzt aus: „Gott meiner Väter, das Unglück ist

geschehen, das ich vorausgesehen; der Knabe ist betört und auch ich! Jehovah, löse du die Fesseln und laß uns bleiben in dem Glauben unserer Väter!" So ging es stundenlang fort; nachdem der Knabe längst eingeschlafen war, wehklagte der Alte noch immer, weinte und stöhnte und rief dazwischen: „O weh, ich muß sterben und kann doch nicht!"

Von solchem Geschrei um Mitternacht im Schlafe aufgestört, gehen die Dienstboten zum Pastor, der noch über seiner Weihnachtspredigt sitzt, und melden ihm, was sie gehört. Der Geistliche eilt sofort ins Fremdenzimmer und findet den alten Joseph angekleidet auf einem Stuhle sitzen und stöhnen und vor ihm knieend seinen Enkel, ihm die Hände küssend und bitterlich weinend. Sobald der Greis seinen Wirt erkannt, ruft er ihm zu: „Herr Pastor, helfen Sie mir; ich fühle es, der Tod kommt; ich muß sterben und kann doch nicht!" Der Pastor erkannte sofort, daß der Alte die Wahrheit gesagt; die körperliche Anstrengung des letzten Tages und insonderheit die innere Erregung der letzten Stunden hatten ihn zu sehr mitgenommen. So redete er ihm denn die Sterbegedanken nicht aus, wie dies leider so oft Sterbenden gegenüber geschieht, sondern bestätigte ihm, daß er voraussichtlich nur noch wenige Stunden zu leben habe, sprach aber zugleich sein Bedauern aus, daß er ihm den rechten Trost im Sterben nicht bieten könne, da er ja nichts wissen wolle von dem Herrn Jesu Christo, der dem Tode die Macht genommen. Aber der Sterbende erwiderte, die Hand des Dieners Christi angstvoll umfassend: „Doch, Herr Pastor, bleiben Sie und reden Sie was Sie wollen. Beweisen Sie mir, daß das Wahrheit ist, was Sie mir vorhin gesagt, dann will ich glauben, daß Ihr Christus ist der unsern Vätern verheißene Messias; ich kann das Wort nicht los werden: Euch ist heute der Heiland geboren."

Nun wußte der Pastor, was er zu tun hatte. Er legte dem sterbenden Juden die Schriften des Alten Testamentes aus, sagte ihm von dem Jungfrauensohne Immanuel, dessen Name heißt: Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürst; er zeichnete ihm das Bild des Propheten Jesus, der von seinem Vater erhalten eine gelehrte Zunge, daß er wisse zu reden mit den Müden zur rechten Zeit, der gesandt sei, den Elenden zu predigen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu verkündigen den Gefangenen

eine Erledigung und den Gebundenen eine Öffnung, zu trösten alle Traurigen; und vor allen Dingen wies er ihn hin auf das Lamm Gottes, von dem Jesaias zuvor gesagt: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen; die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilet“, und zeigte ihm, wie alle solche Weissagungen der Propheten Israels in dem zu Bethlehem Geborenen und auf Golgatha Gestorbenen ihr Ja und Amen gefunden und forderte den Greis auf, wie Simeon diesen Herrn im Glauben zu ergreifen und auf ihn dann in Frieden zu scheiden.

Während solcher Zusprache fiel die Decke von den Augen des Alten; heiße Tränen liefen über sein Angesicht und er erklärte: „Ja, ich glaube, daß Jesus ist der Messias; ich will wie Simeon sagen: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“

Nun hatte er nur noch eine Sorge, die Sorge für seinen Enkel, und noch eine Bitte: die Bitte, vor seinem Ende noch den brennenden Christbaum zu sehen. Der Pastor nahm ihm die Sorge ab und erfüllte seine Bitte. Er versprach, für den verlassenen Knaben, den der Herr ihm so sichtlich zu Weihnacht beschert habe, wie für sein eigen Kind zu sorgen, ihn in sein Haus aufzunehmen und dem Herr Christo zuzuführen. Er ließ den Christbaum mitten in der Nacht noch einmal anzünden, trug selbst mit seinem Knechte den Sterbenden ins Weihnachtszimmer und verlas noch einmal das Weihnachtsevangelium.

Mehrere Minuten vergingen in heiliger Stille. Dann hob der Greis plötzlich die Hände, streckte sie gen Himmel und rief mit brechender Stimme: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!“ und neigte sein Haupt und entschlief unter dem brennenden Christbaume, um zu erwachen in noch hellerem Glanze.

* * *

Zehn Jahre sind vergangen. Wiederum brennt im Pfarrhause zu B. der Christbaum, und unter dem Christbaume ist auch Samuel M. zu finden, der von der Universität aus durch den verschneiten Wald dem geliebten Pfarrhause, das ihm eine zweite Heimat geworden, zugeeilt ist. Als das Weihnachtslied verklungen

und das Weihnachtsevangelium verlesen ist, tritt er zu den Pfarrersleuten, dankt ihnen noch einmal für alles, was sie ihm seit jenem Weihnachtsfeste getan und bittet sie um ihren Segen zu dem Werke, das er vorhabe. Seines Großvaters höchster Wunsch sei es gewesen, ihn zu einem Prediger und Lehrer des Volkes Israel zu machen; er wolle gern ein solcher werden, aber nicht in der Weise, wie sein Großvater dies eigentlich gedacht, er wolle seinen Volksgenossen verkündigen den, den er vor zehn Jahren unter dem brennenden Christbaume in diesem Hause kennen gelernt, auf den sein Großvater damals in Frieden abgeschieden.

Die Pflegeeltern ließen ihn mit Freuden ziehen und begleiteten ihn mit ihren herzlichen Gebeten. So ward Samuel M. Judenmissionar. (Blätter für Mission.)

Ein begnadigter Schächer.

In einem japanischen Gefängnis in Hiroschima fand vor einiger Zeit eine merkwürdige Bekehrung statt, durch die so recht die Macht des Wortes Gottes erwiesen wurde. Denn ohne jegliche menschliche Einwirkung wurde dadurch das Gewissen eines Gefangenen erweckt, sodaß er von selbst seine Sünden offenbarte und ein herzliches Verlangen nach gänzlicher Hingabe an Gott bezeugte.

Von drei Buddhisten, die sich am Mord ihrer reichen Tante beteiligt hatten, waren zwei sogleich nach ihrer Verurteilung hingerichtet worden, wogegen der dritte, der an die oberste Gerichtsbehörde appelliert hatte, für ein Jahr im Gefängnis zurückbehalten wurde. Diesem übersandte ein Unbekannter ein Neues Testament in japanischer Sprache, das der Gefangene mit wachsendem Interesse las. Der Inhalt desselben sprach so zu seinem Herzen, daß es nicht lange währte, bis der Mann von der göttlichen Wahrheit ergriffen, sein sündliches Tun vor Gott und Menschen erkannte.

Die unerträgliche Last seiner Schuld bewog ihn schließlich, den Direktor des Gefängnisses um die Erlaubnis zu bitten, einen christlichen Evangelisten kommen zu lassen. Am gleichen Tage besuchte ihn seine junge Frau, die ihm mitteilte, daß sich in einiger Entfernung von Hiroschima eine Missionsstation befinde, die unter

der Leitung eines christlichen japanischen Predigers stehe. Auf den sehnlichen Wunsch ihres Mannes reiste sie dahin und sprach mit dem Prediger Murala San. Dieser erklärte sich denn auch bereit, den Gefangenen wöchentlich zweimal zu besuchen. Gegen diesen Besuch hatte auch der Buddhistenpriester, der die Zellen beaufsichtigte, nichts einzuwenden.

Wie erstaunt war Murata San, als er bei seinem ersten Besuche fand, daß der Gefangene durch ernste Betrachtung des Evangeliums zum völligen Glauben an den Erlöser geführt worden war. Die erste Frage dieses heilsbegierigen Jüngers lautete: „Was bedeutet Mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen?“ Nachdem er noch ein weiteres über das Heil in Jesu Christo mit ihm eingehend gesprochen hatte, bat der Gefangene dringend um die christliche Taufe, doch darauf wollte der Direktor des Gefängnisses nicht eingehen. Erst am Vorabend der Hinrichtung erteilte er hiezu seine Erlaubnis.

Während seiner Besuche erhielt der Prediger tiefe Eindrücke von der Bußfertigkeit, dem Glaubensleben und der Bibelkenntnis des jungen, zum Tode verurteilten Taufbewerbers. Mit größter Genauigkeit wußte dieser jedes Kapitel, jeden Vers anzuführen, wenn Hauptstellen über Sünde, die Gerechtigkeit Gottes und den Opfertod des Heilandes am Kreuz zur Sprache kamen. Auch betonte er dieselben immer mit tiefer, innerer Rührung. Ein ganz besonders liebes Gebet war ihm das „Unservater“. Die ungestörte Gemeinschaft mit dem Erlöser verlieh ihm auch eine selige Gemütsstimmung, die ihn selbst in der Todesstunde nicht verließ.

Endlich lief vom Statthalter die Erlaubnis zur Taufe ein. Die heilige Handlung wurde an ihm vollzogen und mit unaussprechlichem Dankgefühl beging der von Gott begnadigte Sünder diese feierliche Stunde; denn er fühlte sich nun ganz glücklich, seinem Herrn anzugehören und ihn in kurzem von Angesicht zu Angesicht schauen zu dürfen. Ein besonderer Wachposten war ihm beigegeben, der dann nähere Auskunft über seine letzten Stunden erteilte. Der Gefangene schlief ruhig mehrere Stunden. Als er erwachte, faltete er die Hände und betete. Dann schloß er wieder die Augen und sagte laut: „Der Heiland Jesus ist gekommen!“ Daraufhin betete er lange und schlief noch bis gegen Tagesanbruch, als man ihm das letzte Frühstück brachte und ihn fragte, ob er noch einen Wunsch

habe. „Ich bin ein Christ", antwortete er, „und als solcher möchte ich auch von Christen begraben werden."

Mit festem Mut betrat er dann das Blutgerüst und betete. Ehe das Schwert fiel, rief er laut: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" — So endete der junge Japaner. Alle buddhistischen Priester und Zuschauer waren tiefbewegt von seinem Scheiden und bezeugten ihre Verwunderung, daß die christliche Religion eine besondere Macht besitzen müsse, um eine so erstaunliche Umwandlung bei einem Verbrecher hervorrufen zu können.

Der Prediger Murata San wurde dann noch zu einem andern Gefangenen gerufen. Als die Buddhistenpriester das erfuhren, näherten sie sich ihm, um nach dem Geheimnis zu forschen, das er nach ihrer Meinung anwende, um derartige Wunder der Sinnesänderung und Ergebung an den Gefangenen zu bewirken, wie sie ein solches mit eigenen Augen an dem Mörder beobachtet hatten.

Das Jubeljahr der britischen Bibelgesellschaft.

In dem jetzt zu Ende gehenden Jahr ist die Gesellschaft mit einer imposanten Versammlung im Mansionhause zu London in das Jahr ihres hundertjährigen Bestehens eingetreten und gedenkt im März 1904 das Jubiläumsfest selbst zu feiern. Sie will aus Anlaß dieses Festes einen Fond von 5 Millionen Mark für die Zwecke der Bibelverbreitung sammeln; der vierte Teil dieser Summe ist bereits gezeichnet. Ihr Arbeitsfeld erstreckt sich über alle Erdteile und schon ist eine Schar von Agenten und Kolporteuren unterwegs, um neue Verbindungen in überseeischen Ländern anzuknüpfen. In den noch heidnischen oder mohammedanischen Gebieten geht die Gesellschaft Hand in Hand mit den evangelischen Missionaren, denen sie die Bibeln zu außerordentlich günstigen Bedingungen liefert. Nach der neuesten Feststellung gibt es zur Zeit 99 Übersetzungen der ganzen Bibel, weitere 121 des Neuen Testaments und 236 von einzelnen biblischen Büchern. Von diesen 456 Übersetzungen sind einige veraltet, weil in toten Sprachen gehalten; 436 sind im Gebrauch der Völker. Von diesen Übersetzungen hat die Londoner Bibelgesellschaft nicht weniger als 365

auf ihrer Liste. Sie erreicht damit etwa zwei Drittel der Menschheit. Es verbleiben noch 450 Millionen Erdbewohner, die bis jetzt das Wort Gottes noch nicht in ihrer Muttersprache haben. Wenn wir hören, daß diese eine Bibelgesellschaft in den 100 Jahren ihres Bestehens gegen 180 Millionen Bibeln oder Bibelteile verbreitet hat, wofür über 260 Millionen Mark verausgabt wurden, so kann man sich kaum eine richtige Vorstellung von der Bedeutung dieser riesigen Summe machen. Etwas anschaulicher wird sie, wenn man auf die Einzelheiten des Berichts eingeht. So hat z. B. das chinesische Bibeldepot in Shanghai im letzten Jahre über 1 Million Schriften umgesetzt, in Australien wurden 12750, in Italien 106000 verbreitet. Deutschland und die Schweiz bilden ein gemeinsames Arbeitsfeld der Bibelagenten, die im Vorjahre nahezu eine halbe Million Schriften hier absetzten. Dabei beschäftigt die Bibelgesellschaft im Orient über 600 eingeborene Bibelfrauen, die unter Anleitung und Aufsicht von mehr denn 30 verschiedenen Missionsgesellschaften, einschließlich deutscher und schweizerischer, tätig sind. Die Gesamtsumme, die im letzten Jahre für den Unterhalt dieser Missionsarbeiterinnen gezahlt wurde, belief sich auf über 76000 Mark.

Der letzte Bericht der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft gruppiert diese Bibelfrauen unter ihren diesbezüglichen Missionsgesellschaften folgendermaßen: Die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums mit ihrer Frauenmissions-Vereinigung zählt 54; die kirchliche Missionsgesellschaft 64; die Senana-Missionsgesellschaft 35; die Londoner Missionsgesellschaft 48; die Wesleyaner Missionsgesellschaft mit ihren Frauen-Hilfsgesellschaften 93; die Baptisten-Missionsgesellschaft mit Einschluß der Baptisten-Senana-Mission 30; die Senana und ärztliche Mission 24; die Presbyterianer Missionen 89; die amerikanische Mission 72; deutsche und dänische Missionen 88; den Verhältnissen entsprechend sind dann noch zahlreiche andere kleine Missionen damit versorgt.

Bücheranzeigen.

Frommel, E. D. Festflammen. Gedanken und Bilder zu den hohen Festen der Kirche. Dreizehnte Auflage. 215 S. Altenburg, S.-A. Stephan Geibel. eleg. geb. m. Goldschn. Mk. 4.20.

Zu der bevorstehenden Weihnachtszeit kann man der christlichen Familie

wohl kaum ein passenderes und schöneres Geschenkbuch empfehlen als das eben hier angezeigte: die „Festflammen“ von Emil Frommel. Feste kommen und vergehen, aber was uns hier an Festgedanken und Festbildern geboten wird, das bleibt gewiß als Nachklang und Nachfeier im Herzen.

— **Ernstes und Heiteres.** Erzählungen ꝛc. für das deutsche Volk. Mit einem Geleitsworte von Hofprediger Keßler und einem Bilde Frommels. Fünfte Auflage. Ebenda. broch. Mk. 1.50. | eleg. geb. Mk. 2.25.

Auch in diesen Erzählungen tritt Frommels köstliche Volkstümlichkeit und geistvolle Art, das Heitere und Fröhliche mit dem rechten Ernste zu verklären und zu heiligen, hervor und läßt jede seiner Geschichten zu einem Appell werden, der ans Herz spricht.

Rogge, B. D. **Deutsch-evangelische Charakterbilder.** Zweite Auflage. 1903. Mit 18 Bildnissen. 230 S. Ebenda.
brosch. Mk. 2.25. | geb. Mk. 3. | m. Goldschn. Mk. 3.40.

An der Spitze dieser fein ausgeführten Charakterbilder steht Dr. M. Luther, dem sich dann Männer wie Melanchthon, Bugenhagen, Butzer, Paul Gerhardt, Spener, Francke, Zinzendorf und verschiedene fromme Fürsten anreihen. Jeder Lebensskizze ist das Bildnis der betreffenden Persönlichkeit beigegeben. Die Darstellung ist geschichtlich treu und objektiv gehalten, die Gruppierung des Stoffs klar und übersichtlich. Ein prächtiges Buch für jedes evangelische Haus.

Evers, E. **Blumen am Wege.** Ernste und heitere Geschichten. 128 S. Fünfte Auflage. Ebenda. brosch. Mk. 1. | geb. Mk. 1.50.

Auf diesen fünf volkstümlich erzählten Geschichten ruht etwas wie Blumenduft, der den Leser erfrischend anmutet. Wir möchten das Büchlein deshalb recht empfehlen.

„Folge du Mir nach!“ Ein vollständiger Jahrgang Predigten über sämtliche Texte der von der Eisenacher Kirchenkonferenz festgesetzten Evangelien (incl. die neuen Abschnitte aus der Apostelgeschichte). Von Joh. Rump, Dr. und Lic. d. Theol. Lieferung 1. Vollständig in etwa 11 Liefg. Ebenda. à Mk. 1.

Predigten von tiefem Ernst und reicher Lebenserfahrung, die dem Leser unwiderstehlich ins Herz hineindringen und das Gewissen anfassen.

Thiemann, A. **Weihnachten im Dichtermund.** I. Teil. 88 Weihnachtsgedichte, Lieder und Festspiele. Düsseldorf, C. Schaffnit. 60 Pf.

Eine schöne, reichhaltige Sammlung, die eine gute Auslese für Weihnachtsfeiern bietet.

Wagner, C. **Die Seele der Dinge.** Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Fr. Fliedner. 292 S. Berlin. M. Warneck. brosch. Mk. 4. | geb. Mk. 5.

Mit viel Geist und Gemüt entworfene Skizzen, in denen eine Reihe von alltäglichen Dingen des Lebens ins Licht der Ewigkeit gestellt und als Spiegelbilder des geistigen Lebens benützt werden. Der Verfasser führt uns dabei durch Wald und Feld, auf die Höhen der Berge und hinaus aufs Meer, in das Treiben der Großstadt und hinein in die Familien und weiß überall die scheinbaren Zufälligkeiten des Natur- und Menschenlebens mit wenigen Strichen zu zeichnen und ihnen einen geistigen Gehalt zu geben. Von besonderer Anmut ist auch Sprache und Stil.

Dennert, Dr. **Bibel und Naturwissenschaft.** Gedanken und Bekenntnisse eines Naturforschers. 318 S. Stuttgart. Max Kielmann.
broch. Mk. 5. | geb. Mk. 6.

Der Verfasser, ein Naturforscher, der sein Leben und seine Feder in den Dienst der Verteidigung der christlichen Weltanschauung gestellt hat, möchte in vorliegendem Buche solchen, die einen festen Untergrund für ihren religiösen Glauben suchen, ein Führer dazu sein und vor allem nachweisen, daß zwischen den neuesten Ergebnissen der Naturwissenschaft und der Bibel kein unüberbrückbarer Gegensatz besteht.

Die Privat-Erbauungsgemeinschaften innerhalb der evang. Kirchen Deutschlands. Von Rektor Chr. Dietrich und P. Ferd. Brockes. 248 S. Stuttgart. Deutscher Philadelphiaverein. brosch. Mk. 1.75. | geb. Mk. 2.70.
Eine klare, übersichtliche Darstellung des gesamten Gemeinschaftswesen Deutschlands, die umso willkommener ist, als gegenwärtig die Gemeinschaftsbewegung immer größere Kreise zieht.

Zeller, S. Der Herr segne dich und behüte dich! Betrachtung über 4. Mose 6, 22—27. 41 S. Ebenda. eleg. kart. 50 Pf.
Eine praktische Auslegung des Aaronischen Segens.

Christliche Charakterbilder. Volkstümliche Lebensbeschreibungen von Fr. Baun und E. Kiefner. Stuttgart. Evang. Gesellschaft. Lwdbd. Mk. 2.
Ein prächtiges Büchlein, das uns die Lebensbilder der drei schwäbischen Schulmeister Kolb, Joh. Kullen und W. Fr. Thumm in ihrem Glaubensleben und gesegneten Wirken zeichnet. Diese Lebensbilder sind auch in Einzelausgaben geb. à 40 Pf. (Thumm à Mk. 1) zu haben. Außer ihnen ist noch erschienen: Joh. Chrysostomus, von Th. Traub.

Bachofner, A. Schlichte Blätter. 170 S. Basel. Kober C. F. Spittlers Nachfolger. geh. Fr. 1.50. | geb. Fr. 2.50.
Vierzehn schlichte, aber das Herz ansprechende Erzählungen, aus dem Leben fürs Leben. Eine empfehlenswerte Lektüre für jung und alt.

Probst, Pfr. Hinaus in die Welt. Ein Wort an die Jungen. Ebenda. 30 Cts.
Ein ernstes, kernhaftes Wort voll packender Gedanken, das der Jugend die rechten Ziele vor die Augen stellt, aber auch die ernstesten Warnungen zuruft.

Miéville, Pfr. Christus unser Heil. Evangelische Predigten, gehalten vor der deutschen Gemeinde zu Vevey. 150 S. Ebenda. geh. Fr. 1.50. | geb. Fr. 2.50.
Vierzehn Predigten über freie Texte, die ein kräftiges Glaubenszeugnis und ein freudiges Bekenntnis zu Jesu Christo enthalten.

Zu Gottes Verfügung. Nach Vorträgen von O. Stockmayer. Düsseldorf. C. Schaffnit. 60 Pf.

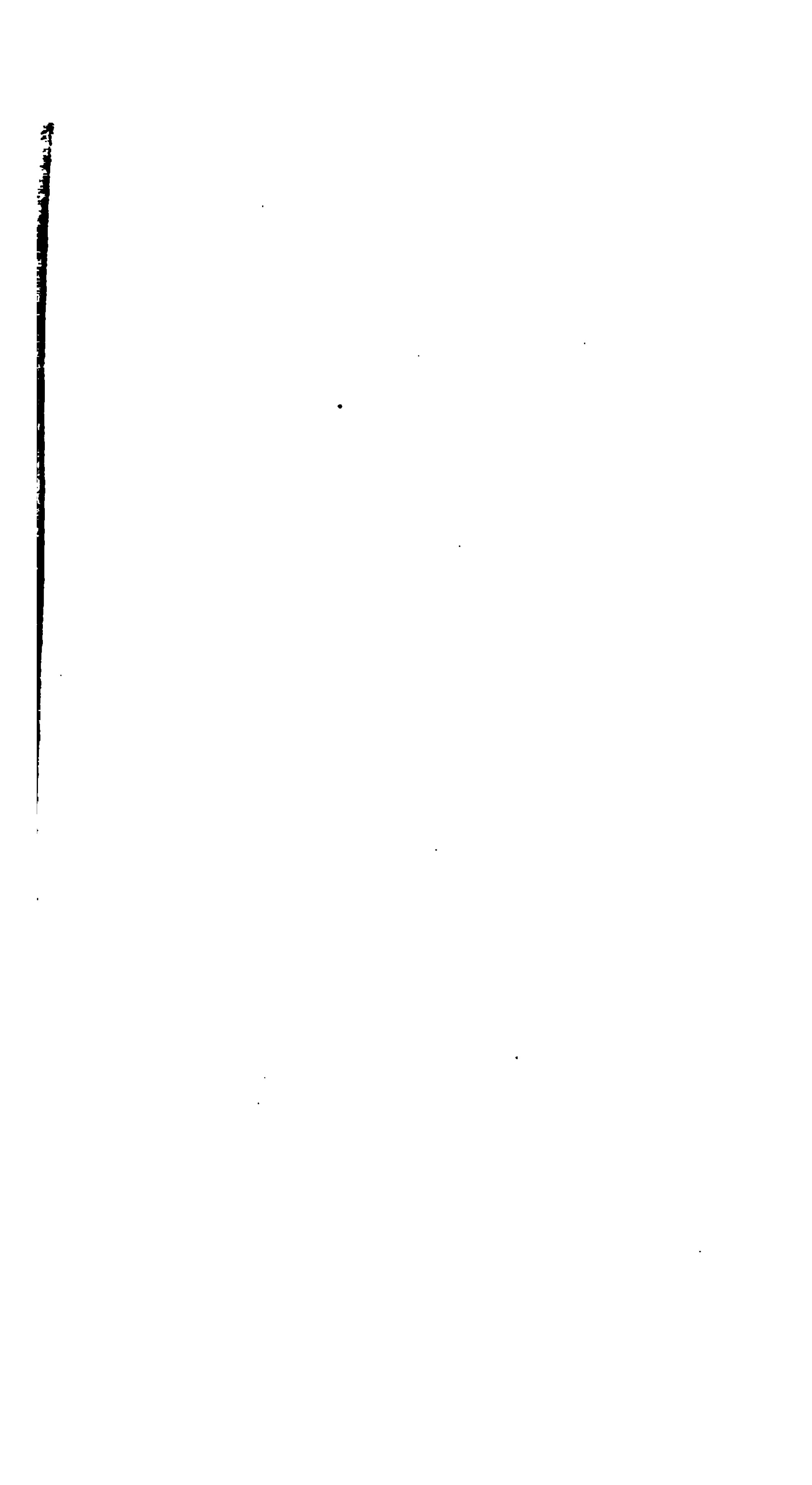
Finney, Ch. G. XXII Reden über religiöse Erweckungen. Uebersetzt von E. v. Feilitzsch. Erste Hälfte: Rede I—XII. Ebenda. brosch. Mk. 1.60. | kart. Mk. 2.

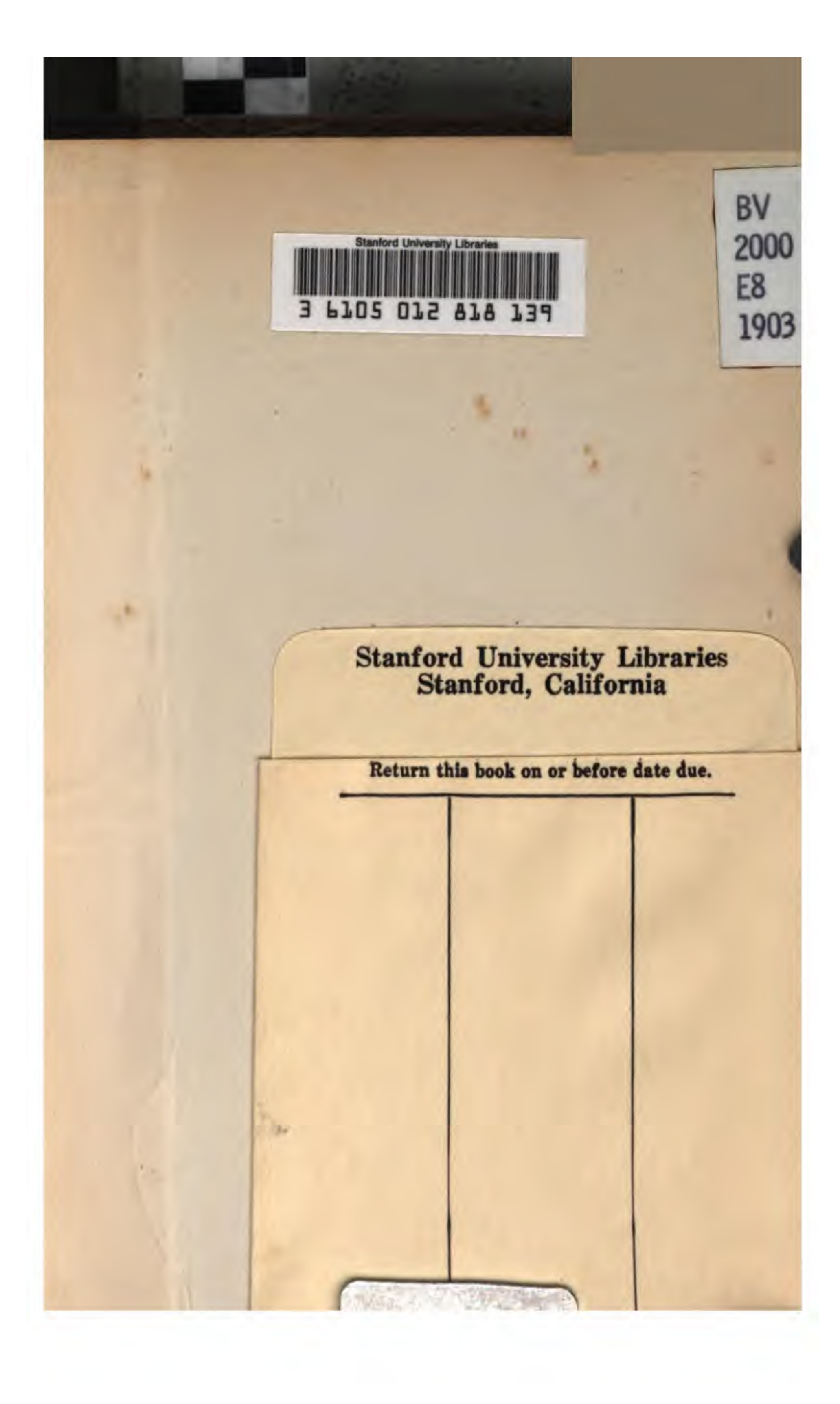
Studemund, W. Ist das Christentum Wahrheit? Eine Verteidigung des Christentums für das Volk. 102 S. Leipzig, H. G. Wallmann. 75 Pf.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Kober, C. F. Spittlers Nachfolger) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.






Stanford University Libraries
3 6105 012 818 139
BV
2000
E8
1903
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

